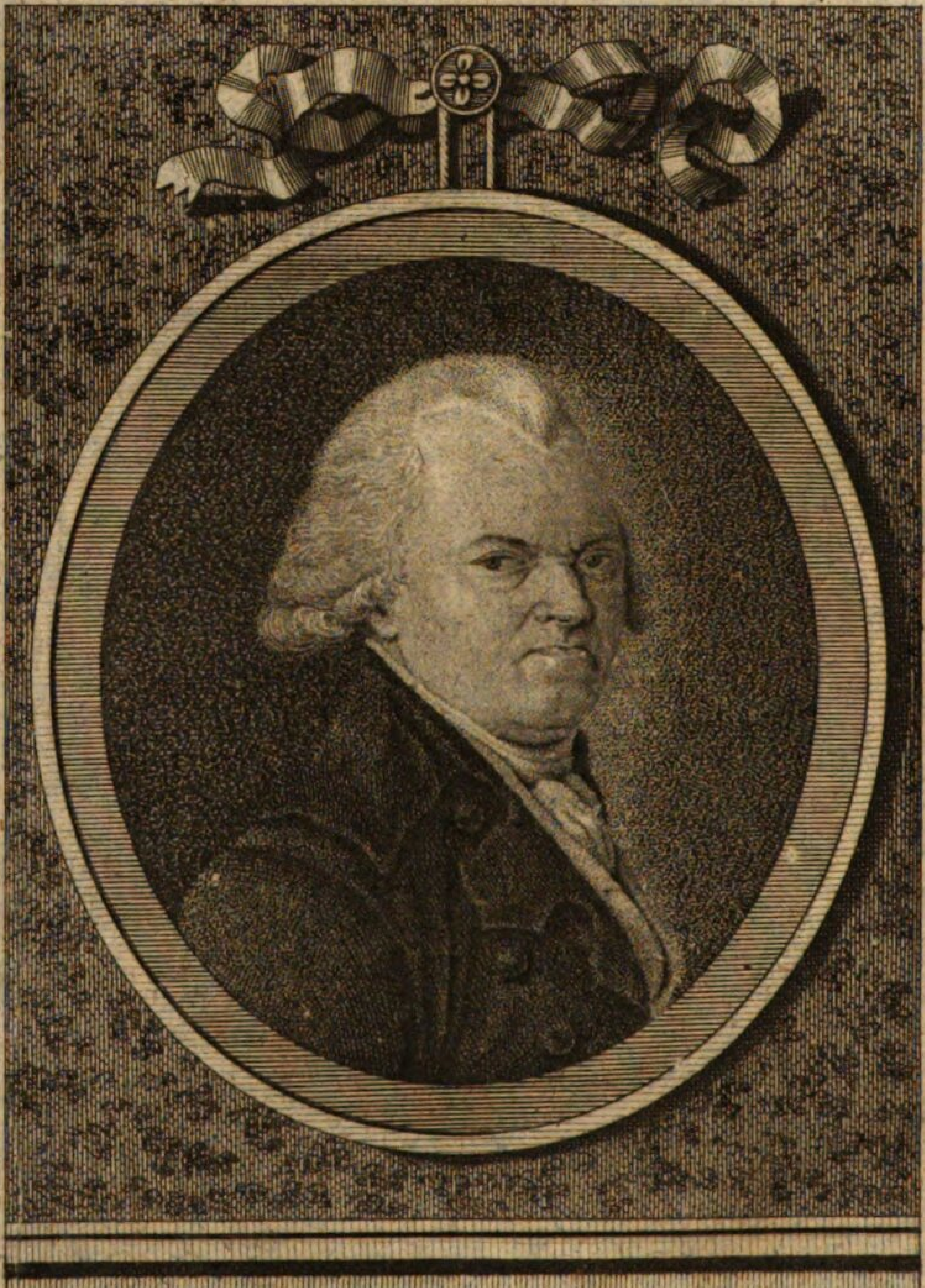
BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

<36629162250019

<36629162250019

FI, I Bayer. Staatsbibliothek

Oec: 1032. 188
Oecon. Lex.
~~14.~~
~~Oec. gen. N: 21.~~
R



AUGUST LUDWIG SCHLÖZER

geb: den 5 Jul: 1735.

Lastic pinx: 1798. *S: Halle ſculps.*

D. Johann Georg Krünitz
ökonomiſch-technologiſche
Encyklopädie,
oder
allgemeines Syſtem
der
Staats-, Stadt-, Haus- und Landwirthſchaft,
und der Kunſt-Geſchichte,
in alphabetiſcher Ordnung;

zuerſt fortgeſetzt
von
Friedrich Jakob Floerken,
nunmehr von
Heinrich Guſtav Flörke,
der philomatiſchen Geſellſchaft zu Berlin Mitgliede, der naturforſchenden Geſellſchaften zu Jena, Göttingen und Roſtock, ſo wie der botaniſchen Geſellſchaft zu Regensburg Ehrenmitgliede.

Acht und achtzigſter Theil,
von Meiſe bis Menſch.
Nebſt 17 Kupfertafeln auf $4\frac{5}{8}$ Bogen und 1 Bogen Tabellen.

Mit Königl. Preußiſchen und Churfürſtl. Sächſiſchen Privilegien.

Berlin, 1802.
In der Buchhandl. des Königl. Preuß. Geh. Commercien-Raths
Joachim Pauli.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Nachſtehende allergnädigſte Königl. Preußiſche Reſolution, wegen der von den Königl. Preußiſchen Magiſtraten aus den Kämmerey-Caſſen anzuſchaffenden Krünitziſchen ökonomiſchen Encyklopädie, welche in meinem Verlage heraus kommt, und von welcher bereits 88 Bände in gr. 8. fertig ſind, mache ich Endesbenannter hierdurch den ſämmtlichen, ſeit der Zeit zu dem Königlich Preußiſchen Staate hinzugekommenen Magiſtraten nicht allein bekannt, ſondern zeige ihnen zugleich an, daß ich dieſes Werk noch um den Pränumerations-Preis für 180 Rthlr. 20 gr. verlaſſen will, da ſelbiges ſonſt in gewöhnlichem Ladenpreiſe 277 Rthlr. 23 gr. koſtet. Berlin, am 28ſten Auguſt, 1802.

Joachim Pauli.

Auf die von dem Buchhändler Pauli eingereichte Vorſtellung vom 24. m. p., worinnen derſelbe den Magiſträten zum Ankauf eines Exemplars der von ihm in Verlag genommenen deutſchen öconomiſchen Encyclopädie, auf Koſten der Cämmereyen, angezeigter Urſa-

Urſachen halber nunmehro die Erlaubniß zu ertheilen, und deshalb das Nöthige zu verfügen, wiederholentlich allerunterthänigſt gebeten hat, wird hiermit zur Reſolution ertheilet:

Daß nach dem Geſuche des Supplicanten denen Magiſtråten, welche dieſes in vielem Betracht nutzbare Werk aus denen Cåmmerey-Mitteln anzuſchaffen gut finden, ſobald ſie der Ordnung und Verfaſſung gemåß, deshalb zuvor die Approbation gehörig nachſuchen, der Ankauf dieſes Werks, in ſo weit die Cåmmereyen die Koſten dazu herzugeben im Stande ſind, verſtattet werden ſoll, und kann dahero Supplicant denen Magiſtråten, welche ſich ſothanes Buch anſchaffen wollen, von dieſer Reſolution Nachricht zukommen laſſen. Signatum Berlin den 11. February 1775.

Auf Sr. Königl. Majeſtåt allergnädigſten Special-Befehl.

v. Maſſow. v. Blumenthal. v. Derſchau. v. Schulenburg.

Reſolutio
Für den Buchhåndler Pauli.

M. M.

Meiſe, die *), Parus Linn. und anderer Naturforſcher, iſt der Nahme einer ziemlich zahlreichen Gattung von Vögeln, die zu den Sangvögeln gehören, und ſich durch folgende Kennzeichen von andern unterſcheiden. Der Schnabel iſt etwas ſtark, kurz, ſpitzig, nicht ausgeſchnitten, an der Wurzel mit Borſten beſetzt. Die Zunge iſt abgeſtumpft, und endigt ſich in vier borſtenartige Faſern. Die Füße ſind Sangfüße, die Zehen bis an die Wurzel geſpalten, und die hintere ſtark.

Der

*) Im Niederſ. Meeske, im Angelſ. Maſe, im mittlern Latein Meila, im Schwed. Mäſe, im Dän. Musvit, im Engl. Titmouſe, Muskin, im Franz. Méſange. Die Abſtammung des Wortes Meiſe iſt ungewiß.

Der Leib dieſer Vögel iſt federreich, die kleinen Federn ſind faſt alle geſchliſſen, daher ſeidenartig. Mit ihren muskulöſen Füßen klettern ſie wie die Spechte. Ihre Nahrung beſteht mehrentheils in Inſecten, doch auch in Samen, Beeren und Früchten. Ihr Naturell iſt ungemein lebhaſt, ihr Betragen poſſierlich, und ſie ſind nicht ſcheu. Ihre Fruchtbarkeit iſt groß, und außer der Zeit der Fortpflanzung leben ſie immer in größern oder kleineren Geſellſchaften.

Man kennt im Ganzen genommen jetzt 32 Arten dieſer Gattung, von denen 8 auch in Deutſchland einheimiſch ſind, und hier näher angeführt zu werden verdienen.

1. Die Haubenmeiſe, auch Kupp-, Kupf-, Schopf-, Kobel-, Strauß-, Haubel-, Heiden- und Hörnermeiſe, Parus *criſtatus*, capite criſtato, collari nigro, ventre albo. Linn. Syſt. Nat. ed. Gmel. Tom. I. P. II. p. 1005. La Méſange hupée. Buffon. The creſted Titmouſe. Penn. Kobelmeiſe. Friſch. Taf. 14 Fig. 1. b. Bechſtein's getreue Abbildungen. Heft VI. Taf. 7. Fig. 1. und deſſen gemeinnützige Naturgeſchichte Deutſchlands IV. B. Leipzig, 1795. S. 718 ff.

Dieſe ſeltene Meiſe findet ſich faſt in ganz Europa, die kälteſten Zonen ausgenommen. In der ehemahligen Normandie und den thüringiſchen Schwarzwäldern iſt ſie noch am häufigſten.

Ihre Länge beträgt 5 Zoll, davon der Schwanz $1\frac{3}{4}$ Zoll einnimmt. Der Kopf iſt mit einem faſt zollangen ſpitzig zulaufenden Federbuſche verſehen, der aus ſtufenweiſen größeren ſchwarzen Federn mit weißen Kanten beſteht. Die Stirn iſt weiß und ſchwarz geſchuppt; die

Wangen ſind hellaſchgrün von unten und hinten eingefaßt; von der Schnabeldecke läuft ein breiter röthlichweißer Streifen bis zum Nacken; im Nacken befindet ſich ein ſchwarzer Fleck, der wie ein Halsband den Hals einſchließt und ſich vorn an der Bruſt mit dem ſchwarzen Vorderhalſe und der ſchwarzen Kehle vereinigt; der Rücken und die Schultern ſind röthlichgrau; die Bruſt und der Bauch weißlich; die Seiten röthlich; die Flügel und der gerade Schwanz graubraun, die vordern Schwungfedern mit weißlicher Kante, die Schwanzfedern röthlichgrau eingefaßt. Das Weibchen zeichnet ſich von dem Männchen nur durch die weniger hohe Haube aus.

Dieſe Meiſenart hat eine ganz eigene Lockſtimme, wodurch ſie ſich von allen anderen Meiſen auszeichnet; ſie klingt ſchnurrend: Görrrky. Sonſt ſingt ſie auch noch einige unmelodiſche Töne.

Gezähmt iſt ſie zärtlicher als die andern Arten ihrer Gattung.

Die Schwarzwälder verläßt ſie nie, und zieht nur außer der Begattungszeit von einem Berge zum andern; wobey ſie das beſonders eigne hat, daß ſich ihre Geſellſchaft nie über vier erſtreckt, welche gewöhnlich die Anführer von einer Cohorte Tannenmeiſen oder Goldhähnchen ſind, die ſich durch ihre Stimme leiten laſſen, wohin ſie wollen. Sie kriecht immer in den niedrigſten Aeſten und Gebüſchen herum; daher ſie auch die Gegenden, wo viele Wachholderbüſche ſind, allen andern vorzieht.

Sie nährt ſich von Raupen, Inſecten, Inſecteneyern, von Tannen- und Kiefernſamen ꝛc. faſt wie die Tannenmeiſe.

Ihr Neſt findet man des Jahrs zweymahl in hohlen Bäumen und Stöcken, in Steinritzen, in alten Mauern, auch in verlaſſenen Aelſter- und Eichhornneſtern. Es beſteht aus grünem und weißem Baummos, und iſt mit Schaf- und Pflanzenwolle, Küh- und Hirſchhaaren ausgefüttert. Eyer ſind acht bis zehn. Sie ſind ſchneeweiß, und oben mit blutrothen Flecken, die gemeinhin zuſammen gelaufen ſind, bezeichnet. Die Jungen werden mehrentheils mit Raupen aufgefüttert.

Schaden verurſacht dieſe Meiſe gar nicht. Ihr Nutzen läßt ſich aus ihrer Nahrung abnehmen. Allein läßt ſie ſich ſchwer zum Fange locken; leichter in Geſellſchaft der Tannenmeiſe.

2. **Die Kohlmeiſe, auch Grasmeiſe, Spiegel-, Brand- Pick-, Finken-, Schwarz-, Speck-, Schinken- und große ſchwarze Meiſe; Meiſenfink.** Parus *major*, capite nigro, temporibus albis, nucha lutea. Linn. Syſt. Nat. ed Gmel. T. I. P. II. p. 1006. La groſſe Méſange ou Charbonniere. Buffon. The great Titmouſe or Ox-eye Penn. Friſch Abbild. Taf. 13. Fig. 1. Bechſtein's getreue Abbild. Heft III. Taf. 9. Fig. 1. und deſſen gemeinnützige Naturgeſchichte Deutſchlands rc. IV. B. Leipzig 1795. S. 713 ff.

Nach Herrn Bechſtein's eben genanntem Werke, zu deſſen muſterhafter Beſchreibung ſich wenige Zuſätze machen laſſen, kommt dieſe Meiſe an Größe faſt dem gemeinen Finken gleich, iſt ſechs und einen halben Zoll lang und neun Zoll vier Linien breit *). Der Schwanz iſt zwey und

*) Pariſ. M. Länge 5 Zoll 10 Linien, Breite 8 Zoll 4 Linien.

und drey Viertel Zoll lang, und die zuſammen gelegten Flügel bedecken nur den Schwanz einen Zoll lang.

Der Schnabel iſt ſechs Linien lang, gerade, rund, hart, ſpitzig, kegelförmig, beyde Kiefern gleich lang und ſchwärzlich; der Augenſtern dunkelbraun; die runden Naſenlöcher mit borſtenförmigen Haaren bedeckt; die geſchilderten Füße und Klauen bleyfarbig, die Beine zehn Linien hoch, die mittlere Zehe neun und die hintere ſieben Linien lang, die Klauen, beſonders die hintere, ſtark und ſcharf.

Der Kopf iſt oben glänzend ſchwarz; mit dem Nacken verbindet ſich die ſchwarze Kehle und der Vorderhals durch ein dergleichen Band, wodurch die rein weißen Wangen und Schläfe ganz in ſchwarz eingeſchloſſen werden; das Genick iſt grünlichgelb, mit etwas weiß vermiſcht; der Rücken und die Schultern ſind ſchön olivengrün; die mittelmäßigen Steißfedern hellaſchgrau; die Bruſt und der Bauch gelblichgrün, der Länge nach durch einen ſchwarzen Streifen, der am Unterbauche am breiteſten iſt, getheilt; der After in der Mitte ſchwarz, an den Seiten weiß; die Schenkel weiß, ſchwarz gefleckt; die Seiten blaß olivengrün; die Deckfedern der Flügel hellblau, die großen mit weißen Spitzen, wodurch eine weiße Binde ſchief über die Flügel läuft: die Schwungfedern ſchwärzlich, die vordern, die beyden erſten ausgenommen, oben hellblau, unten weiß gerändet, die hintern obern olivengrün und unten weiß eingefaßt; die Schwanzfedern etwas gabelförmig und ſchwärzlich, die beyden mittelſten hellblau überlaufen, die äußerſte an der äußern Fahne und noch etwas von der innern weiß, die

übrigen alle auswendig hellblau gerändet, und die zweyte noch überdieß mit einer weißen Spitze.

Das Weibchen iſt kleiner, die Schwärze des Kopfs und die gelbe Farbe der Bruſt weniger lebhaft, und der ſchwarze Streifen am Bauche ſchmäler und nur bis in die Mitte des Bauchs reichend. Am letztern kann man auch ſchon die jungen Kohlmeiſenmännchen von den Weibchen unterſcheiden, denen ſie ſonſt völlig gleich ſehen.

Die Kohlmeiſen ſind, wie alle Meiſen auſſerordentlich thätig, munter und muthig. Man ſieht ſie daher ſtets in Bewegung, bald an dem Stamme eines Baums, wie ein Specht herumklettern, bald an einem Zweige verkehrt hangen, bald hier und dahin fliegen und kriechen, und überall ſich nach Futter umſehen. Sie ſind auch liſtig, denn ſobald als eine nur einmal eine Unannehmlichkeit irgendwo empfunden hat: ſo ſcheut ſie nicht nur den Ort, ſondern flieht auch Menſchen und Thiere, und jedes, was ihr fremd iſt, von weitem. Durch ihren Zorn, ihre Grauſamkeit und Stärke zeichnen ſie ſich aber beſonders unter allen kleinen Vögeln aus. Sie tödten nähmlich nicht nur kranke Vögel, und ſolche, die ſich in der Schneuß gefangen haben, und hacken ihnen das Gehirn aus, ſondern auch, wenn ſie in der Gefangenſchaft hungern müſſen, ſolche, die weit größer als ſie ſind, z. B. Goldammern, Lerchen, Gimpel u. d. gl. und ſogar ihres Gleichen. Kriechend gehen ſie hierbey auf den Vogel los, ſuchen ihn durch einen ſtarken Anfall auf den Rücken zu werfen, häkeln ſich dann mit ihren ſcharfen Klauen tief in ſeine Bruſt und den Bauch ein, und hacken ihm mit derben Schlägen vermittelſt ihres ſtarken Schnabels in den

Kopf,

Kopf, bis ſie zu dem Gehirne kommen, welches ihr leckerhafteſter Fraß iſt.

Da ſie wegen ihres ausgezeichneten Geſangs angenehme Stubenvögel ſind, ſo müſſen ſie entweder in ein dråhternes Vogelbauer (denn in einem hölzernen zernagen ſie das Holz) allein geſteckt werden, oder wenn man ſie unter andern Vögeln frey herum laufen laſſen will, ſo müſſen ſie alle Tage vollauf, und zwar gutes Futter haben; denn diejenige, die kein Futter hat, fällt die andern Vögel an, und wenn ſie einmal Vogelgehirn gekoſtet hat, ſo iſt auch kein Vogel mehr vor ihr ſicher, daß ſie ihn nicht angreifen ſollte, und man weiß ein Beyſpiel, daß eine ſolche Kohlmeiſe eine Wachtel angefallen und getödtet hat. Daß es nur bloße Grillen ſind, wenn die Vogelſteller ſagen, daß nur die mit geſpaltenen Schwänzen Mörder wären, braucht kaum erinnert zu werden; aber daß immer eine vor der andern grauſam und boshaft iſt, lehrt die Erfahrung. Da es bekannte Vögel ſind, ſo ſind auch ihre Locktöne und ihr Geſang bekannt genug. Unter erſtern zeichnet ſich beſonders ihr helles Fink, Fink! und ihr ſchnarrendes Zizerrh! aus, und im letztern, unter den verſchiedenen Modulationen das Sizida, Sizida! und Stiti, Stiti! Von dem Syzida ſagt man in Thüringen, ſie ſängen: Sitz ich doch!

Daß es ihnen an Gelehrigkeit nicht fehlt, jung aufgezogen einen andern Vogelgeſang zu lernen, ergiebt ſich daraus, daß die Alten auch noch viele Töne von andern Vögeln, und beſonders ihre Locktöne annehmen. Man läßt ſie im Zimmer allerhand Kunſtſtücke machen, ihre Nahrung an Kettchen an ſich ziehen, in einem Käfig eine Rolle drehen, die zwey Bergleute zu bewe-

 gen

gen ſcheinen, und nach einer Nuß ſpringen und ſie anpicken, die man irgendwo an einem ſchwankenden Faden aufgehenkt hat.

Ihr Alter muß beträchtlich ſeyn, denn im Zimmer können ſie zehn Jahre erreichen.

Die Kohlmeiſe bewohnt die ganze alte Welt, und verbreitet ſich vom Vorgebirge der guten Hoffnung bis nach Norwegen und Sibirien. In Deutſchland iſt ſie allenthalben, wo Gärten und Holzungen ſind, bekannt.

Sie halten ſich in Gebirgen und Ebenen in Waldungen auf, auch da, wo bloß Feldhölzer oder viele Gärten ſind; doch ſcheinen ſie diejenigen gebirgigen Gegenden, wo Buchen und Eichwälder mit Tannenwäldern und Gärten abwechſeln, allen andern vorzuziehen.

Im October verſammeln ſich mehrere Familien zu einer Heerde, und ziehen dann den ganzen Herbſt und Winter durch von einem Garten und Wald zum andern, ohne jedoch ihr kaltes Vaterland mit einem wärmern zu vertauſchen. Wenn im Herbſt in einer Gegend verſchiedene Schaaren Meiſen folgen, ſo ſagt man, jetzt ſey der Meiſenſtrich. Im März trennen ſich dieſe Geſellſchaften wieder, und jedes Paar ſucht ſich zur Fortpflanzung einen ſchicklichen Ort aus.

Die Kohlmeiſen nähren ſich von Inſecten, Sämereyen und Beeren. Die glatten Raupen, groß und klein, die Bienen, Fliegen, Heuſchrecken, Mücken und Motten haben daher große Verfolgungen von ihnen auszuſtehen. Sie klettern wie die Spechte an den Bäumen herum, um Inſecteneyer, Puppen, Holzwürmer u. d. gl. unter der Rinde zu finden. Im Herbſt und Winter freſſen ſie auch allerhand Geſäme und Körner, vornehmlich Hanf, Fichten- und Föhrenſamen,

ſamen, Hafer, auch die Kerne von dem wilden Obſt, Buchecker, Nüſſe, auch Aas. Ihre Speiſe faſſen ſie mit den Klauen, zerreiſſen ſie mit dem Schnabel und lecken ſie in kleinen Biſſen mit der Zunge hinein.

In der Gefangenſchaft freſſen ſie faſt alles, was auf den Tiſch kommt, Fleiſch, Brod, Semmeln, ſüßen Käſe, und viele Zugemüſe, Haſel- und Wallnußkerne, Sommerrübſamen, Mohn, Hanf, Hafer, Speck, Unſchlitt und alles Fett, auch das gewöhnliche Futter von Gerſtenſchrot mit Milch vermengt, und es liegt daher bloß an der Wartung, daß man die Meiſen aller Art (nach allen Naturgeſchichten) in Zimmern für zu zärtlich und nicht lange ausdauernd hält. Je beſſer man ſie füttert, deſto beſſer ſingen ſie auch, und deſto weniger iſt man der Gefahr ausgeſetzt, daß ſie andere Vögel angehen möchten. Sie trinken viel und baden ſich gern.

Sie niſten in hohlen Bäumen hoch und tief, je nachdem ſie eine bequeme Höhlung finden, auch in alten verlaſſenen Eichhörnchen-, Raben- und Aelſterneſtern und in Mauerlöchern, machen eine unkünſtliche Unterlage von Mos, Wolle und Federn und legen acht bis vierzehn weißliche mit großen und kleinen unordentlich röthlichen oder roſtfarbenen Strichen und Punkten beſprengte Eyer, die Männchen und Weibchen gemeinſchaftlich in vierzehn Tagen ausbrüten.

Die Jungen werden mit Inſecten und vorzüglich mit grünen Raupen aufgefüttert. Es macht den Aeltern ſehr viele Mühe, die vielen Jungen aufzuziehen, gut iſt es dabey, daß ſie ihre Fütterung allenthalben und im Ueberfluß finden. Die Jungen fliegen nicht eher aus dem

Neſte, bis ſie vollkommen ausgewachſen ſind, und ſehen am Unterleibe bis zum erſten Mauſern ſehr blaßgelb aus, und die ſchwarze Farbe iſt matt. Sie machen gewöhnlich auch eine zweyte Brut, und wenn nicht in derſelben Höhle, doch nicht weit davon.

Im Käfig ſind ſie oft dem Taumel unterworfen, welches daher kommt, daß ſie ſich beſtändig überſchlagen. Die Auszehrung bekommen ſie von zu vielem Hanf; auch das Podagra ſoll daher rühren. Auch dem Kropfe und der Epilepſie ſind ſie unterworfen, welchen man, wie gewöhnlich, curirt.

Die Brut iſt den Verfolgungen der Wieſel und in Gärten der Katzen ausgeſetzt; letztere wiſſen die Jungen mit ihren Pfoten aus der Höhle zu holen, und wenn ſie auch tiefer ſcheint, als ſie reichen können.

Die Erwachſenen werden auf ihren Strich von dem Sperber und Baumfalken gefangen.

Jagd und Fang *). Ohngeachtet ſie ſcheu ſind, ſo kann man doch mit der Flinte nahe genug an ſie kommen; mühſamer mit dem Blasrohre.

Man fängt ſie aber lieber, als daß man ſie ſchießt, und der Meiſenfang, wodurch nicht nur Kohlmeiſen, ſondern auch Tannenmeiſen, Blaumeiſen und andere Meiſen gefangen werden, wird von den Vogelſtellern für den angenehmſten unter allen gehalten. Die bequemſte Zeit dazu iſt der September. Er dauert bis in die Mitte des Novembers, und wird bey gutem Wetter auch im Winter fortgeſetzt.

Vor allen Dingen iſt 1) dazu eine Meiſenhütte nöthig, die nach Beſchaffenheit des Orts im

*) S. Bechſtein, a. a. O. S. 719. flg.

im Walde entweder auf der Erde, oder in der Höhe auf drey nicht weit von einander ſtehenden großen Bäumen, oder auch am Waſſer, wo viele Weiden ſtehen, im Gebüſch gebaut wird. Diejenige, die man auf der Erde baut, iſt am bequemſten rund, und erhält in der Weite ſechs Ellen zum Durchmeſſer. Sie wird folgendergeſtalt angelegt: man ſchlägt vier Endpfähle an einem ſolchen Orte ein, wo die Meiſen ihre gewöhnlichen Wanderungen durchmachen, und wo etliche grüne Bäume nahe beyſammen ſtehen, und durchflicht dieſe mit grünem als fichtenem und tannenen Geſträuche ſo dicht, daß man nicht durchſehen kann, und legt auch eine ſolche Decke darüber. Wenn ſie einen Windofen bekommen ſoll, ſo werden die Seiten und die Decke noch überdieß mit Bretern beſchlagen oder gar ausgemauert. Gegen Südoſten wird die Thür angebracht, und nach Oſten oder des Vogels Zuge zu, läßt man ein Zugloch, ſo wie etliche Löcher in den Seitenwänden, durch welche die Kloben geſteckt werden können. Ein ſolcher Kloben beſteht aus zwey Stäben, die ſo der Länge nach ausgegraben oder eingefalzt ſind, daß die Höhe des einen Stocks in die Vertiefung des andern paßt. Dieſe beyden Stäbe werden in einen gedrechſelten Griff geſtoßen, ſo daß ſie ſich ſperren, und mit gutem Bindfaden ſo verſehen, daß ſich die Spalte, die die offnen beyden Stäbe machen, ſo genau zuzieht, daß ſie ein Haar halten kann. Wenn ſich nun eine Meiſe oder anderer Vogel auf einen von beyden Stäben, die aus einander geſperrt ſind, ſetzt, ſo werden ſie vermittelſt des Bindfadens zuſammen gezogen und der Vogel hängt mit ſeinen Klauen darzwiſchen.

Sobald

Sobald man merket, daß die Meiſen ſtrei⸗chen, ſo muß man frühe bey Tages Anbruch ſchon in der Hütte ſeyn, die Kloben ausſpannen, und zu den Seitenlöchern bis an die Hülſen hin⸗ausſtecken. Unter den Kloben hängt man aus⸗wendig Vogelbauer, in welche nachher die erſten Meiſen als Lockmeiſen geſteckt werden. Vor die Kloben wird ein Stock, der oben eine Gabel hat, geſteckt. Er muß aber etwas niedriger als dieſe ſtehen. An die Spitze deſſelben bindet man ei⸗nen Faden eines Fußes lang und an das Ende deſſelben befeſtigt man eine todte oder lebendige Meiſe (Ruhr⸗ oder Rudelmeiſe) mit einer ge⸗krümmten Stecknadel durch die Naſenlöcher. Un⸗ten an den Stock bindet man eine Leine, die man in die Hütte leitet. Weil man nun nicht immer gleich Rudelmeiſen hat, ſo ſucht man ſie dadurch zu bekommen, daß man einen Fuchsſchwanz an einen Stock bindet, die erſten Meiſen die ſich nähern, mit einer Lockpfeife (Meiſenpfeife), die aus den Flügelknochen der Gänſe gemacht, und nach der Stimme der Meiſen geſtimmt wird, her⸗bey ruft, mit dem angebundenen Fuchsſchwanze ſchnell zur Thüre hinausfährt, ihn ſogleich wie⸗der zurückzieht, und ſie dadurch ſo neugierig macht, daß ſie ſich auf die Kloben der Hütte ſetzen. Dieſe zieht man ſogleich zuſammen, und heftet die Gefangenen theils an die Rudelſtöcke (Ruhrſtöcke), theils ſteckt man ſie in die Kä⸗fige.

Sind nun Lockvögel vorhanden, ſo geht der Fang gut, indem ſie es ſogleich melden, wenn Meiſen in der Gegend ſind, und dieſe ſich durch ſie und die Lockpfeife gereizt, auch gern der Hütte nähern. Kommen dann einige nahe an die Hütte, ſo rührt man die an den Rudelſtöcken hangen⸗

den

den Meiſen, ſie mögen todt oder lebend ſeyn. Jene wollen dieſen zu Hülfe eilen, ſetzen ſich auf die Kloben und werden gefangen. Je mehr die gefangenen ſchreyen, deſto mehr ſetzen ſich von den noch vorhandenen auf die Kloben, und man zieht oft auf einen Zug fünf bis ſechs. Fliegen die Meiſen ſtark, ſo können an einem guten Orte drey bis vier Perſonen auf dieſe Art in einem Vormittage acht, zehn und mehrere Schocke fangen. Man muß ſich aber wohl vorſehen, daß man keine verfehle (verzwicke); denn eine ſolche geklemmte und losgeriſſene warnt ſogleich die übrigen, daß von einem Schwarm nur noch ſehr wenige, oft auch gar keine mehr ſich aufſetzen. Neben dieſem Klobenfange kann man auch zur Vervollkommnung des Meiſenfangs noch

2) einen **Meiſentanz** errichten. Man ſetzt alſo da, wo die Bäume nicht zu dichte ſtehen, vier armsdicke Stangen in die Erde, fünf Fuß hoch, in einem Viereck, etwa zwey bis ſechs Schritte von einander, oben legt man drey Stangen drauf, auf welche man eine Hand breit von einander Sprenkel hängt. Dieſe ſtellt man auf, und zwar ſo, daß wechſelsweiſe der Kopf oder das Stellholz das eine auf die rechte, das andere auf die linke Seite ſteht. In die Mitte ſteckt man eine ſchlanke Ruthe in die Erde, welche über die Sprenkel hinausreicht, befeſtigt oben, wie vorhin gezeigt wurde, eine todte Meiſe, und unten eine Leine. Laſſen ſich nun Meiſen hören, ſo pfeift man ihnen nach, und wenn ſie ſich dem Tanze nähern, ſo zuckt man an der Leine (Rudelſchnur), ſo daß die Meiſe (**Rudelmeiſe**) wacker tanzet. Hat ſich erſt eine in einem Sprenkel gefangen, ſo hat man nicht nöthig länger zu zucken (zu rudeln), ſondern man läßt ſie ſo lange

auffallen, bis keine mehr will, alsdann löſet man die Gefangenen aus, und bindet eine lebendige Meiſe an einen andern Rudelſtock, und zwar ſo, daß ſie beſtändig flattern muß. Einige Vogelſteller ſind dabey ſo grauſam, daß ſie dieſer Rudelmeiſe die Beine zerbrechen, daß ſie ſich nicht anhalten kann, und alſo beſtändig flattern muß. Wer nicht gut pfeifen kann, der ſetzt eine gute Lockmeiſe in ein Vogelbauer, und hängt ſie unter den Tanz, dieſe wird gewiß alle, die in der Gegend ſind, herbeylocken; denn da alle Meiſenarten faſt drey Vierteljahre in Truppen zuſammen leben, ſo hat die Natur diejenigen, die ſich von dem Trupp verlohren haben, oder die ihre Kameraden in einer gewiſſen Gegend, wo ſie viele Nahrungsmittel finden, wünſchen, oder die in Noth ſind, gelehrt, durch ein unaufhörliches Geſchrey die andern herbey zu locken, und dieß thut denn auch eine ſolche in einem Vogelhaus eingeſperrte Meiſe.

3) Fängt man auch die Meiſen auf der **Leyer.** Hierzu bedient man ſich entweder der oben beſchriebenen Hütte, oder nur einer von grünen Reiſern zuſammen gelegten, und veranſtaltet alsdann noch folgendes: Man ſchlägt zwey ſechs Fuß lange Pfähle, vier Ellen aus einander, bohrt oben große Löcher durch und macht alsdann eine Walze eines guten Arms ſtark, mit Zapfen an beyden Enden, die in die Löcher der Pfähle ſo paſſen, daß ſich die Walze drehen läßt. In die Walze werden Löcher, acht Zoll weit von einander, alſo gebohrt, damit zwey und zwey übers Kreuß kommen, worein man ungeſchälte haſelne Stöckchen von drey Fuß Länge ſteckt. In dieſe Haſelſtöckchen bohrt man zwey Paar kleine Löcher ſo unter einander, daß die Leimruthen, die

in dieſelben geſteckt werden, den folgenden Stock nicht berühren können. Die Leimruthen ſind neun Zoll lang, einer Federſpule dick, und am Ende zum Einſtecken ſpitzig. In die Walze wird ein hölzerner Nagel geſchlagen, an welchem eine doppelte Leine alſo befeſtigt wird, daß die eine, wenn ſie aufgewickelt iſt, im Anziehen die Walze drehet, und ſich ab-, die andere aber aufwindet. Nach dieſen Anſtalten ſetzt ſich der Vogelſteller in die Hütte, pfeifet fleißig, rührt die Rudelruthe, die hierbey ebenfalls nöthig iſt, dreht die Leyer beſtändig, und wenn auch die ankommenden Meiſen nicht gleich nach Wunſch ſich aufſetzen ſollten. Da nun die Meiſen e:t mit den Leimruthen auf die Erde fallen: ſo iſt nöthig, daß der Platz unter der Leyer von Gras entblößt und rein ſey, und damit die Vögel nicht wegfliegen oder ſich verkriechen können, führt man ein dichtes Zäunchen um die Leyer herum auf. Ferner werden

4) die Meiſen mit dem Kauze (Eule) gefangen. Man nimmt erſtens dazu eine lange, glatte, mit vielen Löchern durchbohrte Stange (Leimſtange). In dieſe Löcher, die nicht zu dichte und nicht gerade über einander ſtehen dürfen, werden Leimruthen geſteckt. Zweytens hat man noch eine glatte Stange nöthig oben mit einem runden Scheibchen (Teller), auf welches der Kauz gebunden wird. Mit dieſen Stangen zieht der Vogelſteller ins Gebüſche oder in den Wald, wo er viele Meiſen vermuthet, ſteckt die Stange mit dem Kauz, und neben dieſelbe die mit den Leimruthen auf. Da nun alle Vögel die Eulen verfolgen: ſo kommen gleich alle nahen Meiſen und andere Vögel, fangen an zu ſchreyen, ihn zu verfolgen, fliegen nach demſelben, können ſich aber

aber auf der glatten Stange nicht anhalten, und ſetzen ſich daher auf die daneben ſtehenden Leimruthen und bleiben kleben. Will an einem Orte der Fang nicht glücken: ſo geht man mit ſeinen Stangen zu einem andern.

5) Der Leimherd. Dieß iſt ein ſehr gewöhnlicher Fang in vielen Gegenden Deutſchlands, beſonders wo bloß Feldhölzer ſind. Auf einem Holzſchlag, durch welchen die Meiſen häufig ziehen und wo einzelne Bäume, z. B. Birken, ſtehen geblieben ſind, befeſtigt man an beweglichen Kloben glatte Stangen, die neben dieſen Bäumen an der Erde in einer Gabel liegen, ſich in dem Kloben hin und her bewegen, und ſo lang ſind, daß ſie aufgerichtet über die abgeſtutzte Spitze der grünen Bäume in die Höhe reichen. Ehe man ſie aufſtellt, bindet man an ihre Spitzen eine geſchälte Krone von einem Nadelholzbaume, und beſtreicht dieſe mit gutem Vogelleim. Dieſer Fang dauert vom September bis mitten in den Winter. Wenn die Meiſen ziehen: ſo lockt man ſie mit einer Pfeife herbey, und wirft, wenn ſie etwa vorbeyſtreichen möchten, einen Flederwiſch, der an einem Stein befeſtigt iſt, in die Höhe. Dieſen ſehen ſie für einen Raubvogel an, und fallen ſogleich zur Erde nieder. Nach und nach kriechen ſie an dem grünen Baum wieder in die Höhe und kommen ſo auch auf die oberſten Leimruthen. So bald eine hängt, ſo ſchreyt ſie und die andern eilen alle herbey und fangen ſich.

Dieſer luſtige Fang kann auf alle Zugvögel angewandt werden, wenn man ſie durch Lockvögel herbeyzulocken weiß.

Im Herbſt fängt man die Kohlmeiſen auch einzeln in der Schneuß, wo ſie nach den Vogel-

und

und ſchwarzen Hollunderbeeren gehen. Es müſſen aber pferdehaarige Schlingen eingezogen ſeyn, denn die leinenen zerbeißen ſie, wie die Mäuſe, ſobald ſie ſich gefangen fühlen.

Im Winter laſſen ſie ſich mit Nußkernen, Speck und Haſer in den Meiſenkaſten locken. Dieß iſt ein kleiner Kaſten eines Fußes lang und acht Zoll hoch und breit, deſſen Wände gewöhnlich aus Hollunderſtöcken, die man auf vier runden Eckſäulchen aufſchränkt, gemacht werden, und der nur einen breternen Boden und Deckel hat, welcher in Bindſaden läuft. In der Mitte des Bodens ſteht ein Pflöckchen, auf dieſem liegt ein Querholz, an welchem auf der einen Seite eine halbe Wallnuß und auf der andern etwas Speck angebracht iſt, und welches ein anderes in die Höhe ſtehendes Hölzchen feſt, ſo wie den Deckel handbreit, offen hält. Wenn die Meiſe auf das Querholz ſpringt, oder die Nuß und den Speck anhacken will: ſo fällt der Deckel zu, und ſchließt ſie ein. Man ſetzt dieſen Kaſten auf ausgedroſchenes Haferſtroh, nach welchem die Meiſen fliegen, und ihn alſo von weitem gewahr werden.

Sie gehen auch, wie alle Meiſen, häufig nach dem Tränkherd, man trifft ſie da gewöhnlich von ſieben bis neun Uhr Vormittags, und vier bis fünf Uhr Nachmittags an.

Nutzen dieſer Meiſen. Ihr Fleiſch ſchmeckt angenehm, und wird dem Rothkehlchenfleiſch gleich geachtet. Großen Nutzen ſtiften ſie durch die Tödtung ſo vieler ſchädlichen Inſecten, Raupen, Puppen und Eyer in Wäldern und Gärten. Beſonders tödten ſie viele Ringelraupeneyer. Als Stubenvögel werden ſie von vielen Liebhabern

wegen ihres poſſirlichen Betragens und Geſanges geſchätzt.

Schaden. Im Winter und Frühjahr beſuchen ſie die Bienenſtöcke, klopfen mit ihrem Schnabel dran, und ſobald als eine Biene herauskommt, nehmen ſie ſie weg.

Man hat auch Beyſpiele, daß ſie ſchlafenden Kindern in die Augen gehackt, und ſie blind gemacht haben. Sie ſind alſo aus allen Zimmern zu entfernen, in welchen kleine Kinder ſchlafen, oder müſſen in Käfige geſperrt werden.

Es gibt übrigens noch einige Varietäten von dieſer Meiſe. Herr Profeſſor Otto erwähnt 1) einer Varietät der Kohlmeiſen, die nicht viel größer als die Blaumeiſe, und einigen Jägern unter dem Namen der kleinen Kohlmeiſe, kleinen Speckmeiſe bekannt ſeyn ſoll. Er ſagt von ihr in ſeinem deutſchen Büffon XVII. B. S. 43: „Man kann ſie nur des Namens halber mit der folgenden verwechſeln, von der ſie übrigens ganz verſchieden iſt, da die Farben kaum von denen an der gemeinen großen Kohlmeiſe verſchieden ſind, ſo daß ich es nicht wage, ſie als eine beſondere Art anzugeben, obgleich ſie ſich nicht mit der großen paarweiſe zuſammen hält. Sie iſt ſeltner als dieſe im nördlichen Deutſchland, und ich kenne ihr Neſt nicht. Die Schriftſteller haben ihrer, ſo viel ich weiß, nicht erwähnt, und wenn man ſie geſehen, hat man ſie vielleicht ohne genauere Vergleichung, wenigſtens in der Ferne, gar nicht verſchieden von der großen gehalten.“ In Thüringen, ſagt Bechſtein dagegen, wohnt dieſe eigene getrennte Abart nicht, ob ich gleich oft kleine Kohlmeiſen geſehen habe. Diejenige, die am letzten aus den Eyern kriecht, wird ja gewöhnlich kleiner. Die

Ver-

Veranlaſſung zu dieſer kleinen Varietät hat vielleicht bloß der Name gegeben, da man auch die Tannenmeiſe, kleine Kohlmeiſe nennt.

2. Die Kohlmeiſe mit dem Kreuzſchnabel.

Herr Latham erwähnt ihrer in Ind. ornithologicus II. p. 563. Sie iſt oben dunkler als gewöhnlich, an den Wangen aſchgräulich und hat einen langen, ſtarken, wie bey dem Kreuzſchnabel übers Kreuz gekrümmten Schnabel. Sie wurde in England getödtet. Es war, nach der Farbe zu urtheilen, ein Vogel, der aus der Stube gekommen war, wo die Schnäbel ſo monſtrös wachſen.

3. Die Blaumeiſe, auch der Blaumüller, ſo wie Pimpel-, Jungfern-, Mehl-, Käſe-, Merl-, Pinel- und Bleymeiſe; Parus *caeruleus*, remigibus caeruleſcentibus: primoribus margine exteriori albis, fronte alba, vertice caeruleo. Linn. l. c. p. 1008. Méſange bleue. Buffon. Blue Titmouſe Penn. Friſch Abbild. Taf. 14 Fig. 1. a. Bechſtein's getreue Abbild. Heft III. Taf. 9. Fig. 2. und deſſen gemeinnützige Naturg. a. a. O. S. 734.

Dieſe häufig in Europa anzutreffende Meiſe iſt $5\frac{1}{4}$ Zoll lang, der Schwanz allein $2\frac{1}{2}$ und die ausgebreiteten Flügel $8\frac{1}{2}$ Zoll breit.

Der Schnabel iſt ein Viertel Zoll lang und ſchwärzlich; der Augenſtern dunkelbraun; die geſchilderten Füße drey Viertel Zoll lang, und mit den ſcharfen Klauen bleyfarbig. Die Stirn, ein Streifen von derſelben über den Augen weg um den Scheitel herum, und die Wangen ſind weiß; von der Schnabelecke geht durch die Augen ein ſchwarzer Strich; der Scheitel iſt hoch hellblau;

 die

die ſchwarze Kehle wird an den Seiten des Halſes zu einem dunkelblauen Bande, das den Kopf einfaßt; durch dieſe dunkeln Bänder wird der Kopf wie eingezäumt; hinter dem Nacken iſt ein weißlicher Flecken; der Rücken hellzeiſiggrün; der Schwanz ein wenig geſpalten, hochhellblau, die erſte Feder weiß gerändet; die Deckfedern der Flügel hellblau, die untern mit weißen Spitzen, daher ein weißes Querband; die Schwungfedern ſchwärzlich, am äußern Rande blau, die letztere mit weißen Spitzen; die Unterſchwingen grau, und die Deckfedern derſelben gelb; der Unterleib gelb; in der Mitte des Bauchs der Länge nach ein blauer Strich.

Das Weibchen iſt etwas kleiner, hat ein mit Aſchgrau vermiſchtes Blau, und der Strich am Bauche iſt kaum merklich.

Sie lockt: Si Querrrreteteh! und ſingt nur einige undeutliche Strophen. Sie läßt ſich leicht zähmen, lebt in Zimmern zwey bis drey Jahre, zeigt ſich eben ſo boshaft und zänkiſch, wie die Kohlmeiſe, und ſträubt die Kopffedern beſtändig; iſt aber dabey wegen ihrer Schönheit, Munterkeit und ihres kecken Weſens ein ungemein angenehmer Vogel. Sie kriecht und durchſucht alle Winkel, und klettert allenthalben ſchief an rauhen Gegenſtänden hinauf. Sie hüpft auch ſchief.

Dieſe Meiſe iſt ein Strichvogel, der in kleinen Heerden von einem Gehölze zum andern zieht. Im Herbſt und Winter iſt ſie unter andern ſehr häufig in Thüringen, im Sommer daſelbſt aber nicht ſo häufig. In den rheinländiſchen Gegenden niſtet ſie ſehr ſtark.

Sie nährt ſich von allerhand Inſecten, beſonders Raupen und Inſecteneyern. Im Herbſt

frißt

frißt ſie allerhand Beeren und Kerne, als Vogelbeeren, Hollunderbeeren, Buchekern ꝛc. Im Winter wird ſie vorzüglich den Obſtgärten nützlich, da ſie aus den Knoſpen die Inſecteneyerchen und an den Aeſten die Ringelraupeneyer ſucht; doch will man bemerkt haben, daß ſie bey dieſer Gelegenheit auch viele Knospen abbricht. Wenn ſie aber nichts finden kann, ſo frißt ſie Hartriegelbeeren, die es den ganzen Winter hindurch giebt. In Zimmern nährt man ſie, wie die Kohlmeiſe. Sie badet ſich im Waſſer.

Sie niſtet in Eichen- und Buchwäldern. Sie ſucht ſich eine kleine Baumhöhle weit von der Erde auf, reinigt ſie von faulem Holze, und legt auf eine Unterlage von Mos, Haaren und Federn acht bis zehn röthlich weiße fein braun gedüpfelte und gefleckte Eyer. Die Jungen ſehen vor dem erſten Mauſern ſehr blaß aus.

Dieſe Meiſe fängt man auf eben die Art, wie Kohlmeiſen, und ſehr häufig in Sprenkeln, wo ſchwarze Hollunderbeeren vorhangen. Ihr Fleiſch iſt ſchmackhaft; im Zimmer iſt ſie ein luſtiger, ſchöner Vogel, und der übrige Nutzen ergiebt ſich aus der Nahrung. Schaden thut ſie gar nicht.

Eine Varietät von dieſer iſt die Säbyſche Meiſe. Parus *Saebyensis* Sparrm. Muſaeum Carlsonianum Tab. 25. Linn. l. c. p. 1008. Dieſe wurde auf des Ritters Carlſon Landgut Säby in Südermannland gefangen, und iſt aller Vermuthung nach eine bloße Spielart unſerer Blaumeiſe.

Der Leib und Schwanz ſind unten weiß, ſo auch die Kopfplatte, der Oberrücken, eine Queerbinde der Flügel und einige Schwungfedern; blau ſind oben der Schwanz, ein Queer-

flecken im Genicke und einige Schwung- und Schwanzfedern; die obern Flügeldeckfedern ſind blau, die untern weiß, und bilden einen weißen Querſtreifen auf denſelben; die erſte bis zur fünften Schwungfeder ſind graubraun, am äuſſern Rande weiß und an der Wurzel blau; von der ſechſten bis zur dreyzehnten ſind ſie gleichfarbig mit weißen Spitzen; die übrigen ſind am äußern Rande blau, am innern aber und an den Spitzen weiß. Der Schwanz iſt blau, unten weiß; die vier oberſten Schwanzfedern blau mit weißen Spitzen und ſchwarzen Schäften. Die Füße und der Schnabel fallen braungelblich aus. An beyden Seiten läuft von dem Schnabel an ein ſchwarzer Strich über die Augen. — S. Bechſtein a. a. O.

4. **Die Tannenmeiſe, auch Wald-, Holz-, Hunds-, Sperr-, Krenz- und kleine Meiſe, ſo wie Schwarzmeiſe, kleine Kohlmeiſe, Harz- oder Pechmeiſe**; Parus *ater*, capite nigro, dorſo cinereo, occipite pectoreque albo. Linn. l. c. p. 1009 La petite Charbonniere Buffon. The Cole-mouſe. Penn. Friſch III. Taf. 13. Fig. 2. a. Bechſtein's gemeinnütz. Naturg. a. a. O. S. 729 ff.

Sie iſt etwas kleiner als die Blaumeiſe, vier und drey Viertel Zoll lang, und ſieben und drey Viertel breit. Der Schwanz mißt zwey Zoll, und die gefalteten Flügel decken ihn bis zur Hälfte. Das Gewicht iſt zwey Drachmen.

Der Schnabel iſt vier Linien lang, rund und ſpitzig, ſchwarz, an der Spitze heller, die rundlichen Naſenlöcher ſind mit ſchwarzen Borſtenhaaren bedeckt; der Augenſtern iſt ſchwarzbraun; die geſchilderten Füße und ſcharfen Klauen bleyfarben, die Beine neun Linien hoch, die

mittlere

mittlere Zehe ſieben Linien lang und die hintere mit dem langen Nagel desgleichen.

Der Oberkopf und Hals ſind ſchwarz; vom Hinterkopfe geht den Nacken herab ein weißer Streifen; die Wangen nebſt den Seiten des Halſes ſind weiß, und bilden, wenn der Vogel ruhig ſitzt, einen dreyeckigen weißen Fleck; der Rücken und die Schultern dunkelaſchbraun; die mittelmäßigen Steißfedern aſchgrau grün; die Kehle bis zum obern Theil der Bruſt ſchwarz, die letzten ſchwarzen Federn mit weißen Spitzen; die Bruſt weiß; der übrige Unterleib weiß mit einer röthlichen Miſchung (bey ſehr alten röthlichgrau); die kleinern Deckfedern der Flügel wie der Rücken; die großen ſchwärzlich mit weißen Endpunkten, wodurch eine doppelte weiße Binde entſteht: die Schwungfedern bräunlich aſchgrau, äußerlich fein weißgrau und inwendig weiß gerändert, die letztern mit weißen Spitzen; die Schwanzfedern bräunlich aſchgrau, die äußerſte äußerlich fein weiß kantirt.

Das Weibchen iſt kaum vom Männchen zu unterſcheiden, weil es nur etwas weniger ſchwarz an der Bruſt und etwas weniger weiß an den Seiten des Halſes iſt.

Die Tannenmeiſe iſt ein kecker und luſtiger Vogel, der beſtändig in Bewegung iſt, und ſehr geſchickt an den Stämmen und Zweigen der Bäume herum klettert, ſich leicht zähmen läßt, und bey Fichtenſamen, Nüſſen, Hanf, Gerſtenſchrot in Milch geweicht, viele Jahre im Zimmer ausdauert. Sie läßt verſchiedene Locktöne, worunter am häufigſten: Ziptön! vorkommt und als Geſang eine Reihe melodiſcher und abwechſelnder klirrender Töne von ſich hören; ſetzt ſich aber dabey gewöhnlich ſo ſtill und feſt hin, als

wenn ſie was recht wichtiges und ſchönes ſingen wollte. Das laute, wie ein Glöckchen ſo hell-klingende Ziſi, ziſi, ziſi! und Zidadidadidadi! nimmt ſich noch am beſten unter den leiſen, klir-renden Tönen aus. Sie iſt auch zänkiſch, und hängt ſich allen Vögeln an den Schwanz an, wenn ſie mit denſelben wegen des Futters in Col-liſion kommt; iſt aber zu ohnmächtig, um einen zu tödten. Bechſtein hat eine ſechs Jahr im Zimmer unterhalten, ſie wurde zuletzt taumelnd, blind und ſtarb vor Alter.

Dieſe kleine dickköpfige Meiſe wird in denjenigen Gegenden Deutſchlands, die Schwarz-wälder haben, in großer Menge angetroffen. Sonſt bewohnt ſie ganz Europa, Sibirien und das nördliche Amerika.

Sie hält ſich vorzüglich in großen Schwarz-wäldern auf, und kommt nur auf ihren Streife-reyen im Herbſte, Winter und Frühling in die Laubhölzer, Feldhölzer und Gärten. Als Stand-vogel bleibt ſie den Winter bey uns, ſammlet ſich aber nach der Heckzeit in großen Heerden, und zieht in Tannen-, Fichten- und Kiefernwäl-dern von einem Orte zum andern. Sie liebt die Geſellſchaft der Goldhähnchen, die man alſo im-mer unter ihren Heerden antrifft, auch eine bis zwey Haubenmeiſen geſellen ſich ihnen immer zu.

Den Schwarzwäldern werden ſie dadurch ſehr nützlich, daß ſie die Eyer der ſchädlichen In-ſecten zwiſchen den Baumrinden und aus den Knospen hervorholen, die Baumwanzen und an-dere ſchädliche Inſecten freſſen. Die Jungen füt-tern ſie mit Raupen. Sonſt nähren ſie ſich vor-züglich von Tannen-, Fichten- und Kiefernſamen, den ſie ſowohl aus den Zapfen hervorholen, als von der Erde aufleſen; und da ſie den Winter über

über bey uns bleiben, der Duft aber die Bäume oft viele Tage ſo bedeckt, daß ſie ihre Nahrung nicht an den Aeſten ſuchen können, ſo hat ſie die Natur das Verſtecken gelehrt; ſie verſtecken nähmlich einen großen Vorrath von Fichtenſamen unter die rauhen Schuppen der Fichtenſtämme, und holen ihn, wenn es ihnen an andrer Nahrung gebricht, wieder hervor. Dieſer Erhaltungstrieb äußert ſich auch im Zimmer, wo ſie die überflüſſigen und koſtbarſten Nahrungsmittel z. B. Fichtenſamen und Nußkerne vor den andern Vögeln in Ritzen zu verbergen ſuchen, und beſtändig zuſehen, ob ſie auch noch da ſind. Die Kohl- und Blaumeiſen tragen auch zuweilen etwas von ihrem Futter in einen Winkel: ſie verbergen es aber nicht mit ſo vieler Genauigkeit, und ſcheinen es bloß zufällig, aus höchſter Noth und nicht ſo abſichtlich und inſtinktmäßig zu thun, wie die Tannenmeiſen.

Sie niſten mehrentheils in der Erde in einem verlaſſenen Maulwurfs- oder Mäuſeloche, unter den hohlen Rändern alter ausgefahrner Wege, in alten hohlen Baumſtrünken, ſeltner in hohlen Bäumen, Felſen und Mauerritzen. Das Neſt iſt eine bloße weiche Unterlage von kleingebiſſenem Erdmos und Reh-, Hirſch- oder Haſenhaaren. Das Weibchen legt ſechs bis acht reinweiße mit hellléderfarbenen Punkten über und über beſtreute rundliche, an einer Seite zugeſpitzte Eyer, und brütet ſie mit Hülfe des Männchens in zwölf bis dreyzehn Tagen aus. Die Jungen haben ſogleich, wenn ſie aus dem Neſte kommen, die Farbe der Alten, nur iſt das Schwarze matter. Sie machen zwey Bruten.

Ihre Feinde ſind die Baummarder, Wieſel, Füchſe, Spitzmäuſe und Rabenkrähen, welche oft

ihre Brut zerſtören, und der Sperber verfolgt ſie zuweilen, wenn ſie in Heerden fliegen.

Jagd und Fang. Da ſie gar nicht ſcheu ſind, ſo kann man ſie nicht nur mit der Flinte und dem Blasrohr leicht ſchießen, ſondern auch mit einer Leimruthe, die man an eine Stange bindet, an ſie kommen und ſie ankleben. Uebrigens werden ſie mit dem Kloben, Meiſentanz, der Leyer u. ſ. w., ſo wie die Kohlmeiſen und noch häufiger gefangen. Da wo ſie nicht immer ſind, trifft man ſie wenigſtens herumſtreichend zu Ende des Septembers und Anfang des Octobers an: daher auch zu dieſer Zeit ihr Fang am ergiebigſten iſt. Sie gehen auch auf den Tränkherd.

Man kann ſie eſſen, ob ſie gleich nach den Fichtenſamen etwas bitter ſchmecken. Sonſt werden ſie auch durch Vertilgung ſchädlicher Inſecten nützlich.

Varietäten ſind a. die weiße Tannenmeiſe. Parus ater albus. Sie wird in den Schwarzwäldern des Thüringerwaldes, jedoch ſelten angetroffen. Sie iſt entweder ganz weiß, oder weiß auf dem Kopfe und an der Bruſt aſchgrau angelaufen.

b. Die bunte Tannenmeiſe. Parus ater varius. Sie iſt entweder weiß gefleckt, oder hat weiße Schwingen und einen weißen Schwanz. Ihre Farben ſind aber nicht beſtändig. S. Bechſtein, a. a. O.

5. Die Sumpfmeiſe, auch Platten-, Nonnen-, Mönch-, Münch-, Roth-, Rind- und Hundsmeiſe, graue Meiſe, und in Thüringen Speckmeiſe, Schilfſperling, Meiſenkönig, Dornreich; Parus *paluſtris*, capite nigro, dorſo cinereo, temporibus albis. Linn. l. c. p. 1009. Méſange de marais ou nonette

nonette cendrée. Buffon. Marsh Titmouse ou Black cap. Penn. Friſch Abbild. III. Taf. 13, Fig. 2. b. Bechſtein's Naturgeſchichte a. a. O. S. 741. Deſſen getreue Abbild. Heft VI. Taf. 7. Fig. 2.

Die Sumpfmeiſe iſt vier und drey Viertel Zoll lang, davon der Schwanz zwey und ein Viertel Zoll mißt, und die Breite der ausgedehnten Flügel macht acht Zoll.

Der kurze, vier Linien lange, ſchön abgerundete Schnabel iſt ſchwarz; der Augenſtern kaſtanienbraun; die geſchilderten Füße ſchmutzig bleyfarbig, und die ſcharfen Krallen hornfarbig, die Beine fünf Linien hoch, die mittlere Zehe eben ſo lang und die hintere vier Linien lang.

Den Kopf bedecket bis in den Nacken eine ſchwarze Kappe, und da die Meiſe den Hals ſehr einzieht, ſo ſcheint ſie durch dieſen ſchwarzen Oberkopf einen ſo langen Kopf bis zum Rücken zu haben; die Wangen und Schläfe ſind weiß; der Leib oben röthlich aſchgrau, unten außer der ſchwarzen Kehle, die an der Gurgel ſchwarz geſprengt wird, ſchmutzig weiß, an den Seiten und am After mit röthlicher Farbe überlaufen; die Flügel und der gerade Schwanz ſind ſchwarzgrau, mit ſchmaler, röthlichweißer Einfaſſung an der äußern Fahne.

Das Weibchen hat eine unmerklich ſchwarze Kehle.

Dieſe Meiſe iſt unter ihren verwandten Arten die ſtärkeſte, luſtigſte, und ſcheueſte. Sie ſchreyt immer laut: Dia, Diah! hitzi äh äh! und hat einen angenehmen leiſen Geſang, der mit einigen hellautenden Tönen vermiſcht iſt. Im Zimmer will ſie gut gewartet ſeyn.

Man

Man findet dieſe Meiſe in ganz Europa und auch in Deutſchland ziemlich häufig. Sie lebt Sommer und Winter in Gärten, in Laubhölzern, ſelten oder gar nicht in Tannenwäldern, wenn ſie nicht von außen mit lebendigem Holze eingefaßt ſind, am häufigſten in niedrigem Gebüſche, das um Flüſſe, Teiche, Seen und Moräſte ſteht. Sie ſammelt ſich im Herbſte in kleine Haufen und zieht mit der größten Eile von einem Gebüſche und Garten zum andern, und zwar ſo, daß immer eine der andern nachfolgt, und ſie zu verfolgen ſcheint.

Sie frißt, was alle Meiſen freſſen, vorzüglich aber gern Hollunderbeeren, deswegen man ſie nicht ſelten im Herbſte in der Schneuß fängt; ſonſt zerhackt ſie die Hanfhalmen, den Samen der Sonnenblume, den Salat-, Kohl- aber auch den Diſtel-, Kletten- und Neſſelſamen, die Raupen und Wespenneſter; Hafer genießt ſie auch gern. An den Obſtbäumen zerſtört ſie vorzüglich die ſchädlichen Inſectenneſter, und im Winter liefern ihr die Inſecteneyer, die an dem Schwarzdorn und den Pflaumenbäumen ſitzen, die häufigſten Nahrungsmittel, weil ſie ſich daſelbſt immer und am längſten aufhält.

Sie legt des Jahrs zweymal, zu Ende des Mayes zum erſtenmal acht bis zwölf ſilbergraue mit karminrothen Flecken, beſonders am ſtumpfen Ende beſetzte Eyer in eine Baumhöhle, wozu ſie, wo möglich, niedrige Obſtbäume wählt, auf ein unkünſtliches, aus Papierſchnittchen, Heu, Gras und Mos beſtehendes, und mit Hirſch- und Kühhaaren, Wolle und Vogelfedern ausgefüttertes Lager.

Durch Nußkerne und Hafer läßt ſie ſich im Winter in den Meiſenkaſten locken.

Nutzen

Nutzen und Schaden, welchen ſie ſtiftet, erſieht man aus der Nahrung; übrigens läßt ſich ihr Fleiſch gut eſſen.

Es giebt übrigens Naturforſcher, unter welche auch Latham gehört, die dieſe Meiſe und die Tannenmeiſe für eine und eben dieſelbe Art halten und nur jene für eine Varietät von dieſer ausgeben möchten. Allein ſie irren ſich; wie ein Blick in die Natur jeden ſogleich überzeugen wird, wenn er ihn da thut, wo beyde Vögel beyſammen leben.

Büffon und Latham geben aber noch zwey Varietäten an, die aber, da ſie die Tannenmeiſe und dieſe für einerley Art halten, vielleicht mehr Varietäten von jener ſind.

a. Die Sumpfmeiſe mit ſchwarzer Kehle. Mésange à gorge noir. Buff. Sie iſt ſo groß als die Tannenmeiſe, der ſie auch ähnelt; aber auch der weiße Fleck an der Kehle iſt viel breiter, und die Farbe überhaupt tiefer; der Schwanz etwas keilförmig. Am Weibchen iſt der Kopf gelbrothgrau, faſt wie der Oberleib, aber dunkler. Sie hält ſich in Louiſiana auf.

b. Die Sumpfmeiſe ohne ſchwarze Kehle. Latham. Dieſer Meiſe fehlte das ſchwarze Kinn und die ganze untere Seite war weiß. — Das eine Geſchlecht hat einen ganz ſchwarzen Kopf und ein weißes Queerband am Hinterkopf; an dem andern iſt nur der Scheitel ſchwarz und der Nacken gelblich. Sie kam von der Japaniſchen Küſte *).

6. Die Schwanzmeiſe, langgeſchwänzte Meiſe, auch Moor=, Belz=, Schnee=, Mehl=, Berg=,

*) S. Bechſtein, a. a. O.

Berg-, Zogel- und Zahlmeiſe *); Teufelsbelzchen, Pfannenſtiel, Pfannenſtieglitz, Backofendreſcher und Weinzapfer; Parus *caudatus*, vertice albo, cauda corpore longiore. Linn. l. c. p. 1010. Méſange à longue queue. Buffon. Longtailed Titmouse. Penn. Friſch Taf. 14. Fig. 2. Bechſtein's getreue Abbild. Heft II. Taf. 8. Fig. 1. 2. und deſſen gemeinnütz. Naturg. a. a. O. S. 745.

Dieſe europäiſche Meiſe unterſcheidet ſich durch ihren ſehr langen, keilförmigen Schwanz von allen andern Meiſen; dieſer iſt vier Zoll lang, und der ganze Vogel ſechs und einen halben Zoll und ſeine Breite ſieben Zoll. Die Flügel bedecken nur den vierten Theil des Schwanzes.

Der ſchwarze, gedruckte Schnabel ragt kaum zwey Linien unter den Federn hervor; die Augen ſind groß, ſchwarzbraun, mit einem gelben Liederrande; die geſchilderten Füße ſo wie die Klauen ſchwarzbraun, die Beine neun Linien hoch; die mittlere Zehe acht und die hintere ſechs Linien lang.

Der Kopf iſt klein, in den dicken Bruſt- und Rückenfedern verſteckt, an Scheitel, Backen und Kehle weiß; der Oberleib ſchwarz mit einigen durchſtechenden mattroſenrothen oder beſſer fleiſchbraunen Federn in der Mitte des Rückens und am Steiſſe, die weiße Kanten haben: von den Seiten des Halſes legen ſich auf die Schultern- und Deckfedern der Flügel herab ſchöne matt roſenrothe oder eigentliche fleiſchfarbene ins purpurrothe fallende lange Federn; der Unterleib iſt weiß, am Bauche und After ins mattroſenrothe oder

*) Dieſes iſt ihr Thüringiſcher Nahme, wo Zahl bey den Vögeln ſo viel als Schwanz heißt.

oder fleiſchfarbenbraune ſanft übergehend; die Deckfedern der Flügel ſchwarz, die hintren heller und weiß gerändet, die vordern Schwungfedern faſt alle ſchwärzlich, die letztern ſchwarzgrauröthlich mit ſtarken weißen Kanten auf der äußern Fahne: der Schwanz ſchwarz, die drey äußern Federn heller mit keilförmigen weißen Flecken an der äußern Fahne.

Das Weibchen hat über den Augen einen ſchwarzbraunen breiten Streifen bis in den Nacken, und auch auf den Wangen zuweilen kleine ſchwärzliche und bräunliche Striche.

Dieſe Meiſe hat wegen ihres langen Schwanzes eine ganz eigene Form, und da ſie ſich immer ſtruppig trägt, und nächſt den Eulen am dickſten befiedert iſt: ſo ſcheint an dieſen langen Schwanz ein kleiner runder Federball angeſpießt zu ſeyn. Sie fliegt auch deshalb langſam und ſchwer, und macht dabey ein großes Geſchrey **Ji, Ji, Ji! und Ge, ge, ge, geg!** Sie iſt zärtlich, und nicht leicht im Zimmer zu erhalten. Hat ſie indeß einmal Futter genommen: ſo dauert ſie bey dem Univerſalfutter aus geröſtetem Semmelgries und Milch, etwas Hanf und Inſecten, ſehr lange. Es iſt bekannt, daß man nicht alle Meiſen gleich gut gewöhnen kann; denn von der Haubenmeiſe, Tannenmeiſe und Sumpfmeiſe ſterben viele gleich den erſten Tag, wenn man ſie einſperrt, ſie ſetzen ſich nähmlich im Käfig auf die Springhölzer, blähen ſich auf, ſuchen kein Futter, und ſind des andern Tages todt. Eben ſo machen es auch die Schwanzmeiſen, und zwar wegen ihres zarten Körperbaues noch häufiger; haben ſie aber den andern Tag erlebt: ſo gewöhnt man ſie gar bald mit halb lebendigen Fliegen an das Futter. Es müſſen

aber

aber kleine Biſſen ſeyn, und was ſie nicht gleich ſchlucken können, nehmen ſie zwiſchen die Beine und machen es klein. Sie werden dann ſehr zahm. Ihr Lock iſt aber ſehr einförmig und unangenehm, und ſie erſchrecken auch oft durch ihr oben angegebenes Geſchrey andere Vögel.

Die Schwanzfedern ſitzen ſo locker, daß ſie dem, der ſie dabey angreift, ſogleich in der Hand bleiben; deswegen nennen ſie die Franzoſen auch: Perd sa Queu. Ihre Lockſtimme iſt: Izirrrr! und das Männchen ſingt auch einige leiſe Strophen, die ſich in einen fallenden Klageton endigen.

Dieſe Meiſe bewohnt die Berge und Wälder, die mit lebendigem Holze bepflanzt ſind. Im Herbſt findet man gewöhnlich nur einzelne Bruten, die ſich aber im Winter oft zu ganzen Heerden zuſammen ſchlagen, und, wenn ſie von einem Berge zum andern ziehen, hoch in der Luft, oder wenn ſich auf einzelnen Bäumen niederlaſſen, ein großes Geſchrey machen.

Im Sommer nährt ſie ſich vorzüglich von Spinnen und ihren Eyern, von kleinen Raupen, womit ſie auch ihre Jungen füttern; im Herbſte und Winter aber ſucht ſie zwiſchen den Baumrinden und Knospen die Baumwanzen, Käferchen, Maden, Raupen und Inſecteneyerchen hervor, und wird dadurch den Stauden und Bäumen gar ſehr nützlich. Im Zimmer will ſie faſt nichts als Hanf, ſtirbt aber auch bald von dieſem hitzigen Futter.

Man ſucht ihr Neſt mehrentheils vergeblich in hohlen Bäumen, wie bey den andern Meiſenarten, ſondern ſie ſetzt es vielmehr in die Gabel etlicher dicken Zweige, oder am liebſten auf einen ſtarken Aſt an dem Stamm an. Es hat

ein

ein wunderbares Anſehen und die Geſtalt eines Tabaksbeutels oder einer aufgeblaſenen Kälber⸗blaſe. Es iſt mehr als einen halben Fuß hoch und über vier Zoll breit; beſteht auswendig aus weißem Baummos, welches ſie mit Wolle, Haaren und Spinngeweben durchflicht, und immer von eben dem Baume nimmt, auf welchem ſie es bauet, um es ihren Feinden unſichtbar zu machen. Inwendig iſt es mit lauter Federn ſo ſtark und dichte ausgefüttert, daß man aus einem einzigen Neſte einen ganzen Hut voll ſammeln kann.

Es iſt oben zugebaut und nur an einer Seite geht, nach Bechſtein's wiederholter Beobachtung, oben ein kleines rundes Loch hinein, wogegen Friſch zwey Oeffnungen bemerkt haben will. Da es mehrentheils an dem Stamme einer Eiche oder Buche an⸗ und unten auf einem Aſte aufſitzt, und von ſeiner Außenſeite die Baumfarbe hat: ſo hält man es für einen Klumpen Mos, und entdeckt es nicht eher, als bis man die Alten aus⸗ und einfliegen ſieht. Nur dann, wenn ſie in ihrer erſten oder zweyten Brut geſtört werden, bauen ſie in einem alten faulen, geräumigen, oben offenen Baume, oder alten faulen Baumſtamm. Das Weibchen legt zwölf bis funfzehn oder gar noch mehrere kleine ſtumpfe, weiße, am obern Ende mit röthlichen Punkten, die auch zuweilen zuſammen gefloſſen ſind, eingefaßte Eyer und zwar des Jahrs zweymal, und brütet ſie in dreyzehn Tagen aus. Die Jungen ſind vor dem erſten Mauſern am Kopfe mehr gefleckt, und haben nicht die glänzend ſchwarze Rückenfarbe der Alten, gewöhnlich ſind ſie, wenn ſie ſich mauſern wollen, am Scheitel weiß, die Seiten des Kopfs rauchſchwarz, ſo wie der Rük⸗

ken, und der Schwanz ſcheint vor dem erſten Mauſern immer länger zu ſeyn als nach demſelben. Vielleicht liegt der Grund blos darin, daß ſie Flügel und Schwanz zum erſtenmal nicht ausmauſern und dieſe am Körper noch wachſen.

Die Haſelmäuſe, Baummarder und Wieſel zerſtören ihre Brut und im Winter verfolgen ſie die Sperber.

Sie läßt ſich leicht locken und daher auch leicht fangen, und da ſie unter allen Meiſenarten am wenigſten ſcheu iſt: ſo kann man ſie auch mit dem Blasrohre erlegen.

Man fängt ſie auf dem Tränkherd, wie andere Meiſen, ſehr häufig.

Ihr Nutzen ergiebt ſich aus ihrer Nahrung, und Schaden thun ſie gar nicht; denn daß ſie die Knospen der Bäume im Herbſte und Winter abfräße, giebt man ihr mit Unrecht ſchuld.

Eine Varietät iſt: Die blaſſe Schwanzmeiſe. (P. C. pallidus.) Das, was ſchwarz iſt, erſcheint aſchgrau. Es gewährt dieſes in Verbindung mit dem Schneeweißen einen ſehr ſanften angenehmen Anblick. Es ſcheint Herrn Bechſtein eine ausgeblichene Farbe zu ſeyn; denn man findet vor der Mauſerzeit oft mehrere beyſammen, die ſo gezeichnet ſind. S. Bechſtein a. a. O.

7. **Die Beutelmeiſe, auch der Pendulin, die Pendulin-Meiſe, Florentiner Meiſe, Polniſche Beutelmeiſe, Sumpfbeutelmeiſe, der Remitz (in Polen), der Cotton-Vogel;** Parus *pendulinus*, capite ſubferrugineo, faſcia oculari nigra, remigibus rectricibusque fuſcis, margine utroque ferrugineo. Linn. l. c. p. 1014. Parus polonicus ſ. pendulinus. Briss. av. III. p. 565. n. 11. t. 29. fig.

fig. 2. Mésange de Pologne ou Remiz. Buffon. Penduline-Titmouse. Latham Syn. Bechſtein's gemeinnütz. Naturg. a. a. O. S. 751.

Dieſe Meiſe hat die Größe einer Blaumeiſe, iſt fünf Zoll lang, und mit ausgeſpannten Flügeln acht Zoll breit, die Schwingen legen ſich auf den dritten Theil des Schwanzes zuſammen.

Der Schnabel ähnelt mehr dem Schnabel eines Sängers, iſt länglich, ſpitzig, fünf Linien lang und aſchgrau; der Augenſtern dunkelbraun; die geſchilderten Füße ſind röthlichaſchgrau, die Klauen ſchwärzlich; die Beine neun Linien hoch, die mittlere Zehe acht Linien und die hintere ſechs Linien lang.

Der Vorderkopf iſt weißlich; der Hintertheil und Nacken ſind aſchfarben; die Stirn ſchwarz, welches ſich nach hinten zu in einem Bande unter jedem Auge weg verlängert; der Oberrücken und die Schulterfedern grau mit zimmtfarbiger und einiger röthlicher Miſchung; der Unterrücken und Steiß blaßgrau; die Kehle und der Vorderhals ſehr blaß aſchfarben, röthlich beſprengt; der übrige Unterleib blaß gelbroth, am After ſchwarz gezeichnet; die kleinen Deckfedern der Flügel braun, mit röthlichgelben Spitzen; die größeren ſchwärzlich, nußbraun gerändet, und mit blaß gelbrothen Spitzen; die Flügel- und Schwanzfedern dunkelbraun, weiß gerändet, und letztere auch weiß geſpitzt. — Der Geſang iſt nur mittelmäßig.

Die Heymath dieſer Meiſe iſt Polen, Lithauen, Ungarn, Italien und man findet ſie auch einzeln in Schleſien. In Rußland iſt ſie ſehr gemein. Sie wohnt gern in waſſerreichen Ge-

genden, wo Weidenbäume und Stauden, und Schilf ſich befinden, und nährt ſich hauptſächlich von Waſſerinſecten.

Das, was dieſe Meiſe vorzüglich merkwürdig macht, iſt ihr ſehr künſtlich gebautes Neſt. Es iſt ein Oval, in Geſtalt eines Beutels, das unten ſeinen kleinen Eingang in Geſtalt eines Halſes hat, der ſich an der Seite in die Höhe zieht, und zum eigentlichen Neſte führt. Dieſer beſondere Eingang iſt daher ein Schutz gegen alles Wetter. Die Länge des Neſtes iſt ſechs Zoll, die Breite oben mit dem Halſe ebenfalls ſechs Zoll, unten am Eingange des Halſes nur vier Zoll. Es iſt an die Spitzen von ſchlanken Weidenäſten oder an Rohrſtengel über dem Waſſer geflochten. Die Baumaterialien ſind Hanffäden, Baſtfäden, Grashalmen, Wolle von Pappeln, Weidenkätzchen, Diſtelflocken, Teichkolben (Typha), welche zu einem dichten, zähen, kaum zerreißbaren Filz verwebt werden. Die Ruthe oder der Stengel, an welchem das Neſt ſchweben ſoll, iſt mit Hanffäden, Baſt, oder trocknem Waſſergraſe umſchlungen, das äußere von Grasſtengeln und Hanf zuſammen geflochten und mit Wolle durchſchoſſen, und die innere Wand beſteht aus einer zarten, feinen Wolle, womit auch der Boden ſehr ſtark belegt iſt. Zuweilen ſind die Neſter ganz und gar mit Hanf und andern Baſtfaſern überſponnen. Sie brütet des Jahrs zweymal fünf ſchneeweiße, grauröthlich gewölkte Eyer in zwölf Tagen aus; das erſtemal im April. Um ihre Brut gegen verſchiedene Feinde, die ſie unter den Raubvögeln und Raubthieren hat, zu ſchützen, lehrte ſie die Natur wohl dieſen künſtlichen Neſterbau.

In Polen und Rußland werden die Neſter ſackweiſe für einen Dukaten verhandelt. — Die Wolle derſelben ſoll die Geſchwulſt der Hälſe vertreiben. — Die Ruſſen erwärmen ihre Füße damit. Sie haben oft ſchon die Geſtalt der Schuhe.

Die abergläubiſchen Italiener hängen die Neſter als ein ſchützendes Mittel gegen den Blitzſtrahl über die Hausthüren; ja halten ſogar den Vogel für heilig. S. Bechſtein a. a. O.

8. **Die Bartmeiſe, auch Bartmännchen, ſpitzbärtiger Langſchwanz, kleinſter Neuntödter und in Thüringen Rohrmeiſe;** Parus *biarmicus*, vertice cano, cauda corpore longiore capite barbato. Linn. a. a. O. S. 1011. Mésange barbue ou Moustache. Buff. Bearded Titmouse. Penn. Least Butcherbird. Edw. av. t. 55. Friſch Taf. 8. Fig. 2. Bechſtein's getreue Abbild. Heft II. Taf. 9. Fig. 1. 2. und deſſen gem. Naturg. a. a. O. S. 754 flg.

Dieſe ſchöne Meiſe trift man ſehr häufig in der Gegend des Kaspiſchen und ſchwarzen Meeres und in dem Schilfe der hineinlaufenden Flüſſe an; weniger häufig in dem nördlichen Europa, in Norwegen, Jütland, Schonen, England, Dännemark und dem nördlichſten Deutſchlande *). In Thüringen wohnt ſie das ganze Jahr auf dem Schwanenſee bey Erfurt, und wird auch einzeln hier und da in andern Gegenden dieſer Landſchaft geſehen.

*) In Meklenburg hat man ſie indeſſen noch nicht bemerkt, denn Herr Siemſſen hat ſie in ſeinem Handbuche zur ſyſtematiſchen Kenntniß der Meklenb. Land- und Waſſervögel, Roſtock und Leipzig, 1794. 8. nicht mit aufgeführt.

Sie hat ohngefähr die Größe der Kohlmeiſe, doch iſt ſie nicht ſo dick. Ihre Länge beträgt ſieben Zoll und die Breite eilf Zoll *). Der Schwanz hat faſt die Länge des Körpers, und mißt drey und ein Viertel Zoll, und die Flügel bedecken kaum ein Drittheil deſſelben.

Der Schnabel iſt vier Linien lang, an der Spitze etwas gebogen, im Leibe orangengelb, todt gleich hellgelb, und rund um mit ſchwarzen Borſten beſetzt; die eyrunden Naſenlöcher ſind mit vorwärts fallenden weißen Federn bedeckt; der Regenbogen im Auge iſt gelb, die Pupille ſchwarz; die Beine, die Zehen und die etwas langen Krallen ſind ſchwarz, die Beine einen Zoll hoch, die mittlere Zehe neun Linien lang, und die hintere ſechs.

Der Kopf iſt ſchön grau (perlgrau). Vom Schnabel bis an die Augen (die Zügel) läuft eine ſchmale weißliche Binde. Zwey dreyeckige Federbärte von faſt ein Zoll Länge haben zur Baſis die Gegend vom Schnabel bis zu den Augen, laufen in langen zugeſpitzten Federn an den Seiten des Halſes herab, und geben dem Vogel ein eignes ſchönes Anſehen. Der obere Theil des Halſes, der Rücken, Steiß und die Seiten des Leibes ſind braungelb (dunkelorangengelb). Die Schultern bedecken lange ſeidenartige weißliche Federn. Die Kehle und der Unterhals ſind weiß; Bruſt und Bauch weißlich etwas ins röthliche fallend; der After ſchwarz; die Kniefedern weißlich Die Deckfedern der Flügel ſind ſchwarz mit rothbraunen Bändern; die Federn des falſchen Flügels ebenfalls ſchwarz, aber mit weißlichen Rändern; die ſechs erſten Schwung-

*) Pariſ. M. Länge faſt 6½ Zoll; Breite 10¼ Zoll.

Schwungfedern ſchwärzlich, an der äußern Fahne mit breiten ſchneeweißen Rändern verſehen, ſo daß der zuſammen gelegte Flügel vorn ganz weiß ausſieht; alle übrigen Schwungfedern bis auf die letzte ſind ſchwarz mit lebhaft rothbraunen Rändern; wenn der Flügel daher zuſammen gelegt iſt, ſo ſieht man nichts als dieſe Ränder, und der hintere Theil der Flügel erſcheint ganz rothbraun; die letzte Schwungfeder hat einen ſchwarzen Schaft, und iſt an der äußern Fahne ſchwarz mit rothbraunem Rande, an der innern aber ganz weiß. Unten ſind die Schwungfedern grau, und unter jedem Flügel ſtehen zwey ſchwarze Flecken. Der Schwanz iſt keilförmig und beſteht aus zwölf Federn. Die mittlern acht ſind oben und unten rothbraun, die äußerſte iſt von der Wurzel an bis an die Hälfte ihrer Länge oben und unten weiß, und läuft dann ſchief ſchwarz aus, die zweyte iſt an der äußern Fahne ſchwärzlich, an der innern rothbraun, an der Spitze weißgrau, unten iſt ſie weiß.

Das Weibchen unterſcheidet ſich merklich vom Männchen. Der Schnabel iſt etwas heller und zuweilen mit einer dunklen Spitze verſehen. Die ſchwarzen Beine ſind auch etwas höher als beym Männchen. Der Kopf, der obere Theil des Halſes, der Rücken, Steiß, After und die Seiten des Leibes ſind ſchmutzig graugelb; doch fällt die Kopffarbe etwas mehr ins Graue, und hat ſchwärzliche Flecken. Auch auf dem Rücken bemerkt man einige ſchwärzliche Streifen. Die ſchwarzen Bartbüſchel fehlen. Die Schwanzfedern ſind weit heller rothbraun als am Männchen; die zweyte äußere Schwanzfeder iſt faſt ganz weiß. Alles übrige verhält ſich wie beym Männchen.

Man trifft ſie nur da an, wo Sümpfe und Seen große moraſtige und ſumpfige Gegenden machen, die Gebüſch, Schilf und Rohr enthalten. Im Sommer bekommt man ſie ſelten zu Geſicht, weil ſie da paarweiſe tief im Rohre leben; eher bemerkt man ſie im Winter, wo ſie familienweiſe bald da bald dort herum ſtreifen, ſich auch alsdann auf Bäume und Büſche ſetzen, wenn ihnen die Nahrungsmittel im Rohre ausgehen, oder unter dem Schnee vergraben werden.

Ihre Nahrung beſteht in vielerley Inſecten, vorzüglich in Waſſerinſecten und in dem Saamen des gemeinen Rohrs (Arundo Phragmites L.)

Das Neſt ſteht tief im Rohre, zwiſchen verwirrt in einander geflochtenen Rohrhalmen oder in den Rohrwurzeln, und iſt aus Grashalmen und Pflanzenwolle beutelförmig zuſammen gewebt. Das Weibchen legt vier bis fünf blaßrothe braungefleckte Eyer, und brütet ſie in Geſellſchaft des Männchens in vierzehn Tagen aus. Die Jungen ſehen bis zum erſten Mauſern dem Weibchen ähnlich, und haben einen dunkelbraunen Schnabel und braune Füße.

Dieſe Meiſen ſind nicht ſcheu, und laſſen ſich leicht mit der Flinte und dem Blasrohre erlegen.

Ihr Fleiſch ſchmeckt gut. Man kann ſie auch im Käfig halten. Man füttert ſie öfters mit Ameiſeneyern und Mohnſamen, bald lernen ſie aber auch Hanfſamen und das gewöhnliche Stubenfutter freſſen. Büffon ſagt, ein Paar Bartmeiſen, das die Gräfin Albemarle im Käfig gehabt und habe durchkommen laſſen, wären die Stammältern dieſer Vögel in England. Allein

lein dieß iſt wohl ungegründet; denn jeẓt weiß man, daß dieſe Vögel ſehr häufig in England ſind. Zu der Zeit, da Büffon dieß ſchrieb, hatte man dieſen Vogel, der ſich ſo gern dem menſchlichen Auge entzieht, nur noch höchſt ſelten bemerkt, daher dieſe Vermuthung. S. Bechſtein a. a. O.

Nächſt den bisher genannten, in Deutſchland, wenigſtens in Europa, einheimiſchen Meiſen, will ich noch einer ausländiſchen erwähnen, die in einiger Hinſicht bemerkenswerth iſt.

9. **Capiſche Meiſe**, auch die **Halbtrauer**; Parus *capensis*, ex cinereo dilute griseus, remigibus nigris margine albis, cauda supra nigra subtus alba. Linn. l. c. p. 1011. Petit Deuil. Buff. *) Mésange du Cap de bonne Esperance. Sonnerat Voy. II. p. 206. t. 45. Cape Titmouse. Latham Syn.

Die Farben dieſer kleinen Meiſe, welche ſich am Vorgebirge der guten Hoffnung aufhält, ſind diejenigen, welche die Halbtrauer ausmachen, nähmlich ſchwarz, grau und weiß, weshalb Herr von Büffon dieſer Art den obigen Nahmen beylegte. Der Kopf, der Hals, das Obere und Untere am Leibe ſind hellaſchgrau, die Schwungfedern ſchwarz mit weißen Rändern, der Schwanz oben ſchwarz, unten weiß, die Iris, der Schnabel und die Füße ſind ſchwarz.

Dieſe Meiſe kommt der Beutelmeiſe und der Schwanzmeiſe, in der Art ihr Neſt zu bauen, nahe. Sie bauet es in dem dichten Gebüſche, aber nicht an den Enden der Zweige. Das Männchen arbeitet daran mit dem Weibchen in

*) Deutſche Ueberſeẓung von B. C. Otto. 17. B. Berlin, 1790. S. 130 ff.

Gemeinſchaft; daſſelbe ſchlägt mit Gewalt mit den Flügeln an die Seiten des Neſtes, und bringt die Ränder näher an einander, die ſich an einander ſchließen, und abgerundet wie eine längliche Kugel werden. Der Eingang iſt an der Seite, die Eyer liegen im Mittelpunkt am ſicherſten und wärmſten Orte. Alles dieſes findet ſich auch am Neſte der langſchwänzigen Meiſe; was aber daran nicht iſt, iſt eine beſondere Wohnung, worin ſich das Männchen aufhält, während das Weibchen brütet.

Viele andere Meiſen und meiſenartige ausländiſche kleine Vögel findet man in des Herrn von Büffon's Naturgeſchichte der Vögel, aus dem Franz. überſetzt und mit vielen Anmerk. Zuſätzen und vielen Kupfern vermehrt durch B. C. Otto XVII. Band Berlin, in der Pauliſchen Buchhandlung, 1790. 8. S. 1—191, wohin ich die Leſer verweiſen muß.

Meiſe (Aſchen=) ſ. oben S. 26.

— (Bart=) ſ. oben S. 37.

— (Belz=) S. oben S. 29.

— (Berg=) ſ. oben S. 30.

— (Beutel und Polniſche Beutel=) ſ. oben, S. 34.

— (Blau=) ſ. oben, S. 19.

— (Bley) ſ. oben, S. 19.

— (Brand) ſ. oben, S. 4.

— (bunte Tannen=) ſ. oben, S. 26.

— (By=) ſ. oben, S. 26.

— (Capiſche) ſ. oben, S. 41.

— (Finken=) ſ. oben, S. 4.

— Florentiner) ſ. oben, S. 34.

— (Garten=) ſ. oben S. 26.

— Gras) ſ. oben, S. 4.

— Grau) ſ. oben, S. 26.

— graue) ſ. oben, S. 26.

— (große ſchwarze) ſ, oben, S. 4.

Meiſe (Hanf-) ſ. oben, S. 26.
— (Harz-) ſ. oben, S. 22.
— (Haubel-) ſ. oben, S. 2.
— (Hauben) ſ. oben, S. 2.
— (Heiden-) ſ. oben, S. 2.
— Holz) ſ. oben, S. 22.
— (Hörner-) ſ. oben, S. 2.
— (Hunds-) ſ. oben, S. 22 und 26.
— (Jungfern-) ſ. oben, S. 19.
— (Käſe-) ſ. oben, S. 19.
— (Kleine) ſ. oben, S. 22. Kleine Kohlmeiſe, ſ. oben, S. 18 und S. 22. Kleine Speckmeiſe, ſ. oben, S. 18.
— (Kobel-) ſ. oben, S. 2.
— (Kohl) ſ. oben, S. 4.
— (Koth) ſ. oben, S. 26.
— (Kreutz-) ſ. oben, S. 22.
— (Kupf) ſ. oben, S. 2.
— (Kupp-) ſ. oben, S. 2.
— (langgeſchwänzte) ſ. oben, S. 29.
— (Lock-) ſ. oben, S. 12 fl.
— (Mehl-) ſ. oben, S. 19 und S. 29.
— (Merl-) ſ. oben, S. 19.
— (Mönch) ſ. oben, S. 26.
— (Moor-) ſ. oben, S. 29.
— (Münch-) ſ. oben, S. 26.
— (Murr-) ſ. oben, S. 26.
— (Nonnen-) ſ. oben, S. 26.
— (Pech-) ſ. oben, S. 22.
— (Pendulin-) ſ. oben, S. 34.
— (Pick) ſ. oben, S. 4.
— (Pimpel) ſ. oben, S. 19.
— (Pinel) ſ. oben, S. 19.
— (Platten-) ſ. oben, S. 26.
— (Riet-) ſ. oben, S. 26.
— (Rind-) ſ. oben, S. 26.

Meiſe (Rohr⸗) ſ. oben, S. 34.
— (Rudel⸗ oder Ruhrmeiſe) ſ. oben, S. 12.
— (Sabiſche) ſ. oben, S. 21.
— (Schilf⸗) ſ. oben, S. 26.
— (Schinken⸗) ſ. oben, S. 4.
— (Schnee⸗) ſ. oben, S. 29.
— (Schopf⸗) ſ. oben, S. 2.
— (Schwanz⸗) ſ. oben, S. 29.
— (Schwarz⸗) ſ. oben, S. 4 und S. 22.
— (Specht⸗) Sitta Linn., ſ. in S.
— (Speck⸗) ſ. oben, S. 4 und Sumpfmeiſe, oben, S. 26. Kleine Speckmeiſe, ſ. oben S. 22.
— (Sperr⸗) ſ. oben, S. 22,
— (Spiegel⸗) ſ. oben, S. 4.
— (Strauß⸗) ſ. oben, S. 2.
— (Sumpf⸗) ſ. oben, S. 26.
— (Sumpfbeutel⸗) ſ. oben, S. 34.
— (Tannen⸗) ſ. oben, S. 22. Bunte Tannenmeiſe, ſ. oben, S. 26. Weiße Tannenmeiſe, ſ. oben, S. 26.
— Wald⸗) ſ. oben, S. 22.
— (weiße Tannen⸗) ſ. oben, S. 26.
— (Zahl⸗) ſ. oben, S. 30.
— (Zogel⸗) ſ. oben, S. 30.

Meiſel, der, ſo wird in Schmelzhütten ein langes Eiſen mit einem Stiele genannt, daran ein dickes und rundes Holz ſteckt, mit welchem man das, was im Schürloche noch ſitzen bleibt, loszuſtoßen pfleget. Dieſes Wort iſt ohne Zweifel urſprünglich mit Meißel einerley, obgleich es von mehreren Schriftſtellern davon getrennt wird.

Meiſenfang, ſ. unter Meiſe, oben, S. 10 und anderwärts in dieſem Artikel.

Meiſenfink, ein Nahme der Kohlmeiſe; ſ. oben, S. 10.

Meiſenhütte, ſ. im Art. Meiſe, oben, S. 10.
Meiſenkaſten, ſ. daſelbſt, S. 17.
Meiſenkloben, ſ. daſelbſt, S. 16.
Meiſenkönig, ſ. daſelbſt, S. 26. Auch iſt dieſes ein Nahme des Zaunkönigs, Motacilla Troglodytes Linn.
Meiſenlaus, eine Art Läuſe, welche ſich an den Kohlmeiſen findet. Pediculus Pari Linn.
Meiſenleyer, ein Werkzeug zum Meiſenfange. S. oben, S. 14.
Meiſenmönch, eine Art der Motacillen, Motacilla Atricapilla Linn., welche auch Mönch und ſchwarzköpfige Grasmücke genannt wird.
Meiſenpfeife, ſ. unter Meiſe, oben, S. 12.
Meiſenſchlag, ſ. Meiſenkaſten.
Meiſentanz, ein Werkzeug der Vogelſteller, welches aus einem Geſtelle mit mehreren auf kleine Stangen gehängten Sprenkeln beſteht, Meiſen damit zu fangen. S. oben, S. 13.
Meiske, ein Nahme der Mungo Bohne, Phaseolus Mungo Linn., welche in Oſtindien einheimiſch iſt.
Meiß, der, ein nur im Forſtweſen einiger Gegenden übliches Wort, ein Gehau, einen Hau, oder einen Schlag zu bezeichnen. Einen Wald in gewiſſe Meiſſe theilen, in Haue oder Gehaue. Daher das zuſammengeſetzte abmeiſſen, abtreiben, abhauen.

Es ſcheinet zu dem Worte Maße zu gehören, ſo fern ſolches einen abgemeſſenen oder abgetheilten Bezirk bedeutet, oder mit noch mehrerer Wahrſcheinlichkeit zu dem Geſchlecht des Wortes Meiſſel, Meſſer ꝛc., ſo daß es mit Hau und Gehau gleichbedeutend iſt. Im Oberdeutſchen wird es Mais und maiſen geſchrieben.

1. Meiſſel, die, bey einigen auch der, bey den Wundärzten ein aus geſchabter Leinwand gedreheten

heter kleiner Cylinder, oder ein ſolches Bäuſch-
lein, ſie in die Wunden zu legen. Niederſ. die
Wieke, Franz. Charpie. S. im Art. **Kar-
pie**, Th. 35. S. 161.

Ohne Zweifel mit dem folgenden von meiſſen, ſchneiden, hauen, ſchaben, und dem Suffixo — el, ein Ding, ſo daß es, ſo wie das Franz. Charpie, von dem Niederſ. ſcharben, ſcherben, eigentlich ein geſchabtes Ding, und in eigener Bedeutung, geſchabte Leinwand bezeichnet. Bey einigen iſt es auch im männlichen Geſchlechte üblich, der **Meiſſel**.

2. **Meiſſel**, der, ein Werkzeug zum Schneiden, Hauen oder Stechen, in welchem Verſtande es nur noch in engerer Bedeutung von verſchiedenen ſchmahlen mit einem langen Häfte verſehenen Werkzeugen dieſer Art gebraucht wird. Die Bildhauer nennen alle ſtählerne Werkzeuge, Holz oder Stein vermittelſt des Schlägels zu bearbeiten, **Meiſſel**. Die **Meiſſel** der Tiſchler und Zimmerleute ſind von ähnlicher Art, und werden zuweilen **Stämmeiſen** und **Durchſchläge** genannt. Ein Meiſſel mit gekrümmter und hohler Schneide heißt bey den Tiſchlern und Drechslern ein **Hohleiſen**, ſo wie der **Stechbeutel** der erſtern ein an der Schärfe breit und ſchief geſchliffener Meiſſel iſt, das Holz mit der Fauſt gerade zu beſtoßen. Die flachen, mit ſchräger Schneide verſehnen Dreheiſen der Drechsler, führen gleichfalls den Nahmen der **Meiſſel**, und bey den Feilenhauern werden alle Werkzeuge ohne Häft, die Feilen damit gitterförmig zu hauen, **Meiſſel** genannt. Die ähnlichen Werkzeuge, in Metall damit zu graben oder ſtechen, welche bey andern Metallarbeitern Grabſtichel Bunzen heiſſen, führen bey den Schwertfegern den Nahmen der **Meiſſeichen**, ſo wie die runden Hauer bey den Klämpenern Meiſſel heiſſen.

Im

Im Bergbaue iſt der **Meiſſel** ein Eiſen mit einem langen Häfte, dasjenige was ſich in dem Ofenloche angeſetzt hat, damit abzuſtoßen. In dieſer letzten Bedeutung ſchreiben manche es **Meiſel**, welches offenbar aber unrichtig iſt.

Im Dän. Meiſel Es iſt vermittelſt des Suffixi — el, welches ein Werkzeug bedeutet, von dem veralteten Zeitworte meiſſen, ſchneiden, hauen, graben, ſtechen, gebildet, welches ein Intenſivum oder Iterativum von meiden, mähen, ſchneiden, zu ſeyn ſcheint, oder doch genau damit verwandt iſt. Meiſſel und Meſſer ſind eigentlich nur in der Mundart verſchieden. Adelung.

Die nähere Beſchreibung der Meiſſel verſchiedener Künſtler und Profeſſioniſten kommt in den beſondern Artikeln vor, welche davon handeln. Doch muß ich hier etwas von den **Meiſſeln der Bildhauer** anführen, weil davon noch nichts geſagt iſt, und dann noch verſchiedene Bemerkungen und Nachweiſungen über allerley andere Meiſſel hinzufügen.

Die Meiſſel der Bildhauer und Bildgraber kann man nach Herrn Pernety *) unter vier Gattungen bringen.

Die erſte Gattung machen diejenigen Meißel aus, welche man Spitzmeißel nennt. Zu dieſer Gattung gehören:

Poiçon, ein kurz zugeſpitzter Meißel, von bloßem Stahl, oder von geſtähltem Eiſen, deſſen Figur, wie die Bildhauer ihn brauchen, den Block Marmor aus dem gröbſten zu bearbeiten, Fig. 5090. A, zu ſehen iſt. Die Franzoſen geben dieſen Namen auch einem rund zulaufenden Meißel. Von beyden Arten hat man theils kleine, theils große. Außer den Bildhauern dienen ſie noch den Bildgrabern in hohler und in erhobener Arbeit, und einigen andern Künſtlern und Werkleuten. Den poiçon der Goldſchmiede, womit ſie getriebene Arbeit machen, nennt man im Deutſchen Bunze.

Pointe,

*) S. deſſen Handlexicon der bildenden Künſte. S. 2 0.

Pointe, ein länglich zugeſpitzter, wohl geſtählter Meißel, deſſen ſich die Bildhauer bedienen, um den zugehauenen Block ſeiner Bildung zu nähern. Dieſes nennen die Franzoſen approcher à la pointe. B.

Hongnette, ein rautenförmig zugeſpitzter Meißel, von wohl gehärtetem Stahl; die Bildhauer in Marmor brauchen ihn ſehr. C.

Die andere Gattung ſind die Meißel mit Zähnen. Die Arten von dieſer Gattung ſind:

Dent de chien, oder doublepointe, ein Meißel mit zween breiten Zähnen, welchen die Bildhauer nach der Arbeit mit dem länglich zugeſpitzten Meißel zur fernern Ausbildung ihrer Werke brauchen, weil er nicht ſo ſehr angreift, wie jener. Dieſes heißt im Franzöſiſchen approcher à la doublepointe. D.

Gradine, Gradir-Eiſen, ein ſtählerner Meißel mit drey breiten Zähnen, welcher den Bildhauern zur Fortſetzung ihrer Arbeit nöthig iſt, wenn der vorige Meißel mit zween Zähnen ſeine Dienſte gethan hat. E.

Fermoir, ein Meißel von Stahl mit drey breiten Zähnen und einem Hefte. Die Bildhauer brauchen ihn zur Arbeit in Steinen, welche nicht ſo feſt, als der Marmor, ſind. Sie haben auch einen ähnlichen Meißel ohne Zähne, wie das ordentliche Stemmeiſen der Tiſchler. F.

Riflard, ein Meißel voll ſpitziger Zähne, mit einem Hefte. Auch deſſen bedienen ſich die Bildhauer. G.

Ripe, ein gekrümmter Meißel der Bildhauer, deſſen rundliche Schneide lauter ſpitzige Zähne ſind. Man braucht ihn zur Beſchabung der Figuren. H.

Ciſeau en marteline, ein Meiſel mit einer zahnförmigen Fläche, deſſen ſich die Bildhauer bedienen, den Marmor aus dem Rauhen zu bearbeiten. I.

Von der dritten Gattung, zu welcher die Meißel mit einer flachen und ebenen Schneide gehören, kommen zweyerley Arten vor:

Die eine Art, welche nur mit dem allgemeinen Namen Meißel (Ciseau) benennt wird, iſt von ſehr gutem Stahle. K. Die Bildhauer brauchen ihn, um die Streifen, welche der Meiſſel mit drey Zähnen auf dem Marmor gelaſſen hat, wegzunehmen; und indem ſie dieſes Werkzeug geſchickt, und fein führen,

ren, ertheilen ſie der Figur ein ſanftes und zartes Weſen, bis ſie endlich mit einer Raspel kommen, wodurch ſie das Werk in Stand ſetzen, polirt zu werden.

Die andre Art iſt das oben in dieſem Artikel unter dem Worte Fermoir angezeigte Stemmeiſen. Man hat dergleichen von allerhand Größe. Im Formſchneiden braucht man die kleinen zur Wegnehmung und Aufhebung der Felder, welche man zuvor mit dem Federmeſſer und der Nadelſpitze an ihrem Rande von den Umriſſen und Zügen rein abgelöſet hat.

Zur vierten Gattung der Hohleiſen oder Hohlmeiſſel gehört

Goude, ein ſtählernes hohlſchneidendes Werkzeug, mit einem hölzernen Hefte. Die Bildhauer und Formſchneider, welche dieſes Werkzeug ſehr brauchen, haben deſſen große und kleine Sorten.

Alle ſolche Eiſen zuzurichten muß ein Künſtler ſich nicht ſcheuen in das Schloſſer- und Schmiedehandwerk zu pfuſchen. Er braucht alſo den Ambos, den Hammer, den Blaſebalg, die Zange, und anderes Zugehör. Das ſchwerſte hierbey iſt aber die Kunſt, dem Eiſen allezeit die ſicherſte und richtigſte Härte zu geben. Die beſte wird in Italien die Tempra d'oro oder die Goldhärte, in Deutſchland aber die hafergelbe Härte genannt. Die Urſache dieſer Benennung iſt die Farbe, welche man am Eiſen wahrnimmt, wenn es glühend gemacht und im Waſſer abgelöſcht worden. Dieſes geſchieht auf allerhand Art. Das Eiſen wird glühend, entweder langſam, oder geſchwinde, halb oder ganz, nach und nach, oder öfters, und allezeit tiefer eingetaucht. Jede Art macht eine beſondere Wirkung. Einige bedienen ſich eines Topfes, worin ſie das Eiſen in Sand eingraben, alles im Ofen glühend werden und dann wieder abkühlen laſſen. Einige laſſen es ſo glühen, daß es noch eine höhere

Röthe als die Kirſchen erhält, in dieſer Farbe tauchen ſie es in friſches Brunnenwaſſer. Doch läßt ſich hierüber im allgemeinen nichts beſtimmtes ſagen, indem es vielerley Eiſenarten gibt, die eine verſchiedene Behandlung erfordern. Im Art. **Stahl** werde ich mehr davon ſagen *).

Meiſſel der Bleyarbeiter iſt ein Werkzeug, um das Bley aufzukratzen, und davon die oberſte Schale abzuſchälen, damit die Löthung daran feſter hafte. Die Bleyarbeiter bedienen ſich deſſen zu gerollten Röhren, zu den Küfflein und in den Waſſerbehältern.

Meiſſel der Büchſenſchäfter, ſind ſehr mannigfaltig. Es iſt aber nicht der Mühe werth, ſie alle zu nennen, denn es würde doch nur größtentheils darauf hinauslaufen, daß einige eine gerade, andere eine Schneide gleich einer halben Walze haben. Die erſten nennt man **Flachmeiſſel**, die letztern aber **Hohlmeiſſel**. Die Abänderungen entſtehen mehrentheils aus der verſchiedenen Größe, denn der Profeſſioniſt muß Vertiefungen von verſchiedener Art ausmeiſſeln. Der ſtärkſte Flachmeiſſel heißt der **Ballenmeiſſel**, weil er an der Schneide einen Ballen, oder eine ſtarke ſchräge Fläche hat. Die Schneide der **Kreuzmeiſſel** iſt eben ſo geſchärft, wie bey dem Grabſtichel, und der Meiſſel darf auch nicht ſtärker seyn, weil man hiermit ganz kleine Nuthen ausſticht. Die Schneide der kleinſten Meiſſel

*) Coſmus Medices ſoll ein Geheimniß gewußt haben: gewiſſe Kräuter zu deſtilliren, und ein Waſſer daraus zu ziehen, in welchem die glühenden Eiſen, wenn man ſie darein tauchte, von ſolcher Härte wurden, daß ſein Bildhauer Franzeſco Tadda mit denſelben eine große Muſchel von Porphyr zu einem Brunnen verfertigen konnte. S. Köremon's Natur und Kunſt in Gemählden, Leipzig und Wien bey Gräffer, 1770. 8. II. Th. S. 62.

ſel von aller Art iſt kaum einige Linien breit, und dieſe thun alsdenn die beſten Dienſte, wenn der Büchſenſchäfter Bildhauerarbeit verfertiget.

Meiſſel der Drechsler, ſind überhaupt Dreheiſen, welche eine ſchiefe Schneide haben. Ein ſolcher Meiſſel (man ſehe Fig. 5091.) iſt flach und hat vorn eine Schneide, die von a bis b etwas ſchräge hinab gehet. Dieſe Schneide iſt an beyden Seiten gleichmäßig zugeſchliffen, und das Eiſen hat auf einer Seite keine ſogenannte Ballen oder Bahn. Der Drechsler beſitzt übrigens große und kleine, breite und ſchmale Meiſſel und wählt einen oder den andern nach der Größe und Beſchaffenheit der Arbeit. Der **Schlichtmeiſſel** iſt dem vorigen in aller Abſicht gleich, er hat nur eine feinere und ſchärfere Schneide.

Meiſſel der Feilenhauer, ſ. unter Feile, Th. 12, S. 486 fl. und Raſpel.

Meiſſel der Formſchneider, ſ. unter Formſchneider, Th. 14, S. 491 fl.

Meiſſel der Gärtner, ſ. Baummeiſſel, Th. 4, S. 26, und unter Obſtbaum.

Meiſſel der Gelbgießer, ein Dreheiſen, deſſen Spitze ovalrund, aber nicht geſchärft iſt, womit derſelbe auf dem Drehſtuhle ſeine abgedreheten Arbeiten in den Vertiefungen ebnet; denn die ſcharfen Kanten müſſen das Metall glätten. Der Profeſſioniſt wählt aus einer großen Anzahl dieſer Eiſen dasjenige, welches in die Vertiefung paßt. Fig. 5092. A. B. ſind ein paar Meiſſel dieſer Art abgebildet.

Meiſſel der Glaſer, iſt ein Flachmeiſſel, welcher zur Eröffnung der Fugen in den Fenſtern gebraucht wird. S. Fig. 5093.

Meiſſel der Grobſchmiede, ſ. Schrotmeiſſel oder Schrothammer, im Art. Hammer, Th. 21, S. 331 und Fig. 1184 daſelbſt; desgleichen im Art. Huf, Th. 25, S. 397 und im Art. Kutſche, Th. 57, S. 428 und Fig. 3483. daſelbſt. Eine andere Art der Meiſſel der Grobſchmiede ſind die Buchſenmeiſſel, welche im Art. Kutſche, Th. 57, S. 330 beſchrieben, und Fig. 3496. a und b abgebildet ſind.

Meiſſel der Gürtler. Die Gürtler haben einen runden, an einem Ende hohlen Meiſſel oder Stämpel, runde Scheiben aus einer Meſſingplatte damit zu hauen, welcher der Hauptſtämpel oder Hauer genannt wird. S. unter Knopf, Th. 41, S. 618 und Fig. 2284. daſ. Von einigen wird auch der Vertiefſtämpel, eben daſelbſt, S. 619 und Fig. 2287. mit zu den Meiſſeln gerechnet.

Meiſſel der Holzarbeiter, ſind Meiſſel im eigentlichen Verſtande, und ſie haben eine gerade und eine ſchiefe Seite, um der Schneide deſto mehr Haltung zu geben.

Meiſſel der Huf und Waffenſchmiede, ſ. Meiſſel der Grobſchmiede.

Meiſſel der Kammmacher, ſ. Preßmeiſſel, unter Horn, Th. 25, S. 245, und Fig. 1413. daſelbſt.

Meiſſel der Klempener, als Scharf-, Flächel-, Putz-, Durchbrech-, Karniſſel-, Zier- oder Verzier- und Buckelmeiſſel, ſ. im Art. Klempener, Th. 40, S. 351—352 und die dazu gehörige Fig. 2195.

Meiſſel der Kupferſchmiede, womit ſie die Kupferbleche oder den eiſernen Draht zertheilen, ſ. im Art. Kupferſchmid, Th. 56, S. 265,

265, und Fig. 3363. Ihren Schrotmeiſſel, daſelbſt, S. 260.

Meiſſel der Probierer. Die Probierer im Hüttenbaue haben einen halbrunden und gebogenen Meiſſel, welcher der Hohlmeiſſel heißt, das zum Probieren nöthige Silber aus dem Brandſilber damit auszuhauen; daher er auch der Aushebmeiſſel genannt wird.

Meiſſel der Raquetenmacher, ſ. in R.

— **der Sattler,** ſ. in S.

— **der Schieferbrecher,** ſ. in S.

— **der Schiffszimmerleute,** zum Dichten oder Kalfatern der Schiffe, ſ. im Art. Kalfatern, Th. 32, S. 606 — 607.

Meiſſel der Schlöſſer, ſ. in S.

— **der Schmiede,** ſ. Meiſſel der Grobſchmiede, Kupferſchmiede und Schlöſſer. — Der Meiſſel der Ankerſchmiede iſt eine Art eines Keils von wohlgehärtetem Stahle, der in ein großes Stück Holz eingemacht iſt, (ſ. Fig. 5094.) welches ihm zum Stiele dient. Der Ankermeiſter hält den Stiel, während daß Schmiede auf den Kopf des Meiſſels ſchlagen, deſſen Schneide auf das überflüßige Eiſen geſtellt iſt.

Meiſſel der Schwertfeger, ſ. oben, S. 46. und in S.

Meiſſel der Thierärzte, ein meiſſelförmiges ſcharfes Werkzeug, deſſen man ſich zur Abſchlagung der Knochenauswüchſe bedient, indem man mit dem Hammer oder Stückchen Holz darauf ſchlägt.

Meiſſel der Tiſchler, ſ. oben, S. 46 und in S.

Meiſſel der Windenmacher, der Haumeiſſel oder Hauer, ein Meiſſel mit ſchräger Fläche, vermittelſt deſſen ſie die Zwiſchenräume

zwiſchen den Zähnen der eiſernen Räder aushauen, und der **Kirſtholzmeiſſel**; ſ. in W.

Meiſſel der Wundärzte, ein Meiſſel, den man ehemahls vorzüglich bey der Amputation der Fingergelenke, wie auch der Köpfe der Ellenbogenröhre und Armſpindel gebrauchte; für die erſte Abſicht iſt er, wegen der öfters verurſachten Zerſplitterung, ein ſchädliches, und daher außer Gebrauch geſetztes Werkzeug. —

Meiſſel der Zeugſchmiede, ſ. in Z.

— **der Zimmerleute**, ſ. in Z.

Die beſten Meiſſel liefern uns England, Frankreich, Steyermark, die Grafſchaft Mark in Weſtphalen ꝛc. In Deutſchland ſind Iſerlohn, Ruhl, Schmalkalden; in der Schweiz Aarau; in den Niederlanden Lüttich, durch die guten Meiſſel, die ſie liefern, vorzüglich in Ruf.

Meiſſel (Ausheb⸗), ein Meiſſel der Probierer, ſ. oben, S. 53.

— (Ballen⸗), ein Meiſſel der Büchſenſchäfter, ſ. oben, S. 50.

— (Baum⸗), ein Meiſſel der Gärtner, ſ. oben, S. 51.

— (Buchſen⸗), ein Meiſſel der Grobſchmiede, ſ. oben, S. 52.

— (Buckel⸗), ein Meiſſel der Klempener, ſ. oben, S. 52.

— (Durchbrech⸗), ein Meiſſel der Klempener, ſ. oben, S. 52.

— (Flach⸗), der Nahme der Meiſſel verſchiedener Künſtler und Handwerker, ſ. oben, S. 50 und S. 52.

— (Flächel⸗), ein Meiſſel der Klempener, ſ. oben, S. 52.

— (Grund⸗), ein Meiſſel der Formſchneider, ſ. Th. 14, S. 492.

Meiſſel (Haft-), ein Meiſſel der Büchſenſchäfter, ſ. oben, S. 50.
— (Hart-), ein Meiſſel der Sattler, ſ. in S.
— (Hau-), ein Meiſſel der Windenmacher, ſ. in W.
— Hohl-), ein Nahme der Meiſſel bey verſchiedenen Handwerkern, wenn ſie halb walzenförmig ſind; ſ. oben, S. 50. 53.
— (Kalt-), ein Meiſſel der Schmiede, womit das Eiſen kalt von einander gehauen wird.
— (Karniſſel-), ein Meiſſel der Klempener, ſ. oben, S. 52.
— (Knochen-), ſ. Meiſſel der Thier- und Wundärzte.
— (Kirftholz-), ein Meiſſel der Windenmacher, ſ. oben, S. 54.
— (Kreutz-), ein Meiſſel der Schlöſſer, ſ. in S.
— (Preß-), ein Meiſſel der Kammmacher, ſ. oben, S. 52.
— (Putz-) ein Meiſſel der Klempener, ſ. oben, S. 52.
— (Satz-) ein Meiſſel verſchiedener Handwerker, Nietnägel damit anzutreiben.
— (Scharf-) ein Meiſſel der Klempener, ſ. oben, S. 52.
— (Schlicht-) ein Meiſſel der Drechsler, ſ. oben, S. 51.
— (Schrot-) ein Meiſſel der Grobſchmiede und anderer Eiſen- und Metallarbeiter; ſ. oben, S. 52. 53.
— (Silber-) ein Werkzeug in Geſtalt eines Meiſſels, das Blickſilber in den Schmelzhütten damit von dem Herde abzuheben; der Silberſpieß.
— (Spitz-) Meiſſel der Bildhauer, ſ. oben, S. 47.
— (Stein-) ein Meiſſel der Mäurer, um Löcher in die Mauern zu machen.

Meiſſel (Verzier-) } ein Meiſſel der Klempener
— (Zier) } ſ. oben, S. 52.

Meiſſelbohrer, im Bergbaue, eine Art des Erdbohrers mit einer meiſſelförmigen Schneide, in Kalk- oder anderes Geſtein damit zu bohren.

Meiſſelhalter, ein Stück an der Feilenmaſchine; ſ. unter Feile, Th. 12, S. 487.

Meiſſelrinde, eine Art Korallen, Flustra truncata, Linn. ſ. unter Koralle, Th. 44, S. 312.

Meißniſche Münze, ſ. Sächſiſche Münze.

Meißniſches Porzellan, ſ. unter Porzellan.

Meißniſcher Probierſtein, ſ. unter Basaltes, Th. 3, S. 575.

Meiſtbiethend, welches im gemeinen Leben und der gerichtlichen Schreibart, für der am meiſten biethende, gröſtentheils als ein Hauptwort üblich iſt. Etwas dem Meiſtbiethenden verkaufen, denen, welche am meiſten biethen. S. unter Auction, Th. 2, S. 645.

Meiſter, ein altes Wort, welches nach Herrn Adelung's Auseinanderſetzung in folgenden Bedeutungen vorkommt.

1. Ueberhaupt, der vornehmſte unter mehreren einer Art, der Vorgeſetzte; eine nur noch in einer großen Menge von Zuſammenſetzungen übliche Bedeutung, wo es Vorgeſetzte von allen Arten des Ranges und der Würde bedeutet. Dergleichen ſind, Hofmeiſter, Forſtmeiſter, Jägermeiſter, Feldzeugmeiſter, Rittmeiſter, Bürgermeiſter, Baumeiſter, Bettmeiſter, Brunnenmeiſter, Büchſenmeiſter, Capellmeiſter, Küchenmeiſter, Quartier-Meiſter, Proviant-Meiſter, Kellermeiſter, Münzmeiſter, Schulmeiſter, Mauermeiſter, Poſtmeiſter, Schatzmeiſter, Bothenmeiſter, Zahlmeiſter, und hundert andere mehr, wo es bald einen Vorgeſetzten

mehrerer

mehrerer Perſonen einer Art, bald aber auch ge- wiſſer Sachen bezeichnet. Für ſich allein iſt es in dieſer Bedeutung, wenigſtens in der anſtändi- gen Schreibart veraltet. Bey dem Willeram heißt die vornehmſte Kirche unter mehreren Meisterinna. Nur der Abdecker oder Feldmei- ſter wird an einigen Orten Meiſter ſchlechthin genannt. S. Meiſterey.

2. In engerer Bedeutung.

1) Der vornehmſte der Macht nach, der Herr, der Macht und Stärke nach, Schwed. Mestare, eine ihrem Umfange nach gleichfalls veraltete Bedeutung. Jemanden für ſeinen Meiſter erkennen, deſſen überlegene Stärke ein- räumen; im gemeinen Leben. In der vertrauli- chen Sprechart iſt dieſe Bedeutung nur noch in einigen Arten der Ausdrücke üblich, wo es im männlichen Geſchlechte allein von beyden Ge- ſchlechtern gebraucht wird, und im Singular am üblichſten iſt. Sich von etwas Meiſter ma- chen, ohne Artikel, ſich deſſen bemeiſtern. Den Meiſter ſpielen, mit überlegener Macht wirken. Seiner ſelbſt nicht Meiſter ſeyn, ſich nicht in ſeiner Gewalt haben; gleichfalls ohne Artikel.

2) Den Kenntniſſen, und beſonders der Geſchicklichkeit nach.

a. Ueberhaupt, wo es gleichfalls nur noch in einigen Fällen üblich iſt. Einen großen Künſtler ei- nen in ſeiner Wiſſenſchaft vorzüglich erfahrnen Mann pflegt man oft einen großen Meiſter, einen Meiſter in ſeiner Kunſt, in ſeiner Wiſſenſchaft, und wenn es eine Perſon weib- liches Geſchlechtes iſt, eine Meiſterinn zu nen- nen, ohne daß dieſem Worte hier etwas von dem Verächtlichen der folgenden Bedeutung eines Handwerksmeiſters anklebte. Die Meiſterinn

der Lieder, heißt die Nachtigall mehrmals bey den Dichtern. Ehedem pflegte man auch die Doctores und Magiſtros auf Univerſitäten im Deutſchen Meiſter zu nennen, welche Bedeutung aber veraltet iſt. Meiſter Fuchs, heißt der Fuchs noch im Scherze, wegen ſeiner überlegenen Liſt.

b. In engerer Bedeutung.

α. Ein Künſtler, beſonders ein Künſtler von vorzüglicher Geſchicklichkeit. Thubalkain, der Meiſter in allerley Erz- und Eiſenwerk, 1 Moſe 4, 22. Im Hochdeutſchen iſt es auch hier veraltet, außer, wenn es in der vorigen Bedeutung gebraucht wird, einen Künſtler von vorzüglicher Geſchicklichkeit zu bezeichnen.

β. Einen Handwerksmann, welcher ſein Handwerk gehörig erlernet, und ſich das Recht erworben hat, Geſellen und Lehrlinge halten zu dürfen, entweder wegen ſeiner überlegenen Erfahrung, oder auch in der folgenden Bedeutung, ſo fern er dem Lehrlinge entgegen geſetzt wird. Deſſen Ehegattinn die Meiſterinn. Es wird in dieſer Bedeutung, welche überhaupt dem ganzen Worte einen niedrigen Nebenbegriff verurſacht hat, nur von den eigentlichen Handwerkern gebraucht, dagegen bey Künſtlern und andern ähnlichen Lebensarten die Ausdrücke Principal, und in Beziehung auf den Lehrling, Lehrherr u. ſ. f. üblich ſind. Meiſter werden, ſich auf die gebräuchliche Art das Recht erwerben, ein Handwerk öffentlich treiben, und Geſellen und Lehrlinge halten zu dürfen. Der Dorfmeiſter, ein Handwerksmeiſter auf einem Dorfe, zum Unterſchiede von einem Stadtmeiſter. Im Franz. heißt daher ein Handwerk und in weiterer Bedeutung eine jede Handthierung Metier, ehedem Meſtier,

im

im Ital. Mestiere, — Von Meiſter in dieſer Bedeutung ſ. weiter unten mehr.

γ. Ein Lehrer, im Gegenſatze des Schülers; der **Lehrmeiſter**. **Der Jünger iſt nicht über ſeinen Meiſter.** Vermuthlich hat man es um der vorigen Bedeutung willen auch in dieſem Verſtande veralten laſſen, denn wenn noch jetzt ein Schüler ſeinen Lehrer ſeinen Meiſter nennt, ſo geſchiehet es nur noch im vertraulichen Scherze.

Doch braucht man es noch in einigen Zuſammenſetzungen von ſolchen Perſonen, welche in gewiſſen freyen Künſten Unterricht ertheilen. Dergleichen ſind **Sprachmeiſter**, **Rechenmeiſter**, **Zeichenmeiſter**, **Tanzmeiſter**, **Exercitien-Meiſter**, **Schreibemeiſter** ꝛc. Wenn es von Künſtlern, im Gegenſatze des Schülers zuweilen auch noch außer der Zuſammenſetzung gebraucht wird, z. B. **in die Hände eines ſchlechten Meiſters fallen**, ſo ſcheint es hier vielmehr die allgemeinere Bedeutung eines Kunſterfahrnen zu haben.

3. In weiterer Bedeutung derjenige, welcher ein Werk hervor gebracht hat, im Gegenſatze des **Werkes**; ſo wohl um der überlegenen Kenntniß und Geſchicklichkeit, als auch um der überlegenen Gewalt willen. **Das Werk lobet den Meiſter** *).

Was

*) In den meiſten der obigen Bedeutungen ſchon ſeit des Kero Zeiten Meistar, im Engl. Master, im Schwed. Mestare, im Iſländiſchen Meistare. im mittlern Lat. Meistralis. im Walliſ. Meistri, im Wend. Mojster, im Franz. Maitre, im Ital. Maestro, im Wallach. Mastoru, und Alban. Mjestar. Es iſt wegen des hohen Alters und weiten Umfangs dieſes Wortes nicht wahrſcheinlich, daß es, wie man gemeiniglich behauptet, aus dem Lat. Magister entlehnt worden; glaublicher aber, daß es ein gleichzeitiger Seitenverwandter deſſelben iſt. So

Was nun die Handwerksmeiſter inſonderheit betrifft, ſo iſt davon im Art. Handwerk, Th. 21, S. 468 fl. in mehreren Rückſichten ſchon etwas geſagt worden, worauf ich mich der Kürze wegen hier beziehen kann. Ich finde es zur Vollſtändigkeit der Sache gleichwohl für nöthig, hier aus dem allenthalben ſo muſterhaft gefundenen Allgem. Landrechte für die Preußiſchen Staaten die in Anſehung der Handwerksmeiſter gegebenen Geſetze anzuführen, und dann von den Geſetzen und Zunftgebräuchen der Meiſter in Deutſchland überhaupt zu handeln.

Vom Meiſterrechte und deſſen Erlangung handelt das Allgemeine Landrecht im VIII. Titel des zweyten Theils §. 247 — 262 und es beſtimmt darüber folgendes:

§. 247. Was außer der Gewinnung des Bürgerrechts, zur Aufnahme in eine Zunft, als Meiſter erforderlich ſey, beſtimmen die Zunfartikel und die Gildebriefe.

§. 248. Niemanden ſoll die Aufnahme in eine Zunft, als Meiſter, blos aus dem Grunde, weil er bereits verheyrathet iſt, verſagt werden.

§. 249. Wer einmal als Lehrburſche, und in der Folge als Geſelle, in eine Zunft gehörig aufgenommen worden, dem darf die Zunft die Aufnahme als Meiſter, wenn er übrigens den Erforderniſſen der Innungsartikel Gnüge leiſtet, unter keinerley Vorwand verweigern.

§. 250. Wer Meiſter werden will, muß ſeinen Lehrbrief und ſeine Kundſchaft der Zunft vorlegen, und dadurch ſeine bisherige gute Aufführung nachweiſen.

§. 251. Vor der Aufnahme muß er ein Meiſterſtück, unter Aufſicht der Aelteſten, ohne fremde Beyhülfe verfertigen.

§. 252.

wie Meier, von dem alten Poſitivo meh, mei, groß, viel, vornehm, und dem Suffixo — er, eine Perſon männliches Geſchlechtes, gebildet iſt, ſo iſt auch Meiſter ſehr regelmäßig aus dem Superlativ meiſt und eben dieſem Suffixo zuſammen geſetzt.

§. 252. Durch Aufgebung allzu koſtbarer oder unverkauflicher Meiſterſtücke, ſoll niemanden der Eintritt in die Zunft erſchwert werden.

§. 253. Das Meiſterſtück iſt den verſammelten Zunftgenoſſen zur Prüfung vorzulegen.

§. 254. Erklärt die Mehrheit der Stimmen das Meiſterſtück für untauglich: ſo muß die Zunft den Aufzunehmenden ſo lange zurückweiſen, bis er die erlangte hinreichende Geſchicklichkeit durch ein beſſeres Meiſterſtück nachgewieſen hat.

§. 255. Wer zum drittenmale ein untaugliches Meiſterſtück liefert, muß für immer abgewieſen werden.

§. 256. Wenn die Zunft ein Meiſterſtück verwirft: ſo muß ſie die Gründe ihres Tadels dem Beyſitzer zum Protocolle geben.

§. 257. Der Beyſitzer muß darauf ſehen, daß kein Tadel, der bloßen Eigenſinn oder Gelderpreſſungen zum Grunde hat, zugelaſſen werde.

§. 258. Der Abgewieſene kann auf obrigkeitliche Unterſuchung der Gründe ſeiner Abweiſung antragen.

§. 259. Findet der Magiſtrat dieſe Gründe zweifelhaft: ſo muß er das Gutachten einer Zunft eines andern benachbarten Orts, unter Vorlegung des Meiſterſtücks, und des darüber aufgenommenen Protocolls, einziehen.

§. 260. Wenn ein bereits aufgenommener Zunftgenoſſe ſeinen Wohnſitz verändert: ſo muß er ſich in die Zunft des neuen Wohnorts, ſobald er daſelbſt ſein Gewerbe fortſetzen will, aufnehmen laſſen.

§. 261. Ein neues Meiſterſtück aber darf alsdann von ihm in der Regel nicht gefordert werden.

§. 262. Wenn jedoch ein Landhandwerker, der als ſolcher nur ein geringes Meiſterſtück zu verfertigen angehalten worden, ſich in einer Stadt, wo ein größeres und ſchwereres erfordert wird, niederlaſſen will, kann die Zunft annoch die Anfertigung des letztern von ihm fordern.

Recht zum feilen Verkaufe. §. 263—267.

§. 263. Jeder zünftige Meiſter iſt befugt, die von ihm verfertigte Arbeit in ſeinem Zunftbezirke, auch außerhalb des Hauſes, feil zu bieten.

§. 264

§. 264. Er darf aber damit nicht hauſiren gehn, ſondern kann den feilen Verkauf, außer ſeinem Hauſe, nur in ſeinem Laden, oder in ſeiner Bude ausüben.

§. 265. Wenn das öffentliche Feilbieten gewiſſer Arbeiten durch beſondere Geſetze ausdrücklich verboten iſt, ſo ſind auch zünftige Meiſter dieſem Verbote unterworfen.

§. 266. Wie lange, und unter welchen Einſchränkungen, fremde Handwerker auf Jahrmärkten oder Meſſen ihre Waaren feilbieten dürfen, iſt nach den Verfaſſungen eines jeden Orts beſtimmt.

§. 267. Auf Beſtellung kann ein Zunftgenoſſe auch für auswärts Wohnende arbeiten.

Recht Geſellen und Lehrlinge zu halten. §. 268 — 272.

§. 268. Nur zünftige Meiſter haben das Recht, Lehrburſchen anzunehmen und Geſellen zu halten.

§. 269. Doch kann dieſe Befugniß auch den vom Staate geſetzten Freymeiſtern nicht beſtritten werden.

§. 270. Die Annahme und das Losſprechen ſolcher Lehrburſchen muß aber bey der Zunft des Orts geſchehen.

§. 271. Wer nach erlerntem Handwerke in den Soldatenſtand getreten iſt, mag nach erhaltenem ehrlichen Abſchiede, ſich mit ſeinem Handwerke ferner nähren, ohne daß er das Meiſterrecht zu erlangen ſchuldig iſt.

§. 272. Will er aber Lehrburſchen annehmen, oder Geſellen halten: ſo muß er ſich, gleich jedem Andern, als Meiſter gehörig aufnehmen laſſen.

Verluſt des Meiſterrechts. §. 273 — 277.

§. 273. Ein Meiſter, welcher die ihm anvertraueten Materialien veruntreuet, ſoll das erſtemal nach den allgemeinen Vorſchriften der Criminalgeſetze um Geld geſtraft; im Wiederholungsfalle aber, außer der ſonſt verwirkten Strafe, aus der Innung geſtoßen werden.

§. 274. Wer durch Urtel und Recht ſeiner Ehre verluſtig erklärt wird: der verliert auch ſein Meiſterrecht.

§. 275. Außerdem ziehen andre Verbrechen den

Verluſt

Verluſt des Meiſterrechts nur alsdann nach ſich, wenn darauf ausdrücklich erkannt worden.

§. 276. Auf den Verluſt des Meiſterrechts ſoll nur in Fällen erkannt werden wo es die Geſetze ausdrücklich vorſchreiben; oder wo ein beſonderer überwiegender und gefährlicher Hang zu Verbrechen gegen das Eigenthum und Vermögen Anderer, aus den Akten klar erhellet.

§. 277. So lange ein Meiſter in gefänglicher Haft ſich befindet, und ſelbſt das Meiſterrecht noch nicht verloren hat, mag ſeine Frau das Gewerbe durch Geſellen fortſetzen.

Pflichten des Meiſters in Anſehung der Lehrlinge. §. 292 — 294 *).

§. 292. Die Pflicht des Meiſters iſt, dem Lehrlinge die nöthige Anweiſung zu den Kenntniſſen zu geben, welche zu einem ordentlichen Betriebe des Gewerbes erforderlich ſind.

§. 293 Auch muß er denſelben zu guten Sitten und fleißiger Beſuchung des öffentlichen Gottesdienſtes anhalten, vor Ausſchweifungen und Gelegenheiten zu Laſtern möglichſt hüten; und zu einer anhaltenden nützlichen Thätigkeit gewöhnen.

§. 294. Wer einen Lehrling annimmt, welcher im Leſen und Schreiben, und in der Religion, den nothigen Unterricht noch nicht erhalten hat, iſt ſchuldig, denſelben bis zur Erlangung dieſer Kenntniſſe zur Schule zu halten.

Recht der Zucht. §. 298 — 302.

§. 298. Dem Lehrherren gebührt das Recht, den Lehrlin, nach Erforderniß der Umſtände, mäßig zu züchtigen.

§. 299. Er darf aber dabey die einem Vater vorgeſchriebenen Gränzen nicht überſchreiten. (Tit. II, §. 86 ſqq.)

§. 300. In Abweſenheit, oder bey Verhinderungen des Meiſters, kann nur der erſte oder Meiſtergeſelle, und auch dieſer nur in Gewerksſachen, das Recht der mäßigen Züchtigung über den Lehrling ausüben.

§. 301.

*) Die Rechte und Pflichten der Lehrlinge ſind im Art. Handwerk Th. 21, S. 488 ff. und Lehrling, Th. 70, S. 411 ff. abgehandelt.

§. 301. Ein von dem Meiſter gemißhandelter Lehrburſche ſoll von den Aelteſten, bis zur Vollendung ſeiner Lehrjahre, bey einem andern Meiſter untergebracht werden.

§. 302. Die dazu erforderlichen Koſten muß der vorige Meiſter tragen, doch kommt demſelben darauf das bey der Annahme des Lehrlings etwa bedungene, und noch rückſtändige Lehrgeld zu gute

Aufhebung des Vertrags zwiſchen dem Meiſter und Lehrlinge. §. 303 — 310

§. 303. Stirbt der Meiſter, ſo haben der Lehrling, oder deſſen Aeltern, Vormünder, oder Pfleger die Wahl: ob ſie ihn bey der das Handwerk fortſetzenden Wittwe laſſen, oder zu einem andern Meiſter bringen wollen.

§. 304. Letztern Falls muß von dem etwa vorausbezahlten Lehrgelde ſo viel zurückgegeben werden, als auf die noch unvollendete Lehrzeit nach dem Befinden der Zunftälteſten, verhälnißmäßig zu rechnen iſt.

§. 305. Ein Gleiches findet ſtatt, wenn die Wittwe das Handwerk nicht fortſetzt, oder der Meiſter ſelbſt, daſſelbe ferner zu treiben, außer Stand kommt.

§. 306. Zur Unterbringung eines ſolchen Lehrburſchen müſſen nöthigenfalls die Aelteſten, nach Vorſchrift §. 284. ſqq. *) hülfreiche Hand leiſten.

§. 307. Bey eintretendem Colliſionsfalle gebührt einem ſchon aufgenommenen Lehrlinge, der zu einem andern Meiſter gebracht werden muß, vor einem noch erſt aufzunehmenden allemal der Vorzug.

§. 308. Wenn der Lehrburſche ohne gegebene Urſache aus der Lehre entläuft: ſo muß dem Meiſter das Lehrgeld auch für das ganze noch laufende Jahr bezahlt, und er überdem, wegen des, aus dem Verluſte des Lehrlings, oder den Koſten bey der Annahme eines andern, etwa entſtandenen Nachtheils ſchadlos gehalten werden.

§. 309. Auch muß ein ſocher Lehrling, wenn er in der Folge wiederum zu einem Meiſter gebracht wird, die Lehrjahre auf Verlangen deſſelben von neuem anfangen.

§. 310.

*) S. Th. 70, S. 430.

§. 310. Wenn der Lehrburſche ein anderes Gewerbe ergreifen will: ſo hat der Meiſter das Lehrgeld nicht nur für die verfloſſenen Lehrjahre, ſondern auch für das ganze noch laufende zu fordern.

Rechte des Meiſters in Anſehung des Lehrgeldes. §. 311—316.

§. 311. So lange das Lehrgeld nicht vollſtändig berichtigt iſt, kann der Meiſter den Lehrling loszuſprechen nicht angehalten werden.

§. 312. Iſt der Lehrling das rückſtändige Lehrgeld zu entrichten unvermögend: ſo muß er dem Meiſter eine gewiſſe Zeit, noch über die gewöhnlichen oder bedungenen Lehrjahre, unentgeldlich dienen.

§. 313. Iſt in den Zunftartikeln keine Zeit beſtimmt: ſo muß dieſelbe nach dem billigen Ermeſſen der Gewerksälteſten, und allenfalls durch einen Zunftſchluß, feſtgeſetzt werden.

§. 314. Das rückſtändige Lehrgeld hat ein in der Concursordnung beſtimmtes Vorzugsrecht.

§. 315. Einen Lehrling, welcher ſich grober Veruntreuungen ſchuldig macht; oder ſich den Anweiſungen des Meiſters hartnäckig widerſetzt; oder den Meiſter, oder deſſen Familie, durch Thätlichkeiten, oder andre grobe Beſchimpfungen vorſetzlich beleidigt; oder ſich, aller Ermahnungen und Züchtigungen ungeachtet, einem liederlichen Wandel ergiebt; oder nach dem Befinden der Aelteſten zu der Erlernung des Handwerks gar keine Fähigkeit zeigt, kann der Meiſter zurückſchicken.

§. 316. In dieſen, ſo wie in allen übrigen vorſtehend nicht beſtimmten Fällen, wo die Lehrzeit ohne Schuld des Meiſters nicht ausgehalten wird, kann derſelbe das rückſtändige Lehrgeld, nach Verhältniß der verfloſſenen Zeit, und für das ganze laufende Jahr fordern.

Dauer der Lehrzeit, in ſo fern ſie vom Meiſter abhängt. §. 320—322.

§. 320. Dem Lehrherrn ſteht frey, dem Lehrburſchen, zur Belohnung ſeines Fleißes, einen Theil der Lehrzeit zu erlaſſen.

§. 321. Iſt die Lehrzeit geſetzlich beſtimmt: ſo kann höchſtens nur der dritte Theil derſelben erlaſſen werden.

§. 322. Allemal aber iſt zu einem ſolchen Erlaſſe die Einwilligung der Aelteſten, nach angeſtellter Prüfung, erforderlich.

Vom Halten der Geſellen. §. 344. ſl.

§. 344. Die Zunftälteſten müſſen die Meiſter, welche Geſellen verlangen, genau aufzeichnen, und den zuerſt ankommenden Geſellen, welcher ſich ſelbſt ſeinen Meiſter nicht wählen kann oder will, an den noch unverſorgten Meiſter, welcher ſich zuerſt gemeldet hat, weiſen.

§. 345. Doch müſſen Wittwen, welche das Handwerk fortſetzen; ingleichen Meiſter, welche wegen langwieriger Krankheiten, oder andrer unverſchuldeter Unglücksfälle, dem Handwerke nicht ſelbſt vorſtehen können, mit tüchtigen Geſellen vor allen andern verſorgt werden.

§. 346. Von dieſem Vorrechte kann jedoch eine Wittwe nicht öfterer als Dreymal Gebrauch machen.

§. 347. Hat ein Meiſter einen Geſellen auf eigene Koſten verſchrieben, und es dem Aelteſten noch vor der Ankunft des Geſellen gemeldet: ſo muß ihm derſelbe in allen Fällen gelaſſen werden.

§. 348. In Haupt-, Handlungs- und Seeſtädten ſoll kein Meiſter in der Zahl der von ihm zu haltenden Lehrburſchen und Geſellen durch Geſetze eingeſchränkt werden.

§. 349. An andern Orten bleibt dieſe Beſtimmung der zur Aufſicht über die Landespolizey geſetzten Behörde vorbehalten.

§. 350. Lohn und Koſtgeld, oder Beköſtigung der Geſellen, muß die Zunft unter Direction der Obrigkeit beſtimmen.

§. 351. Dieſe Beſtimmung darf kein Meiſter überſchreiten.

§. 352. Das rückſtändig gebliebene Lohn und Koſtgeld der Geſellen hat, auch im Concurs, mit dem Geſindelohne gleiche Rechte.

Rechte und Pflichten zwiſchen Meiſtern und Geſellen. §. 356 ſl. (Mit Uebergehung deſſen,

was

was das Betragen der Geſellen ohne Bezug auf ihren Meiſter inſonderheit angehet.)

§. 356. Der Meiſter iſt befugt und ſchuldig, über das Betragen der Geſellen Aufſicht zu führen; ſie zur Beſuchung des öffentlichen Gottesdienſtes, und zu einem ſtillen und regelmäßigen Lebenswandel fleißig anzumahnen; von Laſtern und Ausſchweifungen, aber, ſo viel an ihm iſt, abzuhalten.

§. 357. Der Geſelle iſt verpflichtet, die ihm aufgetragene Arbeit willig zu übernehmen, und treu und fleißig auszurichten.

§. 358. Nur an Sonn- und ſolchen Feſttagen, deren Feyer nach den Geſetzen des Staats verordnet iſt, mag er die Arbeit unterlaſſen.

§. 362. Jeder Meiſter, deſſen Geſellen ſich an den zur Arbeit beſtimmten Tagen derſelben entziehn, iſt ſchuldig, bey Ein bis Drey Thaler Strafe zur Gewerkskaſſe, der Obrigkeit davon Anzeige zu machen.

§. 365. Jeder Geſelle iſt ſchuldig, den häuslichen Einrichtungen ſeines Meiſters, ſo lange er bey ihm arbeitet, Folge zu leiſten.

§. 366. Häusliche Dienſte kann kein Meiſter von ſeinem Geſellen fordern.

§. 367. Kein Geſelle darf andere, als die von ſeinem Meiſter ihm angewieſene Arbeit verfertigen.

§. 368. Kein Meiſter ſoll dem andern die bey ihm in Arbeit ſtehenden Geſellen abwendig machen.

§. 369. Geſchieht dieſes: ſo muß der Meiſter um Zwey bis Fünf Thaler zur Gewerkskaſſe beſtraft, und der Geſelle weiter zu wandern angehalten werden.

§. 370. Nur den Meiſterswittwen, welche das Handwerk fortſetzen, muß der geſchickteſte Geſelle nach ihrer Auswahl verabfolgt werden.

§. 371. Wenn aber ein Meiſter nur Einen Geſellen hat, und denſelben der Wittwe überlaſſen muß: ſo iſt er befugt, von einem der Mitmeiſter, welche mehrere Geſellen halten, die Abgabe Eines derſelben zu fordern.

§. 372. Melden ſich mehrere Wittwen um Ueberlaſſung eines tüchtigen Geſellen: ſo entſcheidet

 unter

unter ihnen die Zeit der bey dem Gewerke geſchehenen Anmeldung.

§. 373. Auch dieſes Vorrecht kann von jeder Meiſterswittwe nur dreymal ausgeübt werden. (§. 346.)

§. 374. Verfällt ein Meiſter in langwierige Krankheit: ſo kann er die Abtretung eines Geſellen von ſeinen Zunftgenoſſen verlangen.

§. 375. Zu dieſer Abtretung iſt derjenige Meiſter vorzüglich verpflichtet, bey welchem die meiſten Geſellen in Arbeit ſtehen.

§. 376. Iſt die Zahl der Geſellen bey mehrern Meiſtern gleich: ſo trifft die Abtretung den Jüngſten unter ihnen.

§. 377. Nach erfolgter Geneſung muß der krank geweſene Meiſter den ſolchergeſtalt erhaltenen Geſellen dem vorigen Meiſter, auf deſſen Verlangen, zurückgeben.

Abſchaffung der Geſellen. §. 378. ff.

§. 378. Wenn der Meiſter einen Geſellen abſchaffen will, muß er ihm ſolches Vierzehn Tage zuvor ankündigen.

§. 379. Ohne dergleichen Aufkündigung kann der Meiſter einen Geſellen ſofort entlaſſen: 1) wenn derſelbe ihn oder ſeine Familie durch Thätlichkeiten, Schimpf- und Schmähworte, oder ehrenrührige Nachreden beleidigt;

§. 380. 2) Wenn er ſich beharrlichen Ungehorſams und Widerſpänſtigkeit gegen die Anweiſungen des Meiſters ſchuldig macht;

§. 381. 3) Wenn er die Frau oder die Kinder des Meiſters zum Böſen verleitet, oder verdächtigen Umgang mit ihnen pflegt;

§. 382. 4) Wenn er ſich Diebſtahl oder Veruntreuung gegen den Meiſter zu Schulden kommen läßt;

§. 383. 5) Wenn er ſich zur Gewohnheit macht, ohne Vorwiſſen und Erlaubniß des Meiſters über Nacht aus dem Hauſe zu bleiben;

§. 384. 6) Wenn er mit Feuer und Licht unvorſichtig umgeht, und einer ihm deshalb ertheilten Warnung keine Folge leiſtet.

Abgang der Geſellen. §. 385. ff.

§. 385. Auch der Geſelle kann den Meiſter verlaſſen;

laſſen; er muß aber demſelben Vierzehn Tage vorher aufſagen.

§. 386. Doch iſt der Meiſter die Aufkündigung anzunehmen nicht verbunden, wenn die Zeit des Abzuges auf eine Meſſe, oder einen Jahrmarkt, oder innerhalb Vierzehn Tagen vor den Meſſen und Jahrmärkten, oder vor den hohen Feſten einfallen würde.

§. 387. Vielmehr kann alsdann der Geſelle erſt nach dem Feſte, oder nach dem Ende der Meſſe, oder des Jahrmarkts abziehen.

§. 388. Hat der Meiſter ſich an dem Geſellen, ohne gegebene dringende Veranlaſſung, thätlich vergriffen: ſo iſt der Geſelle ſofort aus der Arbeit zu gehen berechtigt.

§. 389. Will der Geſelle ſeine Wanderſchaft fortſetzen: ſo darf ihm ſeine Kundſchaft, ohne Einwilligung des Meiſters, bey welchem er zuletzt gearbeitet hat, nicht verabfolgt werden.

§. 390. Der Meiſter darf in die Aushändigung der Kundſchaft bey eigner Vertretung nicht willigen, wenn er weiß, daß der Geſelle Schulden gemacht, oder Verbrechen begangen hat.

§. 391 Vielmehr muß er ſeine Wiſſenſchaft davon dem Gewerksbeyſitzer anzeigen.

§. 392. Findet der Meiſter gegen den Abzug des Geſellen kein Bedenken; oder iſt der vorgewaltete Anſtand hinlänglich gehoben: ſo muß die Kundſchaft dem Geſellen zurückgegeben, und darunter vermerkt werden: wie lange der Geſelle an dem Orte ſich aufgehalten, und wie er, nach dem Zeugniſſe ſeiner Meiſter, ſich betragen habe

In Anſehung der von Geſellen oder Lehrlingen angerichteten Beſchädigungen haben die Meiſter mit den Dienſtherrſchaften gleiche Pflichten. Jedoch haftet der Meiſter nur ſo weit, als der Schadensersatz aus dem Vermögen des Beſchädigers nicht erfolgen kann. Allgem. Landr. 1 Th. VI Tit. §. 65 ff.

Außer dieſen allgemeinen, wiewohl zunächſt nur für den Preußiſchen Staat gegebenen geſetzlichen Beſtimmungen über die Rechte und Pflich-

ten der Handwerksmeiſter, muß ich noch manches von den Geſetzen, Obſervanzen und Zunftgebräuchen der Handwerksmeiſter in Deutſchland überhaupt bemerken.

Wer Meiſter werden will, muß ſeine eheliche Geburt *), die gehörigen Lehrjahre bey einem redlichen Meiſter, die ausgehaltene Wanderſchaft, und die während derſelben behauptete Redlichkeit beweiſen. Hat Jemand bey einem Pfuſcher gelernt, der iſt des Meiſterrechts unfähig **). Daß er bey einem gezünfteten Meiſter in der Lehre geweſen, iſt alsdenn nicht nothwendig, wenn die Meiſter an dem Orte, wo er gelernt hat, ein freyes Handwerk haben. Derjenige, welcher das Handwerk von ſelbſt erlernt hat, kann ſich zwar in die Gilde einkaufen, und dieſe kann von dem Landesherrn zu deſſen Aufnahme gezwungen werden, jedoch kann er keinen Lehrjungen anlehren, noch Geſellen machen ***).

Dazu darf Niemand gezwungen werden, daß er, um Meiſter zu werden, eines Meiſters Wittwe oder Tochter heyrathen ſoll ****). Der Reichsſchluß von 1731 Art. 13. §. 6. verbietet dieſes ausdrücklich in folgenden Worten: „Man etlicher Orten keinen zur Meiſterſchaft kommen laſſen will, wenn er ſich allbereit im verheyratheten Stande befindet an theils Orten aber ein unverheyratheter Geſelle, wenn er zum Meiſter ange-

*) Auf dieſen Punct wird von den Zünften an manchen Orten immer noch gehalten, obgleich er im Reichsſchluſſe von 1731 als unnöthig erklärt worden iſt.

**) Struve Dec. Jur. opif. Dec. 7. Bechmann de opif. et litter. clancular. §. 40.

***) Struve Dec. Jur. opif. Dec. 3. 6. 8. Struve Syſt. Jur. opif. P. II. lib. 2. c. 2. § 6.

****) Textor de Jur. opif. P. II. th. 22. ad Str. decis. p. 221. Bechmann de opif. et lit. clanc. §. 42. p. 25.

angenommen iſt, das Handwerk ehender und würklich nicht treiben, noch den Laden eröfnen darf, er thue denn, und zwar ins Handwerk heyrathen ꝛc.“

Die Aufnahme zum Meiſterrecht ertheilen wenigſtens drey andere Meiſter. Sollte an einem Orte noch kein Handwerk von einer gewiſſen Gattung ſeyn: ſo kann der Handwerksgenoſſe ſich zwar daſelbſt niederlaſſen, und auf ſein Bürgerrecht arbeiten, er wird aber von auswärtigen Meiſtern nicht für redlich gehalten, bis er ſich von der Innung einer andern Stadt hat aufnehmen laſſen. Er wird zum Coloniſten gemacht, und zum Meiſter auf den Ort, wo er ſich niederlaſſen will, geſchrieben *). Eben ſo iſt es, wenn ein Handwerker von einer zuſammengeſetzten Zunft, welche weniger als drey Meiſter von einer gewiſſen Gattung hat, aufgenommen wird, in welchem Falle der aufgenommene zwar die Handwerksrechte, aber nicht die Redlichkeit des Handwerks erlangt **). Daß auch uneingezünftete Meiſter einen andern zum Meiſter machen können, kann nicht beſtritten werden, aber den Zunftzwang und andere Rechte, die ſie ſelbſt nicht haben, können ſie ihm nicht ertheilen. Zur Ertheilung des Meiſterrechts werden nur kunſtverſtändige, nicht aber eingezünftete erfordert.

Der Geſell muß an manchen Orten, wo er Meiſter werden will, ein oder mehrere Jahre als Geſell gearbeitet haben, oder ein ſogenannter Jahrgeſell ſeyn, das heiſt, er muß ſich ins Amt arbeiten ***). Bey verſchiednen Handwerken ſind

 nämlich

*) Struve Syſt. Jur. opif. p. II. L. 4. c. 2. §. 4. P. III. L. 4. c. 18.

**) Struve Syſt. Jur. opif. P. II. L. 4. c. 2. §. 5. 6.

***) Struve Syſt. Jur. opif. P. II. lib. 4.

nämlich die Sitz- oder Muthjahre eingeführt, welche man noch vor Verfertigung des Meiſterſtücks ausgeſtanden haben muß. Sie beſtehen darin, daß man eine gewiſſe in den Handwerksartikeln beſtimmte Zeit an demjenigen Orte, wo man Meiſter werden will, oder in einer von den Handwerksvorſtehern angewieſenen Werkſtatt als Geſell arbeiten muß. Von dieſer Muthung ſ. im Art. Handwerk, Th. 21, S. 500. Eine andere Art der Muthung iſt, wenn ein Geſell, der das Meiſterrecht ſucht, auf eine Meiſterswittwe muthen und verſprechen muß, ſie zu heyrathen. (S. Th. 21, S. 498 fl.) Nach dem Reichsſchluß von 1731. Art. 13. §. 6. iſt dieſes verboten, wenn es nicht Jemand freywillig thun will, in welchem Falle einer von der Jahrarbeit frey iſt *).

Nach geendigter Jahrarbeit muß der Geſell um die Aufnahme bitten, und ſich vor ofner Lade einſchreiben laſſen, wobey er zugleich die Muthung verrichtet, welches zu drey verſchiednen Mahlen geſchehen muß **). Hierauf wird er zum Meiſterſtück gelaſſen, welches nach den Reichsgeſetzen in einigen nutzbaren und wenig Aufwand verurſachenden Handwerksarbeiten beſtehen ſoll. Im Reichsſchluß von 1731. Art. 12. wird folgendes darüber verordnet: „gleichwie auch mit mancher Handwerksgeſellen verſpürtem groſſen Schaden und Ruin genugſam bekannt iſt, daß dieſelben

*) Slevogt Diſſ. de conditione matrimonii, cum defuncti paſtoris vidua, aut filia ineundi, vocationi paſtorali adjecta, §. 12. Beyträge zur Cameral- und Haushaltungswiſſenſchaft, 2tes Stück, 8te Abhandl. Bergius älteres Polizey- und Cameralmagazin, Art. Handwerksweſen, §. 13. S. 292.

**) Beier de mag opif. c. 6. th. 1. & 7. Struve Syſt. Jur. opif. P. II. lib. 4. c. 5. c. 6. th. 1. Beſer Ius Germ. c. 15. n. 45.

dieſelben zum Theil wegen Verfertigung unterſchiedlicher ganz ungebräuchlich koſtbarer und unnützlicher Meiſterſtücke beſchweret werden; als ſoll eines jeden Orts Obrigkeit die Diſpoſition überlaſſen werden, nach Gutbefinden ſelbige abzuſchaffen, und inskünftige anſtatt dergleichen unnütze Meiſterſtücke, wo ſich ſelbige finden, andere mehr nützliche zu verordnen, auch auf ſolche, und nicht den Handwerken ſelbſt beliebige und gewiſſe Stücke die Meiſterſchaft zu ertheilen, auch dafern das Handwerk ſolch gemachtes neues Meiſterſtück um deswillen, daß es denen vor dieſem üblich geweſenen nicht gleich iſt, verwerfen wollte, alsdenn von Amtswegen vorgreifen, und derjenige, ſo gefertiget, nichts deſto weniger zu der Meiſterſchaft, wenn er in andere Wege dazu tüchtig erfunden worden, gelaſſen werden *)." Das Meiſterſtück muß eigenhändig in Beyſeyn einiger Handwerks-Deputirten, die von ihm freye Zehrung bekommen, in der Werkſtatt des Oberälteſten, auf der Herberge oder wo es ſonſt gewöhnlich iſt, binnen einer beſtimmten Zeit verfertigt werden.

Wenn zu Verfertigung eines Handwerks eine Zeit von etlichen Wochen erfordert wird, ſo darf der Geſell es zwar zu Hauſe machen, die Oberälteſten oder Kerzenmeiſter pflegen aber von Zeit zu Zeit nach der Arbeit zu ſehen. Geſellen von fremden Orten müſſen gemeiniglich in der Werkſtatt eines Kerzenmeiſters das Meiſterſtück verfertigen.

 Wenn

*) Textor de Jure opif. P. II. th. 14. ad Str. Dec. p. 218. Struve Dec. Jur. opif. D. 98 Limn. in Jur. pub. Tom. I. Lib. 4 c. 8. n. 307. führt Exempel von alten Meiſterſtücken an.

Wenn zu dem Meiſterſtücke die Beyhülfe eines andern Menſchen nöthig iſt, ſo darf man einen Handlanger oder Jungen, aber keinen Geſellen dabey brauchen *). Von der Zeit an, da einem das Meiſterſtück aufgegeben worden, bis zur wirklichen Aufnahme ins Meiſterrecht heiſt der Geſell an manchen Orten der **Stückgeſell** oder **Stückmeiſter**, und derjenige, der ihm mit Vorwiſſen der Oberälteſten Handreichung thut, wird der **Stückhalter** genannt. Wenn das Meiſterſtück fertig iſt, ſo beurtheilen es die Oberälteſten. Wird ein Hauptfehler gefunden, ſo wird dem Geſellen das Meiſterrecht abgeſchlagen, und er länger zu wandern oder als Geſell zu arbeiten angewieſen. Er kann ſich nachher zum zweyten und drittenmale noch melden. Geräth das Meiſterſtück auch zum drittenmale nicht, und hat einen weſentlichen Fehler, ſo wird der Geſell abgewieſen **), oder ihm nur geſtattet, das Handwerk ohne Jungen, oder auch wohl gar ohne Geſellen zu treiben. Für Fehler an zufälligen Theilen wird eine Geldſtrafe gegeben ***), oder wohl gar überſehen, wenn der Geſell ſich nur auf dem Dorfe niederlaſſen will, oder die Arbeit, die ihm nicht gerathen iſt, nicht ſehr vorkommt. Sollten mehrere Stücke zum Meiſterſtück erfordert werden: ſo muß die Zunft den Geſellen zum Meiſter aufnehmen, wenn die wichtigſten ohne weſentliche Fehler ſind †).

Die

*) Struve Syſt. Juriſpr. opif. P. II. Lib. 4. c. 7. Beier de mag. opif. c. 8. th. 1.

**) Beier Del. Jur. Germ. Lib. I. c. 15. §. 48. 49. Struve Syſt. Jur. opif. P. II. Lib. 4. c. 7. §. 19.

***) Struve Dec. Jur. opif. Dec. 15.

†) Beier de mag. opif. c. 8. th. 6. n. 302.

Der über das Meiſterſtück entſtandene Streit gehört vor den ordentlichen Richter, welcher ſelbiges nach den Reichsgeſetzen andern Handwerksverſtändigen zur Prüfung vorlegen ſoll. Im Reichsſchluß von 1731 Art. 12. heiſt es: „da aber auch ſonſten zwiſchen den Meiſtern und denjenigen, welche ein Meiſterſtück verfertiget, Streit und Irrung vorfiele, ob ſolches recht und gut gemacht ſey, ſtehet in der Obrigkeit Willkühr, daſſelbe nach Gelegenheit der Sachen eines andern Orts ohnintereſſirter Handwerkscenſur, jedoch mit möglichſter Einſchränkung daher ſonſt zu beſorgender Koſten und Weitläuftigkeiten, zu übergeben, oder in andere kürzere und bequemere Wege mit Zuziehung dieſer Handwerksarbeit, wovon die Frage iſt, ſattſam verſtändiger Perſonen zu entſcheiden." Wenn gezweifelt wird, ob man das Meiſterſtück ohne fremde Beyhülfe gemacht habe, ſo kann die Obrigkeit den Beſchuldigten durch Angeloben vom Verdacht ſich reinigen laſſen. Bey einigen Handwerken muß man angeloben oder ſchwören, daß man das Meiſterſtück ſelbſt gemacht habe, obgleich kein widriger Verdacht vorhanden iſt.

Die Verfertigung des Meiſterſtücks unterbleibt, wenn weder die Handwerksartikel, noch der Gebrauch eins erfordern. Dergleichen Handwerke ſind z. B. im Würtembergiſchen die Caminfeger, Dreher, Kürſchner, Kammmacher, welche überhaupt faſt in ganz Deutſchland kein Meiſterſtück machen, Schiffer, Spengler, Weingärtner, Roth- und Weisgerber, Zinngießer, Zinkeniſten u. ſ. f. Es iſt Handwerksmißbrauch, wenn man den Meistersſöhnen oder denen, die **Meiſterswittwen** oder **Töchter** heyrathen, die Verfertigung des Meiſterſtücks erläßt. Etwas anderes

iſt

iſt es, Jemanden die Unkoſten ganz oder zum Theil erlaſſen. Dadurch leidet der Staat keinen Nachtheil wie in jenem Falle, wenn es ungeſchickte Meiſter giebt. Von der würklichen Verfertigung iſt auch derjenige frey, der von dem Geſetzgeber Diſpenſation erhält. Es hat aber ein ſolcher nicht alle Rechte eines andern, der ſein Meiſterſtück gemacht hat. Er wird von auswärtigen Meiſtern nicht für redlich gehalten *), hat keine Anwartſchaft auf die Stelle eines Handwerksvorſtehers, und darf auch keine Jungen in die Lehre nehmen, weil er die Vermuthung wider ſich hat, daß er das Handwerk nicht hinlänglich verſtehe. Geſellen kann er halten, denn innerhalb Landes iſt ein ſolcher Meiſter redlich.

Wenn die Handwerksartikel einem die Wahl laſſen, ſtatt des Meiſterſtücks eine Summe Geldes in die Lade zu bezahlen, ſo hat man zwar keine Diſpenſation nöthig, man darf aber ebenfalls keine Jungen in die Lehre nehmen. Wer der erhaltenen Diſpenſation ungeachtet hernach noch das Meiſterſtück machen will, darf es wohl thun, und er erlangt dadurch alle Rechte, die auch andere Meiſter haben. Wenn bey dem Meiſterſtück nichts weiter zu erinnern iſt, ſo erhält der Geſell das Bürgerrecht, und wird ſodann vor der Lade zum **Jungmeiſter** aufgenommen. Dieſe Handlung wird in das **Meiſterbuch** eingeſchrieben, wo denn folgende Puncte bemerkt werden: 1) die Zeit des ertheilten Meiſterrechts, 2) der Nahme des neuen Meiſters, 3) ob er die Lehr- und Wanderjahre richtig überſtanden, 4) ob und wie er das Meiſterſtück verfertigt, und 5) wie viel

*) Beier de mag. opif. cap. 8. th. 8. **Fricke** im Handwerksrecht, §. 61.

viel er in die Lade bezahlt habe. Zum Zeugniß des erlangten Meiſterrechts wird der Meiſterbrief ertheilt.

Unter die in dem Reichsſchluß von 1731. Art. 10. verbotenen Mißbräuche gehört es, wenn man einen neuen Meiſter ſchwören läßt, daß er die Heimlichkeiten der Innung verſchweigen wolle. Für die Aufnahme bezahlt der neue Meiſter ſo viel in die Lade, als bey dem Handwerk eingeführt oder in den Artikeln vorgeſchrieben iſt. Die koſtbaren Mahlzeiten, welche bey dieſer Gelegenheit ehedem auf Koſten der neuen Meiſter gehalten wurden, ſind entweder ganz abgeſchaft, oder doch ſehr eingeſchränkt worden. Der Reichsſchluß von 1731. Art. 12. ſagt: „Gleichwie auch mit mancher Handwerksgeſellen verſpürtem groſſen Schaden und Ruin genugſam bekannt iſt, daß dieſelben wegen unnöthiger Koſten in Zehrung und Mahlzeiten, ſo bey Verfertigung und Vorzeigung der Stücken, die Meiſter, Führer und Obrigkeiten theils ſelbſt machen und verurſachen, in mehr Wege beſchwert worden, als ſollen vorberührte unnöthige Unkoſten und Exceſſe durch ſchleunige und heilſame Pönalverordnungen moderirt, verändert und nach der Billigkeit eingerichtet werden." Das Bettloſungsgeld, welches ein verheyratheter Geſelle erlegen mußte, iſt ebenfalls verboten worden. Das Meiſterſtück gehört dem neuen Meiſter eigenthümlich, und es iſt ein Mißbrauch, wenn die Gilde ſelbiges ſich anmaßt, oder nur die Materialien bezahlt.

Nach erfolgter Aufnahme in das Meiſterrecht iſt man befugt, das Handwerk auf eigne Rechnung zu treiben, mit Ausſchluß aller andern, die nicht Meiſter ſind, jede der Zunft zukommende Arbeiten zu verrichten, die benöthigten

rohen

rohen Materialien aufzukaufen, zu verarbeiten, und in veränderter Geſtalt wieder zu verkaufen; Jungen in die Lehre zu nehmen, Geſellen zu halten, bey den Handwerkstagen und Auflagen zu erſcheinen, Vorſteher wählen zu dürfen, und an der Lade Theil zu haben, wobey man die Vermuthung, daß man ſeine Kunſt wohl verſtehe, für ſich hat. Es haben überdieſes ſowohl **Meiſtersſöhne** und **Töchter**, als die **Wittwen** eines **Meiſters**, verſchiedne Vorrechte. Von dieſen Rechten will ich weiter unten noch etwas umſtändlicher handeln.

Das vorzüglichſte Recht eines Meiſters iſt die Befugniß, auf dem Handwerk zu arbeiten, und entweder rohe Materialien um den Lohn zu verarbeiten, oder ſie nach vorheriger kunſtmäßiger Zubereitung in veränderter Geſtalt wieder zu verkaufen. Mit dieſem iſt das Recht unzertrennlich verbunden, diejenigen Materialien, die man nöthig hat, aufzukaufen. Rohe Materialien hingegen unverarbeitet wieder zu verkaufen, iſt ordentlicherweiſe den Handwerkern nicht, ſondern allein den Kaufleuten erlaubt. Eben ſo wird den Meiſtern, außer im Nothfalle, nicht verſtattet, von ihren Mitmeiſtern Waaren zum Wiederverkauf zu erkaufen.

Zur Aufnahme eines Lehrjungen iſt nur derjenige Meiſter berechtigt, welcher ſelbſt das Handwerk ordnungsmäßig erlernt, und das Meiſterrecht durch den gewöhnlichen Weg erlernt hat, doch kann man ſich dieſes Rechts nicht immer nach Gefallen bedienen. Eine bey den meiſten Handwerken gewöhnliche Einſchränkung des Rechts, Lehrjungen zu halten, iſt die Wartezeit. Dieſe iſt von zweyerley Art. Die erſte beſteht darin, daß man nach Ledigſprechung eines Jungen wie-

derum eine beſtimmte Zeit warten muß, ehe man einen andern Jungen annehmen darf. Der Endzweck dabey iſt der, zu verhüten, daß ein Handwerk nicht überſetzt werde. Bey den meiſten Handwerkern dauert die Zeit 2 bis 3 Jahre, bey etlichen nur ½ Jahr, bey andern aber gar 6 Jahre. Sie nimmt ihren Anfang von derjenigen Zeit, da man den vorigen Lehrjungen hat ausſchreiben laſſen; doch wenn ein Junge ohne des Meiſters Schuld entläuft, ſo darf man deſſen Stelle wohl durch einen neuen wieder erſetzen, ob man gleich von dem erſten das völlige Lehrgeld erhalten hat *). Die zweyte, aber nicht gewöhnliche Wartezeit iſt dieſe, daß man vom Meiſterwerden an, vor Ablauf einer gewiſſen Zeit, keinen Lehrjungen annehmen darf. Sie gründet ſich auf die ſchon öfters richtig befundene Vermuthung, daß es bey jungen Meiſtern ſelten Gelegenheit giebt, etwas zu lernen, theils weil ſie gemeiniglich in den erſten Jahren noch wenig zu arbeiten haben, theils in ihrem Handwerke ſelbſt noch nicht genugſam geübt ſind. Die Wartezeit ſetzt aber allemal ein Geſetz voraus. Iſt keines vorhanden: ſo kann man Lehrjungen annehmen, wenn und wie viel man will. Beyderley Arten der Wartezeit ſind ganz von einander verſchieden, ſo daß keine die andere ſtillſchweigend in ſich begreift; doch können beyde zufälliger Weiſe beyſammen ſeyn. Die Wartezeit kann anders nicht erlaſſen werden, als wenn man landesherrliche Diſpenſation erlangt hat. Die zweyte Einſchränkung bey dem Recht, Jungen in die Lehre zu nehmen, beſteht darin, daß man hier und da nur einen Jungen in die Lehre nehmen darf.

Nach

*) Beier de tyrone c. 8. §. 2. p. 91.

Nach alten deutſchen Rechten konnte ordentlicher Weiſe ein Meiſter nicht mehr, als nur einen auf einmal in die Lehre nehmen *). Nach dem neueſten Reichsſchluß von 1772. Art. 4. iſt es dem Willen eines jeden Meiſters überlaſſen, wie viel Jungen er halten will. Indeſſen giebt es immer noch Innungen, wo man nicht mehr als einen Jungen halten darf. Am eingeſchränkteſten ſind ſolche Meiſter, die in ihrem ganzen Leben nicht mehr als einen oder zwey Jungen in die lehre zu nehmen berechtigt ſind; indeß iſt dieſes nur an wenig Orten eingeführt.

Ein anderes Recht der Meiſter iſt die Befugniß, Geſellen halten zu dürfen. Der neueſte Reichsſchluß von 1772. Art. 4. verſtattet eine uneingeſchränkte Freyheit in Haltung der Geſellen. Hier und da ſchränken die Landesgeſetze die Zahl ein, wenn man nicht Diſpenſation erlangt hat. Die Frage, ob es rathſam ſey, eine uneingeſchränkte Zahl der Geſellen bey allen Handwerken und an allen Orten zu verſtatten, gehört in die Polizeywiſſenſchaft. Die Gründe, worauf es bey Beurtheilung dieſer Frage ankommt, ſind eben dieſelben, welche in neuern Zeiten für und wider die großen Pachtungen angeführt werden. In Hauptſtädten und überhaupt an Orten, wo für auswärtige Märkte gearbeitet wird, iſt es Thorheit, die Anzahl der Geſellen einzuſchränken; wo aber der Meiſter ein Tagelöhner iſt, und ein Tagelöhner den andern nur im Pachte hat, iſt die geringſte Anzahl der Geſellen gewiß die beſte **).

Faſt

*) Beieri tyro. c. 8. §. 2. Beieri Delin. Iur. Germ. L. 1. c. 15. §. 16.

**) Möſers patriotiſche Phantaſien, 1r Th. 48ſte Abh.

Faſt bey allen Innungen haben die **Meiſtersſöhne**, wenn ſie bey ihres Vaters Handwerk bleiben, ſehr große Vorrechte. Sie beſtehen gemeiniglich darin: 1) daß ſie für das Ein- und Ausſchreiben, auch für das Meiſterrecht entweder gar nichts, oder doch nicht ſo viel als andere bezahlen; 2) entweder gar nicht, oder nicht ſo lange, wie ein anderer wandern; 3) eine kürzere Zeit in der Lehre bleiben; und 4) die Sitz- oder Muthjahre nicht aushalten dürfen. Hierzu wird aber erfordert, daß man eines inländiſchen Meiſters leiblicher Sohn ſey. Daß der Vater ſchon zur Zeit der Geburt ſeines Sohns Meiſter geweſen ſeyn muß, iſt nicht nöthig *). Stiefſöhne genießen die Rechte der Meiſtersſöhne nicht, wenn es nicht hergebracht iſt. Um auch in Anſehung des Ein- und Ausſchreibens oder der Meiſterrechtskoſten die Vorrechte der Meiſtersſöhne zu genießen, iſt es nöthig, daß der Vater zu eben der Lade gehöre, bey welcher der Sohn aufgenommen ſeyn will. Dieſes Erforderniß gründet ſich auf kein ausdrückliches Geſetz, ſondern blos auf eine faſt allgemeine Obſervanz. Selbſt der Reichsſchluß von 1731. Art. 13. §. 7., wo von **Meiſtersſöhnen** die Rede iſt, ſcheint dieſe Obſervanz vorauszuſetzen. Unter die unſtatthaften Rechte der Meiſtersſöhne, desgleichen derer, die eine **Meiſterswittwe** oder **Tochter** heyrathen, gehört, wenn ihnen die Wanderzeit verkürzt, oder beym Meiſterſtück zum Schaden des Landes, welches dadurch eine Menge ſchlechte Meiſter bekommt, ein Vorrecht zugeſtanden worden.

Auch

*) Struve Syſt. Iur. opif. P. II. lib. 1. c. 5. Strauch de jur. colleg. opif. §. 133.

Auch die **Meiſterstöchter** haben einige Vorrechte *). Sie zeigen ſich alsdenn, wenn ſie ſich an einen Geſellen von eben dem Handwerk, welchem der Vater zugethan iſt, verheyrathen. In dieſem Falle beſtehen die Vortheile darin, daß der Geſell nicht ſo viel für das Meiſterrecht bezahlen darf, als ein Fremder, daß er die Sitzjahre nicht auszuhalten braucht **). Aber keiner Meiſterstochter iſt der Regel nach erlaubt, das Handwerk nach des Vaters Tode fortzuſetzen. Sie iſt der angeführten Rechte unfähig, wenn ihr Vater, noch ehe ſie geboren worden, das Meiſterrecht aufgegeben, oder um eines Verbrechens willen verloren hat, oder kein gelernter Meiſter geweſen, oder wenn ſie ſchon verheyrathet iſt.

Die wichtigſten Vorrechte genießen **Meiſterswittwen**. Sie zeigen ſich hauptſächlich in zwey Fällen. Wenn eine Wittwe ſich nach des Mannes Tode an einen Geſellen von eben dem Handwerke verheyrathet: ſo hat ſie alle diejenigen Rechte, die den Meiſterstöchtern gegeben worden. Setzt ſie im Wittwenſtande das Handwerk ihres verſtorbenen Mannes fort: ſo hat ſie noch weit wichtigere Vorrechte zu genießen ***). Denn ſie hat bisweilen mehr Recht als ihr verſtorbener Mann, indem ſie mit der Uebernahme des Amts eines Umſchaumeiſters verſchont bleibt. Hat ſie bey dem Abſterben ihres Mannes keinen Geſellen: ſo kann ſie ſich aus der Werkſtatt eines andern Meiſters einen Geſellen herausnehmen, welchen ſie will, oder ein neu angekommener Geſell

*) Beier de tyrone c. 4. §. 3. n. 107.

**) Strauch de coll. opif. §. 70. 91. Struve Syſt. Iur. opif. P. II. L. I. c. 5. §. 5.

***) Beier Del. Iur. Germ. Lib. I. cap. 15. §. 68. Strauch de iur. coll. opif. § 132. Struve Syſt. iur. opif. P. II. Lib. I. c. 6. §. 3.

ſell muß gleich ohne Umfrage in ihre Arbeit treten. Dergleichen Geſellen heißen bey den Schneiderwittwen **Tafelſchneider**, bey den Schuſtern **Bretmeiſter**, bey den Tiſchlern **Pallierer** u. ſ. f. *). **Weniger Recht** hat ſie darin, daß ſie keine Lehrjungen annehmen darf; doch iſt ihr erlaubt, den bereits habenden Lehrburſchen ihres verſtorbenen Mannes beyzubehalten und auszulernen. Sie wird in Handwerksſachen gar nicht um ihre Meinung gefragt. Gleiche Rechte mit andern Meiſtern hat ſie in folgendem Stücke, daß ſie eben ſo viel Geſellen als ein Meiſter halten, und mit ſelbigen das Handwerk fortſetzen kann, und die zum Handwerk nöthigen Materialien einkaufen darf. Bey geſchloſſenen Innungen gilt eine Wittwe ſo viel als ein Meiſter; daher kann an ihres verſtorbenen Mannes Stelle, wenn ſie das Handwerk fortſetzt, kein neuer Meiſter gemacht werden, ſo lange ſie nicht freywillig dem Handwerke entſagt.

Aller dieſer angeführten Rechte iſt eine Wittwe alsdann unfähig, wenn ihr Mann zur Zeit ſeines Todes nicht in der Zunft geweſen, wenn ſie ſich wieder verheyrathet, oder in ihrem Wittwenſtande ſich ſchwängern läßt.

Wenn ein Meiſter durch Veränderung ſeines Wohnorts bey einer andern Lade zünftig wird: ſo muß er bey derſelben ſich einkaufen, ob er ſchon vorher anderswo Meiſterrecht gehabt hat; doch darf das Meiſterſtück, wenn es am erſten Orte ſchon gemacht worden iſt, zum zweytenmale da, wo er ſich niederlaſſen will, nicht gemacht werden. Der Reichsſchluß von 1731. Art. 12. verordnet hierüber folgendes: „übrigens

*) Adr. Beier de tyrone c. 4. §. 3. n. 107.

ſoll derjenige, welcher an einem Orte das Meiſterſtück ſchon gemacht, und Meiſter worden, auch dießfalls glaubwürdige Zeugniſſe aufzuweiſen hat, wenn er ſich an einem andern Orte ſetzen will, daſelbſt ohne Machung eines neuen Meiſterſtücks, es wäre denn, daß des Orts Obrigkeit aus erheblichen Urſachen ein anderes nothwendig befinde, gleichfalls paſſiret werden."

Die beſtrittene Frage, ob Jemand in zwey Zünften zugleich Meiſter ſeyn könne, kann nach dem römiſchen Rechte *) wegen der abweichenden Verfaſſung unſerer deutſchen Zünfte nicht entſchieden werden. Allein in Deutſchland kann ein Handwerksgenoſſe in zwey Zünften ſtehen **). Doch müſſen es verſchiedene Gilden, dergleichen z. B. Meſſerſchmiede und Meſſerbeſchaler ſind***), und Gilden an eben dem Orte ſeyn.

Nicht alle Handwerksmeiſter erlangen das Meiſterrecht auf die bisher angeführte Weiſe. Unter dieſe gehören hauptſächlich die **Freymeiſter** und **Gnadenmeiſter**. Solche Handwerksverſtändige, welche das Meiſterrecht nicht auf die gewöhnliche Weiſe erlangen, ſondern vom Landesregenten wegen einer zum Meiſterrecht erforderlichen Verbindlichkeit, oder wegen Mangel einer

*) Im L. 1. §. fin. de coll. et corp. heißt es: non licet autem amplius, quam vnum collegium licitum habere, vt est constitutum et a Diuis fratribus. Et si quis in duobus fuerit: rescriptum est, eligere eum oportere, in quo magis eſſe velit: accepturum ex eo collegio, a quo recedit, id, quod ei competit ex ratione, quae communis fuit.

**) Bergeri Oeconomia Jur. Lib. 3. Tit. 11. th. 7. not. 13. de Ludwig de opif. exule in pagis, Diff. 3. Das Gegentheil behaupten nebſt vielen andern Strauch de coll. opif. §. 125. Hertius de paroem. Germ. L. 1. par. 120.

***) Struve Syſt. Jurispr. opif. P. II. Lib. 5. c. 2. §. 8. G. Ad. Struve Decil. Jur. opif. Dec. 10.

nothwendigen Eigenſchaft Diſpenſation erlangen, werden Gnadenmeiſter genannt *). Z. B. es hat einer das Handwerk nicht ordentlich gelernt, oder iſt nicht die erforderlichen Jahre gewandert, ſo kann ihn der Landesregent diſpenſiren. Sie werden eingekaufte Meiſter genannt, wenn ſie, der landesherrlichen Diſpenſation ungeachtet, für die Aufnahme in die Zunft das Meiſtergeld in die Lade bezahlen müſſen. Solche Gnadenmeiſter gehören mit zur Zunft, ſie müſſen die Handwerksordnung und Gebräuche beobachten, und dürfen, wie andere Meiſter, alle Handwerksarbeiten verrichten. Bisweilen wird jedoch bey ihrer Aufnahme, in Anſehung der Rechte, die ſie haben ſollen, eine Ausnahme gemacht, und man verſtattet ihnen nur gewiſſe Rechte anderer Zunftgenoſſen. So ſchreiben die Kaufleute bisweilen den Eingekauften gewiſſe Artikel von Waaren vor, mit denen ſie nur handeln dürfen. Jungen anzunehmen, oder Geſellen zu halten, ſind die Gnadenmeiſter der Regel nach nicht berechtigt. Ein Beyſpiel von einem Buchdrucker, der die Kunſt nicht ordnungsmäßig gelernt hatte, und ſich ein Kayſerliches Privilegium geben ließ, Jungen und Geſellen zu halten, weil man vorher ſeine Jungen nicht für tüchtig und die Geſellen nicht für redlich erkennen wollte, führt der Herr Etatsrath Moſer an nebſt andern ähnlichen Beyſpielen **). Die Wittwen, Söhne und Töchter der Gnadenmeiſter genießen nicht die

 Rechte

*) Der Herr Etatsrath Moſer von der Landeshoheit in Polizeyſachen, Cap. 9, § 19. Struve Syſt. Jurispr. opif. P. II. Lib. 5. cap. 9. §. 2.

**) von Moſers Abhandl. verſchiedner Rechtsmaterien 96 St. 2te Abh. §. 5. 14. Struve Syſt. Jurispr. opif. Tom. II. Lib. 2. c. 3. §. 6.

Rechte, die den Wittwen, Söhnen und Töchtern anderer Meiſter zum Beſten eingeführt ſind. Die Annahme eines ſolchen Meiſters kann nicht von der Zunft allein geſchehen, ſondern es wird die landesherrliche Diſpenſation dazu erfordert, welche jedoch bey geſchloſſenen Zünften nicht anders, als wenn die gemeine Wohlfahrt es nothwendig macht, ertheilt wird; und dieſes geſchieht auch bey den Freymeiſtern *).

Freymeiſter ſind ſolche Handwerker, welche das Recht, an einem Orte zu arbeiten, haben, ohne in die Zunft aufgenommen zu ſeyn **).

Gnadenmeiſter und Freymeiſter ſind darin unterſchieden, daß jene in der Zunft ſtehen, dieſe aber nicht, und beyde ſind darin einander gleich, daß ſie die Handwerksgerechtigkeit nicht auf die gewöhnliche Weiſe erlangt haben. Zu den Freymeiſtern gehören diejenigen, welche auf Univerſitäten neben den Zünften arbeiten, und unter der Univerſitäts-Gerichtsbarkeit ſtehen ***). Auch wird gemeiniglich den Soldaten, welche ein Handwerk gelernt haben, erlaubt, während des Soldatenſtandes für die Compagnie zu arbeiten, und nach erhaltenem ehrlichen Abſchiede können ſie ihr Handwerk mit eigner Hand fortſetzen, ohne jedoch Jungen und Geſellen halten zu dürfen †). Solchen geweſenen Soldaten, die ihren Abſchied ſelbſt geſucht haben, wird hier und da dieſe Freyheit nicht verſtattet ††). Da die Freymeiſter außer

*) Freyherr von Cramer in den Wetzlar. Nebenſt. Th. 110. Abh. 3. §. 16. Beier de mag. opif. c. 1. th. 9. n. 60. Stryck Vſ. mod. §. 5. de coll. et corp.

**) Struve Syſt. Jurispr. opif. P. II. Lib. 5. c. 9.

***) Brunnemann ad Leg. fin. D. de coll. et corp. Stryck Vſ. mod. §. 5. de coll. et corp.

†) Struve Syſt. Jur. opif. Tom. II. Lib. 3. c. 2. §. 20, Lib. 4. c. 7. §. 6. Lib. 5. c. 9 §. 17.

††) Stryck Vſ. mod. Pand. Tit. de excus. §. 6.

außer der Zunft arbeiten: ſo ſind ſie vom Meiſterſtück, von den Verbindlichkeiten der Innungsartikel, und von den collegialiſchen Zunftſchlüſſen befreyet. Die übrigen beſondern Rechte, ob ſie Geſellen halten dürfen, und von allen oder nur einigen perſönlichen bürgerlichen Auflagen frey ſind, hangen vom Freyheitsbriefe ab.

Eine Art der Freymeiſter ſind auch die **Hofhandwerker**. Darunter verſteht man ſolche, die für des Landesherrn eigene höchſte Perſon arbeiten. Sie ſind entweder wirkliche Hofbediente, und gehören zum Gefolge des Herrn, oder ſie ſind blos nach Hofe arbeitende Handwerker. Im erſtern Falle ſind ſie wirkliche Hofbediente, und gehören zur Hoffolge, ſtehen alſo unter der bürgerlichen Gerichtsbarkeit ſo wenig, als ſie bürgerliche perſönliche Beſchwerden zu tragen verbunden ſind *). Im letzterm Falle aber ſind ſie nur nach Hofe arbeitende Handwerker, welche ſowohl in Abſicht auf die Gerichtsbarkeit als Beſchwerden, wie andere Unterthanen der bürgerlichen Obrigkeit unterworfen ſind, und eigentlich nur den bloßen Titel eines Hofhandwerkers haben. Wirkliche Hofhandwerker ſind nicht verbunden, es mit der Zunft zu halten, und wenn ſie es thun: ſo geſchieht es von ihnen ganz freywillig. Sie pflegen es aber nicht leicht zu unterlaſſen, weil ſie, ſo lange ſie unzünftig bleiben, weder Lehrjungen annehmen, noch für andere

 nicht

*) Ruland de commiſſ. P. I. Lib. 5. c. 6. Struve Syſt. Iur. opif. P. II. Lib. 6. c. 4. §. 2. 3. 4. 5. Von der Beſtellung der Hofhandwerker handelt Seckendorf im teutſchen Fürſtenſtaat P. 3. c. 5. §. 2. Der Tit. Cod. de fabr. et de pal. ſacr. largit. laſſen ſich bey den Hofhandwerkern nicht anwenden. Nach dem Leg. 2. C. Theod. de excuſ. artif. waren gewiſſe Künſtler von allen Beſchwerden frey.

nicht zum Hofe gehörige Perſonen arbeiten dürfen. Der Herr von Berger *) führt davon folgendes Urtheil an: Badergilde c. Chriſt Meyer (Churf. Hofbader) Sentenz in erſter Inſtanz: daß Meyer zwar die Trabanten bedienen, ſich aber ſonſten aller Geſellen und Jungen, auch Bedienung anderer Leute enthalten ſoll. Und in der Appell. Inſtanz: daß Meyer zur Bedienung unſerer herzgeliebten Gemahlin, wie auch unſerer Trabanten, mehr nicht, als nebſt ſich einen Geſellen zu halten befugt.

Wenn die Hofhandwerker unzünftig ſind: ſo haben ſie den Vortheil, daß ſie weder an den Innungsartikeln gebunden, noch der Zunftgerichtsbarkeit unterworfen ſind **). Ein beſtändiges Vorrecht der zünftigen Handwerker beſteht darin, daß ſie ſo viel Geſellen halten können, als ſie wollen, unter den ankommenden Geſellen die Vorwahl haben ***), und den Rang vor allen übrigen bekommen müſſen. Manchmal genießen einzelne Hofhandwerker noch beſondere Vorrechte, z. B. daß ihnen der Verkauf der Handwerksmaterialien gelaſſen werden muß, u. ſ. f.

Von den bisher angeführten Arten der Meiſter ſind die auf ihr Bürgerrecht arbeitenden Meiſter unterſchieden. Auf ſein Bürgerrecht arbeiten, heißt ſo viel, als mit eigner Hand ohne Geſellen und Jungen außerhalb der Zunft ein Handwerk treiben. Dieſes kann der Regel nach ein Bürger †) alsdenn thun, wenn er zwar das Mei-

*) de Berger Deciſ. ſum. provoc. Sen. Elect. Sax. Dec. 9. Struve Syſt. Iur. opiſ. P. II. Lib. 6. c. 3. §. 2.
**) Struve Syſt. Jur. opiſ. c. 3. §. 2. c. 5. §. 8.
***) Struve Syſt. Iur. opiſ. c. 5. §. 3. 4. 5.
†) Freyherrn von Cramers Wetzlar Nebenſt. Th. 110 Abh. 3. §. 10.

Meiſterrecht durch ein Verbrechen verloren, aber dennoch die auf ſeine Vergehung geſetzte Strafe ausgeſtanden hat *).

Handwerksverwandte, die einer ſolchen Profeſſion zugethan ſind, wovon im Lande gar keine Zunft iſt, können ihr Handwerk treiben, ohne ſich in Verbindung mit einer andern Zunft einzulaſſen. Sie pflegen es aber gemeiniglich entweder mit ihren außer Landes befindlichen zünftigen Handwerksgenoſſen zu halten, oder ſie laſſen ſich bey einem ähnlichen Handwerke im Lande einzünften.

Unter ähnlichen Handwerken ſind ſowohl gleiche als freundliche Handwerke zu verſtehen. Gleiche Handwerke ſind ſolche, welche einerley Materie in verſchiedner Form bearbeiten, z. B. Schloſſer und Nagelſchmiede, Teppich- und Tuchmacher. Freundliche Handwerke nennt man die, welche einander in die Hand arbeiten, um eine Waare zu ihrer gehörigen Vollkommenheit zu bringen, z. B. Tuchmacher und Tuchſcheerer, Müller und Becker. Ungleiche Handwerke verarbeiten verſchiedene Materien, z. B. Becker und Tiſchler. Unfreundliche Handwerke haben einander gar nicht nöthig, z. B. Schuhmacher nnd Becker.

Wenn gleich dergleichen im Lande unzünftige Handwerksleute, die ſich zu einer Zunft außer Landes halten, dadurch unzünftig bleiben, folglich weder eigene Vorſteher noch Zuſammenkünfte haben dürfen: ſo haben ſie doch den Vortheil davon, daß ihre Werkſtätten von fremden Geſellen beſucht werden, daß man die Geſellen, welche vorher bey einem ſolchen Meiſter in der Lehre

*) Struve Syſt. Iurispr. opif. P. II. Lib. 1. c. 9. § 23.

geſtanden haben, für tüchtig paſſiren läßt, daß ſie gegen die Glieder derjenigen Zunft, zu der ſie ſich halten, den Zunftzwang ausüben können, und überall, auch auf Märkten, wo zünftige Meiſter feil haben, ihre Waaren verkaufen dürfen. Es ſteht allen dergleichen Meiſtern frey, ob, wo und bey welcher Lade ſie ſich einzünften laſſen, auch ob ſie wieder heraustreten und es mit einer andern Lade halten wollen. **Ausländiſche Meiſter**, die nicht zünftig ſind, können es auf eben dieſe Art mit einer inländiſchen halten, und bey derſelben ſich einzünften laſſen. Doch halten einige Rechtslehrer *) es für rathſam, ſich lieber zu einer ausländiſchen Zunft von der nähmlichen Profeſſion zu halten, als zu einem andern Handwerk im Lande zu treten, weil es Orte geben kann, wo man einen ſolchen Meiſter nicht paſſiren laſſen will. Daher iſt es am beſten, daß ſich dergleichen unzünftige Meiſter zum Coloniſten bey einer benachbarten ausländiſchen Lade des nähmlichen Handwerks machen laſſen, folglich es mit Meiſtern von ihrer Profeſſion halten. Der Landesregent kann aber auch dergleichen Profeſſioniſten mit einer andern inländiſchen combiniren und vereinigen, welches z. B. hier und da bey Seifenſiedern und Wachsbleichern, Schloſſern, Büchſen-, Uhr- und Windenmachern geſchehen iſt.

Eine der wichtigſten Fragen in der Lehre von den Rechten eines Meiſters iſt dieſe: wie das Meiſterrecht wieder verloren werden könne. Dieſes geſchieht entweder **freywillig**, oder wider Willen und **mit Zwang**. **Freywillig** verliert Jemand ſein Meiſterrecht, wenn er daſſelbe aus-

drück-

*) Struve Syſt. Iurispr. opif. Tom. II. Lib. 2. c. 7. §. 22.

drücklich aufkündigt. Es kann ein Meiſter entweder mündlich oder ſchriftlich ſeinen zeither gehabten Rechten entſagen, und dieſes iſt ihm ſowohl bey den Handwerkszuſammenkünften oder auſſer denſelben zu thun erlaubt. Aber auch ſtillſchweigend kann man ſich ſeines Meiſterrechts begeben, z. B. wenn man zehn Jahre lang weder bey den Handwerksverſammlungen erſcheint, noch die zu geben ſchuldigen Abgaben erlegt *). Bey Abweſenden und Verſchollenen läßt ſich dieſes nicht behaupten, und es darf daher bey geſchloſſenen Innungen an die Stelle eines verſchollenen Meiſters nicht eher ein neuer angenommen werden, als bis zuvor ſein Tod erwieſen iſt, oder aus hinlänglichen Gründen vermuthet werden kann **). Dadurch, daß ein armer Meiſter lange Zeit bey einem andern als Geſell gearbeitet hat, verliert er ſein Meiſterrecht nicht, wenn er nur ſeine Handwerksbeyträge bezahlt hat ***).

Die Würkung einer ausdrücklich oder ſtillſchweigend geſchehenen freywilligen Begebung ſeines Meiſterrechts zeigt ſich in dem Verluſt aller von dem Meiſterrechte abhangenden Rechte und Vortheile. Man wird einem Fremden gleich gehalten, und wenn man aufs neue auf ſein Handwerk arbeitet, als Pfuſcher abſtraft, auch kann man anders nicht das Meiſterrecht wieder erlangen, als wenn man ſich aufs neue in die Lade einkauft, wo man jedoch kein Meiſterſtück zu machen braucht.

In

*) Beier Del. Iur. Germ. L. I. c 15. §. 63. Struve Syſt. Iur. opif. P. II. Lib. 4. c. 11. §. 16.

**) Schmalcalder Diſſ. de eo, quod juſtum eſt circa eos, qui disparuerunt, th. 29.

***) Struve Syſt. Iur. opif. P. II. Lib. 3. c. 2. §. 19. Lib. 4. c. 11. §. 11.

In Anſehung des Verluſts des Meiſter-rechts wider ſeinen Willen iſt folgendes zu bemerken. Man verliert entweder alle Rechte eines Meiſters auf beſtändig. Dieſes geſchieht alsdenn, wenn man gänzlich aus der Zunft ausgeſtoßen wird. Hierzu gehört aber ein Urtheil und Recht der Obrigkeit, oder auch nach Beſchaffenheit der Umſtände ein Befehl des Landesregenten. Die Obermeiſter für ſich ſind ſo wenig als die ganze Zunft berechtigt, ihren Mitmeiſter eines Verbrechens wegen von ſich zu ſtoßen und ihm das Handwerk zu legen *). In verſchiedenen Handwerksartikeln ſind die Fälle, wo der beſtändige Verluſt des Meiſterrechts ſtatt haben ſoll, ausdrücklich angeführt; gemeiniglich geht das aber nur auf ein wider die Handwerksartikel laufendes Verbrechen. Von einem aus dem Handwerke geſtoßenen Meiſter, der in der Folge wieder aufgenommen werden muß, kann ebenfalls verlangt werden, wie von einem, der ſelbſt ſein Handwerk niedergelegt hat, daß er ſich aufs neue einkaufe und zum Meiſter machen laſſe. Ein nochmaliges Meiſterſtück braucht er nicht zu machen.

Wegen minder wichtiger Urſachen wird die Ausübung des Meiſterrechts nicht für beſtändig, ſondern nur entweder auf eine beſtimmte oder unbeſtimmte Zeit verboten. Erſteres kann die Folge eines Verbrechens ſeyn. Letzteres aber kann auch wegen anderer Urſachen geſchehen. Z. B. ein Handwerksgenoſſe, der eine unehrbare Handthierung treibt, und deswegen levis notae maculam an ſich hat, darf das Handwerk ſo lange nicht treiben, bis er dieſe Handthierung wieder

Auf-

*) Schweder in Conſſ. Tub. Vol. 6. Conſ. 9. nr. 60 — 62.

aufgegeben hat, und erſt alsdenn tritt er wieder in ſeine vorigen Rechte *). Zu dieſer Gattung Menſchen werden an manchen Orten die Stadtknechte gerechnet, von denen man glaubt, daß ſie, ſo lange ſie in dieſem Dienſte ſtehen, levis notae maculam an ſich haben. Doch läßt man ſie um ihrer beſſern Nahrung willen auf ihr Bürgerrecht arbeiten. Man kann auch wegen einer verweigerten Bezahlung einer Handwerksſtrafe **) ſo lange bis man bezahlt hat, vom Handwerk ausgeſchloſſen werden. Gewöhnlicherweiſe braucht die Obrigkeit vorher andere Zwangsmittel, ehe man einen Meiſter völlig aus der Zunſt ausſtößt. Der Verurtheilte wird ausgepfändet oder ins Gefängniß geſetzt, oder es werden ihm nur einige Zunftrechte unterſagt. Eben ſo wird auch denjenigen Meiſtern und Geſellen das Handwerk gelegt, welche einen Mitmeiſter oder Mitgeſellen, der eines Verbrechens wegen angeklagt iſt ohne vorher die obrigkeitliche Unterſuchung und das Urtheil abzuwarten, ſchimpfen oder ſchmähen, oder ihm in der Treibung des Handwerks Hinderniſſe in den Weg legen. Dieſe Strafe dauert ſo lange, bis die Beſchuldigung geſetzmäßig entſchieden, oder die Sache zwiſchen den Diffamaten und Diffamanten gütlich beygelegt iſt.

S. Handbuch des bürgerlichen Rechts. II. Th. S. 432. ff.

In nachſtehenden Schriften werden übrigens noch allerley, die Handwerksmeiſter betreffende Gegenſtände berührt weshalb ſie zum weitern Nachleſen zu empfehlen ſind.

Kurze Darſtellung einiger Handwerksmißbräuche ꝛc. Halle bey Curt. 1800. 147 S. 8. (8 Gr.)

Etwas

*) Berger Oeconomia Iuris. Lib. I. Tit. 2. th. 13. m. β. th. 14.

**) Leyser Spec. 8. med. 9. Tom. I. p. 82.

Etwas zur Verbeſſerung des Schickſals vieler Lehrlinge in den Werkſtätten der Profeſſioniſten, Künſtler ꝛc. von J. B. Wolfram. Leipzig bey Fletſcher, 1800. 183 S. 8. (14 Gr.)

Ueber die zu verbeſſernde Erziehung unſerer Künſtler und Handwerker ꝛc. S. Journal von und für Deutſchland. 1788. I. und V. St. — Beſonders abgedruckt, Nürnberg bey Grattenauer. 1788. 95 S. 8.

Von Handwerksmißbräuchen und ihrer Abſtellung, ein Programm von J. H. Pfingſten. Erfurt, 1785. 6½ B. 8.

Handwerksbarbarey, oder Geſchichte meiner Lehrjahre. Ein Beytrag zur Erziehungsmethode deutſcher Handwerker. Halle und Leipzig, 1790. 78 S. 8.

Ueber die Gilden, Innungen und Zünfte; von J. G. Braumüller. Berlin, bey Maurer. 1793. 28 S. 8. (3 Gr.)

* * *

Unter **Meiſter im Bleche** wird bey den Blechhammern das verſtanden, wenn das Blech windſchief iſt, oder wenn es mit einem Ende ein wenig gebogen oder gedrückt wird, oder über ſich ſpringt, wie eine Feder, ſo daß es niemahls recht eben wird. Dieſe ſpringende und ungleiche Eigenſchaft muß durch das Schlagen und Planiren mit dem Hammer herausgebracht werden, und es muß ein recht geſchickter Blechſchläger ſeyn, wenn er ſie herausbringen, oder dem Bleche den ſo genannten Meiſter benehmen ſoll, weil das Blech immer ſpringender und ungleicher wird, wenn er nicht recht zuſchlägt.

Meiſter geben heißt bey den Schwarzfärbern folgendes: Wenn aus der Indigküpe gefärbt worden, und die Brühe vermindert iſt, ſo macht man eine neue, indem man ein Pfund Waid- oder Pottaſche, ein paar Loth Färberröthe, und etwas Kleye in hinlänglichem Waſſer eine Viertel Stunde kochen läßt, und es in die Küpe thut.

Man

Man bedeckt alsdann die Küpe und legt ein wenig Kohlen herum. Auf ſolche Art kann man ſie verſchiedene Tage erhalten, ohne etwas dabey zu thun. Wenn man färben will, muß man ſie den Tag zuvor aufziehen, und einige Kohlen wieder herum legen.

Die vielen Zuſammenſetzungen mit dem Worte Meiſter ſind unter ihren Buchſtaben aufzuſuchen, als Röhrmeiſter, Kornmeiſter, Krahnmeiſter, Kramermeiſter, Kirchenmeiſter, Kunſtmeiſter, Kurmeiſter ꝛc. in K. Ladenmeiſter, Lagermeiſter ꝛc. in L. und ſo fort. Von einigen, die gegen die alphabetiſche Ordnung hier oder da in andern Artikeln vorkommen, muß ich hier eine Nachweiſung geben.

Meiſter (Chur-) ſ. Kurmeiſter, Th. 56, S. 670.

— (eingekaufter,) ſ. oben, S. 85.

— (kleiner) ſ. im Art. Kupferſtecherkunſt, Th. 56, S. 308. Anm. 36.

— (Legge-) ſ. unter Leggebank, Th. 67. S. 784.

— (Lehm-) ſ. unter Lehm, Th. 70 S. 64.

— (Leibſteuer-) ſ. unter Leibeigen ꝛc. Th. 70. S. 494.

— (Rede-) ſ. im Art. Kohle, Th. 43, S. 177.

— (Rumor-) ſ. unter Kriegsgericht, Th. 50, S. 543.

— (Stück-) ſ. oben, S. 85.

— (Zieſe-) ſ. unter Landſchaft, Th. 64. S. 299.

— (zünftiger) ſ. oben S. 77. fl.

Meiſterbuch, ſ. oben S. 76.

Meiſterdruck, in der Mahlerey, ein großer, kühner, bedeutender Druck des Pinſels, welcher die Hand eines Meiſters, d. i. eines erfahrnen, großen Künſtlers zu erkennen giebt.

Mei-

Meiſtereſſen, bey den Handwerkern, die Mahlzeit, welche derjenige, welcher zum Meiſter aufgenommen wird, den übrigen Meiſtern gibt. S. im Art. **Handwerk**, Th. 21, S. 496 und oben S. 77.

Meiſterey, ein in einigen Gegenden für **Feldmeiſterey** übliches Wort. 1. Die Handthierung, Lebensart eines Feldmeiſters oder Abdeckers; ohne Plural. 2. Die Wohnung des Feldmeiſters oder Meiſters, nebſt dem derſelben anklebenden Rechte des Abdeckers. In beyden Fällen auch die Cavillerey. S. **Feldmeiſter**, Th. 12. S. 521. fl.

Meiſtergeld, bey den Handwerkern dasjenige Geld, welches derjenige, ſo Meiſter werden will, an die Zunft bezahlet. S. im Art. **Handwerk**, Th. 21. S. 495 fl.

Meiſtergeſang, der Geſang eines Meiſterſängers, S. dieſes Wort und den Art. **Lobſpruch**, Th. 80, S. 35.

Meiſtergeſell, bey den Handwerkern, iſt der älteſte Geſell in einer Werkſtätte, dem der Meiſter oder eine Wittwe, die das Handwerk fortſetzt, die Aufſicht über die andern Geſellen anvertrauet. Man nennt ihn auch nicht ſelten den Werkmeiſter, weil er anſtatt des Meiſters in der Werkſtatt für alles ſtehen muß. Bey einigen Handwerkern heißt er auch der **Meiſterknecht**. S. im Art. **Meiſter**, oben, S, 63.

Meiſtergroſchen, der Groſchen, welchen ein Mäurergeſell oder Zimmermannsgeſell von ſeinem Tagelohn an den Meiſter abgeben muß. S. im Art. **Mäurer**, Th. 85, S. 780.

Meiſtergut, ſo nennt man die Materialien zur Gaſur der Fayance, welche in einem leichtflüſſigen Glaſe, reinem Sande, Sode und Salz beſtehen.

Meiſterhaft, ein in ſeiner Kunſt, in ſeiner Wiſſenſchaft vorzüglich erfahrner, geſchickter Mann, einem ſolchen Manne gemäß, in deſſen Fertigkeit, Erfahrung und Einſicht gegründet. Im gemeinen Leben meiſterlich. Ein meiſterhafter Streich.

Meiſterhand, von der vorigen Bedeutung und figürlich, die Geſchicklichkeit und Einſicht eines in einer Sache vorzüglich erfahrnen und geſchickten Mannes.

Meiſterinn, ſ. oben, S. 58. und Meiſterswittwe.

Meiſterjäger, ſ. unter Jäger, Th. 28, S. 562.

Meiſterknecht, 1. Bey den Schäfern, der vornehmſte Schafknecht, welcher die Schafe treibt und hütet, zum Unterſchiede von dem Hammelknechte und Lämmerknechte. Im Niederſächſiſchen iſt Meiſterknecht der oberſte Bediente in einer Fabrik, welcher die Aufſicht über die übrigen Arbeiter hat. Beydes von Meiſter, ſo fern es einen Vorgeſetzten, oder den Vornehmſten unter mehreren bedeutet. 2. Bey den Handwerkern wird der Jungmeiſter, d. i. der jüngſte Meiſter, welcher die übrigen Meiſter zuſammen ruft, der Meiſterknecht genannt.

Meiſterkoch, an den Höfen, der vornehmſte unter den Hofköchen, welcher aber noch von dem Mundkoche unterſchieden iſt.

Meiſterlade, ſ. unter Lade, Th. 58, S. 631.

Meiſterlauge, bey den Seifenſiedern diejenige Lauge, welche ihre gehörige Stärke zur Seife hat. Sie wird in Aeſchertonnen gemacht. S. unter Seifenſiederey.

Meiſterlich, ſ. meiſterhaft.

Meiſterlohn, bey den Zeugwebern, der Lohn, wel-

chen die Meiſter bekommen, zum Unterſchiede von dem Lohne der Geſellen.

Meiſtermahlzeiten, ſ. Meiſtereſſen.

Meiſtern, welches von dem Hauptworte Meiſter gebildet iſt, aber einen großen Theil ſeiner ehemaligen Bedeutungen verlohren hat. Es bedeutete

1. Perſonen oder Sachen vorgeſetzt ſeyn, ſie regieren.

2. Bemächtigen, überwältigen, von Meiſter, ſo fern es einen Stärkern, einen Herrn bedeutet; eine gleichsfalls veraltete Bedeutung, in welcher noch die zuſammen geſetzten bemeiſtern und übermeiſtern üblich ſind.

3. So fern Meiſter eine mit überlegener Einſicht oder Geſchicklichkeit begabte Perſon bedeutet, iſt meiſtern, mit dem Bewußtſeyn dieſer überlegenen Einſicht tadeln, wo es doch größtentheils nur in engerer Bedeutung und im nachtheiligen Verſtande, von der eingebildeten überlegenen Einſicht, oder einem unzeitigen, ungebührlichen Tadel der Handlungen oder Wirkungen eines andern gebraucht wird; Schwed. mestra, Franz. maitriser.

4. Von Meiſter, ein Lehrer, war meiſtern ehedem lehren, in welcher ganz veralteten Bedeutung Notker meisteren braucht.

5. So fern endlich Meiſter den Urheber, Verfertiger eines Werkes bedeutet, war meiſtern ehedem auch hervorbringen, verfertigen, machen. Auch dieſe Bedeutung iſt veraltet; indeſſen ſcheint bey den Färbern noch etwas davon üblich zu ſeyn, bey welchen meiſtern, die Grundfarbe einrichten, bedeutet. S. Meiſter geben, unter Meiſter, oben, S. 94.

Meiſter-

Meiſterpfund, bey den Wollwebern, eine Art ſchwererer Pfunde als die gewöhnlichen, nach welchen die Wolle, welche ſie zum Spinnen ausgeben, gewogen wird. Dieſes Pfund beträgt an einigen Orten 2, an andern $2\frac{1}{4}$ gemeine Pfunde. Von Meiſter, ſo fern es im weiteſten Verſtande ein anderen Dingen ſeiner Art überlegenes Ding bedeutet.

Meiſterpulver, ſ. Magiſterium, Th. 82, S. 301.

Meiſterrecht, 1. bey den Handwerkern, das mit dem Nahmen und Stande eines Handwerksmeiſters verbundene Recht, das Recht, ein Handwerk öffentlich zu treiben, und Geſellen und Lehrlinge zu halten. S. im Art. Handwerk Th. 21, S 495 flg. ſo wie im Art. Meiſter, oben, Meiſter, S. 60 flg. Vom Verluſte deſſelben, ſ. oben, S. 90 fl.

Meiſterrechtgeld, ſ. im Art. Kämmerey, Th. 33, S. 544.

Meiſterſänger, oder Meiſterſinger, eine alte Art zunftmäßig eingerichteter Dichter oder vielmehr Reimer, welche wie andere Handwerker Meiſter und Lehrlinge unter ſich haben, und noch in Nürnberg, Strasburg und einigen andern oberdeutſchen Städten zünftig ſind. Sie ſtammen von den ehemaligen Dichtern des ſchwäbiſchen Zeitalters oder den ſogenannten Minneſängern ab, und ſingen ihre Meiſtergeſänge oder Meiſterlieder in ihren Zechen und Singeſchulen, oder feyerlichen Verſammlungen, nach gewiſſen angenommenen Meiſtertönen her. Mehr ſehe man in

Häßlein's Abhandlung von den Meiſterſängern; ſteht in Häßlein's und Gräter's Bragur. 3 B. Leipzig 1794. gr. 8.
Gothaiſch. Taſchenbuch 1788. S. 100.

Neue Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften und der freyen Künſte. I. S 351.
Hannov. Magazin, 1767. Col. 103. ff.
Forkel's Literatur der Muſik. S. 122.
Realbibliothek unter Meistersänger.

Meiſterſchaft, ein ehedem ſehr übliches, jetzt aber größtentheils veraltetes Wort. Es bedeutete

1. Den Zuſtand, die Eigenſchaft, die Würde eines **Meiſters**, ohne Plural, wo es faſt in allen Bedeutungen dieſes Wortes vorkommt. Sowohl für Vorzug als Rang, als auch für Oberherrſchaft, Ueberlegenheit. Beſonders überlegene Geſchicklichkeit, Erfahrung, Wiſſenſchaft, Kunſt, in welchem Verſtande es noch im 16ten Jahrhunderte häufig vorkommt. Auch für Lehre, Unterweiſung, Zucht war es ehedem üblich. Von der academiſchen Magiſter⸗Würde kommt es noch zuweilen im Scherze vor. Am üblichſten iſt es noch von dem Zuſtande, der Würde eines Handwerksmeiſters. **Die Meiſterſchaft rechtmäßig erlangen**, das Meiſterrecht.

2. Mehrere **Meiſter**, ehedem gleichfalls in den meiſten Bedeutungen dieſes Wortes. So heißt die Obrigkeit bey dem Horneck die **Meiſterſchaft**. Der Burggraf von Riedenburg nennt die Gelehrten an des Kaiſers Hofe des Keisers meisterschaft. In einigen Städten führet nur noch zuweilen eine Handwerkszunft oder Innung den Nahmen der **Meiſterſchaft**.

Meiſterſchüſſe, und **Meiſterſchüſſe backen**; darunter verſtehen die Bäcker das Einſchieben der Brote in den Ofen, wenn ein angehender Meiſter das Meiſterſtück backet.

Meiſtersſohn, der Sohn eines Handwerksmeiſters, in ſo fern er ſich der Profeſſion ſeines Vaters widmet, und dieſelbe bey ſeinem Vater erlernet. Es iſt faſt bey allen Handwerkern nach der jetzigen

gen Zunftverfaſſung den Meiſtern erlaubt, ihre Söhne nach Willkühr einſchreiben und losſprechen zu laſſen, ſo daß ſie nicht an die in den Zunftartikeln für andere Lehrlinge beſtimmte Lehrzeit gebunden ſind. Dieſes Vorrecht hat ſehr wahrſcheinlich darin ſeinen Urſprung, weil die Söhne der Meiſter die Handgriffe der Profeſſion von Kindheit an ſehen, und von vielen Meiſtern auch ſchon frühzeitig zu den Arbeiten angeleitet werden. Sehr oft aber werden die Söhne der Meiſter in dem Hauſe ihrer Aeltern als Lehrlinge auf alle Art überſehen, und lernen deshalb wenig oder nichts, zumahl wenn die Aeltern einiges Vermögen haben. Zuträglicher für das gemeine Beſte und für die Geſchicklichkeit der Handwerker wäre es daher, wenn jeder Meiſtersſohn wenigſtens einige Zeit bey einem andern Meiſter lernen müßte.

Von dem Wandern der Meiſtersſöhne ſ. im Art. Handwerk, Th. 21, S. 505. Von dem Zahlen der Receptions-Gelder, ſ. daſelbſt, S. 498. S. auch im Art. Meiſter, oben S. 82 flg.

Meiſterstochter, von deren Vorrechten ſ. im Art. Meiſter, oben, S. 82.

Meiſterſtreich, ein meiſterhafter Streich, der Streich eines Meiſters, d. i. einer mit überlegener Geſchicklichkeit, Erfahrung und Wiſſenſchaft begabten Perſon. Sich durch einen Meiſterſtreich aus einer Verlegenheit wickeln.

Meiſterſtück, 1. überhaupt ein Stück, d. i. ein Werk, eines Meiſters, einer in ihrem Fache mit überlegener Kunſt, Geſchicklichkeit, Wiſſenſchaft, oder Erfahrung begabten Perſon, ein vortreffliches Stück; ein Meiſterwerk. So nennt man eine vortreffliche Rede, ein vorzüglich ſchönes

Gedicht, einen meiſterhaften Streich u. ſ. f. Meiſterſtücke. In engerer Bedeutung iſt es das beſte unter mehreren vorzüglichen Werken einer Perſon. Der Menſch iſt das Meiſterſtück der Natur.

2. Bey den Handwerkern iſt es dasjenige Stück Arbeit, welches ein Geſell verfertigen muß, wenn er das Meiſterrecht erhalten will. Das Meiſterſtück machen. Da es denn in weiterer Bedeutung auch wohl von einem jeden Werke gebraucht wird, welches man zum Beweiſe ſeiner Geſchicklichkeit, Einſicht und Erfahrung verfertiget. S. im Art. Handwerk, Th. 21, S. 495. fl. und von deſſen Nothwendigkeit, Beſchaffenheit und Prüfung im Art. Meiſter, oben, S. 60 flg. und S. 72 flg.

Was die angehenden Meiſter bey dieſen oder jenen Gewerken für Meiſterſtücke machen müſſen, iſt in den beſondern Artikeln angegeben, worin die Beſchreibung dieſer Gewerke vorkommt.

Uebrigens gehören dieſe Meiſterſtücke, ſo heilſame Verordnungen auch ergangen ſind, wegen der hartnäckigen Anhänglichkeit der Handwerker an alten Gebräuchen und Obſervanzen noch jetzt in vielen Ländern größtentheils zu den nachtheiligen Mißbräuchen, die die angehenden Meiſter nur in Schulden und in Verlegenheit ſetzen; denn dieſe Meiſterſtücke ſind in mehrern Handwerken dem gegenwärtigen Zuſtande derſelben gar nicht mehr angemeſſen, erfordern einen unnöthigen Aufwand, und ſetzen dadurch junge Anfänger, denen man den Eintritt in den neuen Stand ſo viel als möglich erleichtern ſollte, nicht nur in großen Schaden, ſondern auch in Gefahr, bey aller ihrer bekannten Geſchicklichkeit, als Stümper abgewieſen zu werden. Die Perrückenmacher müſ-

ſen

ſen z. B. außer einer Alongen-Perrücke, eine große runde Perrücke verfertigen, ungeachtet die erſte gar nicht mehr getragen wird, und die ſogenannten Perrückenmacher, dem bey weiten größern Theile nach, nichts als Friſeurs ſind, und ſeyn wollen. Noch vor nicht langer Zeit nahm man zu dem Meiſterſtück der Alongen-Perrücken graues Menſchenhaar, welches fünf und mehrere Thaler koſtete; und dieſe Auslage war gänzlich verloren. Jetzt wählt man ſchlechteres Haar. Warum ſoll aber auch die geringere Summe, die dafür gegeben wird, ohne den geringſten Nutzen weggeworfen werden? Die Buchbinder müſſen zum Meiſterſtück eine Nürnbergiſche Folio-Bibel, in Schweinsleder, und zwey große Andachtsbücher in Quart, das eine in Saffian gebunden, und das andere marmorirt liefern. Die Bibel in Schweinsleder muß mit allerley künſtlichen Figuren prangen. Dieſe drey Stücke können nicht anders, als in Gegenwart eines Mitgliedes der Gilde verfertigt werden, das man dafür bezahlen und gehörig traktiren muß. — Von den Tiſchlern verlangt man ein Bureaux, das mit mancherley Hölzern ausgelegt iſt, und das nachher wegen ſeiner unmodiſchen Ziererey en oft für ein geringeres Geld weggeſchlagen werden muß, als die Zuthaten gekoſtet haben. Aehnliche Widerſinnigkeiten finden wahrſcheinlich auch in andern Gilden Statt. Wenn man auch Gilden und Meiſterſtücke beſtehen laſſen will: ſo ſollten die Gilden wenigſtens angehalten werden, ſolche Meiſterſtücke zu fordern, durch welche junge Handwerker die Geſchicklichkeit, welche ſie künftig üben wollen, beweiſen können, und die nicht mit einem durchaus fruchtloſen Aufwande verbunden ſind.

Meiſterswittwe, von deren Vorrechten ſ. oben, S. 66. 67. und S. 81. flg.

Meiſtertag, bey den Handwerkern derjenige Tag, an welchem ſich die Meiſter verſammeln, um des gemeinen Beſtens wegen dieſes oder jenes mit einander zu verabreden.

Meiſterwerk, ſ. unter Meiſterſtück, oben, S. 101.

Meiſterwurz *), Imperatoria Linn., der Nahme einer Pflanze mit 5 Staubgefäßen und 2 Staubwegen, welche unter die Doldengewächſe, nach dem Linnéiſchen Pflanzenſyſteme alſo in die zweyte Ordnung der fünften Claſſe gehört. Die allgemeine Blumendolde iſt ausgebreitet und flach, die beſondere beſteht aus ungleichen Strahlen. Die gemeinſchaftliche Doldenhülle fehlt, die beſondere beſteht nur aus einem oder etlichen Blättchen, die ungefähr ſo lang als die Dolde ſind. Die Blumen ſind alle fruchtbar, und haben eingebogene, ausgeſchnittene, ziemlich gleiche Blumenblättchen. Die Samen ſind eyrund, auf dem Rücken mit zwey Furchen geſtreift, und am Rande mit einer breiten Haut eingefaßt, und bilden, ehe ſie ſich trennen, eine rundliche, zuſammen gedrückte, in der Mitte höckerige und mit einer Haut eingefaßte Frucht.

Es iſt bis jetzt nur eine Art bekannt, nähmlich die gemeine Meiſterwurz, Imperatoria *Oſtrutium*, Linn., Spec. Plant. ed. Willd. Tom. I. P. I. p. 1458. Selinum Imperatoria, foliis tripartito-diviſis et ſubdiviſis Crantz auſtr.

*) Sie hat den Nahmen vermuthlich den überaus heilſamen Kräften ihrer gewürzhaften ſcharfen Wurzel zu danken. Bey dem Camerarius heißt ſie Magiſtrantia, bey andern Oſtruthium, Aſtrutium, Aſtrentium, daher ſie auch in einigen deutſchen Gegenden Oſtritz, Aſtenz, Aſtranz, Magiſtranz, ingleichen Kaiſerwurz und Wohlſtand genannt wird.

austr. Roth. Fl. germ. Dieſe Pflanze, deren Wurzel in den Apotheken gebräuchlich iſt, wächſt auf hohen Gebirgen und auch am Fuße derſelben, in den ſüdlichen Ländern von Europa, in Oeſterreich und der Schweiz wild, und kann auch in den Gärten gezogen werden; ſie liebet eine etwas feuchte und ſchattige Lage, und blühet im Junius. Sie hat eine perennirende, knollige, auswendig braune und runzlichte, fleiſchige Wurzel, welche auf allen Seiten viele lange Schoſſen treibt, die theils in neue Wurzeln, theils in Blätter ausſchlagen, und wodurch ſich alſo die Pflanze ſtark ausbreitet und vermehret. Ihre Blätter, von denen die unteren auf ſehr langen, runden Stielen ſtehen, ſind zweymal dreyfach, und beſtehen aus großen, eyrunden, ſpitzigen, runzlichten, ungleich ſägenartiggezähnten, auf der Oberfläche dunkelgrünen Blättchen, von denen das mittelſte immer in drey Lappen getheilt iſt. Der Stengel, welcher am Ende die Blumendolde trägt, wird einen, zwey, drey bis vier Schuh hoch, und iſt geſtreift, und, wie die übrigen Theile der Pflanze, glatt. Die allgemeine Blumendolde beſteht aus vielen Strahlen, und iſt flach oder etwas hohl, die beſonderen beſtehen auch aus vielen Strahlen, ſind aber convex; zuweilen fehlt die beſondere Doldenhülle ſowohl, als die gemeinſchaftliche; die Blümchen ſind weiß, und bey der wilden Pflanze nicht immer, bey der in den Gärten gezogenen aber alle fruchtbar.

Die ganze Pflanze, und vornehmlich ihre Wurzel, hat einen angenehmen, ſtarken, gewürzhaften Geruch, und einen ſehr ſcharfen, hitzigen, etwas bittern Geſchmack. Die Wurzel iſt im Winter und Frühlinge am kräftigſten, und enthält

alsdann einen weißen Milchſaft, welcher gelblicht wird; ſie iſt eine hitzige, ſtark auflöſende Arzney, und treibt, innerlich genommen, den Schweiß, Urin, Blähungen, die monatliche Reinigung und zuweilen auch den Stuhlgang. Sie wird daher wider die Engbrüſtigkeit, Wechſelfieber, Coliken, Krampf, Nerven- und Mutterkrankheiten, und wider die Waſſerſucht empfohlen; man ſchrieb ihr vordem auch eine fruchtbarmachende Kraft zu; und wenn eine Säugende davon nimmt, ſoll ſie dem Kinde Würmer abtreiben. Wenn ſie gekäuet wird lockt ſie den Speichel hervor. Das Pulver von ihr, mit etwas Anießſamen vermiſcht, hat eine eigenthümliche Kraft wider die Lähmung der Zunge bewieſen. In Pulver giebt man ſie bis zum halben Quentchen. Streuet man es in die Geſchwüre, ſo reiniget es dieſelben. Durch Weingeiſt zieht man ihre Kräfte beſſer aus, als durch das Waſſer; man macht ſie dadurch aber zu einer noch hitzigeren Arzeney, als ſie ſchon von Natur iſt.

Houttuyn's Linnéiſches Pflanzenſyſtem, VI. Th. S. 171—172.

Murray's Arzneyvorrath, I. Th. S. 342—343.

Meiya, der otaheitiſche Nahme einer Art Piſang, Musa Linn., zu welcher dort alle roh eßbaren Abarten gerechnet werden. S. im Art. Piſang.

Bengt Bergius über die Leckereyen. Aus dem Schwed. I. Th. S. 116—117. Die Anmerk. von Forſter.

Mekka-Balſam, ſ. unter Balſam, Th. 3. S. 462.

Mekler, ſo heißt in der Deich- und Schleuſenbaukunſt das mittelſte Stück einer Ramme, worauf der Rammblock auf und nieder geht.

Mekon, im Griech. μήκων, ſ. Mohn.

Mel, ſ. Honig, Th. 25. S. 2.

Mel anthoſatum, Rosmarinhonig, ſ. unter Honig, Th. 25, S. 37.

Mel arundinaceum, Mel calaminum, Mel cannæ, } Zuckerſyrupp, ſ. im Art. Zucker.

Mel depuratum, Mel deſpumatum, } geläuterter oder abgeſchäumter Honig. S. unter Honig, Th. 25, S. 26—27.

Mel harundinaceum, ſ. Mel arundinaceum.

Mel mercuriale, Bingelkrauthonig, ſ. Th. 25, S. 37.

Mel nenupharium, Seeblumenhonig, ſ. eben daſelbſt.

Mel roſarum, Roſenhonig, ſ. eben daſ.

Mel roſcidum, ſ. Manna, Th. 83, S. 724.

Mel ſaccharaceum, Mel ſaccharinum, } Zuckerſyrupp, ſ. unter Zucker.

Mel violarum, Veilchenhonig, ſ. unter Honig, Th. 25, S. 37.

Mel virgineum, Jungfernhonig, ſ. daſ. S. 6.

Mela, ein Inſtrument der Wundärzte, ſ. Sonde.

Mela, der Name des Fuchſes in Georgien.

Melaena, die ſchwarze Krankheit, Morbus niger, iſt eine Krankheit, die in einem häufigen Abgange einer ſchwarzrothen Materie, entweder durch den Stuhlgang oder durch Erbrechen, beſteht, und langwierige Verſtopfung, zurückgetretene Hautausſchläge, oder andere Verletzungen der Eingeweide zur Urſache hat. Franz Home *) hält das, was in dieſem Uebel weggebrochen wird, nicht für ſchwarze Galle, ſondern für ergoſſenes Blut, und bringt ſie daher unter die Claſſe der Hämorrhagien. Brechmittel ſchadeten ſeiner Bemer-

*) S. deſſen cliniſche Verſuche und die Recenſion in den göttingiſchen Anzeigen. Jahrg. 1781, St. 112.

merkung zu Folge in dieſer Krankheit offenbar; dafür aber nützte ein wiederhohlter Aderlaß; auch gab er mit gutem Erfolge Abführungen aus Rhabarber und verſüßtem Queckſilber, auch dem Oehle vom Samen des Wunderbaums (Ricinus) und zum Blutſtillen bediente er ſich der Vitriolſäure mit dem Schleime des arabiſchen Gummi gemildert, wie auch des Bindens der Schenkel.

Melago codi, ein Nahme des ſchwarzen Pfeffers, Piper nigrum, Linn.

Melaleuca, ſ. Kajeput-Baum, Th. 32, S. 301.

Melampodium, ſ. 1. Geißfuß, Th. 16. S. 687.

Melampyrum, ſ. Wachtelweizen.

Melan, Griech. μελαν, ſ. Tinte.

Melanagoga, ſolche Arzneymittel, die nach der Meinung der Alten die ſogenannte ſchwarze Galle abführen ſollten.

Melonchia, ſ. Anagallis, Th. 2, S. 11 fl.

Melanchlorus, eine ins Blaſſe fallende ſchwarze Farbe.

Melancholie, aus dem Griech. und Latein. Melancholia, 1. ein hoher Grad der Traurigkeit oder Schwermüthigkeit, beſonders ſo fern ſie ihren Sitz in einer fehlerhaften Beſchaffenheit des Körpers hat. 2. Bey einigen neueren Schriftſtellern wird es oft von einer jeden traurigen Empfindung des Gemüths, und demjenigen Zuſtande deſſelben, da es zu ſolchen Empfindungen geneigt iſt, gebraucht.

Die Melancholie in der erſten Bedeutung, wovon hier vorzüglich die Rede iſt, iſt eine gemeiniglich ſehr langwierige Krankheit, die ſich durch Furchtſamkeit, Traurigkeit und Verzweiflung äußert. Die Patienten erſchrecken leicht, ſie hängen mehrentheils einem gewiſſen Gedanken nach, und werden von andern Gegenſtänden weniger

gerührt.

gerührt. Manche machen ſich Religions-Scrupel, wo man denn ſagt, daß die Leute geiſtliche Anfechtungen haben. Sie lieben die Einſamkeit, ſind ſtill, nachdenkend, argwöhniſch, oft grämen ſie ſich um einer Kleinigkeit willen; dabey werden ſie bleich im Geſichte und ſchwach, ungeachtet ſie immer noch guten Appetit haben. Ihr Puls ſchlägt träge und langſam. Sie ſind verſtopft und mit Blähungen geplagt. Oft klagen ſie über Aengſtlichkeit, Drücken vor dem Magen, Herzweh, manchmal bekommen ſie gallichtes Erbrechen.

Die nächſte Urſache dieſer Krankheit liegt zwar in dem Gehirne, der Werkſtätte der Ideen; allein die eigentliche wahre, wiewohl entferntere Urſache iſt in den allermehrſten Fällen im Unterleibe, in einer fehlerhaften Beſchaffenheit der Verdauungswerkzeuge aufzuſuchen, ſo daß, wenn die letztere gehoben werden kann, man nicht nöthig hat, ſich mit der Cur des Gehirns vergebliche Mühe zu machen, ausgenommen, daß man durch die angenehmſten Zerſtreuungen die Aufmerkſamkeit des Kranken von ſeinen Grillen zu entfernen ſuchen muß, wobey aber die größte Behutſamkeit und genaue Kenntniß des Urſprungs der düſtern Ideen nothwendig iſt.

So lange die Arzneykunſt in der Geſchichte bekannt iſt, haben auch ſchon die Aerzte den Grund der **melancholiſchen Schwermuth**, und die höhern Grade dieſer Krankheit, nähmlich den **Wahnwitz** (mania) und die **Tollheit** (furor) in denjenigen dicken, groben und ſchwarzen Säften gefunden, welche ſie mit dem Namen der **ſchwarzen Galle** belegten. In dieſer Theorie ſind **Hippocrates** und **Boerhaave**, und alle große Aerzte, die zwiſchen ihnen gelebt haben,

ben, einig. Wenn wir nun fragen: Woher dieſer dicke Theil unſers Bluts entſpringe; was ihn verhüte; wo er ſich feſt ſetze; wo der eigentliche Schauplatz des Elendes ſey, das er hervorbringt; auf welche Weiſe er ins Gemüth wirke, und durch welche Mittel dieſe Folgen deſſelben in der Seele wieder vernichtet werden? ſo muß ſichs entdecken, ob man vernünftiger Weiſe die Schwermuth und den Wahnwitz durch Arzneyen, die in das Gehirn, oder durch ſolche beſtreiten müſſe, die auf die Verdauungswerkzeuge wirken, worunter diejenigen inneren Theile begriffen werden, die etwas Weſentliches zur Verwandlung der Speiſen in einen geſunden Milchſaft beytragen, als der Magen, die Gedärme, das Gekröſe, die Leber, die Milz, das Zwerchfell, die Magendrüſe, die Drüſen der Gedärme, u. ſ. w.

Wenn Boerhaave erklären will, woher die ſchwarze Galle ihren Urſprung nehme: ſo führt er folgende Stücke an: „Das eifrige, Tag und Nacht fortgeſetzte Nachdenken und Wachen; die heftigen ſowohl freudigen, als traurigen Gemüthsbewegungen; öftere ſchwere Arbeit in trockner und heißer Luft; unmäßige Wolluſt; ſchwere, harte, trockne, erdichte Speiſen, deren Genuß bey Ruhe und Unthätigkeit des Körpers lange fortgeſetzt wird; eben dergleichen Getränke; geräuchertes, getrocknetes und eingeſalzenes Fleiſch, beſonders hartes und zähes von alten Thieren; unreife Früchte; Speiſen von ungegohrnem Mehle; zuſammenziehende, verdickende, kühlende Arzneyen, und dergleichen langſame Gifte, und lange anhaltende oder oft wiederkehrende Fieber, die keine gute Criſe haben, und wobey nicht genug Flüßiges gebraucht worden iſt.“

Alle dieſe Dinge verdicken das Blut, und erzeugen die ſchwarze Galle, in ſo fern ſie das Flüßigſte des Bluts verzehren oder ausjagen, oder auch demſelben allzu zähe und grobe Nahrungsſäfte zuführen. In dieſem ganzen Regiſter findet man die Hinderniſſe der guten Verdauung der Speiſen; ſelbſt das eifrige Studiren verdirbt die Verdauung, und die heftigen Leidenſchaften verurſachen eine Ergießung oder auch Zurückhaltung der Galle, welche dem Blute ſeine dicke Schwärze geben können. Die groben Speiſen machen keinen Bauer dickblütig oder melancholiſch, weil er ſie gut verdauet; und darum ſetzt Boerhaave die Ruhe und Unthätigkeit des Körpers hinzu. Galen, und ſelbſt Hippocrates, gab ſchon zu ſeiner Zeit eben dergleichen Speiſen, als die Materien an, welche die melancholiſchen Säfte erzeugen: „Alles harte, beſonders geſalzne Fleiſch, große Fiſche, zähe, ſchleimige Speiſen und Gemüſe, dicke, ſchwarze Weine und alten Käſe.“ „Der Grund einer ſolchen Melancholie,“ ſagt Galen, „liegt gemeiniglich in rohen, unverdaueten Speiſen; denn darauf folgen viele Blähungen, welche aus jeder Speiſe aufſteigen, und ſich in den Hypochondern aufhalten, wie auch ſaures, ſtinkendes, thranichtes Aufſtoßen, obgleich dergleichen Speiſen nicht genoſſen worden, wobey zugleich mehrentheils Verſtopfungen des Leibes ſind.“

Der Urſprung der ſchwarzen Galle, der Materie der Schwermuth und des Wahnwitzes, wird alſo in den meiſten Fällen darin zu ſuchen ſeyn, daß wir entweder unverdauliche Dinge genießen, oder eine Lebensart führen, welche ſie uns unverdaulich macht; daß wir entweder zu viel herbe, ſchwere, oder zu wenig Getränke trinken, oder

eine Lebensart führen, worin wir mehr Flüßiges verſchwenden, als wir durchs Trinken erſetzen. Das heißt, alle Urſachen der ſchwarzen Galle beruhen auf einem Fehler der Diät im Eſſen und Trinken, oder der Verdauung. Dieſes erklärt uns, was Trallian verſichert, er habe die meiſten Melancholicos nicht ſowohl mit Arzneyen, als durch die Speiſen und Getränke (victu) curirt; und was für Speiſen nahm er zu dieſer Cur? Leichte Speiſen, Hühnerfleiſch, Fiſche aus Bächen, die über Kieſel rieſeln, Salat, Malven, Endivien, u. ſ. w. Eben dieſes iſt die Diät, welche Boerhaave und van Swieten wider die ſchwarze Galle verordnen. Das viele verdünnende Getränk iſt zu eben der Abſicht dienlich; und unter allem Mangel flüßiger Sachen, welcher die Schwermuth erzeugt, iſt der Mangel der Verdauungsſäfte am nachtheiligſten. Daher kann allein der häufige Auswurf des Speichels in den Stunden der Verdauung melancholiſch machen. Aretäus hat ſchon angemerkt, daß die Urſachen, welche die Melancholie, nachdem ſie curirt worden, wieder hervor bringen, üble Diät im Eſſen und Trinken (error in victu) und Zorn ſey, der in die Leber und Gallenblaſe wirkt.

So wie alſo der Grund der Schwermuth faſt durchgängig in einer fehlerhaften Verdauung liegt, ſo ſind auch die Mittel, ſie zu verhüten, keine andre, als die die vollkommenſte Verdauung unterhalten, welche ſich auf die Wahl und Proportion der Speiſen und Getränke, und auf eine Lebensart gründet, die die Verdauungskräfte in Stand ſetzt, aus ihnen die beſte Nahrung zuzubereiten.

Wenn durch Vernachläſſigung dieſer Regeln die ſchwarze Galle ſchon im Blute herrſcht, und die

die Melancholie ihren Anfang nimmt: ſo ſetzt ſie ſich alſobald in gewiſſen Theilen unſers Leibes feſt, und es wird nun darauf ankommen, ob ſie ſich, indem ſie dieſen traurigen Unſinn erregt, zum Gehirne, oder zum Magen wendet.

Galen ſagte, daß der lange anhaltende Unſinn von einer Krankheit des Zwerchfells herrühre. Hippokrates prophezeihete denen, die in der Gegend der Milz ein Pochen empfanden, Verrückung des Verſtandes, und wenn ſie dabey die Augen unruhig dreheten, bevorſtehenden Wahnwitz. Aurelian beobachtete, daß den Schwermüthigen durch Brechen und Purgiren ſchwarze Galle abginge, und er zählte unter die Kennzeichen der Melancholie eine Geſchwulſt vor dem Magen, Unverdaulichkeit, faulendes Aufſtoßen, Rumor der Gedärme, und ein Erbrechen und Purgiren, womit Unreinigkeiten von mancherley Farben ausgeführt werden. Alle dieſe und ſo viel hundert andere Beobachtungen der alten Aerzte, haben die neuern den wahren Sitz der Materie der Schwermuth und des Unſinns kennen gelehrt, und ſie fanden denſelben im Unterleibe. „Der Grund der Melancholie,“ ſagt Ettmüller, liegt ſtets, als die innere entfernte Urſache, in der Gegend der Hypochondern verborgen. Eine ſchädliche Schärfe hat im Magen und in den Gedärmen die Oberhand, und darum ſind dieſe Leute ſo freßſüchtig.“ Es iſt demnach nicht das Gehirn, wo man, nach den Geſetzen der Natur, den Sitz der Materie der Schwermuth ſuchen muß. „Obgleich die ſchwarze Galle zu verſchiedenen Theilen der Leibes hingeleitet werden kann,“ ſagt der Herr van Swieten, ſo wird ſie doch am allermeiſten in die Eingeweide des Unterleibes niedergelegt, wo ſie ſich feſt-

feſtſetzt.“ An einem andern Orte ſchreibt er: „Aus den practiſchen Beobachtungen erhellet, daß ſich zuweilen ein ſolcher ſchwarzer Schlamm, der von geronnenem Blute ganz verſchieden iſt, in den Eingeweiden des Unterleibes anhäufe. Kann man nicht dieſe Materie mit Recht eine ſchwarze Galle nennen, da ſie ſich gemeiniglich bey der Werkſtatt der Galle, der Leber, oder in denjenigen Eingeweiden ſammelt, deren Blutadern ihr Blut durch die Pfortader der Leber ſenden, und ihr die Materie zuführen woraus ſie die Galle verfertigt? Dieſe Materie wird alſo von dem Orte, wo ſie ſich aufzuhalten pflegt, Galle, und von ihrer Farbe, ſchwarz genannt. Hierzu kommt, daß ſelbſt die gelbe Galle in eine ſolche dicke und zähe ſchwarze Materie ausarten kann, und die wird doch gewiß den Namen der ſchwarzen Galle verdienen, u. ſ. w.“ Was den Wahnwitz betrifft, welcher nur ein höherer Grad der Melancholie iſt: ſo ſtimmt dieſer vortreffliche Arzt dem bey, was Aretäus ſagt. Er ſagt aber, daß gemeiniglich der Sitz der Wuth und des Wahnwitzes die Eingeweide ſind. Boerhaave ſetzt in ſeinem Werke von den Nervenkrankheiten, die verdorbene Einbildungskraft beym Wahnwitze, billig ins Gehirn; allein wenn er die entfernten Urſachen deſſelben erzählt: ſo ſind es Fehler in der Gegend des Magens, Verletzungen des Darmgekröſes, Darmbrüche, der Stein, Verſtopfung der Gedärme, wie beym Miſerere, Unreinigkeiten in den Verdauungswegen, ſchwarze Galle, Gifte, u. dgl.

Es kömmt nun darauf an, überhaupt zu zeigen, ob dieſe im Unterleibe verborgenen Urſachen des Unſinns, beſonders, ob die ſchwarze Galle nicht etwa Wege finden könne, um ins Gehirn

zu

zu bringen, um daſelbſt die Werkſtätte des Verſtandes zu verrücken. Geſetzt, daß dem alſo wäre, ſo iſt doch die Quelle des Uebels im Unterleibe; und dieſe zu verſtopfen, muß überall, wo es möglich iſt, die Regel des Arztes ſeyn. Allein es iſt eine ſchon zugeſtandene Sache, daß eine Urſache im Unterleibe, die dieſe Gränzen nie verläßt, blos durch den Zuſammenhang der Nerven, Häute und Adern, den Kopf völlig verrükken könne, welches aus den Beyſpielen von Kranken erhellet, die von Würmern melancholiſch und wahnwitzig wurden, oder deren Gehirn man doch ganz unverſehrt fand. „Gemeiniglich," ſagt Galen, „ziehen die urſprünglich verletzten Theile der Hypochondern das Haupt mit in den Zuſammenhang, und verurſachen Unſinn, fallende Sucht, Schlafſucht, Melancholie, vom ſchwachen Magen, vermöge ſeines Zuſammenhanges mit den Nerven und dem Gehirne. Der Magenmund," ſagt er anderwärts, „kann, durch ſeinen Zuſammenhang, Ohnmachten, Unſinn und Convulſionen verurſachen." Hippokrates wußte ſchon, daß die Hirnwuth davon entſtehen könne, wenn die erregte Galle ſich nach den Eingeweiden und dem Zwerchfelle wendete. Helmontius hat dieſe ihm wohl bekannte Art der Wirkung eines entfernten Theils in einen andern durch den ihm eigenen Ausdruck einer actionis regiminis erklärt. Der Herr van Swieten nimmt nicht allein dieſe Art der Wirkung an, ſondern geſteht auch, daß er ſie, nachdem er ſie vom Boerhaave vernommen, oft vollkommen wahr befunden. „Es können alle Wirkungen des Gehirns in Unordnung gebracht werden, obgleich die Urſache dieſer Krankheiten nicht im Gehirne, ſondern in andern Theilen liegt. Die Materien, welche ſich in

der Gegend des Magens ſammeln, verrücken den Kopf am allermeiſten. Daher kann die daſelbſt liegende ſchwarze Galle das Gehirn angreifen, den ſtärkſten Unſinn, die ſeltſamſten Einbildungen und die größte Wuth hervorbringen, obgleich keine Dünſte von der ſchwarzen Galle zu Kopfe geſtiegen ſind (von Swieten Comm. T. 3. p. m. 489). Wenn dieſe Materie ausgetrieben iſt, werden die Verrichtungen des Gehirns vollkommen wieder hergeſtellt (p. 506). Wenn die ſchwarze Galle mit dem Blute zum Gehirne geführt wird, ſo kann ſie daſelbſt unmenſchliche Wuth verurſachen. Eben daſſelbe kann aber auch geſchehen, obgleich nichts von ihr zum Gehirne kommt, ſondern wenn ſie nur da, wo ſie in den Eingeweiden feſtſitzt, bösartiger wird." (p. 520.)

Nun iſt noch die Unterſuchung übrig, durch welche Mittel die Materie der Schwermuth aus dem Körper herauszuſchaffen ſey; und wenn dieſes keine Nervenarzneyen ſeyn müſſen: ſo wird man bey den Arten des langwierigen Unſinns zugeſtehen, daß ſich ein Arzt in den wenigſten Fällen mit der Cur des Gehirns oder mit Nervenarzneyen, ſondern mit ſolchen, die die Verdauungskräfte befreyen, abgeben müſſe, womit indeſſen eine angenehme Aufheiterung des Gemüths verbunden werden muß.

Es iſt möglich, daß Wuth, Wahnwitz, Unſinn und Melancholie von Leidenſchaften, von Verletzungen des Gehirns und andern Urſachen entſtehen, die ich wegen derer, die im Unterleibe wohnen, ungewöhnliche nennen will. Herr Günz hat in fünf wahnwitzigen Perſonen Steine in der Zirbeldrüſe gefunden; Herr Röderer hingegen ſuchte ſie in dreyen ſolchen Perſonen vergebens

kens, und fand ſie hingegen oft in andern Körpern, die doch einen geſunden Verſtand gehabt hatten. Was vermag man doch wohl wider dieſe Uebel mit allen Arzneyen für das Gehirn? Van Helmont ſagt; „Die ſchlimmſten Rasereyen ſind die, wobey die Materien, die ausgeführt werden, untadelhaft ſind, weil ſie entweder ſtets fortdauern, oder zu gewiſſen Zeiten wieder kommen; dahingegen hören andere von ſelbſt auf, wenn man die Unreinigkeiten ausgeführt hat.' Der Herr van Swieten ſetzt dieſes Urtheil fort: „Wenn der Wahnwitz von ſchwarzer Galle entſteht, ſo hat man Hoffnung, die Krankheit durch die Ausführung der Materie zu heben; wird aber das Gehirn von heftigen Leidenſchaften ſo angegriffen, daß Wahnwitz darauf folgt, ſo iſt offenbar, daß der Arzt nicht genug verſtehe, wie das Gehirn verändert worden ſey, und durch welche Mittel ihm geholfen werden müſſe." Dergleichen Wahnwitz hat der Herr van Swieten bey zornigen Wöchnerinnen wahrgenommen, und er iſt ſehr gemein. Er ſetzt hinzu: „wenn der Unſinn nicht von vorhergegangener ſchwarzer Galle entſteht, gebraucht man, außer dem Blutlaſſen, gelinde Purganzen; denn von heftigen bleibt eine ewige Albernheit zurück. Helfen dieſe nichts, ſo mag man die heftigen verſuchen."

Nach dieſem Rathe, der doch ein ziemliches Gewicht hat, obgleich keine Nervenarzneyen vorgeſchlagen werden, läßt ſich beurtheilen, was die gewöhnlichen Arten des Unſinns von ſchwarzer Galle für eine Cur erfordern werden.

Der glückliche Wahnſinnige, deſſen Horaz im zweyten Briefe ſeines zweyten Buchs gedenkt, ward mit einem Brechmittel, mit Nieswurz, von ſeiner Narrheit befreyet. Willis entſchuldigte

den Gebrauch, welchen Hippokrates von der Nieswurz machte, weil er keine beſſere Arzneyen kannte, und ſchlägt zur Cur gelindere Purganzen und Brechmittel vor. Ettmüller ſetzt den Grund der Cur der Melancholie und des Wahnwitzes in öftere ſtarke Brechmittel und Purganzen. Boerhaave hat nur zwey Regeln der Cur, nähmlich die Materie beweglich zu machen, und ſie dann durch gelinde Purganzen auszuführen. Van Swieten curirte die größten Melancholicos und Wahnwitzigen durch eine große Menge täglich genoſſener Früchte, wovon ein Durchlauf entſtand, welcher die ſchwarze Galle abführte. Er ließ auch die Kranken, wie Poſidonius, Wattig mit Honig trinken, welche eben dieſelbe Wirkung that. Hofmann hat ſie oft mit vielen Gurken und daraus zubereiteten Speiſen curirt. Mead, der Blutlaſſen und oft wiederholte ſtarke Brechmittel und Purganzen räth, nimmt noch die Beförderung des Urins zu Hülfe. Junker, welcher ſonſt nirgends etwas von Brechmitteln zu halten ſcheint, preiſet in der Melancholie Purganzen für die ſchwarze Galle und Stahlarzneyen, im Wahnwitze aber ſtarke Brechmittel und Purganzen. Er hat auch angemerkt, daß ſich die Melancholie durch Brechmittel in den Wahnſinn verwandele. Da er nun dieſen durch ſtarke Brechmittel curiren lehrt, ſo muß auch die Melancholie mit Brechmitteln gehoben werden können. Dieſe Wahrheit iſt allen Aerzten bekannt. Es iſt gewiß, ſagt Willis, und beweiſet es aus Beyſpielen, daß die Brechmittel im Wahnwitze erwünſchte Wirkungen thun, ſogar daß einige Empirici dieſelben ganz allein gebrauchen.

Da man aus dem Vorſtehenden ſieht, daß die Verrückung des Verſtandes mehrentheils im Unterleibe ihren Urſprung habe, und die gründliche Cur derſelben den Gebrauch ſolcher Arzneyen erfordre, welche die Verdauungswerkzeuge von ihrer Bedrückung und Ueberladung befreyen: ſo folgt daraus natürlicher Weiſe, daß diejenigen Arzeneyen, welche unmittelbar in das Gehirn wirken, in ſolchen Fällen höchſtens nur Palliative ſeyn müſſen, welche zwar eine Zeitlang gute Wirkung leiſten können, die aber, da ſie den Grund des Uebels unangefochten laſſen, demſelben Freyheit geben, bald wieder mit verneuerter Gewalt anzuſetzen. Daher bedienen ſich die klügſten Aerzte derſelben bey ihren verrückten Kranken, entweder nur neben bey, oder auch in Fällen, wo die abführenden Mittel ohne alle Wirkung verſucht worden ſind.

„Wenn aber nach allen Verſuchen der ausführenden Mittel dennoch die Wuth und der Wahnwitz fortdauret, ſo, ſagt der Herr Graf van Swieten, haben die Aerzte noch zuletzt ſolche Arzeneyen verſucht, welche vermöge ihrer Subtilität und Wirkſamkeit alle Theile des Körpers durchdringen, und dieſes iſt ihnen oft glücklich gelungen. Eine ziemlich ſtarke Doſis, nämlich von 16 bis 20 Gran, Moſchus, iſt zuweilen in dieſer Krankheit wie in der fallenden Sucht, heilſam geweſen.“

So gut indeſſen die Wirkungen ſind, welche der Moſchus manchmal in den Gemüthskrankheiten ſtiftet, ſo ſchlecht fallen ſie auch zuweilen in eben denſelben aus. Man kann es treffen, daß der Gebrauch dieſer Arzeney bey ſchwermüthigen, verrückten und melancholiſchen Perſonen nicht allein die grauſamſten Krämpfe und Con-

vulſionen, ſondern auch faſt tödtliche Ohnmachten verurſacht. Zudem iſt es ausgemacht, daß die guten Wirkungen des Moſchus nur ſelten ſind, und nicht vor baldigen Rückfällen ſchützen. Die obige Anpreiſung des Herrn van Swieten und die Abhandlung des Herrn Gmelin, welcher den Ambra, zu 16 Gran, als ein ſpecifiſches Mittel, in der Melancholie und andern Arten des Unſinns rühmt, hat Unzern vermocht, verſchiedene Verſuche damit zu machen. Allein, die ſo oft fehlgeſchlagene Hoffnung, und manchmal der traurige Erfolg bewog ihn, die Cur mit Kampher vorzuziehen, wiewohl auch dieſer einen ſehr ungleichen Erfolg gab.

Aetius, Wepfer und Sydenham haben zwiſchen den Brechmitteln und Purganzen das Opium oder ähnliche Arzeneyen gebraucht, um die Wahnwitzigen zu beruhigen; und Wepfer beſonders ſtieg mit den Doſen deſſelben ſehr hoch, und ſahe davon ſchöne Wirkungen. Allein, die ungleichen Erfolge dieſes Mittels haben gemacht, daß andre Aerzte daſſelbe widerrathen. Ettmüller ſagt, „daß im melancholiſchen Unſinne das Opium nichts helfe, ob es gleich in dreyfacher Doſe gegeben wird; daß die Kranken ſchlaflos bleiben, und daß ſie wilder davon werden.“ Sollte man das letztere nicht faſt muthmaßen, da das Opium kluge Leute verrückt machen kann? „Die ſchlafmachenden Mittel, ſagt Mead, dienen in der Verrückung gar ſelten. Man kann ſie indeſſen bey heftigen Leidenſchaften und nach langem Wachen verſuchen; nur muß man nicht lange damit anhalten. Denn, wenn ſie auch Schlaf machen, ſo erwacht doch gemeiniglich der Kranke deſto ſchreckhafter und wilder.“

Auch

Auch die ſpaniſchen Fliegen am Kopfe, welche ſonſt gegen den Unſinn mit Entzündungsfiebern ſehr heilſam ſind, ſind im langwierigen Unſinne von keiner Wirkung; ja, Mead warnt ſogar, „daß ſie durch ihren allzu ſtarken Reitz vielmehr ſchaden, als helfen können.“

Eine Menge andrer Mittel, die auf keinen hinlänglich geprüften Erfahrungen beruhen, können hier übergangen werden, und die angeführten ſind wahrſcheinlich zureichend, um Jedermann zu überzeugen, daß in den meiſten Fällen der langwierige Unſinn nicht mit Arzneyen, welche ins Gehirn wirken, ſondern mit ſolchen beſtritten werden müſſe, welche die Eingeweide des Unterleibes befreyen.

Man wird aber einen Einwurf machen, der wichtig zu ſeyn ſcheint. Es iſt nähmlich bekannt und ausgemacht, daß Leute von ſchnellen und ſehr heftigen Gemüthsbewegungen, oder von lange anhaltenden Meditationen über ernſthafte und betrübte Dinge, melancholiſch und verrückt werden. Da die Urſachen dieſes Unſinns bloß moraliſch ſind, ſo werden ſie unmöglich im Unterleibe liegen können, und ſo kann auch der Arzt nur die Werkſtätte der Ideen zum Gegenſtande ſeiner Cur erwählen.

Um dieſen Einwurf gründlich zu beantworten, muß man die hier gemeinten Patienten in zwey Claſſen theilen. Die erſten werden nach und nach von lange anhaltenden Sorgen und Ueberlegungen wahnwitzig. So werden es viele aus Hochmuth, durch Traurigkeit u. ſ. w. Bey dieſen Leuten wirkt ſchon die Melancholie von ihrer ſchwarzen Galle dieſe heimlichen nagenden Leidenſchaften. Ein Geſunder iſt fröhlicher und leichtſinniger, als daß er ſo feſt an einerley Ge-

genſtande hangen ſollte. Alle Aerzte ſetzen die anhaltenden Meditationen und Leidenſchaften unter die Urſachen der ſchwarzen Galle; und ſie erzeugen dieſelbe auf keine andre Weiſe, als daß ſie zuerſt die Verdauungskräfte verderben. „Wer am Gemüthe leidet, ſagt der Herr D. Allen, der wird mit Magenkrankheiten befallen, wie unter andern die Traurigen und Betrübten beweiſen, welche zuerſt über eine Schwäche des Magens, bald darauf über Mangel des Appetits, Bitterkeit im Munde, Durſt in den Morgenſtunden, ſaure und übelriechende Cruditäten, Blähungen, Spannungen über dem Magen, und andere Fehler der Verdauung klagen." Daß ſtarkes Nachdenken allein den Magen gänzlich verderbe, hat ſchon Unzer in ſeinem Arzte bewieſen. Kann es alſo wohl anders ſeyn, als daß nachdenkende und am Gemüth leidende Perſonen die Materie der Schwermuth in den Eingeweiden ſammlen, die endlich in Unſinn und Melancholie ausbricht?

Die andre Art der Leute, die von moraliſchen Urſachen verrückt werden, ſind die, welche plötzlich von ſehr heftigen unvermutheten Leidenſchaften raſen, ohne vorher traurig, nachdenklich oder ſchwermüthig geweſen zu ſeyn. Sollte bey dieſen nicht bloß das Gehirn leiden? Darauf läßt ſich verſchieden antworten. Es giebt Leute, die bey jedem heftigen Schrecke die fallende Sucht bekommen. Andern widerfährt dieſes nicht. Unzer hat ſolche Leute von ihrem Schleime in den Gedärmen befreyet, und ſie haben hernach jeden Schreck ertragen, ohne die fallende Sucht auszuſtehen. Dieſes beweiſet ſo viel, daß Leute, welche ſchon ohnedem diejenigen Fehler der Verdauung haben, welche Wahnwitz hervorbringen,

gen, durch eine heftige Leidenſchaft den ſchnellen Ausbruch ihres Elendes befördern können. Allein, ſie tragen den Keim der Geiſtesverirrung ſchon bey ſich, und eine heftige Leidenſchaft macht nur, daß er ſchnell treibe, und in die Höhe ſchießt. Wo dieſer Umſtand nicht ſtatt findet, allein, es wird ſelten ſeyn, da kann eine ſehr heftige Leidenſchaft ganz allein das Feuer des Unſinns entzünden. Was wirken doch der Schreck, der Zorn und alle dieſe heftigen Leidenſchaften, die eine Seele augenblicklich zerrütten können? Die Galle ergießt ſich entweder aufs heftigſte, oder ſie tritt auf einmal ins Blut zurück. Ein heftiges Drücken vor dem Magen, grünes Erbrechen, unmäßiger Durchlauf, Brennen im Magen, bittres Aufſtoßen u. ſ. w, alles entdeckt eine ſchäumende und äußerſt erhitzte Galle, welche nur wenige Stunden nöthig hat, um zu verderben, und aufs unbändigſte zu wüthen. Bey welcher Krankheit findet man aber wohl einen raſendern Unſinn, als bey den hitzigen Gallenfiebern? Die Entzündung, welche die verdorbene Galle im Magen und den Gedärmen nur allzu ſchnell anrichtet, die iſt es, wovon geſunde Leute ſo ſchnell raſen, wenn ſie durch heftige Leidenſchaften außer ſich ſelbſt geſetzt worden ſind; und wehe ihnen, wenn ſichs ihr Arzt einfallen läßt, ihr Gehirn zu curiren, ohne zeitig daran zu denken, wie er ſie von dem Gifte der Galle, das ihre Eingeweide nagt, befreyen könne.

So beſtimmt es ſich nun aber auch behaupten läßt, daß die allermehrſten Melancholiſchen und Wahnſinnigen an fehlerhaften Beſchaffenheiten in den Verdauungswerkzeugen leiden: ſo wenig wird man es aber ohne Hülfe eines Arztes wagen dürfen, eine Cur mit ihnen anzufangen,

ſangen, weil hierbey immer ſo viele Umſtände in Betracht kommen, die kein Laie zu beurtheilen im Stande iſt. Aus dieſem Grunde will ich hier auch von den, ſolchen Patienten zu verordnenden Arzeneyen, nichts ſagen, ſondern mich nur auf einige Vorſchriften der Diät und des ſonſtigen Verhaltens einſchränken; zumahl da dieſes gemeiniglich viel mehr zur Heilung der Melancholie beyträgt, als die eigentlichen Arzeneyen ſelbſt.

Da melancholiſche und wahnſinnige Patienten mehrentheils gefräßig ſind, und alles eſſen, was ihnen vorkommt, ſo muß man vorzüglich in Anſehung dieſes Punctes ſie nicht ohne Aufſicht laſſen. Man darf ihnen beſonders keine trockne Speiſen, kein getrocknetes, eingepöckeltes, geräuchertes Fleiſch, zumal hartes und zähes Fleiſch von alten Thieren, keine grobe Fiſche, rohe Mehlſpeiſen, Hülſenfrüchte, herbes unzeitiges Obſt, alten Käſe, auch nichts ſcharfes, keine Gewürze, Zwiebeln ꝛc. geben. Alle dieſe Dinge vermehren die Dickblütigkeit, beſchweren den Magen und reitzen die empfindlichen Nerven, weshalb ſie auch die Krankheit unterhalten und verſchlimmern. Auch das dicke Bier, der Branntwein, die Liqueure, der Kaffee, ſind ihnen nachtheilig. Der Wein kann zwar denjenigen, die ſeiner gewohnt geweſen, zum Getränke erlaubt werden; aber es darf kein ſtarker hitziger Wein ſeyn, und ſie dürfen nur wenig davon, und nicht rein, ſondern mit Waſſer vermiſcht trinken.

Sie müſſen dagegen lauter leichte Speiſen bekommen, vornehmlich Pflanzenwerk, Wurzeln, Gemüſe, Salatkräuter, Endivien, Lattich, Kohl, Spinat, Sauerampfer, die jungen Blätter von Zichorien und Löwenzahn, die ſehr reichlich in Suppen, als Gemüſe und Salate müſſen gegeſ-

ſen werden, — friſches reifes Obſt, ſaftige ſüß-ſäuerliche Früchte, Kirſchen, Erdbeeren, Maulbeeren, Weintrauben, die ſehr oft die Melancholie und die heftigſte Wuth ganz allein geheilt haben, wenn man ſie einige Wochen lang hinter einander in Menge eſſen ließ. Sie wirken am kräftigſten, wenn ſie des Morgens nüchtern, und ſo häufig genoſſen werden, daß ſie einen Durchfall erregen. — Mit Eſſig eingemachte Sachen, Gurken, Kapern, leichtes wohlausgebackenes Brot, mürbes Fleiſch von jungen Thieren, kleine Vögel, Backfiſche, Krebſe ꝛc. und zum ordentlichen Getränke reines Waſſer, ein leichtes Halbbier, Sauerwaſſer, Decocte von Wurzeln ꝛc.

Diejenigen, die niedergeſchlagen, melancholiſch, ſchüchtern ſind, muß man anhalten, daß ſie ſich fleißig bewegen. Man muß ſie auf allerley Art, durch Geſellſchaft, Spiele, Muſik zur Freude und Hoffnung ermuntern und ihre Gedanken zu zerſtreuen ſuchen, man muß ſie reiſen laſſen, an Orte bringen, wo etwas Neues zu ſehen iſt; man darf ihnen nie geradezu widerſprechen, wenn ſie auch Ungereimtheiten vorbringen.

Sollten ſie raſend werden, ſo muß man ſie durch Drohungen, Finſterniß und Strafen im Zaume halten; man muß ſie binden, wenn ſie wüthend ſind. Aber man ſey mitleidig und vergrößere ihr Elend durch Mißhandlungen nicht. Kann man durch eine ſanftere Begegnung mit ihnen zurecht kommen, ſo iſts Barbarey, wenn man ſie mit Härte behandelt. Eben dadurch werden ſie denn noch unheilbarer.

Die übrige Behandlung der Melancholiſchen und Raſenden muß in einigen Stücken etwas verſchieden ſeyn, je nachdem ſie ſich entweder in dieſen oder jenen Umſtänden befinden.

Denjenigen, die geſchwind reden, die einen warmen Kopf, rothe Augen und trockne Lefzen haben, die kühn, jähzornig und wüthend ſind, darf man weder Fleiſch noch Wein, noch ſonſt etwas erhitzendes geben. Man muß ihnen

1. am Fuß zur Ader laſſen. Da muß man aber wohl Acht geben, daß ſie hernach die Binde nicht abreiſſen und ſich verbluten.
2. Man muß ſie täglich viermal, jedesmal ein Paar Eßlöffel voll Weineſſig nehmen, und dabey reichlich Molken trinken laſſen. Es iſt gleichgültig welche. Man kann ſie mit Honig verſüßen. Aber ſie muß in Menge, täglich zu einer bis anderthalb Maaß, und zwar etliche Monate lang getrunken werden.
3. Man giebt ihnen zum öftern Klyſtiere von Molken, Eſſig und Honig.
4. Man badet ſie die Woche ein Paarmal in milchwarmem Waſſer, der Kopf muß ihnen während des Bades, und auch ſonſt zum öftern mit kaltem Waſſer gewaſchen werden.

Jene hingegen, die niedergeſchlagen, furchtſam und ſchwach ſind, die leicht erſchrecken, und gelb, ſchwarzgelb, erdfarben im Geſichte ausſehen, vertragen das Aderlaſſen nicht ſo leicht. Man gebe ihnen

1. einen Trank von Zichorien, Löwenzahn, Quecken und Klettenwurzeln. Man kocht ſie, von jeder eine gute Handvoll, in einer Maß Waſſer und verſüßet die Brühe mit Honig. Davon müſſen ſie viel und lange trinken.

Man kann die Kranken manchmal ein Stück Häring eſſen laſſen, damit ſie Durſt bekommen.

Auch

Auch die Wurzel-Tiſane, von den Wurzeln von Seifenkraut, Quecken, großen Kletten und Löwenzahn, iſt ihnen dienlich, oder ein Decoct von Queckenwurzeln mit Molken, und das Selzerwaſſer. Man kann dieſes im Frühling oder Herbſt, fünf bis ſechs Wochen lang, für ſich oder mit dem vierten Theil Ziegenmilch gemiſcht, trinken laſſen.

2. Man laſſe ſie alle Tage ein oder zwey Theeköpſchen voll von den ausgedrückten Säften von Grasblättern und Wurzeln, Löwenzahn und Zichorien mit Honig verſüßt, nehmen, und

3. gebe ihnen alle Tage ein oder zwey alterirende oder Viſceral-Klyſtiere. (S. Th. 41, S. 67 ff.)

Mit dem allen fahre man eine gute Zeitlang fort. Man laſſe auch den Kranken

4. wenigſtens ein Paarmal die Woche in einem lauwarmen halben Bade ſitzen. Allemal wenn er aus dem Bade kommt, muß ihm der Unterleib mit einem Stück Flanell wohl gerieben werden.

Der Wahnſinn, welcher von Entkräftung, von zu großen Ausleerungen, von der Selbſtbeflekkung ꝛc. herrühret oder nach ſchweren Krankheiten entſteht, kann nicht anders als durch ſtärkende Mittel geheilt werden. Aber dieſe muß ein Arzt verordnen.

Wie ſich diejenigen verhalten müſſen, die wieder geneſen ſind.

Auch dieſe Krankheiten machen Rückfälle, und dann ſind ſie allemal hartnäckiger als ſie vorher waren. Diejenigen, welche geneſen ſind, müſſen

1. alle Urſachen ſorgfältig vermeiden, welche ihnen

ihnen die Krankheit zugezogen hatten. — Jungen Leuten, die ſich ſelbſt beflecken, iſt ſchlechterdings nicht zu helfen, ſo lange ſie nicht davon ablaſſen.

2. Sie müſſen keine, oder nur wenig trockne und grobſaftige Speiſen eſſen und ſich fleißig bewegen, damit ſie deſto beſſer verdauen. Sie müſſen viel trinken; aber keine erhitzende geiſtige austrocknende Getränke; ſondern Waſſer, Waſſer mit Milch, ſaure Milch, Molken.

3. Sie thun wohl, wenn ſie ſich oft in fließendem Waſſer baden und ſich alle Tage den Kopf mit kaltem Waſſer waſchen.

Der Arzt. Eine mediciniſche Wochenſchrift, von D. J. A. Unzer. S. das Regiſter am Ende des letzten Theiles, den Art. Melancholie.
J. Michaelsen Diſſ. de atrabilariis morbis. Frankfurt a. d. O. 1789. 20 S. 4. (Hartenkeils Zeitung. 1796. I. 193.)
Ant. Forster Diſſ. de melancholia. Frankf. a. d. O. 1791. 2 B. 4.
J. H. Cobet Diſſert. de atra bile. Marburg 1792. 73 S. 8. (Baldinger's Journ. IX. 33. 37.)
W. Gh. Stern Diſſ. Meletemata de atra bile Hippocratis. Jena 1794. 73 S. 8. (Baldinger's Journ. IX. 34. 82.
Allerneueſte Mannigfaltigkeiten. II. Jahrg.
Der neue Familienarzt. Leipz. 1786. S 136. 142.
Schlegel's medic. Literatur II. B. 2. St. S. 182.
Pyl's Repertorium. II. S 36.

Religiöſe Melancholie.

Pyl's Beobachtungen. VII. S. 198.
Journal für Prediger XVI. 154. 370.
Mezler's Einfluß der Heilkunde auf die Theologie. S. 422.
Die Melancholie juriſtiſch betrachtet. S. Weſtphals Criminal-Recht, S. 18.
Churfürſtlich Sächſiſches Mandat, wegen der auf wahnwitzige und melancholiſche Perſonen zu führenden Aufſicht, und des Verfahrens bey frevent-

lichem

lichem Selbſtmorde; d. d. Dresden, d. 20ſten Nov. 1779. Steht in Nr. 1 und 2. des Leipzig. Intellig. Blatts vom Jahre 1780, und in Scherf's Beyträgen zum Archiv der medicin. Polizey. I. S. 72.

Quiſtorp's peinliches Recht.

Von der Melancholie, als Temperamentsſtimmung betrachtet, ſ. im Art. Leidenſchaft, Th. 75, S. 62, 124 fl., 225, 461 fl.

Von der verſtellten Melancholie, ſ. im Art. Krankheit, Th. 47, S. 452 flg. — Auch Haller's gerichtliche Arzneywiſſenſchaft, II. B. I. Th. S. 30. — Alberti in Weber's Auszügen der Halliſchen Anzeigen I. S. 187.

Melancholie-Diſtel, ein Nahme des Carduus monſpeſſulanus Linn., von welcher Pflanze indeſſen nichts merkwürdiges bekannt iſt.

Melancholiſch, mit Melancholie behaftet. 1. In der erſten engeren Bedeutung des Hauptwortes. Ein melancholiſcher Menſch. Melancholiſch ſeyn, werden. 2. In der zweyten weitern Bedeutung, für traurig, der Empfindung des Gemüths nach, ſchwermüthig, dieſe Empfindung ſowohl verrathend, als auch veranlaſſend; in der letztern Bedeutung beſonders in der höhern Schreibart.

Melancholiſche Pferde nennt man diejenigen, welche immer traurig, dabey faul, ſchläfrig, furchtſam und ungeſchickt ſind. Wenn man ſie mit Gewalt zum Zorn reizt, werden ſie öfters kollerig. Dem Körperbau nach ſind ſie gemeiniglich großköpfig, mit großen Ohren, kleinen Schweinsaugen, engen Naſenlöchern, ſchmaler und enger Bruſt, mit beklommenem Athem, dabey mager und rauch. Ihre Farbe iſt gemeiniglich mäuſefahl, hirſchfarben oder gelbbraun. Zur

Fortpflanzung zeigen ſie ſehr wenig Trieb; an Freßluſt fehlt es ihnen aber nicht.

Melancholiſches Temperament, ſ. im Art. Leidenſchaft, Th. 75, S. 62.

Melancholiſche Zeichen heißen bey den alten Sterndeutern der Stier, die Jungfrau und der Steinbock.

Melandochium, ſ. Tintenfaß.

Melandrium, der Nahme der Lychnis dioica Linn., ſ. unter Lychnis, Th. 82, S. 100.

Melane, der, ſ. Gänſeaar, Th. 16, S. 108.

Melange, ſ. Mengſel und Miſchmaſch.

Melangula, ein Nahme des Citronenbaums. S. Citrone, Th. 8, S. 149.

Melanit, der, eine Kieſelgattung, welche ſich bey Frascati in Italien im Baſalte eingewachſen findet. Er iſt dunkelſchwarz, kommt in ſechsſeitigen Säulen vor, mit drey Flächen zugeſpitzt, welche auf den abwechſelnden Seitenkanten aufgeſetzt ſind. Zuweilen ſind die Kanten an dieſen Säulen abgeſtumpft. Er iſt äußerlich ſtarkglänzend, inwendig glänzend von Fettglanz. Der Bruch iſt vollkommen und ziemlich kleinmuſchlicht. Er iſt ganz undurchſichtig, hart, aber nicht in hohem Grade, ſehr ſpröde. Das eigenthümliche Gewicht 3,6919. Die Beſtandtheile 43,00 Kieſelerde; 16,00 Thonerde; 10,000 Talkerde; 13,00 Kalkerde; 14,66 Eiſenerde; 2,00 Braunſteinkalk.

Karſten im Göttingiſchen Journal der Naturwiſſenſchaften, herausgegeben von J. F. Gmelin; I. B. II. Heft. Göttin. 1797. 8. S. 138. 139.

Karſten's Mineralogiſche Tabellen, mit Rückſicht auf die neueſten Entdeckungen. Berlin, 1800. Fol. S. 20—21.

Melanium, eine Art des Weiderichs, einer Pflanze, die beym Linné Lythrum Melanium heißt.

Me-

Melanium montanum Dalech. iſt die Viola calcarata Linn. S. den Art. Veilchen.

Melanokoruphos, der alte griechiſche Nahme des Meiſenmönchs. S. oben, S. 45.

Melanomphale, ein Nahme der arabiſchen Vogelmilch, Ornithogalum arabicum Linn.

Melanophleos, ein Nahme des ſchwarzrindigen Eiſenholzes, Sideroxylon Melanophleos Linn.

Melanopiper, ſchwarzer Pfeffer, Piper nigrum Linn.

Melanoſpermum, ein Nahme der gemeinen Nigelle. S. Schwarzkümmel, Th. 55, S. 19.

Melanteria, ein Nahme des Vitriols, weil er zur Verfertigung der Tinte (melan) gebraucht wird.

Melante, ſ. Melanthium.

Melanthio, und Melanthium, ein Nahme der gemeinen Nigelle, Nigella ſativa. S. Th. 55. S. 19.

Melanthium, Melanthium Linn., ſonſt auch Melanthe, der Nahme einer Pflanzengattung, welche nach dem Linnéiſchen Syſteme in die 3te Ordnung der 6ſten Claſſe gehört, und von welcher jetzt 14 Arten bekannt ſind, die aber nicht in Europa wachſen, und ſonſt auch keine bemerkenswerthe Eigenſchaften haben.

Melanurus, oder Melanura, Schwarzſchwanz, ein Nahme, den die Naturforſcher dieſen oder jenen Thieren, die einen ſchwarzen Schwanz haben, beylegen.

Melanzan-Apfel, auch die Melanzane, aus dem Italiäniſchen Melanzana, bey unſern neueren Botaniſten eyförmiger Nachtſchatten, die Frucht des Solanum Melongena Linn. S. den Art. Eyerpflanze, Th. 11, S. 785 flg.

Melarippe, ein Nahme des Sternbildes Pegaſus. Es heißt auch Menalippe.

Melaſicterus, ſ. Gelbſucht, Th. 16, S. 766 fl.

Melasma, ein ſchwarzer Fleck an den Füßen, dergleichen bisweilen ohne äußere Verletzung zu entſtehen pflegt.

Melaſpermum, ſ. Melanoſpermum.

Melaſſe, ſo heißt in Frankreich und deſſen Zuckerinſeln der Syrupp, welcher beym erſten Raffiniren des Zuckers gewonnen wird. Die franzöſiſche Melaſſe geht mehrentheils nach Holland. In Amerika braucht man ſie blos zum Rumbrennen. Wie aus derſelben ein reiner und guter Zucker zu bereiten ſey, ſ. unter Zucker.

Melaſtoma, eine aus ſehr vielen Arten beſtehende Pflanzengattung, die im Deutſchen Schwarzſchlund genannt wird.

Melaune, ſ. Melone.

Melazzo, ſ. Melaſſe.

Melber, eine oberdeutſche Benennung eines Mehlhändlers.

Melchiten, ſo nennt man in der Levante die Syrer, Kopten oder Aegyptier und andere Chriſten der orientaliſchen Kirche, welche den Jakobiten entgegen geſetzt werden, aber nicht unter dem Gebiete des Patriarchen zu Conſtantinopel, ſondern unter dem Pariarchen zu Antiochien ſtehen. Sie halten ihre Meſſe in arabiſcher Sprache.

Melde, die *), der Nahme verſchiedener Pflanzen, die theils zu der Gattung Atriplex, theils zu der Gattung Chenopodium Linn. gehören, wiewohl die Botaniſten Atriplex ausſchließlich Melde, und Chenopodium Gänſefuß nennen. In der Encyklopädie ſind einige Arten der Gattung Atri-

*) Beyde Gattungen von Pflanzen, das Chenopodium ſowohl als Atriplex heißen auch im Dän. Meld, Mäld, im Norw. Melde, und in den gemeinen deutſchen Mundarten Melte, Malten, Milte ꝛc. Das Stammwort ſcheint milde zu ſeyn.

Atriplex, welche eine Anführung verdienen, im Art. Atriplex, Th. 2, S. 632 flg. beſchrieben, die Arten des Chenopodii aber werden im Art. Gänſefuß nach Melde verwieſen; weshalb ich mich hier nur auf die Gattung Chenopodium einzulaſſen habe.

Dieſe gehört nach dem Linnéiſchen Pflanzenſyſteme in die zweyte Ordnung der fünften Claſſe, Pentandria digynia, und hat folgende Kennzeichen. Die Blumendecke iſt fünftheilig, bleibend, ihre Lappen ſind am Ende häutig; ſie enthält ohne weitere Blumenkrone fünf Staubfäden, mit zweyknopfigen Staubbeuteln, einen Fruchtknoten mit zwey bis drey Staubwegen und ſtumpfen Narben, und bringt einzelne Samen, welche in der geſchloſſenen Blumendecke liegen.

* Mit eckigen Blättern (Foliis angulosis.)

1. Dorf-Gänſefuß, gemeiner Gänſefuß, Chenopodium *Bonus Henricus*, foliis triangulari-ſagittatis integerrimis, ſpicis compoſitis aphyllis axillaribus. Linn. Spec. Plant. ed. Willd. Tom. I. P. II. p. 1299. Pollich, Hoffm., Roth, Oeder Flor. Dan. t. 759. Mercurialis Blackw. t. 311. Schkuhr's Handbuch Taf. 56. Kerner's Abbild. Taf. 443. Lapathum unctuoſum. Bauh. pin. 115. Bonus Henricus. Bauh. Hiſt.

Man findet dieſe Pflanze in allen europäiſchen Ländern, an Hecken, Zäunen und Mauern, und an den Wegen, auf altem Schutt, und überhaupt auf ungebautem Boden, wo ſie vom May an faſt den ganzen Sommer über blühet. Sie wird insgemein guter Heinrich, ingleichen ſtolzer Heinrich, wilder Maier, wilde Melde, Feldſpinat, Schmerbel, Allgut, Lämmerohr, engliſches Bengelkraut, und in Schwe-

den Lung - rot oder Miölk - rot genennet. Sie hat eine perennirende, dicke, faſerichte, gelblichte Wurzel; und treibt einen aufrechten, meiſtens einfachen, einen bis zwey Schuh hohen Stengel, mit wechſelsweiſe ſtehenden, pfeilförmigen Blättern, welche nur bisweilen unten an der eckigen Baſis einen ſtumpfen Zahn haben, und übrigens ganz glattrandig, oder nur ein wenig ausgeſchweift oder wellenförmig ſind; dieſe Blätter ſind unten zwey bis drey Zoll lang, nach oben zu aber ſtufenweiſe immer kleiner, und ſtehen auf Stielen, die ſo lang ſind als ſie ſelbſt. Am Ende des Stängels entſpringt eine lange Blumenähre, welche aus kurzen, ungeſtielten, wechſelsweiſe ſitzenden Seitenährchen beſtehet, von denen die oberen ganz nackt ſind, die unterſten aber in den Winkeln der Blätter ſitzen; die kleinen grünlichten ungeſtielten Blumen ſitzen an dieſen Aehren in rundlichten Büſchelchen beyſammen. Der Stengel, die Blume, die Blattſtiele, und die untere Fläche der Blätter ſind bey dieſer Pflanze mit einem weißen, fett oder ſeifenartig anzufühlenden Mehl oder Staube überzogen, welches ſie, nebſt andern Zeichen, leicht von andern ähnlichen zu unterſcheiden macht.

Ihre Wurzel iſt ſcharf und bitter, und wird in Upland den Schafen wider die Schwindſucht gegeben; das Kraut aber, welches ohne Geruch und Geſchmack iſt, kann wie Spinat gekocht und gegeſſen werden. Man rühmt auch in der Arzeneykunſt die friſche Pflanze hauptſächlich äußerlich, als ein kühlendes, erweichendes und heilendes Mittel in Wunden, allerhand Schmerzen und Entzündungen; und einige ſchreiben ihr eine beſondere Kraft zu, die Feuchtigkeiten aus geſchwollenen Füßen herauszuziehen.

2.

2. Stadt-Gänſefuß, Chenopodium *urbicum*, foliis triangularibus ſubdentatis, racemis confertis ſtrictiſſimis cauli approximatis longiſſimis. Linn. l. c. Polich, Hoffm., Roth. Buxbaum Flor. Hol. Tab. 1. Dieſe Art wächſt in den nördlichen und mittlern Ländern von Europa in Städten und Dörfern an den Häuſern und Straßen, und blühet den ganzen Sommer über. Sie iſt nur ein Sommergewächs, und hat einen aufrechten, meiſtens einfachen, zwey bis drey Schuh hohen, glatten, hellgrünen Stengel, mit wechſelsweiſe ſtehenden, dreyeckigen, ausgehöhlten und gezähnten, ſcharfzugeſpitzten, glatten, weichen, hell- oder gelblichtgrünen Blättern, welche ſammt ihren Stielen fünf bis ſechs Zoll lang, und an der Baſis faſt vier Zoll breit ſind. In den Winkeln der Blätter entſpringen aufrechte und ſchnurgerade, lange, nackte, dünne, aus vielen rundlichten Büſchelchen kleiner grünlichter Blumen zuſammengeſetzte Trauben, deren unten mehrere dicht neben einander aus einem Winkel hervorkommen. Die Blätter ſind nicht glänzendgrün.

3. Rother Gänſefuß, Chenopodium *rubrum*, foliis cordato-triangularibus obtuſiusculis dentatis, racemis erectis compoſitis ſubfolioſis caule brevioribus. Linn. l. c. p. 1300. Gaertner de Fruct. et Sem. Plant. I. 360. T. 75. f. 6. Atriplex ſilveſtris latifolia. Bauh. pin. 119. Pes anſerinus Dalech. Dieſe Art, welche in allen Sprachen den Nahmen Gänſefuß führet, wächſt überall in ganz Europa an gebauten und ungebauten Orten; und blühet im Julius und Auguſt. Sie iſt nur ein Sommergewächs; und hat einen aufrechten Stengel, welcher eckig und roth geſtreift iſt, und

zwey Schuh hoch wird und darüber. Die Blätter ſtehen wechſelsweiſe, und ſind geſtielt, ein wenig dick, glatt, hell- und glänzendgrün, und nur hin und wieder ein wenig mehlicht. In den Winkeln der Blätter entſpringen kurze zuſammengeſetzte Blumenähren, deren Seitenährchen je mit einem kleinen Blättlein unterſetzt ſind; die Blumen ſind klein, grün, und werden zuletzt roth. In Schweden nennet man dieſe Pflanze Swinmolla. Sie iſt von einer weichen zarten Subſtanz, und ohne allen Geruch und Geſchmack, und kann daher, wie die beyden vorhergehenden und mehrere Arten dieſer Gattung, als Gemüſe gekocht und von Menſchen gegeſſen werden; den Schweinen aber ſoll ſie, ſowohl als Chenopodium hybridum, ein tödtliches Gift ſeyn, auch frißt ſie anders Vieh nicht leicht.

4. **Mauer-Gänſefuß**, Chenopodium *murale*, foliis ovatis inaequaliter dentatis acutis nitidis, racemis corymboſis nudis, caule ramoſo patulo. Willd. Chenopodium foliis ovatis nitidis dentatis acutis, racemis ramoſis nudis Linn. Atriplex sylveſtris latifolia acutiore folio. Bauh. pin. Atriplex dicta Pes anſerinus. Bauh. hiſt. Dieſe Art iſt auch unter dem Namen Gänſefuß überall bekannt, und hat den Wohnplatz, die Dauer und die Blüthzeit mit der vorhergehenden gemein. Ihr Stängel iſt aufrecht, eckig, glatt, rothgeſtreift, und hin und wieder ein wenig mehlicht; die Blätter ſtehen wechſelsweiſe auf glatten, über einen Zoll langen Stielen, und ſind herzförmig-eyrund, ungleich- und ſpitziggezähnt, ein wenig dick, glatt, hell- und glänzendgrün, und ungefähr zwey Zoll lang, die oberen ſind ſtufenweiſe immer kleiner, und auf der untern Fläche ein wenig mehlicht, und haben

haben auch kürzere Stiele. In den Winkeln der Blätter entſpringen zweytheilige lange Blumentrauben, deren Seitenſtielchen nicht mit Blättlein unterſetzt ſind; die Blumen ſind grün, auſſen ein wenig mehlicht, und ſitzen in ungeſtielten Büſchelchen am Ende und an den Seiten der Blumenſtielchen.

5. **Weißlicher Gänſefuß**, Chenopodium *album*, foliis rhomboideo-triangularibus eroſis poſtice integris; ſummis oblongis, racemis erectis. Linn. Curtis Flor. Lond. Tab. 92. Kerner's Abbild. T. 547. Atriplex ſilveſtris, folio ſinuato candicante. Bauh. pin. Dieſe Art wächſt in allen europäiſchen Ländern auf den Aeckern und in den Gärten, und blühet im Julius und Auguſt. Sie iſt ein Sommergewächs, und vielleicht eine bloße Varietät der folgenden, von welcher ſie ſich bloß dadurch unterſcheidet, daß ihre Stängel und Blätter, inſonderheit wenn ſie erwachſen iſt, weißlich ſind, und daß ihre Blumentrauben aus dichten an einander ſitzenden Seitenährchen beſtehen. Dieſe Art iſt nebſt der folgenden übrigens ein ſehr läſtiges Unkraut, und man muß alle ſich zeigenden Stängel bey Zeiten ausreiſſen, ehe ſie Samen tragen, weil ſonſt das Land im folgenden Jahre ganz mit jungen Pflanzen bedeckt wird.

Die deutſchen Coloniſten an der Wolga pflegen das Kraut, wegen des häufigen Mißwachſes des Getreides wie **Melde** als Gemüſe zu eſſen, und den Samen ſowohl als Grütze als auch gemahlen, mit etwas Mehl vermiſcht, zu Brot zu brauchen.

Pallas nordiſche Beyträge. I. 328.

6. **Grüner Gänſefuß**, Chenopodium *viride*, foliis rhomboideis dentato-ſinuatis,

racemis ramosis subfoliatis. Curtis Flor. Lond. Tab. 103. Kerner, T. 548. Linn. Atriplex ſylveſtris Bauh. hist. Dieſe Art wächſt auch überall in Europa an den Hecken und Wegen, und auf den Aeckern und in den Gärten, als ein häufiges Unkraut; und blühet im Junius Julius und Auguſt. Ihr Stängel iſt einen bis zwey Schuh hoch, aufrecht, eckig, glatt, roth geſtreift, und ein wenig mehlicht, ihre Blätter ſtehen wechſelsweiſe auf anderthalb Zoll langen Stielen, und ſind dreyeckig, ſpitzig gezähnt und ausgehöhlt, ein wenig dick, glatt, hellgrün, unten ein wenig mehlicht, ungefähr zwey Zoll lang und faſt anderthalb Zoll breit, die oberen aber ſind kürzer, lanzenförmig und ungezähnt. In den Winkeln der Blätter entſpringen lange, nackte oder nur hin und wieder mit einem Blättlein unterſetzte Blumentrauben, an deren Seitenſtielchen die grünen und auswendig mehlichten Blümlein in ungeſtielten Büſchelchen am Ende und an den Seiten beyſammen ſitzen. Sie kann ſo wohl als die vorigen Arten, da ſie blos einen krautartigen Geſchmack hat, als Gemüſe gekocht und von Menſchen gegeſſen werden.

7. **Stechapfelblättriger Gänſefuß, unächter Gänſefuß**, Chenopodium *hybridum*, foliis cordatis angulato-acuminatis, racemis ramoſis nudis Linn. Curtis Flor. Lond. T. Kerner T. 549. Chenopodium ſtramonii folio Vaill. Atriplex sylveſtris major, anguloso folio. Barrel. Chenopodio affinis, folio lato laciniato in longiſſimum mucronem procurrente. Raj. Dieſe Art iſt auch ein Sommergewächs, und wird in ganz Europa häufig an ungebauten Orten, und als Unkraut in den Gärten angetroffen, wo ſie im Junius, Julius und Auguſt

guſt blühet. Ihr Stängel iſt aufrecht, einen bis zwey Schuh hoch und darüber, eckig, glatt, hell- oder röthlichgrün; die Blätter ſtehen wechſelsweiſe auf glatten, zwey Zoll langen Stielen, und ſind herzförmig, ſiebeneckig mit einer langen ſchmahlen Spitze, glatt, hell- und glänzendgrün, bey fünf Zoll lang und an der Baſis faſt eben ſo breit. An den Enden des Stengels und der Zweige entſpringen lange, äſtige, riſpenförmige Blumentrauben, an deren Stielchen die Blumen am Ende und an den Seiten in Büſchelchen beyſammen ſitzen, von denen nur die unterſten mit einem pfriemenförmigen Blättlein unterſetzt ſind; die Blumen ſind klein, grün und ungeſtielt, und außen mehlicht. Schon Tragus hat angemerkt, daß dieſe Pflanze den Schweinen, ſie mögen ſie gekocht oder ungekocht freſſen, ein tödtliches Gift ſey; und Pollich bezeuget ebenfalls, daß ſolches die Erfahrung bey ſeinen Landsleuten ſchon öfters beſtätiget habe. Aus dieſer Urſache heißt dieſe Pflanze auch Sautodt. Vielleicht hat es mit mehreren Arten dieſer Gattung die nämliche Bewandtniß.

8. **Eichenblättriger Gänſefuß, traubenartiger Gänſefuß**, Chenopodium *Botrys*, foliis oblongis ſinuatis, racemis nudis multifidis Linn. Blackwell herb. Tom. 314. Botrys ambroſioides vulgaris. Bauh. pin. Botrys Dod. Dieſe Art wächſt in den mittägigen Ländern von Europa, wie auch in der Schweitz, in einigen Gegenden von Deutſchland, und in den Niederlanden wild; liebet einen ſandigen Boden, und blühet im Sommer. Sie wird von den Italienern Botri, **Taubenkraut**, von den Franzoſen Piment oder Botrys commun, und von den Engländern Jeruſalemseiche genannt.

Sie

Sie iſt ein Sommergewächs, und hat einen aufrechten, äſtigen, kaum einen Schuh hohen, rauhen und borſtigen Stängel, deſſen Zweige und Blätter, wie bey den andern Arten dieſer Gattung, wechſelsweiſe ſtehen; die Blätter ſind geſtielt, länglicht, ſtumpf, ziemlich glatt, und durch ſtumpfe Aushöhlungen in wechſelsweiſe, ſtumpfe, eckige Lappen zertheilt. Am Ende des Stengels entſpringt eine lange, nackte oder nur hin und wieder mit einem Blättchen unterſetzte Blumentraube, welche aus doppelten, zweytheiligen, nackten, rauhen oder borſtigen, einſeitigen Seitenträublein zuſammen geſetzt iſt.

Dieſe ganze Pflanze hat ſowohl friſch als getrocknet, einen ſtarken angenehmen gewürzhaften Geruch und Geſchmack; die friſche Pflanze iſt ein wenig klebricht anzufühlen, und erregt, wenn man zu lange daran riecht, Schwindel und Kopfweh, auch iſt der Geruch überhaupt nicht allen Perſonen gleich angenehm. Man rühmt das Kraut als ein auflöſendes, treibendes und krampfſtillendes Mittel in Engbrüſtigkeit, kurzem Athem, zu Beförderung der monathlichen Reinigung, und in Mutterbeſchwerungen. Einige legen auch die getrocknete Pflanze zu den Kleidern, theils um des Geruchs willen, theils um die Motten zu vertreiben, und nennen ſie daher **Mottenkraut**. Der Same iſt auch aromatiſch, und ſoll beſonders wieder die Bauchwürmer dienen.

9. **Wohlriechender Gänſefuß**, Chenopodium *ambroſioides*, foliis lanceolatis dentatis, racemis foliatis ſimplicibus. Linn. Botrys ambroſioides mexicana. Bauh. pin. Botrys odorata ſuaveolens americana mexicanave. Moris. hiſt. II. 605. S. 5. T. 35. f. 8. Re-

Regnault bot. T. 75. Krauſe Gärtnerey, S. 535. Dieſe Art iſt urſprünglich in Mexiko zu Hauſe, wächſt aber jetzt auch in Nordamerika, und in Europa, ſelbſt in Portugal, Provence und in Oeſterreich bey Wien wild. Sie iſt ein Sommergewächs. Ihre Stengel werden ungefähr zwey Schuh hoch; und ihre Blumenähren wachſen im Julius aus den Winkeln der obern Blätter. Sie kommt in dem Geruch und Geſchmack, wie auch andern Eigenſchaften mit der vorhergehenden überein, nur daß ſolche bey ihr noch ſtärker ſind, und wird in Frankreich, wo man ſie unter dem Namen des Thee von Mexiko braucht, insbeſondere für ein gutes Bruſtmittel gehalten.

10. Schlitzblättriger Gänſefuß, Chenopodium *multiſidum*, foliis multifidis, ſegmentis linearibus; floribus axillaribus ſeſſilibus Linn. Dieſe Art wächſt in Buenos Ayros in Weſtindien, wie auch in Penſylvanien und andern Theilen von Nordamerica wild; und wird in Europa in Gewächshäuſern oder in Töpfen gezogen. Sie iſt eine Staude, wird drey bis vier Schuh hoch, und hat Blätter, welche das ganze Jahr hindurch grün bleiben. Sie beſitzt ebenfalls einen aromatiſchen Geruch und Geſchmack, aber ſchwächer, als die beyden vorhergehenden Arten.

11. Wurmtreibender Gänſefuß, Ch. *anthelminticum*, foliis ovato-oblongis dentatis; racemis aphyllis. Linn. Chenopodium Lycopi folio, perenne. Dill. hort. Elth. 77. T. 66. f. 76. Kalm's Reiſe, II. 283. 305. Dieſe Art hat mit der nächſtvorhergehenden gleiches Vaterland. Sie hat nur eine perennirende Wurzel; und ihr Stengel wird vier bis ſechs Schuh hoch. Sie wächſt gern in einem ſandigen Boden; und hat auch einen ziemlich ſtarken aromatiſchen Geruch

ruch und Geſchmack. Ihre Samen werden in America ſehr häufig gebraucht, um bey Kindern die Bauchwürmer abzutreiben, und thun nach Kalms Zeugniß in dieſer Abſicht vortrefliche Wirkung; ſie geben durch die Deſtillation ein weſentliches Oel, das gern gerinnt.

12. Grauer Gänſefuß, Chenopodium *glaucum*, foliis ovato-oblongis repandis, racemis nudis simplicibus glomeratis. Linn. Atriplex anguſtifolia laciniata. Bauh. hiſt. Atriplex silveſtris secunda. Tabern. Dieſe Art wächſt in allen Europäiſchen Ländern an den Häuſern, Miſthaufen, Straßen, und andern ungebauten Orten; und blühet im Julius und Auguſt. Sie iſt nur ein Sommergewächs, und hat einen eckigen, glatten, meiſtens darnieder liegenden, einen bis anderthalb Schuh hohen Stängel, mit wechſelsweiſe ſtehenden, geſtielten, eyrunden, ausgeſchweiften, eckigen und ſtumpfen Blättern, welche ziemlich dick und ſaftig, glatt, meergrün und am Rande röthlich ſind. In den Winkeln der Blätter entſpringen nackte, zweytheilige Blumenriſpen, welche grüne und in runden ungeſtielten Büſchelchen beyſammen ſitzende Blümchen tragen.

** Mit glattrandigen Blättern (Foliis integerrimis).

13. Stinkender Gänſefuß, Chenopodium *Vulvaria*, foliis integerrimis rhombeo-ovatis, floribus conglomeratis axillaribus. Linn. Atriplex foetida. Bauh. pin. Vulvaria. Dalech. Garosmus Dod. Dieſe Art findet ſich ebenfalls in allen Europäiſchen Ländern an den Wegen, Hecken, Mauern, und andern ähnlichen ungebauten Orten, desgleichen als Unkraut in den Gärten; und blühet vom Junius den

ganzen

ganzen Sommer hindurch. Sie wird insgemein Mauzenkraut, Schamkraut oder ſtinkende Melde genannt. Sie iſt ein Sommergewächs, und hat einen meergrünen, rothgeſtreiften, mit einem weißen Mehl beſtreuten Stengel, welcher auf dem Boden liegt und ungefähr eine Spanne oder einen Schuh lang wird, mit wechſelsweiſe ſtehenden Zweigen und Blättern. Die Blätter ſtehen auf acht Linien langen Sielen, und ſind dreyeckig, oder rautenförmig, ſtumpf, ungezähnt, ein wenig dick, glatt, meergrün, und auf der untern Fläche mehlicht. Am Ende des Stängels und der Zweige wachſen blätterichte Riſpen, an welchen die grünlichten auswendig mehlichten Blumen in ungeſtielten Büſchelchen beyſammen ſitzen.

Dieſe ganze Pflanze gibt einen ſehr ſtinkenden Geruch von ſich, faſt wie eingeſalzene Fiſche, welche anfangen zu faulen; wenn man ſie mit den Fingern berührt hat, ſo kann man den Geſtank nicht wieder wegbringen; und wo die Kleider mit ihrem Geruch angeſteckt ſind, laufen die Hunde hinzu und piſſen daran. Einige Aerzte, beſonders in England, empfehlen ſie als ein beſonderes Mittel in der hiſteriſchen Krankheit, und Fuller gab ſie in derſelben häufig in Form einer Latwerge; aber ihr Geſtank macht ſie faſt unerträglich. S. auch unter Atriplex, Th. 2, S. 635. die dritte Gattung (Art) welches eben dieſe Pflanze iſt.

Dieſes Kraut giebt auch eine gute gelbe Farbe, und zieht das Tuch auch nichts von dem unangenehmen Geruch der Brühe an ſich.

Dambourney recueil de procédés et d'experiences ſur les teintures ſolides que nos vegetaux indigénes communiquent aux laines et aux lainages, a Paris. 1786. 8. S. 74.

14. **Vielſamiger Gänſefuß**, Chenopodium *polyſpermum*, foliis integerrimis aphyllis axillaribus. Linn. Curtis Flor. Lond. T. 115. Kerner's Abbild. T. 550. Blitum foliis ovatis. Hort. cliff. Blitum sylveſtre. Camer. Blitum polyspermum. Bauh. pin. Dieſe Art wächſt auch in ganz Europa an gebauten und und ungebauten Orten; ſie blühet im Julius und Auguſt, und trägt im Herbſt viele Saamen. Sie iſt ein Sommergewächs; ihr Stengel iſt meiſtens darniederliegend, wird ungefähr eine Spanne oder einen Schuh lang, und iſt eckig, glatt, hellgrün und röthlich; die Blätter ſtehen wechſelsweiſe auf glatten, einen halben Zoll langen Stielen, und ſind eyrund, ziemlich ſpitzig, ungezähnt, glatt, hellgrün mit einem röthlichen Rande, ungefähr einen Zoll lang und etwas über einen halben Zoll breit. In den Winkeln der Blätter entſpringen nackte, zweytheilige Blumenriſpen, an deren Stielchen die kleinen grünen Blümchen in den Theilungswinkeln einzeln, an den Enden und Seiten aber büſchelweiſe beyſammen ſitzen. Die Staubfäden zeigen bey den Blumen ſowohl dieſer, als der vorhergehenden Art, zu gewiſſen Zeiten einige Reitzbarkeit. Löſel ſagt, die Fiſche laſſen ſich ſehr gerne mit dieſer Pflanze füttern.

15. **Beſenartiger Gänſefuß, brehmenartiger Gänſefuß**, Chenopodium *Scoparia*, foliis planis lineari-lanceolatis margine ciliatis, floribus glomeratis axillaribus. Willd. Chenopodium foliis lineari-lanceolatis planis integerrimis. Linn. Linaria scoparia Bauh. pin. Linaria Belvedere. Bauh. hiſt. Osyris Dod. Dieſe Art iſt urſprünglich in Griechenland, Japan, China und andern Theilen von Oſtindien

zu Hauſe, wird in Europa zur Zierde in den Gärten gezogen, und wächſt jetzt auch in Frankreich, Italien und Oeſterreich wild; ſie wird wegen ihrer ſchönen Geſtalt insgemein Sommercypreſſe, und von den Italiänern Belvedére genannt. Sie iſt ein Sommergewächs, und hat einen aufrechten ſehr äſtigen Stängel, welcher bey vier Schuh hoch und darüber, und mit vielen ſchmahl- lanzettförmigen, am Rande mit Härchen eingefaßten Blättern beſetzt iſt, die eine angenehme grüne Farbe haben; die kleinen grünen Blumen ſitzen ungeſtielt meiſtens zu zwey in Winkeln der oberſten Blätter, und haben einen zwey- oder dreyſpaltigen Griffel.

Dieſe Pflanze pflegt natürlicher Weiſe, und ohne weiteres Zuthun der Kunſt gern dicht und dick zu wachſen, und eine ſo ordentliche Pyramide zu bilden, als wenn ſie mit der Schere zugeſchnitten wäre, und hat außer der Farbe in ihrer Geſtalt mit einem Cypreſſenbäumchen eine ſolche Aehnlichkeit, daß ſie auch gute Kenner in einiger Entfernung dafür anſehen würden; erſt im Herbſt, wenn die Samen anfangen aufzuſchwellen und ſchwer zu werden, ziehen dieſe die Zweige hinunter und bringen ſie in Unordnung. Dieſe Pflanze vertreibt nach Herr Scopoli's Zeugniß die Wanzen, und Kämpfer meldet, ſie ſeye bey den Einwohnern in Japan ein wichtiges Arzeneymittel. Ihr Stängel iſt ſehr glatt und weißlicht.

16. Meerſtrands-Gänſefuß, Chenopodium *maritimum*, foliis ſubulatis carnoſis ſemiteretibus, floribus glomeratis axillaribus. Willd. Chenopodium foliis ſubulatis ſemicylindricis. Linn. Kali minus album, ſemine ſplendente. Bauh. pin. Flor. dan. T. 489.

Dieſe Art wächſt ſowohl in den nördlichen, als ſüdlichen und mittleren Theilen von Europa an den Seeſtranden, und Herr Pallas hat ſie auch an den Salzſeen in der Mitte des Landes der ſüdlichen Theile von Siberien gefunden; bey Montpellier nennt man ſie la Blanchette. Sie iſt ein Sommergewächs, und hat kurze meergrüne Blätter, übrigens aber eine weißlichte Farbe; ihre Blümchen ſitzen ungeſtielt in den Winkeln der obern Blätter. Man braucht dieſe Pflanze in Siberien und Aſtracan zur Pottaſche.

Nach Rutty's Bericht wird das Kraut in Irland gekocht und zu Salat gebraucht, welcher von vortrefflichem Geſchmacke ſeyn ſoll.

17. **Paarblättriger Gänſefuß**, Chenopodium *oppoſitifolium*, foliis ſubulatis oppoſitis, glomerulis folioſis axillaribus. Willd. Chenopodium foliis oppoſitis lanceolato-ſubulatis breviſſimis. Linn. ſuppl. Salſola oppoſitiflora. Pallas. Dieſe Art wächſt auf trocknem Boden in Siberien. Die Stängel ſind rund, holzicht und glatt. Die Zweige gegenüberſtehend, ruthenartig, einfach und röthlich. Die Blätter ſind gegenüberſtehend, umfaſſen den Stängel halb und ſind faſt etwas zuſammengewachſen; ſie ſind ſehr kurz, ſpitz, eylanzettförmig, am Rande rauſchend. Das Anſehen iſt etwas fremdartig, und ſcheint dem Polycnemum nahe zu kommen.

18. **Borſtiger Gänſefuß**, Chenopodium *ariſtatum*, foliis lanceolatis, ſubcarnoſis, integerrimis, corymbis dichtomis ariſtatis axillaribus. Linn. β) Chenopodium virginicum, foliis linearibus obtuſis ſubcanaliculatis, pedunculis axillaribus dichotomis muticis. Linn. Dieſe Art iſt in Virginien und Siberien zu

Hauſe,

Hauſe, und ein Sommergewächs. Ihr Stengel wird ungefähr eine Spanne hoch, und vertheilet ſich in viele abſtehende Zweige; die Blätter ſitzen ungeſtielt an den Theilungswinkeln der größern und kleinern Zweige, und ſind ſchmahl-lanzettförmig und ſtumpf: in den Winkeln der obern Blätter entſpringen je zwey ſehr lange zweytheilige Blumentrauben mit ſtumpfen Theilungswinkeln und ganz dünnen borſtenförmigen Endungen; die Blümchen ſitzen einzeln und ungeſtielt in den Theilungswinkeln der Blumenſtiele. Die Stängel der Pflanze ſind meiſtens ſehr krumm, und haben, ſowohl als die Blätter, entweder eine hellgrüne, oder röthliche, und bisweilen faſt ganz rothe Farbe; im Herbſt aber vertrocknet die Pflanze und wird ſtrohfarbig.

Des Ritters C. v. Linné vollſtändiges Pflanzenſyſtem ꝛc. V. Th. Nürnberg 1779. S. 759 fl.
Suckow's Anfangsgründe der theoretiſchen und angewandten Botanik. II. Th. II. B. 2te Aufl. Leipzig 1797. 8. S. 227 fl.

Melde (Erdbeer-) Blitum Linn. ſ. 2. Meier, 4) Th. 87. S. 610.

— (Garten-) Atriplex hortenſis Linn. ſ. Th. 2, S. 632.

— (gemeine) Atriplex *patula*, caule herbaceo patulo, foliis ſubdeltoideo-lanceolatis, calycibus ſeminum diſco dentatis. Linn.; ein ſehr gemeines Unkraut, das man in Gärten und auf Schutthaufen findet. Der Stängel iſt aus einander geſperrt, krautartig, die Blätter ſind einigermaßen delta-lanzettförmig.

— (Hunds-) Mercurialis annua Linn.; ſ. Bingelkraut, Th. 5. S. 320.

— (Maulbeer-) Blitum Linn.; ſ. 2. Meier, 4) Th. 87. S. 610.

Melde, (Meer⸗) Atriplex marina Linn., eine kleine Pflanze, die in England an den Seeufern wächſt.

— (Miſt⸗) ſ. Bingelkraut, Th. 5, S. 320.

— (Portulak⸗) Atriplex portulacoides Linn., ſ. Th. 2, S. 537.

— (Roſen⸗) Atriplex rosea Linn., mit einem krautartigen Stamme, und delta⸗lanzettförmigen beſtäubten ſägenartig gezähnten Blättern. Die Pflanze iſt hier und da in Dörfern auf etwas dürren Grasplätzen gemein. Sie hat ſonſt nichts roſenartiges an ſich, als daß die breitgedrückten kleinen Samen mit den bleibenden Kelchblättchen gewiſſermaßen roſenförmig ſind.

— (rothe) Atriplex hortenſis rubra. S. Th. 2, S. 633.

— (Scheiß⸗) ſ. Bingelkraut, Th. 5. S. 320.

— (Speck⸗) ſ. eben daſ.

— (Stauden⸗) ſ. Atriplex Halimus Linn. Th. 2, S. 636.

— (ſtinkende) ſ. oben, S. 142 und unter Atriplex, Th. 2, S. 635.

— (türkiſche) ſ. Atriplex hortenſis, Th. 2, S. 633.

— (Ufer⸗) Atriplex littoralis Linn., mit einem krautartigen aufrecht ſtehenden Stamme, und lauter gleichbreiten glattrandigen Blättern. Wächſt an den Europäiſchen Meerufern, iſt aber wenig merkwürdig.

— (Wald⸗) dieſen Nahmen führen verſchiedene Pflanzen, als Chenopodium Vulvaria, viride, hybridum und Atriplex patula Linn. Letztere heißt auch gemeine Melde; die drey erſteren ſind in dem vorſtehenden Artikel beſchrieben. Alle dieſe Pflanzen wachſen aber eigentlich nicht in Wäldern, ſondern der Nahme iſt aus dem lateiniſchen

niſchen sylveſtris, der ihnen von dieſem oder jenem alten Botaniſten beygelegt wurde, durch eine in dieſem Falle unrichtige Ueberſetzung entſtanden, indem sylveſtris hier nur wildwachſend heißen ſoll.

Melde (weiße) ein Nahme des weißen Gänſefußes; ſ. oben S. 137.

— (wilde) ſo heißen Chenopdium Bonus Henricus und rubrum.

— (zahme) ſ. Atriplex hortenſis, Th. 2, S. 632.

— (Zwitter-) ein Nahme der Gattung Chenopodium, da dieſe lauter Zwitterblumen trägt, wogegen die Gattung Atriplex Zwitterblumen und weibliche Blumen auf einem Stamme hat, und nach dem Linnéiſchen Pflanzenſyſteme alſo in eine ganz andere Claſſe, nähmlich in die Polygamia, gehört.

Melden, *) 1. in der weiteſten Bedeutung ſeine Gegenwart andern vermittelſt des Gehörs merklich machen; als ein Reciprocum. Ein Thier meldet ſich, wenn es ſich hören läßt, und man daraus deſſen Gegenwart erkennet. In dieſem Verſtande brauchen es die Jäger, bey welchen ſich der Hirſch meldet, wenn er ſchreyet, dagegen von dem Schreyen des Thieres auch die Zeitwörter ſchallen, ſchmählen, ſchrecken und bellen üblich ſind. 2. In weiterer Bedeutung, jemandes Ankunft oder Gegenwart anſagen, bekannt machen; ferner, Nachricht von etwas ertheilen; erwähnen, Meldung thun und nennen, welche letztere Bedeutung im Hochdeutſchen aber veraltet iſt.

Meldeneiſen, ſo nennet man in einigen Gegenden auch das Gußeiſen.

*) Dieſes Wort lautete von des Kero Zeiten an meldon, im Angelſ. maeldan.

Meldenſauger, der Nahme eines Nachtſchmetterlings, Phalaena Atriplicis Linn.

Meldenſtaude, ſ. Atriplex Halimus, Th. 2, S. 636.

Mele, ſ. Mela.

Meleagris, ſ. Perlhuhn, im Art. Huhn, Th. 26, S. 272. flg.

Meleagris iſt auch der Nahme einer Blume, der Fritillaria Meleagris Linn. S. Kibitzblume, Th. 37, S. 230 flg.

Melef oder Meleph, der Nahme eines Sterns, der auch Krippe genannt wird, S. Th. 53, S. 511 im Art. Krippe.

Melega, ein Nahme der Mohrhirſe, Holcus Sorghum Linn. S. im Art. Gras, Th. 19, S. 742.

Meleguetta, ſ. Paradies-Körner, im Art. Cardamome, Th. 7, S. 654.

Melenomphale, ſ. Melanomphale, oben, S. 131.

Meleoton, ſo nennt Jablonskie in ſeinem allgem. Lexikon die Pfirſche.

Melequées, ein Nahme der Quitten-Miſpel, Mespilus Cotoneaſter Linn. S. unter Miſpel.

Meles, ſ. Dachs, Th. 8, S. 623.

Meleſe, ſ. Meleze.

Melet, der franzöſiſche Nahme eines kleinen, im mittelländiſchen Meere ſich aufhaltenden Fiſches, Atherina Hepſetus Linn.

Meleta, ein Nahme des großen Spinnenfiſches, Callionymus Lyra L.

Meleze, Meleſe, Mesle, franzöſiſche Nahmen des Lärchenbaums. S. Lärche, Th. 65, S. 2. flg.

Melguetta, ſ. Meleguetta.

Melia, der Linnéiſche Gattungsnahme einiger ausländiſchen in mehrerer Hinſicht ſehr nutzbaren

Bäume,

Bäume, welche im Deutſchen den Nahmen Ze-
drach führen.

Melianthus, Honigblume, ſ. Honigbaum, Th.
25, S. 43 flg.

Melica, ſ. Perlgras.

Meliceria, Meliceris, Meliflavium, ſ. Honigge-
ſchwulſt, Th. 25. S. 47.

Melichroos, heißt honigfarben, fuchsroth.

Melichros und Meliedes, die Honigſüße.

Melicocca, ſ. Knüppelblume, Th. 41, S. 796.

Melicope, der Nahme einer Pflanzengattung, wel-
che in den letzteren Jahren auf Neuſeeland ent-
deckt worden, aber wenig merkwürdig iſt.

Melicraton, Melicratum, ſ. Meth.

Melie, ſ. Melia.

Meliedes, ſ. Melichros.

Melier, eine vortreffliche Art weißer Weintrauben,
die in Poitou wächſt. Man trocknet ſie häufig
in Backöfen und verſpeiſet ſie im Winter bey
der Tafel zum Nachtiſche.

Melieur, ſ. Mühlſtein.

Meligeion, ſo heißt bey den Wundärzten der Ei-
ter, wenn er etwa die Conſiſtenz des Honigs hat.

Meliguetta, ſ. Meleguetta, oben, S. 150.

Melilobus, ein Nahme der ſtachlichten Gledit-
ſchie, Gleditschia triacanthos Linn. S. den
Art. Acacia occidentalis, Th. 1., S. 208. n. 2.

Melilote, der ausländiſche Nahme verſchiedener
Arten oder Spielarten des Klees, Trifolium
Melilotus Linn., welche Th. 39, S. 402 —
412. mit ihrem mannigfaltigen Gebrauche be-
ſchrieben ſind. Im gemeinen Leben ſagt man
auch Melote.

Meliloten-Blätter, ſ. im Art. Klee, Th. 39,
S. 406.

Meliloten-Blumen, ſ. daſelbſt, S. 407.

Meliloten=Decoct, ſ. daſelbſt, S. 407.

Meliloten=Gras, Anthoxanthum Linn., ſ. Ruchgras.

Meliloten=Klee, ſ. unter Klee, Th. 39. S. 402. fl.

Meliloten= oder Meloten=Pflaſter, ſ. daſelbſt, S. 408.

Meliloten=Spitzen, ſ. daſ. S. 407.

Melilotus, Trifolium Melilotus Linn., ſ. im Art. Klee, Th. 39. S. 402—412.

Meliner, der franz. Nahme der Wachsblume, Cerinthe Linn.

Meliorat, Meliorati, ſo heißt eine Art Seide, welche aus der Levante kommt.

Melioration, ſ. Verbeſſerung. Das Wort Melioration iſt bisher in der Landwirthſchaft beſonders von ſolchen Verbeſſerungen üblich geweſen, die jemand anbringt, um von ſeinen Aeckern, Wieſen ꝛc. oder von ſeinem Viehſtande größern Nutzen zu ziehen, als vorher. Davon ſehe man im Art. Landgut, Th. 59, S. 729 flg. In ſo fern das Landgut ein Lehen iſt, ſ. Lehensverbeſſerung, Th. 69, S. 732 flg. Da der deutſche Ausdruck Verbeſſerung, ſo wohl allein als auch in Zuſammenſetzungen, das fremde Wort Melioration ganz entbehrlich macht, ſo werde ich dasjenige, was vielleicht zur Ergänzung der Sache noch nachzutragen ſeyn möchte, im Art. Verbeſſerung der Landgüter anführen.

Meliorations=Koſten, ſ. Verbeſſerungs=Koſten.

Meliorations=Pachter, ein Pachter, welcher ein Landgut in Erbpacht nimmt, und von dem Eigenthümer die Freyheit erhält, mit dem Gute jede Verbeſſerung zur Erhöhung des Ertrags vornehmen

nehmen zu können, wofür er aber, nach einer zum Grunde gelegten Progreſſion mit jedem Jahre etwas mehr an Pacht bezahlen muß.

Ob es ſolche Pächter gebe, iſt mir nicht bekannt. Der Herr G. L. Graßmann hat in ſeinem unten anzuführenden Werke dieſe Idee aber ſehr dringend empfohlen, weil die gewöhnlichen Zeitpächte den Pachter nicht nur ſehr binden, etwas zur Verbeſſerung eines Gutes zu thun, ſondern ihm auch die Ausſicht rauben, Nutzen von ſeinen Unternehmungen zum Beſten des Gutes zu haben, worüber alſo immer alles im alten Geleiſe bleibt.

Wenn dieſer Vorſchlag ausgeführt würde, müßte er offenbar zur Vervollkommnung des Landbaues ſehr vieles beytragen. Nur kann ich nicht unbemerkt laſſen, daß mir die von Herrn Graßmann vorgeſchlagene Progreſſion in Anſehung des jährlich um etwas zu erhöhenden Pacht-Quantums viel zu willkührlich und beſtimmt zu ſeyn ſcheint. Er will nähmlich, daß ein Pachter, der zum Beyſpiele 100 Rthlr. Pacht giebt, im nächſten Jahre 101, im zweyten 102, im dritten 103 Rthlr. geben ſolle, um dadurch den Gutsherrn für die unwiderrufliche Abtretung ſeines Eigenthums verhältnißmäßig zu entſchädigen. Wie wenig dieſes ſteigende Verhältniß aber dem bisherigen Gange der Dinge angemeſſen ſey, wird jeder ſehen, der z. B. nur ein Auge auf die Landgüter in Mecklenburg wirft. Daſelbſt giebt es viele Güter, deren Werth, gegen Geld gerechnet, ſeit 20 Jahren nicht nur um das Doppelte, ſondern um das Dreyfache und vielleicht noch höher geſtiegen iſt, und dieſes nicht ſo ſehr, weil die Güter ſeitdem ſo ſehr verbeſſert ſeyn ſollten, ſondern vorzüglich wegen der

höher geſtiegenen Kornpreiſe. Hätte jemand nun vor 20 Jahren ſein Gut an einen Meliorations-Pachter in Erbpacht gethan: ſo erhielte er jetzt nur 20 Procent mehr als vor 20 Jahren, ſein Pachter aber behielte durch Begünſtigung der Zeit einen ganz unverhältnißmäßig großen Gewinn. Durch andere Zeitumſtände hingegen könnte der Erbpachter aber auch wieder ſehr bald zu Grunde gerichtet werden, wenn er nähmlich bey fallenden Kornpreiſen alle Jahre eine höhere Pacht bezahlen ſollte. Die Pacht in Naturalien zu ſetzen, würde, beſonders bey der Entfernung des Gutsherrn oder deſſen Erben, zu viele Schwierigkeit haben.

Ueberhaupt ſcheinen mir alle Erbverpachtungen beſonders für den, der ſein Eigenthum auf immer an einen andern für irgend eine beſtimmte Summe Geldes abtritt, mit einiger Gefahr verbunden zu ſeyn, indem, wenn auch alles nach dem jetzigen Stande der Dinge genau und unpartheyiſch abgewogen wird, man nicht vorher ſehen kann, welche viel vortheilhaftere Art das Land zu benutzen, durch verbeſſerte Einſicht eingeführt, und mit der Zeit durch das allgemeine Bedürfniß nothwendig gemacht werden kann. Es iſt ja leicht möglich, daß man dahin kommt, die Brache mit allerley Futterkräutern ꝛc. zu beſtellen, oder noch nützlichere und ergiebigere Gewächsarten, als bisher gebräuchlich waren, anzubauen: wie ſchmerzhaft müßte es in dieſem Falle nicht für den Eigenthümer ſeyn, dieſes Vortheils nicht genießen zu können, ſondern ſich mit der vielleicht durch die Länge der Zeit ſehr unbedeutend gewordenen Summe Geldes begnügen zu müſſen, die der Erbpachter für den unbeſchränkten Nießbrauch eines Grundſtückes bezahlt; welches

ches beſonders bey vielen Pfarren, deren Ländereyen vor Zeiten in Erbpacht gethan wurden, Statt finden mag. In ſolchen Fällen, wo Ländereyen einen oder den vorzüglichſten Theil des Gehaltes ausmachen, wie bey Pfarren, Schullehrerſtellen ꝛc., ſollte, nach meiner Meinung, nie eine unwiderrufliche Erbverpachtung geſtattet werden, wenigſtens müßte eine von Zeit zu Zeit vielleicht alle 20—25 Jahre feſtgeſetzte obrigkeitliche Reviſion aller Umſtände nach den Verhältniſſen der Zeit dazu zur Bedingung gemacht werden.

Ueber Meliorationen in der Landwirthſchaft und Meliorations-Pächter; von G. L. Graßmann. Warſchau bey Wilke, 1798. 386 S. 8.

Melioriren, ſ. **verbeſſern.**

Meliphyllum, ein alter Nahme der Meliſſe.

Melique, der franzöſiſche Nahme der Grasgattung Melica.

Meliren, heißt **miſchen**, **mengen**, **unter einander bringen**. Dieſer fremde Ausdruck iſt völlig entbehrlich.

Melirt, wenn es von Farben gebraucht wird, heißt **bunt** oder **verſchiedenfarbig**. Ein **melirtes Tuch**, ein **melirter Zeug**, franzöſ. Drap mélangé, Etoffe mélangée, Etoffe mélée, ſolche Tücher und Zeuge, die verſchiedene unter einander gemiſchte Farben haben. Dieſe Tücher oder Zeuge kommen nicht weiß, ſondern ſchon gefärbt, von dem Weberſtuhle, und werden folglich nicht weiter in die Farbe gebracht. Man macht ſie, indem man verſchiedentlich gefärbte Wolle, ehe ſie kardätſcht oder geſponnen wird, unter einander miſcht. Die Wolle iſt nämlich, ehe ſie geſponnen wird, mit verlangten Farben gefärbet. Alsdenn läßt man jede Farbe beſonders

mit

mit der großen **Plackſchrobel** ſchrobeln, nachdem man abgewogen hat, wie viel Wolle von jeder Farbe zu einem Stück erfordert wird. Alsdenn pflücken verſchiedene Perſonen die Wolle von zwey, drey oder mehr Farben büſchelweiſe unter einander, indem eine jede Perſon von ihrer Farbe eine kleine Hand voll abreißt, und ſolche auf einen Haufen wirft, ſo, daß aber ſtets größere Theile von derjenigen Farbe zu dem Haufen hinzugepflückt werden, welche in dem Tuche am vorzüglichſten in die Augen fallen ſoll. Dagegen die anderen Perſonen von ihren Farben weniger hinzuwerfen, welche nur unmerklich oder wenig erſcheinen ſollen. Auf die zuſammengepflückte Wolle ſetzt ſich einer oder mehrere Perſonen; jeder pflückt und ziehet von dem zuſammengeworfenen Haufen wieder unter ſeinem Leibe hervor, wodurch die Wolle noch mehr vermiſcht wird. Hierauf wird ſie noch zweymal geſchrobelt und jederzeit zweymal gewendet. Die Wolle von verſchiedenen Farben wird auch öfters durch das Schrobeln gemiſcht, allein die Miſchung iſt alsdenn nicht ſo gut. Im übrigen wird dieſes Tuch ſo behandelt, wie alle andere Tücher.

Ein **melirter Forſt** heißt ein ſolcher, in welchem mancherley Bäume befindlich ſind, ſo daß man nicht beſtimmen kann, welche Art die mehrſte Anzahl ausmache. **Gemengter** oder **gemiſchter** Forſt würde eben das bedeuten.

Melis, war erſt der Nahme eines feinen Zuckers aus Malta, Saccharum Melitense. Jetzt bedeutet es eine Art raffinirter Brote, die wieder ihre Eintheilungen hat. S. unter **Zucker**.

Meliſche Erde, Fr. Terre de Melos, ein alter Nahme des **Tripels**. **Malteſiſche Erde** iſt nicht damit zu verwechſeln.

Melisma

Melisma, das, ein aus dem Griechiſchen entlehntes muſikaliſches Kunſtwort, ſowohl eine aus mehreren Noten zuſammen geſetzte Figur, als auch eine durch viele Tacte hindurch dauernde Reihe verſchiedener ſolcher Figuren, wozu im Texte nur eine Sylbe vorhanden iſt, zu bezeichnen. Daher der melismatiſche Geſang, diejenige Art zu ſingen, wo eine Sylbe des Textes durch mehrere Noten und Tacte hindurch geführt wird, wie in Arien, Chören, Motetten ꝛc. üblich iſt; zum Unterſchiede von dem ſyllabiſchen Geſange.

In beſonderm Sinne nennt man gewiſſe ſehr einfache und leicht zu faſſende Melodien, die jedermann leicht behält und nachſingen kann, und die ſich zu Gaſſenliedern ſchicken, melismatiſche Geſänge. Man hat dergleichen italieniſche Lieder, beſonders ſolche, die aus Venedig kommen, und von dortigen Gondelier-Ruderern geſungen werden, die ſehr angenehm ſind. Man ſagt, daß auch große Tonſetzer bisweilen in ernſthaften Opern, dem gemeinen Volke zu gefallen, Arien in dieſer melismatiſchen Schreibart ſetzen.

Melisöhl, Miölske, oder Methbier, ein ehemals in Schweden gebräuchliches Getränk, welches aus Meth und Würze, die man mit einander vermiſcht und gähren läßt, entſtehet.

Meliſſa, ſ. Meliſſe. — Mit dem Nahmen Meliſſa wurden ſonſt aber noch verſchiedene andere, nicht zu der Linnéiſchen Gattung Meliſſe gehörige Pflanzen belegt, von denen hier einige folgen.

Meliſſa atrorubens, bugulæ folio. Dill. elth. iſt die leyerblättrige Salbey, Salvia lyrata Linn.

Meliſſa canarienſis, iſt Dracocephalum canarienſe Linn.

Meliſſa foliis linearibus integerrimis. Linn. Hort cliff. iſt des Berg-Pfefferkraut, Satureja montana Linn.

Meliſſa forte canariana triphyllos etc. Pluk. iſt der canariſche Drachenkopf, Dracocephalum canarienſe Linn.

Meliſſa fruticoſa cretica ſempervirens etc. Moriſ. iſt die große Niccoline, Praſium majus Linn.

Meliſſa Fuchſii Cam. iſt die meliſſenblättrige Melittis, Melittis meliſſophyllum Linn.

Meliſſa maxima Arduin. iſt die baſilicum-artige Perille, Perilla ocymoides Linn.

Meliſſa moldavica Cam. iſt der türkiſche Drachenkopf, Dracocephalum Moldavica Linn.

Meliſſa moluccana odorata Bauh. iſt der glatte Trichterkelch, Molucceila laevis Linn.

Meliſſa peregrina, folio oblongo Bauh. iſt auch der türkiſche Drachenkopf, Dracoceph. Moldavica Linn.

Meliſſa turcica, der Apothekernahme des eben genannten Gewächſes.

Meliſſe *), Lat. Meliſſa, iſt der Nahme einer Pflanzengattung, die in die zweyte Ordnung der vierzehnten Claſſe des Linnéiſchen Pflanzenſyſtems gehört und folgende Kennzeichen hat. Die Blumendecke iſt gleichſam vertrocknet, eckig, geſtreiſt, und zweylippig; die obere Lippe dreyzahnig, flach und zurückgeſchlagen, die untere kürzere Lippe zweythei-

*) Dieſer Nahme gehört urſprünglich nur der einen Art dieſer Gattung, welche ſehr lieblich riecht, und aus Italien zu uns gebracht worden iſt, Meliſſa officinalis Linn. Der Nahme gehört vermuthlich zu dem Geſchlechte des Lat. Mel, Griech. μελι Honig, ſowohl den angenehmen Geruch dieſer Pflanze dadurch zu bezeichnen, als auch weil die Bienen ſehr begierig nach den Blumen ſind, daher ſie auch Bienenkraut und Honigblume heißt.

zweytheilig. Die Blumenkrone iſt rachenförmig, die kürzere Oberlippe aufrecht, gewölbt und zweyſpaltig, der mittlere Lappen der dreyſpaltigen Unterlippe herzförmig. Die kleinen Staubbeutel ſind paarweis zuſammengeneigt. Der Staubweg des vierſpaltigen Fruchtknotens hat eine zweyſpaltige Narbe. Die 4 Samen ſind in der Blumendecke enthalten.

Dazu gehören folgende Arten:

1. **Citronen-Meliſſe, gemeine Meliſſe,** Meliſſa *officinalis*, verticillis dimidiatis, bracteis oblongis pedicellatis, foliis ovatis acutis ſerratis. Willd. in Spec. Plant. Linn. T. III. P. I. p. 146. Meliſſa racemis axillaribus verticillatis: pedicellis ſimplicibus. Linn. Roth, Hoffm. und andere. Blackwell herb. T. 27. Schkuhr's Handb. Taf. 165. Kerner's Abbild. Taf. 280. Meliſſa hortenſis. Bauh. pin. Apiaſtrum ſ. Meliſſophyllum. Lob. ic. 227.

Dieſe überall in den Gärten häufig vorkommende Arzneypflanze wächſt auf den Gebirgen in der Schweiz, in Italien, Frankreich, Oeſterreich, und bey Genf wild. Sie wird insgemein **Gartenmeliſſe, Citronenmeliſſe, Mutterkraut**; von den Italienern Cedronella; von den Franzoſen Citronelle oder Poncytrade; von den Engländern Balm oder Baulm oder Baume; und von den Holländern Confilie de Grein oder Citroenkruid genannt. Ihre Wurzel iſt perennirend; ihr Stängel äſtig, und wird zwey bis drey Schuh hoch; die Blätter ſind langgeſtielt, herzförmig-eyrund, ſtumpf, ungleich, grob und ſtumpf ſägenartiggezähnt, auf beyden Flächen haarig und ganz weich anzufühlen, bey dritthalb Zoll lang und an der Baſis faſt zwey Zoll breit; die

Blumen

Blumen ſind weiß, oder bisweilen etwas röthlich.

Das Kraut, welches in den Apotheken Meliſſa citrina heißt, riecht friſch ungemein lieblich und durchdringend als Citronen, nur etwas getrocknet ſchmeckt es gelinde ſcharf und gewürzhaft. Der wäſſerichte Aufguß von ihm ſieht citronengelb aus und ſchmeckt nicht unangenehm. Einige haben es daher auch ſtatt des Chineſiſchen Thees empfohlen, wovon ich unten mehr ſagen werde. Der wäſſerichte Aufguß, zum Extract eingedickt, ſchmeckt aber doch bitterlich und etwas herbe. Mit Weingeiſte übergoſſen erhält man zwar mehrere ſchmeckende, aber wenigere riechende Theile; auch erhält man weniger geiſtiges Extract. Nur ſehr wenig ätheriſches Oehl enthält dies Kraut, das man auch auf keine andere Art, nach der gemeinen Meinung nähmlich, als aus einer großen Menge des Krauts und abermahliger Deſtillation des Waſſers von ihm erhalten kann. Indeß aber ſoll dieſe Pflanze, wenn ſie ſchon aufgeblühet, bey der Deſtillation weit mehr Oehl geben, als wenn ſie früher abgepflückt wird.

Die Araber haben ſie zuerſt wegen ihrer, die Nerven erquickenden, das Gemüth ermunternden, und die unterdrückten Kräfte wieder herſtellenden Eigenſchaften gebraucht. Viele ſpätere Aerzte haben dieſe Lobeserhebungen beſtätiget, und ſie wider den Schwindel, ſchwaches Gedächtniß, Lähmung, Tiefſinn, beſonders den Tiefſinn der Hypochondriſten, in Pulver täglich zu einem Quentchen, ein Monat lang, gebrauchen laſſen*), ſie haben ſie auch wider die wahre Tollheit in einem

*) F. Hoffm. Diſſ. de remed. domeſt. §. 20.

einem Aufguſſe mit Weingeiſte *), wider das Herzklopfen in der Conſerve, und wider andere Krankheiten des Nervenſyſtems angewandt. Boerhaave **) rühmt das gehörig von ihr deſtillirte Waſſer wider die Melancholie, Hypochondrie, Bleichſucht und Herzklopfen, wenn nähmlich die Zufälle mehr durch eine Unordnung in den Lebensgeiſtern, als durch eine angehäufte Krankheitsmaterie entſtehen, ſehr, und glaubt, daß faſt keine Arzney hierin mit ihm verglichen werden könne.

Schon lange kennen die Frauensleute die Abkochung von ihr, als ein das Monatliche treibendes Mittel ***), zu welcher Abſicht ſie auch noch jetzt den Thee von ihr trinken.

Zubereitungen und Zuſammenſetzungen daraus ſind vorzüglich folgende.

Deſtillirtes Meliſſenwaſſer. Seinen Werth habe ich ſchon vorher angeführt.

Das deſtillirte Oehl iſt gelblich und riecht ſtark. Einige rühmen es ſehr wider die Krankheiten des Kopfes, die von einem Fehler in dem Nervenſyſteme und Schwäche der Nerven herrühren †).

Zuſammengeſetztes geiſtiges Meliſſenwaſſer, Eau de Carmes. Dieſer aus verſchiedenen Gewürzen zuſammengeſetzte wirkſame Spiritus wird als eine Erquickung in der Lähmung und Flatulenz zum Quentchen und darüber gegeben; auch äußerlich wird er gebraucht. Den Nahmen Eau de Carmes hat dieſes Waſſer von den ehemahligen Carmelitern in Paris, welche es zuerſt

*) Riuer Prax. med. L. 1. cap. 13. p. 92.
**) Chem. T. 2. p. 67.
***) Sim. Paulli Quadr. bot. p. 436.
†) Fr. Hoffm. Obſ. phyſ. chym. p. 19.

zuerſt machten. Von Cette und Montpellier aus treibt man mit dieſem Waſſer einen ſtarken Handel. Mehr davon ſ. weiter unten.

Antihyſteriſches Meliſſenwaſſer, mit Bibergeil und Myrrhe. Aq. M. antihyſterica. Seine Beſtimmung zeigt ſchon ſein Nahme, und der hinzugeſetzte Bibergeil und die Myrrhe an. Dieſe, die Meliſſe und einige Gewürze, werden mit Wein digerirt.

Ueber den Meliſſenthee iſt in dem Hannov. Magaz. 1770, Col. 1129 flg. unter dem Titel: Von dem ſogenannten Thee de France, ein kleiner Aufſatz befindlich, den ich hier, ſeiner Gemeinnützigkeit wegen, einrücken muß. Es heißt daſelbſt.

Ohnerachtet unſere Landsleute mehr Geſchmack am Kaffee als am Thee haben, und daher jenen dieſem weit vorziehen: ſo wird man es doch kaum glauben, was für beträchtliche Summen Deutſchland allein für Thee verſchwendet; und obgleich bey uns der Bürger nur alsdenn Thee trinkt, wenn er ſich nicht wohl befindet: ſo müſſen doch die Summen ſchon anſehnlich ſeyn, welche dadurch aus unſern Ländern gezogen werden. Es haben ſich daher ſchon viele verdienſtvolle Männer die lobenswürdige Mühe gegeben, dieſen verderblichen Aufwand dadurch mehr einzuſchränken, daß ſie uns Pflanzen zum Thee empfehlen, welche entweder bey uns wild wachſen, oder doch leicht und in genugſamer Menge bey uns gezogen werden können. Noch neulich wurden wir an eine Pflanze erinnert, welche zum Thee ſich ungemein gut ſchickt, nähmlich an die Botrys mexicana oder ambroſioides aus dem Geſchlechte des Chenopodiums. Es iſt dieſe Pflanze ſchon lange unter dem Namen des Thee romanum leſuitarum bekannt, die, ob ſie gleich ein italieniſches Gewächs iſt, dennoch unter unſerm Himmelsſtriche in freyem Lande und mit geringer Wartung ungemein gut fortkommt, auch ſich ſehr ſtark vermehrt. Auch der von dieſer Pflanze zubereitete Thee hat einen angenehmen aromatiſchen und balſamiſchen Geruch, der nur der beſten Sorte des chineſiſchen Thees eigen iſt;

der Geſchmack iſt ganz und gar nicht unangenehm. Ich erinnere mich ſchon vor etlichen Jahren zu Göttingen Thee von dieſer Pflanze, welche in dem dortigen akademiſchen Garten häufig wuchs, getrunken zu haben, welcher meiner Zunge, die alles das, was nach Arzney riecht und ſchmeckt, ſonſt verabſcheut, nicht unangenehm war.

Wir ſind nicht ſo arm an Gewächſen, welche wir zum Thee gebrauchen könnten, ob ich gleich zum täglichen Gebrauch keinen Kräuterthee anrathen will, welchen man leicht müde werden würde zu trinken. Ich weiß gar wohl, daß man zum ordinären Thee keine ſolche Pflanze verlangt, die einen widrigen Geruch und Geſchmack hat, oder welche auch zu viele und zu ſtarke Arzneykräfte beſitzt; man liebt vielmehr einen ſolchen Thee, welcher einen gelinden, herben und zuſammen ziehenden Geſchmack und einen gemäßigten aromatiſchen, balſamiſchen Geruch hat. Hoffmann rühmt den Ehrenpreis, eine zum Thee ſich bereits legitimirte Pflanze, eben ſo ſehr, wie Gohl in den Act. med. Berolinenſ. Vol. II. p. 130. ſein Teucrium verum, Conr. Barthold Behrens die Salbey, und andere die Chamäpytis, Waldmeiſter, Pfirſchenblätter, Schlüſſelblumen, Meliſſe ꝛc. Faſt alle dieſe jetzt genannten Pflanzen empfehlen ſich beſonders durch die oben angeführten Eigenſchaften, die ein zum täglichen Gebrauch beſtimmter Thee haben muß, vorzüglich aber die zuletzt genannte, die Meliſſe. Jedermann kennt dieſe Pflanze und ihren angenehmen Geruch, welcher ſich nicht, auch wenn ſie getrocknet iſt, ſo leicht verliert, ob er gleich etwas geſchwächt wird, und den Aerzten iſt die gelinde blähungtreibende und nervenſtärkende Kraft dieſer Pflanze nicht unbekannt. Ich kenne verſchiedene Perſonen, die ſich derſelben beſtändig zum Thee bedienen, und vortrefflich wohl damit zufrieden ſind. In Frankreich iſt ſie ungemein bekannt, und zwar unter dem Namen von Thee de France, von welcher Zubereitung Herr Agnan Erfinder ſeyn will. Die Gazette ſalutaire giebt uns eine kleine Nachricht von der Zubereitung dieſer Pflanze zum Thee, welche die Kräfte dieſes Getränkes noch mehr erhöhet. Da ich an der guten Aufnahme dieſes weniger koſtbaren Thees, der dem chineſiſchen in vielen Stücken gleich kommt, wo nicht gar übertrifft,

bey einigen zum wenigſten nicht zweifeln darf: ſo will ich kürzlich die Zubereitungsart angeben, ſo wie ſie uns in den angeführten mediciniſchen Blättern bekannt gemacht wird.

Man ſchneidet die Meliſſe im Monat Junius ab, und zwar, nach Vorſchrift des Herrn Agnan, noch vor Aufgang der Sonne, pflückt die Blätter von den Stängeln, und trocknet ſie zwiſchen Papier im Schatten; die Stängel wirft man nicht als unnütz weg, ſondern kocht ſie im Waſſer bis ſie ganz weich ſind. Dieſes Waſſer gießt man durch ein linnenes Tuch, damit die gekochten Stängel zurück bleiben, und fängt es noch einmal an zu kochen, bis die Hälfte ohngefähr eingekocht iſt. Alsdenn benäſſet man die trocknen Meliſſenblätter hiermit, und wenn ſolches geſchehen: ſo trocknet man ſie wieder von neuem im Schatten, doch nicht gar zu ſtark, damit die Blätter nicht zu Pulver zerrieben werden, ſondern geſchmeidig bleiben, um jedes Blatt beſonders, wie der chineſiſche und japaniſche Thee, deſto beſſer zuſammen zu drehen, oder in Rollen, wie den Tabak, zu formen. Dieſe Rollen aber deſto beſſer zu machen, legt man die Blätter auf eine Serviette eins über das andere bis zu einem halben Fuß hoch, rollt die Serviette um die Blätter zuſammen und umwindet die Rolle feſt mit Bindfaden. Die in der Serviette enthaltenen Blätter läßt man alsdenn an einem trocknen Orte gleichfalls im Schatten, als auf dem Ofen oder Kamine recht trocknen. Nach Verlauf von zwey oder drey Monaten kann man die umgewundnen Bindfaden löſen, und die Meliſſenrollen in trocknen Käſtchen oder Schachteln bis zum Gebrauche wohl verwahren.

Herr Agnan iſt, wie leicht zu denken, außerordentlich für dieſen Thee eingenommen, wie man dieſes von einem Erfinder, zumal von einem Franzoſen, nicht anders vermuthen kann, und rühmt ihn vorzüglich, durch vielfältige Erfahrung vergewiſſert, als ein urintreibendes und Wundmittel, welches beſonders im Podagra, Nierenſtein, Kröpfen, Geſchwüren, Vapeurs und einigen andern Frauenzimmerkrankheiten Wunder thun ſoll; imgleichen daß er auch durch ſeine ſtärkende Kraft dem Magen und Gedärmen ungemein wohl bekomme. Wir wollen billiger denken, und nicht einmal die Hälfte der von Herrn

Agnan

Kanan angegebnen Eigenſchaften von dieſem Thee verlangen, welche er uns überreden will, ſondern mit wenigern zufrieden ſeyn, die aber doch eine unpartheyiſche und von allen Vorurtheilen befreyte Erfahrung beſtärkt. Die gelobte urintreibende Kraft hat dieſer Thee ohne Zweifel von dem warmen Waſſer, welches leicht die Canäle unſers Körpers durchwandert und geſchwind wieder abgeſondert wird; die aber, vermöge welcher es Geſchwüre heilen ſoll, iſt noch wohl in Zweifel zu ziehn. Als eine aromatiſche und ſtärkende Pflanze aber betrachtet, hat ſie allerdings eine dem Magen und Gedärmen heilſame Wirkung, welche aber doch noch weit ſtärker ſeyn würde, wenn ſie das warme Waſſer nicht ſo ſehr verminderte. Was wollen wir aber mehr von einem Thee, deſſen wir uns täglich bedienen, verlangen? Große Arzeneykräfte können und müſſen wir von einem ſolchen Getränke nicht erwarten.

In Anſehung der Zubereitung muß ich doch noch einige Erinnerungen machen, welche nicht ganz und gar unnütz ſeyn werden. Es iſt bekannt, daß dieſe Pflanze, wenn ſie abgebrochen iſt, leicht ſchwarz wird, und zwar deſto eher, wenn ſie an einem dumpfigen, unreinen und feuchten Orte, oder auch zu dick über einander liegt. Um aber dieſes zu vermeiden, ſo wäre mein geringer Rath dieſer, daß man ſie je eher je lieber trocknete, und alſo nicht in den Schatten, ſondern an einen ſolchen Ort legte, wohin die Sonnenhitze am ſtärkſten kommen könnte. Es bleiben alsdenn die Blätter weit grüner, zumal wenn man die Blätter nicht klumpenweiſe liegen läßt, damit die Wärme an allen Orten gleich ſtark durchdringen kann. Anſtatt große Rollen zu machen, könnte es ſchon mit dem bloßen Zuſammenrollen der Blätter ſein Bewenden haben, weil jene, wenn ſie ja noch inwendig etwas feucht ſind, und nicht recht genau verwahrt werden, leichter verderben, und einen unangenehmen ſchimlichten Geruch annehmen, und außerdem ſchwarz werden können, welches nicht ſo leicht von einzeln zuſammengerollten Blättern zu befürchten iſt. Wem das Zuſammendrehen der einzelnen Blätter zu weitläuftig ſeyn ſollte, der kann auch der Mühe überhoben ſeyn, weil es kein weſentliches Stück der Zubereitung ſelbſt iſt, und nur die trocknen Blätter mit dem aus den Stängeln zubereiteten

Decoct benetzen, und zum Trocknen an die Sonne legen, welches die Blätter außerdem ſchon zuſammen rollt. Es iſt nicht wahrſcheinlich, daß die auf dieſe Art getrockneten Meliſſenblätter mehr wirkſames verlieren werden, als wenn nach des Erfinders Methode verfahren wird, im Gegentheil wollte ich wohl behaupten, daß das Trocknen an der Sonne dem im Schatten weit vorzuziehn ſey, weil es geſchwinder geſchieht, und alſo die Pflanzen nicht ſo leicht verderben können.

Da dieſer Thee ohne viele Koſten und Mühe anzuſchaffen iſt, auch wahrhafte Vortheile vor dem chineſiſchen Thee, ſo wie wir ihn haben, zum voraus hat: ſo habe ich Urſache zu hoffen, daß er Beyfall finden werde, wenigſtens vermuthe ich keine andere Einwendung dagegen zu hören, als die, daß es keine ausländiſche Waare ſey.

Dieſe nützliche Pflanze vermehrt man bey uns vorzüglich durch Zerreißung der alten Pflanzen. Man pflanzt ſie entweder einzeln an eine ſonſt nicht brauchbare Stelle des Gartens, und ſollte es auch unter dem Tropfenfalle ſeyn, oder man pflanzt ſie in förmliche Reihen, jede einzelne Pflanze anfangs ½ Fuß von einander, woraus denn, ehe einige Monate ablaufen, eine dickbuſchige Reihe wird. Wenn man ſie bisher noch nicht im Garten gehabt hat: ſo mag man ſich, zu welcher Jahrszeit man nur will, einen Buſch davon geben laſſen, und dieſen in ſo viele einzelne, allenfalls auch nur mit einer, oder mit ein paar Wurzeln verſehene kleine Theile zerreißen, als es möglich iſt, nachdem man zuvor, wenn es im Sommer iſt, da der Buſch hohe Zweige hat, dieſe bis auf 1 Zoll über der Erde abgeſchnitten hat. Wenn ſie nur einige Zeit feucht gehalten werden: ſo ſchlagen ſie bald aus, und vermehren ſich ganz ungemein. Man kann übrigens dieſe Meliſſe ſo oft über der Erde abſchneiden, als

man will, oder ſo oft ſie eine Höhe von $1\frac{1}{2}$ Fuß erlanget hat.

Von dem Samentragen dieſer Meliſſe ſagt Lueder in ſeinen Briefen über die Anlegung eines Blumengartens, 2te Aufl. S. 414—415.

Im 2ten Th. meiner Briefe über die Beſtell. eines Küchengartens habe ich S. 313 geſchrieben, der Meliſſenſame werde an ſolchen Stöcken, von denen man im Frühjahre nichts abſchneidet, und die die volle Sonne haben, in Deutſchland in ſehr warmen Sommern reif. Seit dem aber habe ich gefunden, daß die Meliſſe an den Zweigen, welche man nicht abſchneidet, allezeit und unter allen Umſtänden reifen Samen, und zwar ſo reichlich gebe, wie Bohnenkölle oder Saturey, die doch ſehr vielen Samen giebt, nur immer geben kann. Ich traf nähmlich im September des Jahrs 1774 in eines Freundes Garten unter hohen und dick belaubten Obſtbäumen einige Meliſſenpflanzen an, welche ellenhohe Stängel, und dieſe um und um von unten bis oben mit Samenkapſeln beſetzt hatten, und ſo voll Samenkörner waren, daß das Gewicht deſſen, ſo ich, um mein Samenkabinet damit zu vermehren, in einigen Augenblicken abſtreifte, über 2 Loth betrug. Freylich wird dieſe Bemerkung diejenigen, welche die Meliſſe bereits haben, und keine Freunde der Naturwiſſenſchaft ſind, wenig intereſſiren. Denen aber, die dieſes ſind, und vermittelſt des ſo ſehr leicht von ihr zu gewinnenden Samens, entfernten Freunden, welche in Gegenden leben, wo ſie keine zu bekommen wiſſen, dienen wollen, wird ſie deſto intereſſanter ſeyn; zumal ihres Samens in den bisherigen Gartenbüchern, ſelbſt im Miller, auch in den allerneueſten, namentlich im Sammelt, Bechſtedt und Dicks gar nicht gedacht wird, und in Reicharts L. und G. Sch. Th 4. S. 203 behauptet wird, er werde nicht in allen Jahren, ſondern nur in heißen Sommertagen bey uns reif, da ich ihn doch nicht allein dieſes mal mit vielem reifen Samen unter dem Schatten der Bäume angetroffen habe, ſondern er in eben demſelben Garten auch in den vorigen Jahren reif geworden iſt, weil der Beſitzer deſſelben die Zweige nie abſchneidet. Es ſcheinet alſo zur Erhaltung des Samens nur

darauf anzukommen, daß man die Stöcke, welche zum Samen beſtimmet ſind, vom erſten Frühjahre an, unabgeſchnitten fortwachſen läſſet. —

Man ſehe auch noch verſchiedene unten folgende Artikel, wo allerley Benutzungsarten dieſer Meliſſe vorkommen.

2. **Großblüthige Meliſſe,** Meliſſa *grandiſlora*, pedunculis axillaribus tri- quadrifloriſue, bracteis argute ſerratis Willd. a. a. O. Meliſſa pedunculis axillaribus dichotomis longitudine florum. Linn. Calamintha magno flore. Bauh. pin. Dieſe Art wächſt im Großherzogthum Florenz und im ſüdlichen Deutſchlande in bergichten Gegenden. Ihre Wurzel iſt perennirend; und auch in der übrigen Geſtalt kommt ſie mit der folgenden Art überein, ausgenommen, daß ihre Blumen zwey Zoll lang, und alſo von einer außerordentlichen Größe ſind. Sie hat auch in den Eigenſchaften und Kräften einen Vorzug vor der folgenden.

3. **Berg-Meliſſe,** auch **Berg-Münze,** Meliſſa *Calamintha*, pedunculis axillaribus multifloris dichotomis, foliis ovatis obtuſis argute ſerratis, utrinque hirſutis, caule hirto. Willd. a. a. O. Meliſſa pedunculis axillaribus dichotomis longitudine foliorum. Linn. und and. Thymus Calamintha Scopol. Calamintha vulgaris et officinarum germaniae. Bauh. pin. Calamintha montana. Dod. Dieſe Art, welche im Geruch und den Arzeneykräften mit der Krauſemünze übereinkommt, wächſt in Frankreich, England, Spanien, Italien und der Schweiz auf Gebirgen und ſteinigten Hügeln. Ihre Wurzel iſt perennirend; ihr Stängel aufrecht, äſtig, und wird drey Schuh hoch und drüber; ihre Blätter ſind geſtielt, groß, eyrund, ſcharf zugeſpitzt, und haben ſpitzige ſä-

gen-

genartige Zähne am Rande; die Blumen ſind zahlreich, purpurroth, und von mittelmäßiger Größe.

Die Apotheker handeln unrecht, wenn ſie ſtatt ihrer die gemeine Wirbelborſte, Clinopodium vulgare L. nehmen, die faſt gar nicht gewürzhaft iſt. In England gebraucht man ſtatt ihrer das Kraut der poleyartigen Meliſſe, welche ſehr wirkſam iſt, und in Anſehung ihrer Kräfte dem Poley nahe kommt; ja ſie iſt ſo ſcharf, daß ſie Blaſen zieht, wenn ſie auf die Haut gelegt wird *).

Die Berg-Meliſſe, die außerhalb England mehr gebraucht wird, iſt zwar nicht ſo ſcharf, riecht aber doch ſehr ſtark, wenn das Kraut von ihr zerrieben wird, faſt wie Münze, und ſchmeckt heiß. Sie iſt alſo wirklich wirkſam, allein weil man andere Pflanzen von ähnlichen Kräften hat, ſo hat man allmählig aufgehört ſie zu gebrauchen.

4. Poleyartige Meliſſe, Meliſſa *Nepeta*, pedunculis axillaribus multifloris dichotomo-corymboſis, foliis ovatis obtuſis ſubſerratis glabriuſculis, caule ſubhirſuto. Willd. a. a. O. Meliſſa pedunculis axillaribus dichotomis folio longioribus, caule adſcendente hirſuto. Linn. Calamintha pulegii odore ſ. Nepeta. Bauh. pin. β. Calamintha montana praealta, Pulegii odore Bocc. Dieſe hat auch eine perennirende Wurzel; und wächſt in der Schweiz, in England, Italien und Frankreich auf grobſandigen Dämmen und Gebirgen. Ihre Stängel ſind ziemlich hart, mit der Baſis darnieder liegend, übrigens aber aufrecht, und zuweilen

*) Haller ſtirp. helv. n. 240.

weilen ſehr, oder ziemlich äſtig; die Blätter ſind etwas herzförmig, auf der obern Fläche glatt, auf der untern aber, wie die Stängel zottig; die Deckblättchen ſind pfriemenförmig; die Blumen ſind bläulicht, und haben am Saumen einen blau- und weißbunten Rand. Ihr Geruch iſt viel ſtärker, als der der nächſt vorhergehenden, deren Stelle ſie bisweilen in den Apotheken vertritt, und kommt mit dem Poley überein, daher man ſie auch wilden Poley nennet.

5. Pyrenäiſche Meliſſe, pyrenäiſcher Scharlach, Meliſſa *pyrenaica*, caule nudo, floribus verticillatis foliis oblongis obtuſe dentatis. Willd. a. a. O. Jacq. Hort. vind. II. p. 86. t. 183. Horminum pyrenaicum. Linn. Dieſe Pflanze wächſt auf den höchſten Gebirgen in der Schweiz und in Tyrol, und auf den Pyrenäen. Sie hat eine perennirende Wurzel und einen kurzen, ungefähr einen Schuh hohen, beynahe nackten, und nur mit einigen eyrund lanzettförmigen Deckblättchen beſetzen Stängel. Unmittelbar aus der Wurzel kommen langgeſtielte, rundlichte oder ovale, ſägenartiggezähnte Blätter. Die Blumenwirtel beſtehen nur aus wenigen ungeſtielten Blumen; der Blumenkelch hat zehen Streifen, von denen fünf wechſelsweiſe dicker ſind, eine dreyzähnige breitere Oberlippe, und eine ſchmälere entzweygeſpaltene Unterlippe, deren Abſchnitte kreuzweiſe über einander liegen; die Blumenkrone iſt ſehr groß, rothblau oder violet; und hat einen weiten Schlund, eine entzweygeſpaltene Oberlippe, und eine in drey rundliche Abſchnitte getheilte Unterlippe, der Griffel raget über die Blumenkrone hervor. Die meiſten Blumen hängen unter ſich. Die Blätter ſind runzlicht und glatt.

6. **Candiſche Meliſſe**, Meliſſa *cretica*, racemis terminalibus, pedunculis ſolitariis breviſſimis. Linn. Calamintha incana. Bauh. pin. Calamintha pulegii odore minor. Barr. plant. rar. ic. 1166. Dieſe iſt in Spanien und Languedoc zu Hauſe, wie auch in Italien, wo ſie von den Einwohnern Mentuccio minore oder Nepetella genannt wird. Sie hat mit der nächſt vorhergehenden viele Aehnlichkeit; aber ihre Stängel ſind niedrig, nur einer Handbreit hoch, gerade, und ſchwarzroth; die Blätter ſind eyrund und haben nur wenige und ſtumpfe ſägenartige Zähne. Die ſehr zahlreichen Blumenwirtel beſtehen aus nackten, einblumigen Stielchen, haben lanzenförmige Deckblättchen zwiſchen ſich, und bilden Trauben am Ende der Zweige; die Blumenkelche ſind braun, die Blumenkronen aber weiß und etwas röthlich. Sie riecht wie die poleyartige Meliſſe. In China und Cochinchina wird ſie wegen ihrer Arzeneykräfte gebaut; auch pflegt man die Blätter unter den Salaten zu eſſen.

Loureiro Flor. cochinch. 447.

7. **Strauchartige Meliſſe**, Meliſſa *fruticosa*, ramis attenuatis virgatis, foliis ſubtus tomentoſis, caule fruticoſo Linn. Calamintha hispanica frutescens, mori folio. Tournef. Calamintha montana incana minor. Moriſ. Dieſe iſt in Spanien zu Hauſe; und eine ungefähr einen Schuh hohe, meiſtens nur ein Paar Jahre daurende Staude, mit kleinen, grauen, etwas harigen, eyrunden ſpitzigen Blättern. Ihre Blumen ſind klein und weiß; und bilden aus Wirteln beſtehende Aehren am Ende der Zweige. Sie hat einen ſtarken Geruch, faſt wie Katzenmünze.

Des

Des Ritters Carl von Linné vollſtändiges Pflanzenſyſtem nach der 13ten lat. Ausgabe und nach Anleitung des holländiſchen Houttuyniſchen Werks überſetzt ꝛc. VII. Th. Nürnberg 1781. 8. S. 537. flg.

Meliſſe (Berg-) ſ. oben, S. 168. So wird übrigens auch die meliſſenblättrige Melittis genannt.

— (candiſche) ſ. oben, S. 171.

— (Citronen-) ſ. oben, S. 159.

— (Garten-) ſ. oben, S. 159.

— (gemeine) ſ. oben, S. 159.

— (großblüthige) ſ. oben, S. 168.

— (moluckiſche) ein Nahme des glatten Trichterkelchs. Moluccella lævis Linn.

— (poleyartige) ſ. oben, S. 169.

— (pyrenäiſche) ſ. oben, S. 170.

— (ſtrauchartige) ſ. oben, S. 171.

— (ſyriſche) ein Nahme des glatten Trichterkelchs, Moluccella lævis Linn.

— (türkiſche) ein Nahme des türkiſchen Drachenkopfes, Dracocephalum Moldavica. Linn.

— (Wald-) ein Nahme der meliſſenblättrigen Melittis. S. weiter unten.

Meliſſen-Aquavit. Man nehme getrocknetes Meliſſenkraut, 3 Loth; römiſche Chamillen, 2 Loth; Lorberblätter, Pomeranzenſchalen, Krauſemünze, Kümmel, von jedem 1 Loth; Wachholderberen, Thymian, Salbey, von jedem 1 Quent. zerkleinere alles, thue es in eine Flaſche, gieße 8 Maß abgezogenen Branntwein darüber, laſſe es 14 Tage ſtehen, ziehe den Geiſt ab, und verſüße ihn mit aus 1 Pfund Syrupp und 2 Maß Waſſer bereitetem Syruppwaſſer.

Breslauer Meliſſen-Aquavit. Man nehme getrocknetes Meliſſenkraut 6 Loth; Krau-

ſemünze

ſemünze, Calmus, von jedem 4 Loth; Citronenſchalen, 3 Loth; Raute, Anis, Enzian, Cardamomen, Fenchel, von jedem 2 Loth; Yſop, Coriander, Pimpinelle, Majoran, Angelikwurzel, Weinſteinſalz, von jedem 1 Loth; Zimmtblüthe, Sebeſten, von jedem ½ Loth; mache alles dieſes gehörig klein, thue es in eine Flaſche, gieße 6 Maß abgezogenen Branntwein darüber, laſſe es einige Tage bey gelinder Wärme digeriren, ziehe es ab, und nehme dann zum Verſüßen des erhaltenen Geiſtes 1½ Pfund Zucker, oder Syrup, der in 2 Maß Waſſer gehörig geläutert worden iſt.

Das Ganze der Branntweinbrennerey ꝛc. von P. F. Breitenbach. Durchgeſehen und mit Anmerkungen untermiſcht vom Herrn Prof. Gotthard. II. Th. Leipzig, 1800. S. 130 — 132.

Meliſſenaufguß, ſ. oben, S. 160.

Meliſſenblatt, 1. das Blatt oder die Blätter der Citronen-Meliſſe. Von deren verſchiedener Anwendbarkeit ſehe man die vorſtehenden und nachfolgenden Artikel, auch unter Kräuterbier, Th. 48, S. 41. 43. — 2. ein Nahme der meliſſenblattrigen Melittis.

Meliſſenbranntwein. Man nehme getrocknetes Meliſſenkraut, 8 Loth; Krauſemünze 2 L., weißen Zimmt, 2 L.; Kochſalz, 2 L.; Wermuth, 1 L.; Schafgarbe, 1 L.; weißen Ingwer, 1 L.; Lorberblätter, ½ L.; mache alles recht klein, thue es in eine Flaſche, laſſe es 8 Tage lang in gelinder Wärme ausziehen, verſüße es mit Syrupwaſſer, welches aus 3 Pfund Syrup und 4 Maß Waſſer iſt bereitet worden, und filtrire es nach einigen Tagen.

Breitenbach a. a. O. S. 83.

Meliſſen-Conſerve. Man nimmt friſche Meliſſenblätter, 1 Theil. Dieſe werden klein geſchnitten,

ten. Hierauf in einem marmornen Mörſer mit einer hölzernen Keule zu einem Breye zerſtoßen. Während des Stoßens werden allmählig 2 Theile zerſtoßener Zucker darunter gemiſcht, damit durch die genaue Vermiſchung der Blätter mit dem Zucker eine Conſerve daraus werde, die man in einem porzellanenen, gläſernen oder irdenen glaſirten Gefäße aufbewahrt.

Meliſſen-Drachenkopf, ein Nahme des **türkiſchen Drachenkopfes**, Dracocephalum Moldavica Linn.

Meliſſen-Eſſenz, ungariſche. Man nehme friſche Meliſſenblätter, 2 Pfund; friſche Citronenſchalen, 4 Loth; Muskatennuß, 3 L.; Coriander, 2 L.; Gewürznelken, 1½ L.; Angelikwurzel, 1 L.; zerkleinere alles gehörig, gieße 6 Maß guten abgezogenen Spiritus Vini, und 2 Maß einfaches Meliſſenwaſſer darüber, laſſe es 3 Tage lang digeriren, deſtillire es im Waſſerbade, und verſüße es mit 1 Pfund ordinären Hutzucker, der in 1 Maß Meliſſenwaſſer geſotten worden iſt, und gieße folgende in Weingeiſt aufgelöſten Oele hinzu, nehmlich: Anisöl, Vanilleöl, ſüßes Mandelöl, Venusöl, Nelkenöl, von jedem 6 Tropfen; Roſenöl, Neroliöl, Kaffeeöl, von jedem 4 Tropfen; Bergamottenöl, Zimmtöl, Muskatenblüthenöl, Rhodiſerholzöl von jedem 2 Tropfen.
Breitenbach, a. a. O. S. 504 — 505.

Meliſſen-Extract, ſ. oben, S. 160.

Meliſſengeiſt, oder **zuſammengeſetztes Meliſſenwaſſer, Carmelitergeiſt**, Aqua Meliſſæ compoſitum, ſeu ſpiritus Carmelitarum, deſſen oben, S. 161. erwähnt iſt, hat mit der eben beſchriebenen Meliſſen-Eſſenz viele Aehnlichkeit, nur iſt er einfacher. Er wird auf folgende Art verfertiget. Man nimmt Meliſſenkraut, 1½ Pfd.

friſche

friſche Citronenſchalen, 4 Unzen; Coriandersamen, 8 Unzen; Muskatennuß, Gewürznelken, Zimmet, von jedem 2 Unzen; Angelica-Wurzel, 1 Unze; rectificirten Weingeiſt, 8 Pf.; einfaches Meliſſenwaſſer, 2 Pf. Dieſes läßt man 24 Stunden hindurch beitzen und zieht durch die Deſtillation aus dem heißen Waſſerbade 7 Pf. davon ab.

S. auch Crell's chem. Archiv, I. 151.
Demachy, der Laborant im Großen, I. 222.
Prager Gewerbszeitung, 1787. S. 378.

Da dieſes Carmeliter-Waſſer an vielen Orten nachgemacht und verfälſcht worden iſt, ſo iſt unter andern in Böhmen unterm 25. Octob. 1787 über das Brennen dieſes Waſſers nachſtehendes verordnet worden.

Das Zutrauen, welches man dem gehörig zubereiteten Meliſſen- oder ſogenannten Karmelitengeiſt bisher nicht ohne Grund ſchenkte, macht die Vorſorge nöthig, daß dieſem Geiſte nicht ein unächter untergeſchoben, und anſtatt des ächten verkaufet werde.

Dieſe Unterſchiebung iſt thunlich, und ſelbſt der bedachtſame Käufer kann getäuſcht werden, ſobald nicht nur das Fläſchchen, in welches der unächte Geiſt gefüllt, ſondern auch das Siegel, womit das Fläſchchen zugeſiegelt wird, jene Geſtalt erhält, in welcher die unbeſchuhten Karmeliter den von ihnen zubereiteten Meliſſengeiſt verkauften, und welche auch gegenwärtig bei dem Verkaufe desjenigen Meliſſengeiſtes, den ein Exlaibruder des Ordens der unbeſchuheten Karmeliten zum Beſten des Armeninſtituts verfertiget, und in dem ehmaligen kleinſeitner Karmelitenkloſter, wie ehedem verkauft, beibehalten wird. Zu Verhütung dieſes Unterſchleifes wird daher allen, ſelbſt die privilegirten Geiſt- oder Waſſerbrenner (Deſtillirer) nicht ausgenommen, verboten, die Fläſchchen, von was immer für Art, in welche ſie den von ihnen zubereiteten Meliſſengeiſt füllen, mit dem Karmelitenſiegel zu ſiegeln. Derjenige, welcher demungeachtet ſich künftig dieſes Siegels bedienen wird, hat ſeine Strafe zu erwarten,

welche

welche um ſo unnachſichtlicher erfolgen wird, als ein Uebertreter des erwähnten Verbots zugleich zum Nachtheile des, alle Unterſtützung verdienenden, Armeninſtituts handelt. Uebrigens wird ferner nicht geſtattet, daß jemand den Meliſſengeiſt durch gedruckte Zettel, es ſey denn, daß ſolche die Begnehmigung der Behörde vorläufig erhalten hätten, zum arzneylichen Gebrauche empfehle. Gubernialverordnung in Böhmen. Prag, vom 25. Oktober 1787.

Meliſſenkuchen, wird auf folgende Art gemacht. Kann man die Meliſſe grün haben, ſo hackt man ſie ſehr klein; iſt es aber im Winter, ſo wird die trockne Meliſſe zu Pulver geſtoſſen, in einen lockern Teig von Eyern und Zucker gemiſcht, und alsdann ein Kuchen davon gebacken.

Meliſſenöhl, ſ. oben, S. 160 ff. Um daſſelbe zu gewinnen, nimmt man 25 Pfund Meliſſenblätter und 4 Pf. Kochſalz. Die Meliſſenblätter ſchneidet und ſtößt man klein, vermiſcht ſie mit dem Kochſalze, gießet 27 Maß helles reines Flußwaſſer darüber, deſtilliret den dritten Theil herüber, und ſcheidet ſodann nach den Regeln der Kunſt das Oehl vom Waſſer.

Crell's neueſte Entdeckungen, II. Th. S. 49.

Meliſſenthee, ſ. oben, S. 162.

Meliſſenwaſſer, ſ. oben, S. 161. und **Meliſſengeiſt**, oben, S. 174.

Meliſſophyllum, Melittis Meliſſophyllum Linn., ſ. **Melittis**.

Meliſſophyllum turcicum, ein Nahme des **türkiſchen Drachenkopfes**, Dracocephalum Moldavica Linn.

Meliſſophyllum verum, ſo heißt zuweilen die **Citronen-Meliſſe**.

Melis-Zucker, ſ. **Melis**, oben, S. 156 und unter **Zucker**.

Melitema, iſt ein Honigküchlein, aus Honig und Arzeneymitteln zuſammen geſetzt, wie man es beſonders um der Kinder willen zu machen pflegt, um dieſen übelſchmeckende Arzeneymittel beyzubringen.

Melitenſis fungus, ſ. Malteſer Schwamm, Th. 83, S. 162.

Melites, heißt der Jaspis, wenn er wachs- oder honigfarben iſt, von μέλι, mel, Honig. Auch wird das verſteinte Holz vom Eſchenbaum Melites genannt.

Melitis, Melittaena, Melittaeum, Nahmen der Citronen-Meliſſe, ſ. oben S. 159.

Melitochorton, Fucus Helminthochorton Linn. ſ. Wurmtang, unter Tang.

Melittis, Melittis Linn., eine Pflanzengattung, die in die zweyte Ordnung der vierzehnten Claſſe des Linnéiſchen Syſtems gehört und folgende Kennzeichen hat. Der Kelch iſt weiter als die Röhre der Blumenkrone. Die obere Lippe iſt flach; die untere gekerbt. Die Staubbeutel bilden ein Kreutz. Es ſind bisjetzt zwey Arten bekannt, wovon ich hier eine anführen muß, nähmlich meliſſenblättrige Melittis, auch das Meliſſenblatt genannt. Melittis *Meliſſophyllum*, foliis oppoſitis ovatis aequaliter dentatis, calyce glabro. Willd. in Spec. Plant. Linn. Tom. III. P. I. p. 157. Melittis Linn. u. and. Melyſſophyllum. Hall. helv. n. 244. Meliſſa Fuchſii. Cam. Lamium montanum, meliſſae folio. Bauh. pin. Dieſe Pflanze iſt in der Schweiß, in Deutſchland, England, Oeſterreich und Languedoc zu Hauſe; und wächſt in Alpengegenden in Wäldern, und blühet im May. Ihre Wurzel iſt perennirend; ihr Stängel iſt aufrecht und ungefähr zwey

Schuh hoch, meiſtens einfach, ſelten ein wenig äſtig; die Blätter ſind geſtielt, herzförmig oder oval, ſcharf zugeſpitzt, gezähnt, ſchwärzlicht, zottig, groß, bald breiter, bald ſchmahler. Die Blumen ſind geſtielt, und wachſen in einſeitigen, höchſtens ſechsblumigen Wirteln; ihr Blumenkelch iſt aufrecht, glockenförmig, und an der Mündung in drey Abſchnitte getheilt, von denen der oberſte höher, etwas ausgeſchnitten, und meiſtens zu beiden Seiten mit einem kleinen Zahn verſehen iſt, die unteren aber kürzer und in zwey ſpitzige, aus einander ſtehende Läppchen getheilt ſind; die Blumenkrone iſt einen Zoll lang und entweder fleiſchfarbig mit purpurrothen Flecken oder ganz weiß mit röthlicher Unterlippe, ihre Röhre iſt ſo dick als eine Schreibfeder, aber doch viel enger als der Kelch, die Oberlippe iſt rundlicht, ſtumpf, ziemlich flach und gerade, die Unterlippe iſt in drey rundlichte Abſchnitte getheilt, von denen der mittlere größer als die andern, flach und unzertheilt iſt; der Griffel iſt kürzer als die Staubfäden.

Der Geruch dieſer Pflanze kommt einigermaßen mit dem Geruch der rothen Taubneſſel überein, iſt aber angenehmer; ſie wird in der Arzeneykunſt wider Verſtopfungen des Harns und in langwierigen Bruſtkrankheiten empfohlen. Linné's vollſtändiges Pflanzenſyſtem, VII. Th. S. 553. ff.

Melittrophyllum, ein Nahme der **Citronen-Meliſſe**, ſ. oben, S. 159.

Meli-Werk, Fr. mine d'acier du canton Chur, iſt, nach Jacobsſon's technol. Wörterbuche, eine Art Eiſenerz im Canton Chur, das mit noch zwey andern Arten, welche Schwarzerz und Rotherz heißen, verſetzt wird. Wenn dieſe Beſchickung

ſchickung oder Vermiſchung recht getroffen worden, ſo gibt ſie im Schmelzen Stahl, ſonſt aber nur Eiſen.

Melk, ein Adject. und Adverb., welches nur in der Landwirthſchaft üblich iſt, wirklich Milch gebend. Melke (nicht melkende) Kühe, Schafe, Ziegen, welche gemolken werden können, Melkkühe, Melkſchafe. Melk werden, anfangen Milch zu geben. Friſchmelke Kühe, welche erſt vor kurzem melk geworden, zum Unterſchiede von den altmelken. Engl. milch.

Melkeimer, ſ. Melkfaß.

Melken, ein Zeitwort, welches auf doppelte Art üblich iſt.

1. Mit regulärer Abwandelung, ſtreicheln, und in engerem Verſtande, ziehend ſtreicheln oder betaſten; in welchem Verſtande es nur in den niedrigen Sprecharten üblich iſt, wo man z. B. jemanden, der gern die Hunde und Katzen ſtreichelt, im verächtlichen Verſtande einen Hundemelker und Katzenmelker zu nennen pflegt.

2. Mit irregulärer Abwandelung. Imperf. ich molk, Mittelwort gemolken, Imperat. melke. In engerer und gewöhnlicherer Bedeutung, die Milch durch ein mit Ziehen verbundenes Streicheln aus den Zitzen drücken. Die Kühe, Schafe, Ziegen melken. Die Kühe werden im Sommer dreymahl gemolken *).

*) In der letzten Bedeutung im Niederſächſiſchen gleichfalls melken, im Angelſ. melcan, meolcian, im Engl. milk, im Dän. malke, im Schwed. molka, im Lat. mulgere, im Griech. ἀμέλγειν. Es iſt noch eine Frage, ob es in dieſer zweyten Bedeutung unmittelbar von Milch ab-

Daher das Melken, anſtatt des ungewöhnlichen Melkung.

Bey dem Melken, in dieſer letzten Bedeutung, iſt beſonders folgendes zu beobachten.

Die Kannen, Eymer und Löpen, die man bey dem Ausmelken der Kühe gebraucht, ſind bey jedesmahligem Melken von aller vorhin darin geweſenen Milch zu reinigen, weil auch die kleinſten davon zurück gebliebenen Reſte in wenigen Stunden einen ſaueren Geruch und Geſchmack bekommen, welche der friſchen Milch ſchädlich ſind, und ſie vor der Zeit zum Gerinnen bringen. Das bloße Ausſpühlen der Milchkannen oder Eymer iſt dazu nicht hinreichend, ſondern ſie müſſen von Zeit zu Zeit, und wenigſtens des Tages einmahl, mit heißem Waſſer ausgebrühet werden.

Zu dem Melken ſelber iſt keine Magd oder andere Weibsperſon zu laſſen, wenn ſie ſich nicht vorher die Hände tüchtig gewaſchen, eine reine Schürze vorgebunden, und die Haare auf dem Kopfe feſt gemacht hat; und in Anſehung der Kühe ſollte man, ſo umſtändlich es auch in einigen Fällen ſeyn mag, darauf halten, daß die

Zitzen

abſtammt, ungeachtet dieſe im Niederſ. Melk heißet. In der erſten wenigſtens hat es mit dieſem Worte nichts gemein, ſondern iſt, ſo wie das gleichlautende lat. mulcere, ſtreicheln, und mulgere, melken, ein Abkömmling von mahlen, hin und her bewegen. Eher müßte man es von zwey verſchiedenen Stämmen ableiten, welches der Unterſchied in der Conjugation wahrſcheinlich macht. Uebrigens pflegen einige Hochdeutſche, welchen melken in der zweyten Bedeutung zu niederſächſiſch klingt, es in milchen zu verderben, dagegen andere es auch im Präſenti irregulär abwandeln, ich melke, du milkſt, er milkt, für melkſt und melkt. Eine melkende Kuh, für melke oder Milch gebende Kuh, iſt ein Fehler gemeiner Mundarten, indem melken als ein Neutrum, für Milch geben, nicht üblich iſt. Adelung.

Zitzen vor dem Melken jedesmahl abgewaſchen würden, beſonders wenn das Vieh auf einer kothigen Weide gehet, oder im Stalle leicht ſchmutzig wird. Holländer und Hauswirthinnen, denen es um die Reinlichkeit ihrer Butter ꝛc. zu thun iſt, ſehen zwar ſehr darauf; an vielen Orten wird dieſes aber bekanntlich für unnöthig gehalten, und alles was die ſchmutzige Viehmagd thut, beſteht darin, daß ſie die Zitzen mit Milch oder mit — Speichel beſtreicht, um ſie zum Melken ſchlüpfrig zu machen.

Man muß auf dieſe hier genannten Puncte aber ſehen, wenn man gute und wohlſchmeckende Butter haben will. Bey dem Melken mit unreinen und ungewaſchenen Händen iſt es ganz natürlich, daß aller daran ſitzender Schmutz mit in die Milch kommen, und ſolche verunreinigen muß. Das Vorbinden einer reinlichen Schürze iſt deshalb nöthig, damit nicht, der allen Viehmägden in ihrer gewöhnlichen Kleidung anklebende üble Geruch der Milch, welche ſolchen nur gar zu bald annimmt, unmittelbar mitgetheilt werde. Zum Feſtmachen der Kopfhaare ſind endlich die melkenden Mägde um deswillen anzuhalten, weil die Erfahrung lehrt, wie ſehr öfters die Milch durch die den Mägden um den Kopf hangenden Haare, indem jederzeit einige davon in die Milchgefäße fallen, verunreiniget wird.

Ein Beyſpiel von reinlichen Melkerinnen trifft man an der Oder, und andern an großen Flüſſen belegenen Brüchern an. Weil die Kühe daſelbſt an den meiſten Orten, wenigſtens in den Mittagsſtunden, unter freyem Himmel auf einem dazu beſtimmten Sammelplatze gemolken zu werden pflegen, folglich bey dieſer Gelegenheit alle

Mägde aus der ganzen Gemeine zuſammen kommen: ſo ſucht aus natürlicher Eiferſucht es immer eine der andern in ihrem reinlichen Anzuge zuvor zu thun. Die größte Unreinlichkeit hingegen, die mir bey Melkern oder Melkerinnen bekannt geworden iſt, wenn man halbwilde Völkerſchaften und einzele ſchmutzige Beyſpiele ausnimmt, findet man unter andern wohl bey den Alpenknechten im ſalzburgiſchen Zillerthale und anderwärts in den dortigen Gegenden. Die ganze Milchwirthſchaft auf ſolchen Alpen wird gewöhnlich von Knechten beſorgt, und dieſe rechnen es ſich, nach der dortigen Landesſitte, zur Ehre, ſo ſchmutzig wie möglich, wenigſtens in ihrem Anzuge, zu ſeyn, weil man alsdann glauben ſoll, daß ſie vor lauter Emſigkeit in ihren Geſchäften ſich nicht einmahl die Zeit genommen hätten, ſich die nöthige Reinlichkeit anzuthun. Das Hemd, welches ein ſolcher Alpenknecht bey dem Beziehen der Alpen im Frühlinge trug, muß er den ganzen Sommer hindurch bis zum Herbſte, ohne daß es gewaſchen werden dürfte, tragen; und wenn es alsdann noch nicht ſo ſchwarz wie eine Kohle iſt, pflegen ſie es kurz vor ihrem Herabkommen ins Thal, wo ein Feſt mit Spiel und Tanz ihrer wartet, noch wohl um den großen, immer über dem Feuer hangenden Molkenkeſſel zu ziehen, um es ganz ruſſig zu machen. Wer alsdann am ſchmutzigſten, am übelriechendſten von den Alpenknechten erſcheint, dem bietet die ſchönſte Tänzerinn die Hand, weil man ihn für den fleißigſten hält. Welchen Einfluß dieſer Schmutz auf die Sauberkeit der Butter rc. haben müſſe, darf ich hier nicht aus einander ſetzen*).

Die

*) Ein ſolcher, übrigens ſehr gutmüthiger Alpenkuecht, bereitete einſt ein Abendeſſen für mich, womit er meinen Appetit

Die gemeinen Landmägde verſtehen übrigens die nöthigen Handgriffe bey dem Melken nur ſelten recht. Sie bedienen ſich bloß der vorderſten Finger, mit welchen ſie die Zitzen der Kühe wechſelsweiſe hin und her ziehen. Viele Kühe geben die Milch ſchwer von ſich, und bey dieſen beſonders iſt dergleichen Spielwerk, die völlige Milch von ihnen zu bekommen, nicht hinreichend. Diejenigen, welche das Melken recht verſtehen, brauchen die ganze Hand dazu. Sie begnügen ſich auch nicht bloß mit dem Hin- und Herziehen der Zitzen, ſondern greifen das Euter ſelbſt an, und drücken ſolches mit der gehörigen Behutſamkeit gleichſam bis auf den letzten Tropfen aus. In unſern Gegenden ſind die mecklenburgiſchen Viehpächter (Holländer) die beſten und geſchickteſten, und von dieſen kann man die beſte Art zu melken, und folglich auch dieſe Methode erlernen.

Ein großer Fehler iſt es an den Kühen, wenn ſie ſich nicht gut melken laſſen, ſondern ſich das Schlagen und Stoßen dergeſtalt angewöhnt haben, daß ſich faſt niemand, um dieſes Geſchäft bey ihnen zu verrichten, an ſie trauen darf. Sie ſchlagen nicht allein der unter ihnen

Appetit recht zu reitzen gedachte. Nachdem er kurz vorher die Schweine gefüttert, ihren Trank mit den Händen durchgerührt und ſie zum Theil geſtreichelt hatte, griff er mit eben dieſen ungewaſchenen Händen in ein Faß mit Butter, und legte eine Handvoll davon in eine Pfanne. Hierauf leckte er die an den Fingern klebende Butter ab, und holte aus einem Gefäße mit Gerſtenmehl eine Handvoll, und ſtreuete davon nach und nach etwas in die ſchon fließende Butter Zu dieſem fetten Breye wurde hernach noch ſo viel Milch und Sane gegoſſen, daß er eine mäßige Conſiſtenz, etwa wie eine gewöhnliche Mehlſpeiſe, erhielte. Ein ſolches Gericht wird in der dortigen Sprache Müės (Mus) genannt.

ſitzenden Magd die bereits ausgemolkene Milch, ehe ſie es ſich verſieht, wieder aus der Gelte heraus, ſondern es werden auch zuletzt die zum Melken beſtellten Mägde dergeſtalt ſchüchtern und zum Theil verdrießlich, daß ſie eine ſolche unbändige Kuh ſelten recht ausmelken, ſondern, um nur ſobald als möglich aus der Gefahr zu kommen, die halbe Milch zurücklaſſen.

Man hat zwar verſchiedene Mittel, dieſes unbändige Vieh zum Stillſtehen während des Melkens zu zwingen, wohin inſonderheit das Spannen derſelben mit Seilen gehört. Allein es ſind dabey doch verſchiedene verdrießliche Umſtände, und auch die Gefahr, daß ſich eine ſolche Kuh, indem ſie ſich dem Spannen widerſetzt, etwas verrenken kann, verbunden. Und wo hat wohl allemahl ein mit andern Geſchäften überhäufter Landwirth oder Holländer ſo viele Zeit übrig, daß er das Geſinde hierzu anhalten und dabey beobachten könnte?

Ein ganz beſondres Mittel, eine ſolche unbändige zum Schlagen geneigte Kuh zum Stillſtehen während des Melkens zu bringen, hat der Verfaſſer der Berliner Beyträge zur Landwirthſchaftswiſſenſchaft *) im Magdeburgiſchen bey einem dortigen Königlichen Landjäger vorgefunden. Dieſer hatte ebenfalls eine ſolche Kuh, die an und für ſich von der beſten Art war, wegen des entſetzlichen Schlagens aber faſt gar nicht gemolken werden konnte. Nachdem man alles, was zu ihrer Bändigung etwas hätte beytragen können, vergebens verſucht hatte, fiel man auf den ſeltſamen Einfall, ihr, wenn ſie gemolken werden ſollte, einen Pferdeſattel auf den Rücken

*) S. III. Band, Berlin, 1778. S. 386 ff.

cken zu legen. Sobald ſolches geſchehen war, ſtand die Kuh ſtill und ließ ſich geruhig ausmelken. Man möchte vielleicht glauben, daß der Sattel der Kuh ordentlich umgegürtet, und dieſelbe durch das ſtarke Anziehen des Gurtes in eine gewiſſe Beängſtigung geſetzet, und dadurch zum Stillſtehen genöthiget würde. Allein der Sattel wurde ihr nur bloß aufgelegt, ohne zugegürtet zu werden; und ſo wenig man es ſich erklären kann, warum dieſes die Kuh zum Stillſtehen brachte, eben ſo wenig darf man von dieſem ſonderbaren Mittel vielleicht bey allen unbändigen Kühen eine gleiche Wirkung erwarten. In der Figur 5095 iſt die geſattelte Kuh mit einer melkenden Frau vorgeſtellt, wo man zugleich den rechten Handgriff beym Melken abgebildet findet.

Manche Kühe haben übrigens auch die Eigenheit, daß ſie die Milch nicht frey zuſchießen laſſen, wenn ſie gemolken werden, welches beſonders die Kühe auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung thun. Um ſie dazu zu bringen, führen die Leute das Kalb der Kuh herbey, oder, wenn ſie daſſelbe ſchon geſchlachtet haben, nehmen ſie nur das Fell deſſelben, und bringen es an die Kuh, als wenn das Kalb ſaugen wollte. Sogleich läßt die Kuh ſich rein ausmelken.

Von einem andern Mittel, deſſen ſich die Hottentotten bedienen, um ihre Kühe beym Melken zum Zulaſſen der Milch zu bewegen, mag ich hier nichts ſagen, da es zu ekelhaft iſt, als daß jemand es bey uns anzuwenden in Verſuchung kommen könnte; eben ſo wie wohl niemand den Hottentotten ihre Milchkörbe beneiden wird, die ſie von einer Art Binſen flechten und mit Urin anfüllen, damit die Binſen ſich feſter zuſammen ziehen, wenn le Vaillant, der die-

ſes in ſeinen Reiſen erzählt, anders zu glauben iſt.

Wie oft man eine Kuh melken müſſe, darüber ſind die Landwirthe nicht einig. Manche ſind für das zweymahlige Melken, andere laſſen es des Tages dreymahl verrichten. Letztere Methode iſt aus folgenden Gründen der erſteren vorzuziehen. Je öfter die Milchadern ausgeleert werden, deſto mehr ſucht die Natur die Nahrungsſäfte in Milch zu verwandeln, woraus ſonſt Blut und Fleiſch werden müßte. Da man nun aber keine fette, ſondern milchreiche Kühe verlangt, ſo iſt es nöthig, den Zufluß der Milch auf dieſe Art zu befördern. Ferner, wenn die Milch zu lange im Euter bleibt, ſo verliert ſie ihre natürliche gute Eigenſchaft, und wird alkaliſch, und der Augenſchein lehret, daß einer friſchmelken milchreichen Kuh die angehäufte Milch zur Beſchwerde gereicht, zu geſchweigen, daß manche milchreiche Kühe die Milch von ſelbſt fließen laſſen. Aus dieſen Gründen wird man ſich überzeugen, daß es vortheilhafter ſey, die Kühe täglich dreymahl zu melken.

An manchen Orten iſt es üblich, die Kühe im Sommer dreymahl, im Herbſte und Winter aber nur zweymahl zu melken, wo denn das Melken des Mittags unterlaſſen wird. Dieſes geſchieht an ſolchen Orten, wo der Hirt gegen das Ende des Sommers ſpäter des Morgens austreibt und Abends wieder früher zurück kommt, und alsdann, weil auch die Hitze des Mittags nicht ſehr ſtark mehr iſt, den ganzen Tag mit dem Viehe auf der Weide bleibt. Wenn die Verfaſſung des Ortes einmahl keine andere Einrichtung leidet, und der Weideplatz vielleicht zu entfernt iſt, als daß man die Kühe im Felde melken laſ-

ſen könnte, läßt ſich freylich hiergegen nicht viel einwenden; allein, wo die Stallfütterung eingeführt iſt, oder das Vieh eine beſſere Fütterung hat, als auf der elenden Herbſtweide, und alſo auch mehr Milch geben kann, iſt es beſſer, Sommer und Winter bey dreymahligem Melken zu bleiben. Das einmahl dazu gewöhnte Vieh giebt immer etwas mehr Milch, ſelbſt bey knapper Fütterung, als bey zweymahligem Melken.

Uebrigens müſſen Aufſeher über Melkereyen die Melker und Melkerinnen immer dazu anhalten, daß ſie die Kühe jedesmal rein ausmelken. Es iſt eine bekannte Erfahrung, daß Kühe, die nicht rein ausgemolken werden, an Milch abnehmen, und nach und nach verſeigen, wie man ſagt; ſie geben nähmlich immer weniger Milch, und hören ſchon lange vor der Zeit des Kalbens auf melk zu ſeyn, oder ſtehen trocken, ſtatt daß ſie im Gegentheile vielleicht bis auf den letzten Tag wenigſtens immer noch etwas Milch gegeben haben würden. Doch iſt nicht zu leugnen, daß hierin bey den Kühen auch ein bemerklicher Unterſchied ſtatt finde.

Die Schafe melkt man, wenn ihre Lämmer abgeſetzt ſind, des Tages dreymahl, bis auf Bartholomäi (24. Auguſt), von da aber melkt man ſie nur zweymahl bis in die Mitte des Septembers. Man hat hierzu einen Melkkübel, (in Niederſachſen Schaftubben genannt), von der Geſtalt, wie Fig. 5096. A. zu ſehen iſt, welcher mit einem zweyfüßigen Schämel B. in Verbindung gebracht wird, indem man das eine Ende des Schämels bey C. durch das Loch des Kübels ſteckt. Auf dem Schämel ſitzt der Melker, und das Schaf, welches mit den beyden vordern Füſſen auf der Erde ſteht, liegt quer über dem Kü-

bel,

bel, ſo daß das Euter über der Oeffnung des Kübels befindlich iſt. Bey dem Melken, wozu wegen der Kleinheit der Zitzen nur die vordern Finger gebraucht werden können, muß der Melker beſonders darauf Acht geben, daß das Schaf keinen Urin oder Excremente in die Milch fallen laſſe, und daher das Schaf, ſobald er merkt, daß es ſtallen will, von dem Kübel abheben.

Die Schafe werden indeſſen nicht allenthalben gemolken, und dieſes ſollte überhaupt auf wohleingerichteten Schäfereyen nirgends geſchehen, weil der Nutzen für den Herrn einer Schäferey gegen den Verluſt an Wolle viel zu geringe iſt, und die ganze Race durch das Melken immer mehr an Werth verliert, wovon ich im Artikel Schaf mehr ſagen werde *).

Die Ziegen werden ebenfalls den Sommer über des Tages dreymahl, hernach aber nur zweymahl gemolken. Die Eſel werden in Frankreich, Italien und anderwärts gemolken, und die Milch beſonders von Lungenſüchtigen als eine Arzeney gebraucht. So pflegen auch die Tartarn ihre Pferde, die Samojeden ihre Rennthiere, und die Araber ihre Kamele zu melken.

Melker, der, im Fäm. **die Melkerinn**, eine Perſon, welche melket, in beyden Bedeutungen des Zeitwortes.

Hundemelker, Katzenmelker, ſ. oben, S. 179.

Melkerey, in einigen Gegenden, ein Viehhof im Walde, das daſelbſt auf der Weide gehende Vieh zu melken, und die Milch daſelbſt zu verwahren.

In

*) Vorläufig ſehe man die Berliner Beyträge zur Landwirthſchaftswiſſenſchaft, IV. Band. Berlin, 1780. S. 393 flg.

In andern Gegenden bedeutet **Melkerey** eine ſogenannte Holländerey überhaupt, ſie mag angelegt ſeyn, wo ſie wolle, und aus vielen oder wenigen Kühen beſtehen.

Die hierunter begriffenen Materien werden in den Art. **Milch** und **Rindvieh** abgehandelt werden. Uebrigens kann ich nicht umhin hier einer kleinen Melkerey zu erwähnen, welche nach der Zeichnung des leider viel zu früh verſtorbenen Herrn Gilly d. J. kürzlich im Garten zu Belle Vue bey Berlin erbauet worden iſt. Sie iſt etwa auf 5—6 Kühe eingerichtet, und liegt an einem Graben zwiſchen engliſchen Parthien verſteckt. Der Aufriß von vorn iſt Fig. 5097. der eine Seitenaufriß Fig. 5098 und der Grundriß der ganzen Anlage Fig. 5099 zu ſehen.

Fig. 5097. aaa Fenſter, welche zu den herrſchaftlichen Zimmern gehören, von welchen bey b eine Thür nach einer kleinen, durch ein hölzernes Gitterwerk cccc von dem Vorplatze A. B., wo ſich die Kühe des Tages gewöhnlich aufhalten, abgeſonderten Colonnade dd führt. Die in dieſer Colonnade ſichtbaren Fenſter eeee gehören zu den Ställen, wo die Kühe gefuttert werden und des Nachts ſind. hhhhh ſind einfache 4eckige Säulen, welche das obere Gebälke tragen. Die Fenſter fff gehören zu den Milchkammern ꝛc. gg iſt eine Marmortafel mit der Inſchrift *Metairie de Louise.* Das Dach iſt von Rohr. Die Thüren ſowohl zu den herrſchaftlichen Zimmern als den übrigen Behältniſſen ſind auf der hintern Seite, wo der eigentliche Hof, wie aus dem Grundriſſe Fig. 5099 zu ſehen, befindlich iſt.

Fig. 5098 iſt der eine Seitenaufriß, welcher eine Marmortafel mit der Inſchrift *Inventé et desſiné par Gilly fils* enthält.

Fig. 5099 iſt der Grundriß. A. das in den beyden vorſtehenden Figuren beſchriebene Gebäude. aa der Raum der kleinen Colonnade, und hhhhh die vorhin erwähnten 4eckigen Säulen. B. iſt die Wohnung des Viehwärters, auch mit Rohr gedeckt.

C.

C. ein Taubenhaus. D. ein Stakettenthor, welches den Vorplatz E mit dem Hofe verbindet. FFF ſind Staketten, und GGG hölzernes Geländer zur Einfaſſung des vordern Platzes

Melkfaß, ein kleines Faß, worin die Milch gemolken wird; **die Melkgelte, der Melkeimer, der Melkkübel**, wenn es eine Gelte, ein Eimer oder ein Kübel iſt. **Das Melkgeſchirr** iſt die allgemeine Benennung dieſer beſondern Arten.

Melkgelte, ſ. den vorſtehenden Art.

Melkkübel, ſ. daſelbſt.

Melkkuh, eine melke Kuh, welche wirklich Milch gibt, oder gemolken wird; zum Unterſchiede von einer **treuge** oder **trocken ſtehenden Kuh**. S. den Art. **Rindvieh**.

Melkſchaf, ſ. oben, unter **melk**, S. 179 und den Art. **Schaf**.

Melkſchämel, ein Schämel, worauf ſich die melkende Perſon während des Melkens ſetzet; der **Melkſtuhl**, wenn es ein Stuhl iſt.

Melkvieh, ein Collectivum, alles Vieh zu bezeichnen, welches wirklich gemolken wird, und wohin die Melkkühe, Melkſchafe und Melkziegen gehören.

Mellago, ein durch Abkochung trockner Pflanzenſubſtanzen, und Eindickung des Abſuds bereiteter Extract von der Conſiſtenz eines flüſſigen Honigs; daher Mellago graminis, der flüſſige Extract von den Wurzeln der Quecke. Dieſe Extracte können nur auf kurze Zeit in geringer Menge bereitet werden, weil ſie bald gähren uud verderben.

Mella-hölla, ein Nahme des zeylaniſchen Stinkholzes, Olax zeylanica Linn.

Mellan, der Nahme eines Raubvogels; ſ. **Milane**.

Melle,

Melle, die, ſo heißt die wilde unveredelte Aprikoſe, welche aus dem Kerne erzogen und unveredelt gelaſſen wird, wo es denn in Anſehung der Größe, Farbe und Güte der Frucht auf Boden, Lage und Güte der Sorte ankommt, wovon man ſie erziehet. S. den Art. Armeniaca, Th. 2, S. 418 flg.

Meller, ſo nennt man auf den Naſſauiſchen Hüttenwerken den Ort bey den hohen Oefen, wo der Eiſenſtein zum Aufgeben hingeſtürzt wird.

Mellern heißt daſelbſt die verſchiedenen Eiſenarten mit einander vermiſchen.

Mellichriſos oder Mellichryſos, } ſo hieß bey den Alten der Topas oder auch der Hyacinth. Gewiß läßt es ſich nicht beſtimmen, welche Schreibart und welche Bedeutung die richtigere ſey.

Mellifavium, ſ. Honiggeſchwulſt, Th. 25. S. 47.

Mellifolium, ein alter Nahme der Citronen-Meliſſe, ſ. oben, S. 159.

Melligettum, iſt eben ſo viel als Meliguetta. S. Paradies-Körner, im Art. Cardamome, Th. 7, S. 654.

Melligo, ſ. Mellago.

Melline, iſt eine breite von Gold und Silber gewebte Spitze, die das Frauenzimmer vordem um den Ueberrock zu ſetzen pflegte, und die ſonſt auch eine Tour de Jupe genannt ward.

Melliſuga, Honigſauger, Honigvogel, ſ. Colibrit, Th. 8, S. 219 fl.

Mellona, war bey den Römern die Göttinn des Honigbaues.

Melnicker Wein, eine der beſten Arten unter den böhmiſchen Weinen. Er wächſt im Bunzlauer Kreiſe, iſt roth von Farbe, und läßt ſich wohl trinken, beſonders wenn er einige Jahre alt iſt.

Melo, Cucumis Melo Linn., ſ. **Melone.**

Melocactus, Cactus Melocactus Linn., die melonenartige Fackeldiſtel. In ältern Zeiten führten noch mehrere Arten der Gattung Cactus den Nahmen Melocactus. Die Arten dieſer Gattung ſind in der Encyklopädie beſchrieben, im Art. Fackeldiſtel, Th. 12, S. 11 u. flg. und im Art. Feige, in eben dem Theile, S. 470 flg.

Melocarduus, iſt eben ſo viel als Melocactus.

Melochie, Melochia, eine Pflanzengattung, die nach der Willdenowſchen Ausgabe der Spec. Plant. ſchon aus 14 Arten beſteht, welche in Weſtindien und anderen wärmeren Weltgegenden wachſen, für uns aber wenig merkwürdig ſind. Dieſe Gattung gehört in die erſte Ordnung der ſechzehnten Claſſe des Linnéiſchen Pflanzenſyſtems, Monadelphia Pentandria.

Melocorcopali, dieſen Nahmen legen einige ältere Schriftſteller einer indianiſchen Frucht bey, die von der Dicke einer Quitte und von der Geſtalt einer Melone ſeyn, und auf einem Baume wachſen ſoll, welcher dem Quittenbaum an Größe und Geſtalt der Blätter gleicht. Was es eigentlich für eine Frucht ſey, läßt ſich bey den ſo ſehr mangelhaften Angaben nicht mit Sicherheit ausmachen.

Melodica, ein von Herrn Stein in Augsburg erfundenes Inſtrument, welches das äußere Anſehn eines Flügelfußes hat. Es iſt $3\frac{1}{2}$ Fuß lang, damit ein anderes Inſtrument, auf welchem man ſich zugleich accompagniren kann, darauf geſetzt werden könne. Die Pfeifen liegen; die Windlade liegt oben queer über; der Ambitus fängt mit dem unterſten G der Violine an, und gehet bis in das viergeſtrichene A, damit ſowohl alle Violin- als Flötenconcerte geſpielt werden

werden können. Der Baß bleibt ganz weg, weil das Inſtrument blos für die Melodie, nicht aber für die Harmonie beſtimmt iſt, und bey den tiefern Tönen ſich die Moderation nicht anbringen läßt, oder doch nicht ſo ausnimmt. Unter dem Claviere iſt der Blaſebalg angebracht. So ſieht es, von außen betrachtet, aus. Der Ton iſt rein und ſolid, und kann von einer Flöte, ſie ſey welche ſie wolle, nicht unterſchieden werden. Der Anſpruch iſt augenblicklich ganz da, ohne daß der Eintritt des Windes, wie in der Orgel, bey geſchwind geſtoßenen Noten bemerkt würde. Der Clavis fällt dabey nicht tiefer, als etwa die Dicke eines ſchwachen Meſſerrückens betragen möchte, wenn nähmlich der Ton nicht forcirt werden darf; ſonſt läßt er ſich ſchon tiefer hinunter drücken, welches bey langſamen und ſchnellen Bebungen, die ſo gut, als man nur wünſchen kann, ſich ausdrücken laſſen, geſchehen muß. Jeder Ton läßt ſich von der erſten Schwäche bis auf das höchſte Forte durch den Druck des Fingers treiben, und weil er ſich im Fortiſſimo etwas erhöhen würde und müßte, wo es der Spieler nun eben nicht allezeit haben wollte, ſo iſt eine Dämpfung angebracht, die dem Tone an ſich ſelbſt nichts nimmt, und ihn in ſeinem Fortiſſimo läßt, nur, daß er nicht ſteigen kann, verhindert, deren Regierung dem linken Knie gegeben iſt. Der Chorton läßt ſich durch eine beſondere Einrichtung, welche von einer Schraube regiert wird, einen Viertelton erhöhen und erniedrigen, und kann auf dieſe Art mit jedem Inſtrumente rein ſtimmen. Dieſer wichtige Vortheil vertritt die Stelle des Aus- und Einziehens bey der Flöte, und giebt dieſem Inſtrument den Vortheil, daß es in Kälte und

Wärme immer gleich brauchbar bleibt. Ein Vorzug, den noch keine Pfeiſe gehabt hat. Der Blaſebalg beſchäftiget weder den Spieler, noch eine andre Perſon; ſondern er wird von einer Maſchine vermittelſt einer Feder getrieben, damit die Aufmerkſamkeit des Spielers nicht zerſtreuet werde. Er muß, wie jeder leicht einſehen kann, öfters comprimirt werden, weil ſonſt keine Abwechſelung im Tone zum Forte und Piano möglich iſt; allein auch das geſchiehet durch die Maſchine bey dem Drucke des Clavis. Eine halbe Stunde lang hat man Wind genug, wenn die Feder einmal aufgezogen iſt.

Herr Johann Andreas Stein iſt aus Heidelsheim in der Pfalz gebürtig, und er ließ ſich in Augsburg 1771 zum erſtenmahl auf dieſem Inſtrumente hören.

Kunſt- Gewerb- und Handwerksgeſchichte der Reichsſtadt Augsburg, von Herrn Paul von Stetten dem jüngeren. 1779. 1. Th. S. 161.

J. C. Heckel's Beſchreibung der Steiniſchen Melodica. Augsburg, 1772. 8.

Melodie, iſt in der Muſik die einfache Verbindung mehrerer Töne, ſo fern ſie den Grund einer völligen Zuſammenſtimmung ausmachen. In engerer Bedeutung, dieſe Verbindung mehrerer Töne, ſo fern ein gewiſſer Text darnach geſungen wird; ehedem die Weiſe, die Sangweiſe, Geſangweiſe. Die Melodie eines Liedes. Aus dem Latein. Melodia und dieſes aus dem Griech. μελῳδειν.

Die Melodie iſt dieſer Erklärung zu Folge das Weſentliche eines Tonſtücks; die begleitenden Stimmen dienen ihr bloß zur Unterſtützung. Das Weſen der Melodie beſteht aber in dem Ausdruck. Sie muß allemahl irgend eine leidenſchaftliche Empfindung oder eine Laune ſchildern.

dern. Jeder, der ſie hört, muß ſich einbilden, er höre die Sprache eines Menſchen, der, von einer gewiſſen Empfindung durchdrungen, ſie dadurch an den Tag legt. In ſo fern ſie aber ein Werk der Kunſt und des Geſchmacks iſt, muß dieſe leidenſchaftliche Rede wie jedes andere Werk der Kunſt, ein Ganzes ausmachen, darin Einheit und Mannigfaltigkeit verbunden iſt; dieſes Ganze muß eine gefällige Form haben, und ſowohl überhaupt, als in einzelen Theilen ſo beſchaffen ſeyn, daß das Ohr des Zuhörers beſtändig zur Aufmerkſamkeit gereitzt werde, und ohne Anſtoß, ohne Zerſtreuung, den Eindrücken, die es empfängt, ſich mit Luſt überlaſſe. Jeder Geſang, der dieſe doppelte Eigenſchaft hat, iſt gut; der, dem ſie im Ganzen fehlen, iſt völlig ſchlecht, und der, dem ſie in einzelnen Theilen fehlen, iſt fehlerhaft.

Ueber die Eigenſchaften einer guten Melodie iſt beſonders Sulzer in ſeiner Theorie der ſchönen Künſte, im Art. Melodie, nachzuſehen, welcher ſehr ausführlich davon handelt. Auch

J. J. Rouſſeau (Von ſ. Eſſai ſur l'origine des langues, où il eſt parlé de la Melodie, im 16ten Bande der Zweybr. Ausg. ſ. W. gehören das 12te — 18te Kap S. 204 u. f. hierher, und handeln De l'origine de la Muſique et de ſes rapports; de l'Harmonie; fauſſe analogie entre les couleurs et les ſons; erreur des Muſiciens; Que le ſyſteme muſical des grecs n'avoit aucun rapport au notre; comment la Muſique a dégénéré.)

Chriſtoph Nichelmann. Die Melodie nach ihrem Weſen ſowohl, als nach ihren Eigenſchaften. Danzig, 1755. 4. (Der Inhalt dieſes aus 63 Kapit. beſtehenden Werkes iſt ausführlich in den Zuſätzen des Herrn von Blankenburg zu Sulzers Theorie ꝛc. angezeigt.)

Ernſt Gottl. Baron Abriß einer Abhandlung von der Melodie ꝛc. Berlin. 1756. 4.

Von einzelnen zur Melodie gehörigen Puncten handeln:

Girol. della Caſa il vero modo di diminuire con tutte le ſorti di ſtromenti. (S. Arteaga's Geſchichte der Ital. Oper, Bd. 1. S. 199. der Ueberſetz.)

Chriſtn. Gottl. Neefe. Ueber die muſikaliſche Wiederholung; im deutſchen Muſeum vom J. 1776.

Wegen des Rangſtreites zwiſchen Harmonie und Melodie ſehe man den Art. Harmonie in Sulzer's Theorie.

Melodima, iſt in den Schriftſtellern des mittlern Zeitalters ſo viel als Melodie.

Melodorum, Honigfruchtbaum, der Nahme eines Baums und eines Strauches in Cochinchina, welche Loureiro daſelbſt entdeckt und in ſeiner Flor. Cochinch. p. 430 beſchrieben hat. Melodorum fruticoſum hat gelblichbraune Beeren mit einem angenehmen ſüßen Marke. Melodorum arboreum liefert ein nützliches Bauholz. Dieſe Gattung gehört in Polyandr. polygyn. nach dem Linnéiſchen Pflanzenſyſteme.

Melodrama, iſt ein Singeſtück auf dem Theater.

Meloë, ſ. Maywurm, Th. 86, S. 299.

Melolontha, ſ. Maykäfer, daſelbſt, S. 231.

Mélon, ſ. Melone.

Mélon d'eau, ſ. Waſſermelone im folgenden Artikel.

Melone, die mehrentheils länglich runde, ſüße, eßbare Frucht einer Pflanze, welche zu der Gattung der Gurken gehört, und dieſe Pflanze ſelbſt; Cucumis Melo Linn. Dieſes Gewächs iſt bey uns ausländiſch, und ſein wahres Vaterland iſt vielleicht noch unbekannt, indem es in ſo vielen wärmern Ländern angebaut wird, daß man nicht weiß, wo es urſprünglich herſtammt. Doch iſt ſo viel gewiß, daß man es in der Kalmuckey

wild

wild wachſend findet, ſey es urſprünglich oder durch Verwilderung. Der Nahme iſt aus dem Italieniſchen Mellone und dieſer nach Herrn Adelungs Vermuthung aus dem Lat. Melopepo. Im Oberdeutſchen wird die Frucht und ihre Pflanze auch Plotzer und Plützer genannt *).

Von den Gattungskennzeichen der Melonen muß ich hier etwas anführen, da ſolches im Art. **Gurke**, Th. 20, S. 359 flg. nicht geſchehen iſt. Dieſe Gattung gehört in die zehnte Ordnung der ein und zwanzigſten Claſſe des Linnéiſchen Pflanzenſyſtems, Monoecia Syngeneſia, und hat alſo getrennte Blumen auf einer Pflanze. Die männlichen Blumen haben eine glockenförmige Blumendecke, welche ſich mit fünf pfriemenförmigen Zähnen endigt; die Blumenkrone iſt ebenfalls glockenförmig, fünftheilig, aderich-runzlich, und mit der Blumendecke verwachſen. Die drey oberwärts verwachſenen Staubfäden ſind oben mit einem unächten Staubweg geſchloſſen. Zwey davon haben doppelte Hervorragungen, der eine eine einzelne, und auf dieſen ſteigt der Staubbeutel als ein Saum ſchlangenförmig auf und ab. Der Blumenboden iſt dreyeckig und abgeſtumpft, die weibliche Blume iſt der Blumendecke und Blumenkrone nach jener ähnlich, enthält drey unfruchtbare, ſehr kleine Staubfäden, der Fruchtknoten ſitzt unter der Blume, der Staubweg iſt kurz, und hat drey dicke, nach außen gekehrte zweytheilige Narben. Die drey-

*) Man behauptet, daß dieſes Gewächs den Nahmen von der Inſel Melos im Archipelago habe, von welcher es zuerſt nach Italien gebracht ſeyn ſoll, wenn nicht vielmehr der ſüße Geſchmack der Frucht zu der Benennung Anlaß gegeben hat; von dem Lat. Mel. Griech. μελι, Honig. Im Böhmiſchen heißt ſie Melaun.

fächerige Kürbißfrucht (Pepo nach Willdenow) oder Kernfrucht nach Suckow (nach Gärtner Beere) enthält viele zuſammen gedruckte Samen.

Linné unterſcheidet die Melonen von den übrigen Gurkenarten durch folgende Merkmale; foliorum angulis rotundatis, pomis toruloſis. D. i. die Blätter haben zugerundete Blattwinkel und die Früchte ſind knotig oder rippig. Cucumis foliorum angulis rotundatis, pomis ſubtoruloſis cortice reticulato. La Marck Encycloped. method. botaniq. Tom. II. p. 72. Melo vulgaris. Bauh. pin. 310. Tournef. 104. Raj. Hiſt. 644. Melo. J. Bauh. II. p. 242. Melo ſ. Melopepo vulgo, cucumis galeni. Dod. Pempt. 663. Melo vulgi ſ. cucumis antiquorum. Lob. Jc. 639. Melo Blackwell. t. 329. Sabb. Hort. I. t. 65. Garſ. t. 373. Franz. Le Melon commun. β. Melo rotundus parvus. Bauh. pin. 311. Tournef. 104. Melo ſuccaratus. Lob. Jc. 640. Melo ſaccharinus. Tabern. Jc. 469. Franz. Le Melon ſucrin ou cantalou *).

Die von Linné angegebenen Kennzeichen ſind aber nicht immer zutreffend. Man hat weiße Melonen, deren Früchte nichts weniger als höckericht, ſondern ganz glatt ſind; hingegen ſind die jungen Früchte von den gemeinen Gurken auch ziemlich höckericht, und das Laub wechſelt an einigen Arten von Melonen in der Geſtalt ſehr ab.

Die

*) Kerner hat in ſeinen Abbild. Taf. 141. 142. Melonen abgebildet. Da ich dieſes Werk nicht zur Hand habe, kann ich es nicht beſtimmen, welche Spielarten er hier vorgeſtellt hat.

Die eigentlichen Gurken und Melonen unterſcheiden ſich aber hinlänglich im Gebrauch, und dabey werde ich es, da hier vorzüglich nur auf den Nutzen geſehen wird, bewenden laſſen können; denn die Melonen, deren Früchte gemeiniglich größer ſind, oder mehr ins Kugelrunde fallen, ißt man, wenn ſie reif ſind, und grün kann man ſie faſt gar nicht zur Speiſe gebrauchen. Die Gurken hingegen, deren Früchte mehrentheils kleiner ſind, oder, wenn ſie größer werden, mehr ins Lange fallen, und drey kenntliche Seiten haben, braucht man, wenn ſie noch grün ſind, zur Speiſe; reif ſind ſie nicht zu genießen.

Von den Melonen hat man eine unendliche Menge von Arten; es iſt aber ſchwer zu beſtimmen, ob ſolches lauter Abweichungen und Spielarten ſind, oder ob man darunter gewiſſe beſtändige Sorten annehmen könne.

So viel iſt gewiß, daß, wenn man in ſeinem ganzen Garten auf allen Beeten nur eine Art von Melonen hat, dieſe ſich weiter fortpflanzet: bauet man hingegen mehrere Arten neben einander, ſo findet man, daß ſie bald weiter abweichen; und man iſt nicht verſichert, aus dem Samen von einer Melone Früchte von der nämlichen Form und Güte wieder zu erhalten. Denn da jede weibliche Blume von einer andern entfernten befruchtet werden muß, ſo kann die Befruchtung ſo leicht aus einer männlichen Blume von einem andern Stocke als von der nämlichen Pflanze geſchehen.

Es iſt daher zu rathen, daß man nicht viele Sorten von Melonen neben einander pflanze, weil man ſie ſonſt eine mit der andern verdirbt, und lauter Baſtarde und Zwitter zieht. Wenigſtens

muß unter einem Kaſten nur eine Sorte gezogen werden.

Um Samen aufzuheben, wählt man Früchte von deren reinen Befruchtung man verſichert iſt. Hat man mehrere gute Sorten von Melonen, ſo pflanzt man eine entweder ſpäter wie die andere, oder man ſetzt die Kaſten weit genug aus einander, oder man hebt um der Abwechſelung willen die Kerne bis auf ein anderes Jahr auf, da man andere Sorten zurück leget.

Die vielen Spielarten von Melonen unterſcheiden ſich faſt nur in der Frucht, an welcher beſonders folgende Kennzeichen in Betracht kommen:

1) In Anſehung der Form fallen die mehreſten Melonen ins Eyrunde, einige ſind mehr länglicht, andere mehr kugelrund, und andere wieder platt gedruckt. Einige ſind geriefelt, andere glatt, andere höckericht, und andere unförmlich.

2) In Anſehung der Größe hat man zum Theil ſehr große Melonen, deren Früchte viele Pfunde wiegen; und wieder ganz kleine in der Größe einer Pomeranze. Man zieht zwar an eben demſelben Stocke zu Zeiten große, und zugleich ganz kleine Früchte; über eine gewiſſe Größe kann man aber eine jede Sorte nicht bringen, und darnach beſtimmt man ſie.

3) Die Schelfe oder Schale iſt bald glatt, bald aber mit kleinen Härchen, bald auch mit kleinen weichen nicht abzureibenden Stacheln beſetzt, bald auch gleichſam mit einem Netze überzogen: wenn nämlich die dünne Haut an den jungen Früchten ins Kreuz und in die Quer aufſpringet, und die Narben auswachſen. Dieſe nennet man Netzmelonen. Bey andern haben die Früchte gar auf der Oberfläche weit hervorſtehende

ſtehende und kraus ausgewachſene Warzen, wie an den Kantaluppen.

4) In Anſehung der Farbe iſt die Schale entweder grün, oder gelb, oder weiß, oder dunkel ſchwarz grün, oder aus dem Grünen und Gelben oder Weißen auf mancherley Weiſe geſcheckt oder auch geſtreift.

5) Das Auge an der Spitze der Frucht, wo die Blume angewachſen geweſen, und eine ziemliche Narbe zurück läßt, iſt nach Verhältniß der Frucht entweder groß oder klein, weit hervor ſtehend, oder beynahe in einer Fläche mit der Frucht; allemal größer als an Gurken, und nie eingedruckt wie bey den Angurien.

6) Der Stiel iſt mit dem untern Ende der Frucht zuſammen gewachſen und kurz; er pflegt ſich gemeiniglich, wenn die Frucht reif iſt, zu löſen. Nämlich es entſtehen rund umher im Zirkel kleine Borſten, die den Stiel von der übrigen Haut trennen, ſo daß man ihn leicht heraus brechen kann. Die mehrſten Früchte ſind beym Stiel aus dem Ovalen zugerundet. Die weißen Melonen pflegen bey dem Stiel ſpitz abzulaufen, ſo wie die nicht recht vollkommenen Früchte. Eingedruckt bey dem Stiel iſt eigentlich keine Melone, wiewohl an einigen Kantaluppen die Früchte ganz platt gedruckt ſind. Der Stiel iſt entweder dem Verhältniß der Frucht gemäß, oder ſehr ſtark; im letztern Falle nennet man ihn dick, und urtheilt daraus auf die Güte der Melone; oder er iſt mager, ſchwach und dünne, und dann iſt die Frucht gemeiniglich unvollkommen.

7) Das Fleiſch iſt das Merkwürdigſte an der Melone; nämlich derjenige Theil, welchen man ißt.

a) Einige Melonen haben eine dünne Schelfe und viel Fleiſch; bey andern, als den Kantaluppen, iſt die Schelfe ſehr dick und wenig Fleiſch darin.

b) Bey einigen iſt die Subſtanz des Fleiſches merklich von der Schale unterſchieden, ſo daß dieſe dunkelgrasgrün von Farbe, gleichſam von holzichtem Weſen und ganz unſchmackhaft, das Fleiſch hingegen goldgelb, ſchmelzend und ſüß iſt. Bey andern, als z. B. bey einigen weiſſen Melonen unterſcheiden ſich beyde nicht merklich, außer im Geſchmack, und man muß ſich in Acht nehmen, daß man beym Herausſchneiden des Fleiſches nichts von der Schale daran läßt, welches den Geſchmack verderben würde.

c) Das Fleiſch füllet weiter inwendig die Frucht mehrentheils aus; oder es läßt in der Mitte eine große Höhlung für die Kerne.

d) Es iſt entweder **trocken**, wenn man beym Anſchneiden der Frucht kein Waſſer bemerkt; oder **ſaftig**, wenn auf dem Anſchnitte Waſſer ſteht, ohne heraus zu laufen, oder **wäſſericht**, wenn im Anſchneiden Waſſer heraus läuft.

e) Auf der Zunge iſt es entweder **ſchmelzend**, wenn es zwiſchen den Zähnen leicht gleichſam zerfließt; **zart**, wenn wir es leicht ohne einigen Widerſtand zerbeiſſen; **feſt**, wenn wir mehrere Mühe haben, das Fleiſch zu zerbeiſſen, ohne daß es jedoch zäh oder ſtockicht wäre; oder **mehlicht**, wenn es ſich gleichſam in ein trockenes Mehl auflöſet.

f) In der Farbe trift man alle mögliche Veränderungen vom grünen, weißen, blaß=, hell=, dunkel= und Orangen=gelben bis zum rothen an.

8) Das **Mark** in der Mitte der Melone iſt von dem übrigen Fleiſche in der Subſtanz

und

und Farbe gemeiniglich unterſchieden, und enthält die Adern und Gefäſſe, woran die Samenkörner feſt gewachſen ſind, und woraus ſie ihre Nahrung ziehen.

Bey einigen Sorten iſt dies Mark dem Fleiſche mehr ähnlich, auch mit demſelben zuſammengewachſen, und eben ſo trocken, ſchmackhaft und eßbar. Bey andern iſt es leicht vom übrigen Fleiſche zu trennen, dabey wäßricht, unſchmackhaft, und fällt beym Anſchneiden der Frucht gleich heraus. In den jungen Früchten macht es drey Fächer aus, in den reifen erkennet man ſie nicht weiter.

9) Die Kerne, welche in großer Menge in dem Mark reifenweiſe ſitzen und die Mitte der Frucht ausfüllen, ſind allemal länglicht, oval, von beyden Seiten platt zuſammen gedrückt, auch eben und glatt.

Nur unterſcheiden ſie ſich a) in der Größe; denn von einigen Arten ſind ſie ganz klein, von andern aber wohl dreymahl ſo groß; b) in der Farbe, denn einige, und gemeiniglich die kleinern, ſind ziemlich hoch gelb, die größern aber gemeiniglich blaſſer, und die größten aus den weißen oder grünen Melonen faſt weiß. Sie enthalten in einer dünnen, glatten, membranöſen Schale einen weißen, platten, zweyblättrigen, ſüßen Kern, welcher daher von den Mäuſen begierig aufgeſucht wird, ſo, daß man ſie nicht ſorgfältig genug davor in Acht nehmen kann.

10) Der Saft richtet ſich nach der Farbe des Fleiſches; in wäßrigen Melonen iſt er häufig, und in trocknen und mehlichten fehlet er.

Er iſt bald ſüß, erhaben, biſamhaftig, oder gleichſam gepfeffert, wenn er etwas ſcharf iſt,

bald

bald unſchmackhaft, herbe, roh, und dem ausgepreßten Gruſe aus einer Gurke ähnlich.

11) Der Geruch iſt entweder angenehm, gewürzhaft, ſüß, erhaben, ſtark; oder er verräth das unſchmackhafte, rohe, erdhafte, oder bittere von der Frucht.

12) Der Geſchmack hängt von der Zartheit des Fleiſches und von der Güte des Saftes ab; und darnach wird

13) auch die Güte oder der Werth beſtimmet.

Da wir die Melone bloß roh eſſen, ſo ſehen wir darauf, ob ihr Fleiſch alle die Eigenſchaften habe, welche man bey einer guten Melone verlanget.

Die Güte der Melonen beſtimmet man nach folgenden Eigenſchaften:

1) Die Form und Größe trägt zur Güte eigentlich nichts bey; die kleinſten unanſehnlichſten Früchte ſind oft die beſten, wenn nur eine Frucht völlig und an allen Seiten gleich ſtark ausgewachſen iſt; denn wenn zu Zeiten eine Seite etwas Schaden nimmt, oder von der Hitze oder Kälte gleichſam erſtarret, ſo nimmt ſolches nicht ſo ſtark zu, wie der übrige Theil der Melone; das Fleiſch kann alſo an einer Seite von ziemlich gutem Geſchmacke ſeyn, da es gegen über bitter ſchmeckt und nicht zu genießen iſt. Daher kann auch eine und dieſelbe Pflanze einige vorzüglich gute Früchte geben, und dabey eine, welche gar nichts taugt.

Die größten Früchte fallen am beſten ins Auge, ſind aber gemeiniglich mehlicht oder wäßricht.

Vor dieſem hielt man am mehrſten auf Netzmelonen, welche, wenn ſie recht ausgewachſen

ſen ſind, ein feines Anſehen geben; nachdem man aber die faſt ſcheußlich ausſehenden, und über und über mit Warzen und Beulen beſetzten Kantalupen (Melo rotundus parvus. Bauh.) kennen gelernt hat, werden jene nicht mehr ſo geachtet.

Die runden und die gerippten Melonen pflegen gemeiniglich etwas geringer im Geſchmack zu ſeyn.

2) Die Schale kann recht dick ſeyn, und doch vorzüglich ſchmackhaftes Fleiſch enthalten, und man hält es gemeiniglich für ein gutes Zeichen, wenn ſie ſich merklich in der Subſtanz und Farbe vom Fleiſche unterſcheidet, als ein Merkmahl, daß dies recht vollkommen, und die Frucht recht ausgewachſen ſey. Man hat aber auch, ſonderlich weiße und grüne, Melonen mit dünner weicher Schale. Die Farbe iſt gleichgültig, wenn ſie aber außen ſehr ins gelbe fällt, pflegt es ein Merkmahl zu ſeyn, daß die Frucht überreif iſt, oder nichts taugt. Man hat Kantaluppen, welche, wenn ſie reif ſind, doch noch dunkel ſchwarzgrün bleiben, und dennoch von vortreflichem Geſchmack ſind.

3) An dem weit vorſtehenden Auge der Frucht kann man zu Zeiten wahrnehmen, wenn die Frucht nicht recht ausgewachſen iſt; doch giebt es kein untrügliches Zeichen. Hingegen muß

4) eine gute Melone einen dicken, kurzen, fleiſchichten Stiel haben. Denn je dicker er iſt, je mehr zuführende Nahrungsgefäſſe ſind in die Frucht gegangen, und deſto beſſer haben die Säfte darin bereitet werden können.

Iſt der Stiel hingegen dünne, trocken, mager und verwelkt, ſo iſt es ein Zeichen, daß es entweder der Ranke ſelber an Nahrung gefehlt,

oder

oder daß die Frucht wenig Nahrung gebraucht habe, in beyden Fällen pflegt ſie nicht zu taugen.

5) Das Fleiſch muß ſaftig, aber nicht wäßricht; zart uud ſchmelzend, aber nicht mehlicht ſeyn.

Einige lieben fleiſchichte Melonen, deren Fleiſch mehr Subſtanz hat, und ſchon trocken genannt werden kann, doch ſo, daß es ihm an genugſamen Saft nicht fehlt; andere ziehen die mehr ſaftigen vor, welche auf der Zunge in lauter Saft zerfließen, und jenen vielleicht ſchon wäßricht ſcheinen.

Die Farbe des Fleiſches iſt zwar ziemlich gleichgültig; doch haben die mit weißem oder grünem Fleiſche allemal mehr wäßrichtes und Gurken- oder Kürbisähnliches; daher ſie denen, welche fleiſchichte Melonen lieben, nicht ſchmecken werden, vor welchen ſie nach dem Geſchmacke anderer aber Vorzug haben.

6) Das Mark muß nur einen geringen Theil der Frucht einnehmen, und nicht wäßricht ſeyn. Es pflegt ein übles Zeichen zu ſeyn, wenn das Mark mehrentheils aus einem trüben gelben Waſſer beſteht, in welchem die Kerne ſchwimmen, und welches, wenn man die Frucht anſchneidet, herausläuft.

Die Melonen, welche ein trocknes Mark und gar kein Waſſer, noch weniger eine Hölung haben, und in welchen die Kerne gleichſam als in einem feſten Fleiſche ſitzen, pflegen ein etwas zähes und trockenes Fleiſch zu haben, werden aber doch von einigen vorgezogen.

7) Die Kerne müſſen vollkommen und dick aufgelaufen ſeyn. Wenn ſie platt und größtentheils taub ſind, ſo kann man darauf rechnen, daß

daß die Frucht nicht recht ausgewachſen und ſchadhaft ſey; es ſey nun, daß die männliche Blüthe genommen worden, oder daß ſie doch durch einen Zufall Schaden genommen hat; oder daß die Beete zu kalt geweſen, und nicht den rechten Trieb gegeben haben.

8) Der Saft muß recht ſüß, etwas biſamhaftig und gepfeffert ſeyn; nehmlich daß er auf der Zunge eine kleine, angenehm fallende, Schärfe hat.

9) Der Geruch muß ſüß, angenehm und durchdringend ſeyn, und ungefähr dem Geruche von weißem Peche ähnlich kommen. Melonen, die keinen guten Geruch geben, pflegen auch unſchmackhaft zu ſeyn.

10) Der Geſchmack richtet ſich nach dem Safte, und muß ſo angenehhm ſeyn, daß man nicht nöthig hat, ihn durch Zucker zu erheben, ſondern daß er vielmehr angenehmer fällt, wenn man die Süßigkeit mit etwas Salz dämpft.

11) Bey den Melonen giebt das Gewicht noch einen Beweis von ihrer Güte. Denn wenn ſie nach Verhältniß ihrer Größe ſich ſchwer in der Hand fühlen laſſen, ſo iſt es ein Beweis, daß die Frucht völlig ausgewachſen, recht fleiſchicht, und inwendig nicht hohl noch wäßricht ſey.

12) Noch kann das Gefühl einen Beweis geben; denn wenn eine Frucht ſich welk anfaſſen läßt, ſo iſt es ein Zeichen, daß die Ranke, an welcher ſie gewachſen, vertrocknet, und daß ſie nothreif geworden iſt. Ja man kann

13) das Gehör zu Hülfe nehmen, wenn man mit dem Rücken des Fingers daran klopft und ſie klingt nicht hohl, ſondern recht voll.

Die

Die Franzoſen faſſen die guten Eigenſchaften einer Melone kurz: Il faut, qu'il ſoit, ſuccré, vineux, d'un agréable parfum, avec une chair pleine, et vermeille.

Die Zeit der Reiſe hänget davon ab, ob die Kerne früh oder ſpät geſteckt, oder die Pflanze gut gewartet worden.

Wenn die Kerne noch ſo früh geſteckt worden, ſo geht es in unſern kältern Gegenden doch nicht an, vor Mitte des Junius reife Früchte zu haben; wenigſtens iſt es unmöglich, eher wohlſchmeckende Früchte zu ſchaffen, weil die Sonne nothwendig viel dazu beytragen muß, um den Saft gehörig zu bereiten, und ihm das Angenehme zu geben. Von dieſer Zeit an aber kann man durch Nachpflanzen in einer Folge bis Ende Septembers gute Früchte haben, und wenn der Herbſt gut, trocken und heiß iſt, ißt man oft noch Ende Octobers Melonen von leidlichem Geſchmacke.

Wenn man recht gute Miſtbeete hat, und die Melonen, ſo oft es nöthig iſt, verpflanzen, und auf neue warme Beete bringen kann: ſo können die jungen Pflanzen in ſieben bis acht Wochen nach dem Keimen junge Früchte zeigen, und dieſe werden nach vierzig Tagen, wenn es recht warm iſt, reif. Oft ſitzen die Früchte aber, wenn ſie nicht die völlige Hitze haben, über zwey Monat am Stamm. Es kommt dabey alſo viel auf die Lage des Orts, auf deſſen Grund und Boden, und auf die Witterung an, ob die Früchte vier Wochen früher oder ſpäter reifen.

Die rechte Zeit der Reiſe zu beurtheilen, wird eine beſondere Uebung erfordert. Denn alle Merkmahle, welche man hat, ſind zweydeutig.

Eine

Eine Melone hat niemahls den völligen angenehmen Geſchmack, wenn ſie gleich unmittelbar, wie ſie abgenommen worden, gegeſſen wird, als wenn man ſie vorher ein paar Tage im Keller liegen und nachreifen läßt. Wenn ſie aber den rechten Grad der Reife hat, darf man ſie nicht lange mehr liegen laſſen, ſonſt verliert ſie das recht Angenehme, und wird entweder mehlicht oder wäſſericht. Mithin iſt es künſtlich, die rechte Zeit zum Abnehmen zu treffen, wenn die Früchte eben den Grad der Reife erlangen wollen, ſo daß ſie, nachdem ſie ein paar Tage gelegen haben, in ihrer rechten Vollkommenheit ſind.

Die Zeichen, worauf ein Gärtner zu ſehen hat, ſind folgende:

1) Muß er bey täglicher Nachforſchung der Beete bemerken, wenn eine Frucht aufhöret zu wachſen und zuzunehmen, denn ſo kann er glauben, daß ſie der Reife nahe ſey, und er muß die folgenden Kennzeichen zu Rathe ziehen.

2) Einige Sorten pflegen ſich zu färben, und ſo wie ſie reifen, mehr gelb zu werden, dieſe kann man alſo leicht beurtheilen. Bey andern merkt man hingegen bey der Reife in der Farbe nicht die mindeſte Veränderung. Z. B. bey den dunkeln ſchwarzgrünen Kantaluppen, oder bey den weißſchaligen Melonen.

3) Die Netzmelonen bekommen zu Zeiten zwiſchen dem Netze kleine Flecken, als wenn jemand mit einem Nagel hineingekniffen hätte; alsdann ſind ſie ſicher reif.

4) An den mehrſten Melonen, ſonderlich an den Netzmelonen, löſet ſich der Stiel durch kleine Ritzen gleichſam von der Frucht ab; dann iſt es Zeit, ſie abzunehmen. Schlichte Melonen, ſonderlich

derlich die am Stiele etwas ſpitz ablaufen, auch zum Theil die Kantaluppen löſen ſich hingegen nie. Man muß ſich alſo die ſich nicht löſenden Sorten wohl bekannt machen, damit man nicht vergebens auf das Löſen hoffe, und unterdeſſen die Früchte überreif werden laſſe.

5) Wenn eine Frucht, da man ſie nahe zu der Naſe bringt, einen merklichen Melonengeruch ſpüren läßt, ſo iſt ſie ohne Zweifel reif. Es iſt nur übel dabey, daß man ſich einer Frucht nicht allemal genau nähern kann, und wenn man ſie in der Ferne bereits riecht, oder wenn der Geruch recht merklich wird, ſo iſt die Frucht bereits überreif. Bey den dickſchaligen Melonen iſt der Geruch zu Zeiten von außen nicht recht merklich, und es wird, um ihn zu entdecken, eine empfindliche Naſe erfordert. Wenn viele Melonen neben einander liegen, irrt man ſich auch wohl im Geruch, und legt ihn Früchten bey, von denen er am wenigſten herkommt. Im übrigen müſſen die Früchte billig abgenommen werden, wenn der Geruch kaum merklich iſt, damit ſie noch ein paar Tage liegen können.

6) Die gar nicht riechenden und ſich nicht färbenden Früchte pflegt man aus dem Klange zu beurtheilen, wenn man mit dem Rücken eines Fingers von außen gegen die Schale klopft, und die Frucht giebt ſodann einen etwas hellern Klang wie gewöhnlich.

7) Sehr geübte Gärtner wollen auch im Gewicht einen Unterſchied bemerken, daß nähmlich eine Frucht, ſo wie ſie reifet, etwas leichter werde.

8) Die allerſicherſte Probe iſt endlich, wenn die übrigen einen Zweifel laſſen, daß man mit einem ſpitzen Meſſer oben nicht weit vom Stiel ein-

einen Triangel von drey Seiten hinein ſtoße, ſo daß ſich ein kleiner dreyſeitiger Keil löſet und heraus nehmen läßt. Von ſolchem ſchneidet man das Fleiſch ab, und wenn es noch nicht zeitig genug ſeyn ſollte, und die Frucht Hoffnung giebt, daß ſie gut ſeyn werde, ſo ſteckt man das übrige vom Keil wieder hinein, und läßt die Melone noch einige Tage im Keller liegen.

Iſt uns daran gelegen, eine ohnehin der Zeitigung nahe ſeyende Melone bald reif zu haben, ſo darf man nur runs um das Beet den alten Miſt bis an den Kaſten wegſtecken, und ſolches mit friſchem warmen Miſt anheitzen: ſo wird man die Frucht in acht Tagen ſchon abnehmen können. Denn dieſer heiße Miſt verbrennt die Wurzeln der Pflanze und beraubt ſie ihrer Nahrung; die zugleich an den Stamm kommende friſche Wärme befördert die Zeitigung. Ein ſolcher gewaltſamer Trieb beraubt aber gemeiniglich der Frucht etwas von ihrer Vollkommenheit, vornehmlich wenn eben die Witterung ohnehin recht heiß wäre; man richtet auch alle übrigen kleinern Früchte an dem nähmlichen Stock zu Grunde. Es ſtehet alſo nicht zu rathen, daß man dies Mittel öfter anwende.

Wenn eine Frucht reif iſt, kann man ſie wohl ein paar Tage in einem Keller aufheben, länger aber nicht, ſonſt verliert ſie. Einige graben ſie auf dem Beete in friſche Erde über und über ein, damit ſie größer werde; es iſt aber dieſes bey den Melonen noch weniger wie bey den Angurien erlaubt, oder von Nutzen.

Da es eine ſo große Mannigfaltigkeit von Spielarten giebt, welche von ſehr verſchiedener Güte ſind: ſo muß man ſorgfältig in der

Wahl der zu ziehenden Arten ſeyn, und bey Zeiten ſich nach guten Kernen bemühen.

Man erhält Melonenkerne aus Italien, aus Smirna, aus Ungarn, aus Aſtracan, aus Frankreich, aus Spanien, aus Portugal, aus Amerika, u. ſ. w. Man fähret aber gemeiniglich übel dabey, und findet, daß dieſe Sorten nicht allemal bey uns in einer andern Weltgegend gut einſchlagen. Bey der Wahl der Kerne zum Stekken iſt verſchiedenes zu bedenken.

1) Die Erfahrung lehret, daß die beſten Sorten, wenn wir ſie lange an Einem Orte bauen, endlich an Güte verlieren, und daß bey den Melonen, ſo wie bey allen Feldfrüchten, viel daran gelegen ſey, daß man die Ausſaat öfters verändere.

2) Wenn man Kerne aus einer entfernten Gegend kommen läßt, pflegen die Früchte davon im erſten Jahre nicht gut zu gerathen; man darf alſo daraus nicht gleich urtheilen, als wenn die Sorte überhaupt nicht tauge.

3) Es liegt viel daran, daß die Kerne von auserleſenen Früchten aufgehoben werden; man thut alſo immer beſſer, in guten Jahren einen zureichenden Vorrath von Kernen zu ſammeln. Man kann von den nähmlichen Kernen verſchiedene Jahre nach einander ſäen, damit man nicht ſo viele Generationen habe.

4) Man hebet bey Tafel bey Speiſung der Melonen von den früheſten und wohlſchmeckendſten Früchten Kerne auf. Da ſolche aber leicht verwechſelt, und mit Kernen aus ſchlechtern Früchten vermenget werden, ſo pflegen

5) vorſichtige Gärtner ſich gleich am Stocke eine oder ein paar recht ausgewachſene Früchte auf einem wohl eingeſchloſſenen Beete, worauf eine reine

reine Befruchtung geſchehen, zu bemerken, und ſolche zurück zu legen, wenn gleich zu der Zeit die Früchte noch rar ſind. Dieſe läßt man am Stamme überreif werden, und nimmt erſt, wenn ſie verfaulen wollen, die Kerne heraus.

6) Es iſt ein gemeiner übler Gebrauch, wenn man unter jedem Fenſter in dem nähmlichen Kaſten eine andere Sorte von Melonen ſetzet, und ſo iſt die Ausartung unvermeidlich. Man darf alſo von zweifelhaften Beeten keine Kerne zur Ausſaat aufheben.

7) Man hat ſich wohl in Acht zu nehmen, daß man lauter recht ausgewachſene vollkommene Kerne ſtecke. Die beſte Vorſicht, wenn man aus einer Frucht die Kerne aufheben will, iſt, daß man ſie in ein langes Glas ſchütte, und Waſſer darauf gebe; ſolches alsdenn nur gelinde umrühre, und darauf mit einem Löffel alle im Glaſe ſchwimmende, und ſich auch nur etwas erhebende Kerne abfülle, ſo daß die feſt auf dem Boden ſich legenden, alſo die größte Vollkommenheit habenden Kerne zurück bleiben, wenn man deren auch nur ein Dutzend behielte, welche mehr werth ſind, als Hundert unvollkommene.

8) Man darf die Kerne im Waſſer nicht viel umrühren, damit der daran ſitzende Schleim ſich nicht ablöſe; wenigſtens hält man dafür, daß ſolcher zur Süßigkeit der Früchte etwas beytragen möchte. Sobald man alles aus dem Glaſe abgeſchöpft hat, werden die übrig bleibenden Kerne auf ein Papier geſchüttet, und an einem luftigen Orte getrocknet. Man ſchüttet ſie endlich in ein verſchloſſenes Papier, ſchließt ſie aber nicht eher ein, bevor ſie nicht durchaus trocken ſind.

9) Wenn man ſolchergeſtalt den beſten Vorrath von Kernen hat, trägt es ſich zuweilen zu,

daß Mäuſe ſie, wenn ſie auch in einem Schranke verwahrt werden, auffinden und verzehren. Das beſte Mittel dagegen iſt, ſie in Beutel unter der Decke eines Zimmers frey aufzuhängen: denn ſie in einem verſchloſſenen dichten Gefäße einzuſperren, iſt gefährlich.

10) Wenn man auch Kerne von den beſten Sorten geſammelt hat, kann man ſie nicht friſch verbrauchen: denn ſie haben im Anfange noch zu viel wäſſeriges und flüchtiges; die daraus gezogenen Pflanzen treiben ſodann ſtark und frech in Ranken und Laub, ſetzen aber nicht leicht Früchte an, oder werfen die angeſetzten wohl gar wieder ab.

11) Die Gärtner lehren, daß, wenn man ja genöthigt wäre, friſche Kerne zu ſäen, man ſolche nur den Winter über in einer eingeheitzten Stube liegen laſſen, oder aber ein paar Monathe in der Taſche nahe am Leibe in einer beſtändigen Wärme tragen ſolle, ſo würde das Wäſſerige verfliegen. Es mag dieſes in wärmern trocknen Gegenden hinreichen, daß es aber an einem feuchten, fetten und kalten Orte nicht genug ſey, iſt durch die Erfahrung bekannt.

12) Miller meinet, man könne die Kerne ſchon mit dem dritten Jahre gebrauchen; allein in unſern kältern Gegenden wird es ſicherer ſeyn, ſie fünf bis ſechs Jahre alt werden zu laſſen, weil die Pflanzen zu ſtark getrieben werden, und aus Noth tragen müſſen.

13) Die Kerne keimen noch bis zum zwölften Jahre, zuletzt aber werden die Pflanzen zu ſchwach und ohnmächtig; daher ſehr alte Kerne zu ſetzen eben ſo wenig rathſam iſt, wenn man nicht zu Zeiten dazu genöthigt wird, um eine Sorte fortzupflanzen.

14) Man pflegt die Früchte, ehe ſie gegeſſen werden, bey Eis zu legen, ſonderlich wenn ſie erſt denſelben Tag gepflückt worden. Von ſolchen taugen die Kerne aber zum Pflanzen nichts.

15) Wer behutſam ſeyn will, nimmt nur die Kerne aus derjenigen Hälfte der Melone, welche an der Sonne gelegen hat, weil die Säfte in ſolchem Theile der Frucht von der Sonne beſſer gekocht ſind, und die Kerne vollſtändiger und reifer zu ſeyn pflegen.

Bey der Wahl guter Sorten iſt das übelſte, daß ſolche ungewiß zu beſtimmen, mithin keine gewiſſe Namen davon anzugeben ſind.

Herr von Münchhauſen hat in einer Zeit von dreyßig bis vierzig Jahren bey ſich hundert und mehr Arten gebauet, welche ihm aus allen Welttheilen, wenigſtens unter verſchiedenen Namen zugeſandt worden. Er getrauete ſich aber kaum, einige von den beſten Sorten hinlänglich zu beſchreiben und zu beſtimmen.

1) Die gewöhnlichſte Art, welche jetzt am mehrſten und faſt allein geachtet iſt, iſt die Kantalupp-Melone, Le Melon de Florenze, L'Ecole du Pot. p. 125, welche aus Italien kommt, und den Nahmen von einem kleinen Ort nicht weit von Rom führt, wo ſie in Menge gebauet wird. Nach dem Miller ſchreibt ſie ſich aus Armenien her. Deren Früchte ſind platt gedruckte Kugeln, von unförmlicher Geſtalt, über und über mit hervorſtehenden Warzen und Beulen beſetzt.

Sie macht gleichſam eine eigene Art aus, und es ſind verſchiedene Sorten davon bekannt, welche bald dunkelgelbes, bald hellgelbes, bald weiß, bald grünes Fleiſch haben; deren Früchte

bald mehr ins Kugelrunde fallen, bald mehr platt gedruckt ſind, bald gar etwas länglicht werden; deren Schale bald dunkelgrün, bald mehr gelb, bald mehr glatt, bald etwas geriefelt iſt; deren Kerne bald groß, bald klein ſind.

Nimmt man ſie aber nicht genau in Acht, daß jede Sorte auf einem Beete ganz allein gezogen werde, wo keine andere Melonen in der Nähe ſind, ſo wird man im folgenden Jahre aus den Kernen von einer dunkelgrünen recht platten, höckrichten und warzigen Frucht ſchon wieder Früchte ziehen, welche, wie die gewöhnlichen Melonen, glatt, oval, lang, und außen weiß ſind, mithin keine Spur von einer Kantaluppe mehr an ſich haben. Man bemerkt nicht ſelten, daß an der nähmlichen Pflanze eine Ranke eine noch etwas höckerige runde Frucht; die andere hingegen eine ganz glatte trägt; daher kann man nicht anders urtheilen, als daß die Kantaluppen überhaupt nur zufälliger Weiſe entſtandene Spielarten ſind; und aus der äußern Geſtalt ſollte man glauben, daß der warzige Flaſchenkürbiß, Cucurbita verrucoſa L. (ſ. unter **Kürbiß**, Th. 56, S. 741), welcher eben dergleichen Früchte hat, dazu Gelegenheit gegeben hätte.

Man hat eigentlich vier Hauptarten davon.

a) **Die ſchwarze Kantaluppe**, auch die ſchwarze italieniſche **Kantaluppe** genannt, welche ſo genannt wird, weil die Schale außen dunkel ſchwarzgrün iſt, auch die Farbe, wenn ſie reifet, nicht ändert. Dieſe iſt mit die größte und beſte, deren Früchte am ungeſtaltetſten ſind; ſie hat eine dicke, ſchwammichte Schale, und ein dunkelgelbes ſüßes Fleiſch von koſtbarem Geſchmacke. Man nennt ſie in Italien Il

Melone

Melone degli Santi, die Melone der Heili-
gen.

b) Die Orangen-Kantaluppe iſt mehr länglicht, hat nicht ſo viele Warzen, und gleich der vorigen ein gelbes Fleiſch, die Schale färbt ſich außen auch ſchon etwas ins gelbe, wenn ſie reifet. Sie iſt weniger weichlich als die vorige, aber im Geſchmacke auch etwas geringer.

c) Die grüne Kantaluppe hat den Nahmen, weil ihre Schale grün bleibt, und wenn ſie reift, nur etwas ins gelbliche fällt; ſie hat weniger Warzen wie die erſtere, muß aber eben auch platt ſeyn. Ihr Fleiſch iſt dunkelgelb; ſie erfordert viel Sonne, ſo wird ſie vortrefflich. In unſerer kältern Gegend geräth ſie nicht allemal, und berſtet leicht auf. Sie iſt zu Zeiten etwas gerippet.

d) Die weiße Kantaluppe iſt groß, etwas gerippet, platt, warzig, und auswendig grün, etwas aus dem weißen geſcheckt. Sie hat ganz weißes ſüßes Fleiſch, welches ſchmelzend und ſehr ſaftig iſt. Sie hat aber den Fehler, daß die Schale außerordentlich dick iſt, dagegen hat ſie wenig Fleiſch; es iſt alſo nicht ſo viel daran zu eſſen, und wenn man beym Eſſen geitzig iſt, und das Fleiſch nicht dünne genug herausſchneidet, daß etwas von der Schale daran ſitzen bleibt, ſo ſchmeckt ſie bitter und weniger angenehm.

Außer dieſen ſind auch noch folgende Kantaluppen zu merken, welche ſich mehr oder weniger zu dieſer oder jener von den vorſtehenden rechnen laſſen, nähmlich

e) Die frühe verſilberte Orangen-Kantaluppe, die unter allen Kantalupp-Arten

am länglichſten wächſt, hat Warzen und iſt von grüner Farbe, wird aber, wenn ſie reif iſt, durch und durch voll ſtrohgelber Flecken. Sie iſt ſehr dauerhaft und außerordentlich wohlſchmeckend.

f) **Die Florentiner Kantaluppe** iſt ſehr ſtark gewarzt, und ziemlich groß, hat aber eine ſehr dicke Schale. Ihr Fleiſch iſt gelb und ſehr köſtlich von Geſchmack.

g) **Die Römpin-Kantaluppe** mit einer etwas länglichen platten Frucht und ganz dünn genetzten Reiſen um den Stiel. Die mit Warzen beſetzte Schale iſt anfangs grün, wird aber gegen die Zeit der Reife ſtrohgelb. Sie giebt einen ſtarken angenehmen Geruch von ſich, trägt häufig und ganz früh, und hat einen ganz vortrefflichen Geſchmack, weshalb ſie vor vielen andern angezogen zu werden verdienet.

h) **Prinz von Oranien**, oder die frühe Holländiſche Kantaluppe, iſt etwas rund und gerippt. Sie trägt viel und gern und wird, wenn ſie einmal im Wachsthume iſt, in 30 Tagen reif. Ihr Fleiſch iſt gelb und ſehr gut von Geſchmack.

i) **Die rothe Kantaluppe**, von mittler Größe, meiſt kugelrund, doch etwas platt. Sie hat eine dünne Schale, und ihre ganz kleinen Warzen ſtehen auf derſelben dicht zuſammen. Ihr Fleiſch iſt ganz dunkelblutroth und hat einen vortreflichen Geſchmack.

k) **Die ſpaniſche Kantaluppe** trägt eine mittelmäßige etwas plattrunde Frucht mit einer ſtrohgelben Schale und ganz feinen dünnen Wärzchen. Ihr Fleiſch iſt ſchneeweiß, ziemlich dick und hat einen ungemein vortreflichen Geſchmack. Sie iſt aber unter allen Kantaluppen die zarteſte und bedarf deshalb einer ſorgfältigen Wartung.

l) Die

l) **Die gerippte Kantaluppe.** Dieſe Sorte unterſcheidet ſich am merklichſten von allen übrigen. Sie iſt grüner, bey ihrer Reife von ein wenig ins gelbe ſcheinender Farbe, ſehr platt und wird durch verſchiedene Streifen in lauter tiefe Furchen eingetheilet. Sowohl dieſe Furchen, als die ſtark hervorſtehenden Rippen, ſind ganz platt und ihr Geſchmack iſt ungemein ſchön.

m) **Die Zwerg-Kantaluppe.** Die Frucht dieſer Kantalupp-Sorte iſt unter allen am kennbarſten, weil keine einzige dergleichen kugelrunde, meiſtens glatte und mit ſehr feinen dünnen Wärzchen beſetzte grün und ſtrohgelb geſtreifte Frucht trägt. Ihr Fleiſch iſt überaus köſtlich. Die Pflanze treibt ſehr ſtarke dicke aber kurze Ranken, die ſelten über einen Schuh lang wachſen, ſo daß ſie, wenn man ſie gehörig ausbreitet, niemals dürfen beſchnitten werden, es wäre denn, daß man einen überflüſſigen und unnützen Zweig wegnehmen wollte. Sie iſt ſehr dauerhaft und ſtark, trägt gern, ſetzt aber doch niemals mehr Früchte an, als ſie tragen kann.

n) **Die frühe Spaniſche Kantaluppe,** welche auch von einigen Gärtnern Melone de Palermo genennet wird, trögt eine ſehr große meiſt kugelrunde Frucht, deren ſehr glatte und dünne Schale mit ſtrohgelben ſchmalen Streifen bezeichnet iſt. Sie hat ein hellgrünes ſehr ſaftiges Fleiſch, welches, wenn die Frucht recht ausgewachſen, von ſehr köſtlichem und angenehmen Geſchmacke iſt.

Alle Kantaluppen haben den Fehler, daß ſie weichlicher ſind, als unſre gemeinen Melonen; ſpäter und weniger Früchte anſetzen, und wegen ihrer dicken, ſchwammichten Schale mehr

Nahrung, auch mehr Wärme und Sonne erfordern; gleichwohl ſpäter reifen, folglich auch weniger eßbares Fleiſch haben; dagegen ihr vortreflicher Geſchmack ſie doch aller Orten vorzüglich geachtet macht, wiewohl ſie ſich mehr für warme Gegenden ſchicken.

2) Die gewöhnlichſten Melonen bey uns ſind die Netzmelonen. Les Melons brodés. Le Melon François, ou Le Melon Mareché. S. L'Ecole du P.

Man hat deren viele Arten. Die beſten müſſen von ziemlicher Größe und lang ſeyn, über und über mit einem erhobenen weißen Netze überzogen; die Fächer zwiſchen dem Netze ſind Anfangs grün, und werden am Ende hellgelb. Wenn man die Frucht aufſchneidet, muß ſie eine dünne Schale von dunkler grasgrüner Farbe und darunter ein dunkles, orangengelbes, ſaftiges, dickes Fleiſch, dabey ſehr wenig trocknes, die Mitte ganz einnehmendes, und gar keine Höhlung laſſendes, folglich ein Fleiſch mit eßbarem Marke haben, in welchem die Kerne, ein jeder gleichſam in ſeiner Höhlung beſonders eingekleidet liegen (semina nidulantia). Die Kerne ſind klein, dick, von Farbe gelb.

Dieſe wird von denjenigen vorgezogen, welche ein feſtes Fleiſch lieben.

Sie pflegt leicht in allen Jahren zu gerathen, und iſt weniger weichlich wie die vorigen.

Die Löſung des Stiels iſt ein ſicheres Zeichen von der Reife.

3) Geriefelte Melonen. Les Melones à côtes.

An dieſen iſt die Frucht durch zwölf Reifen oder Furchen getheilet, zwiſchen welchen ſich das Fleiſch merklich erhebet. Die Furchen ſelber ſind

gemeiniglich glatt, und von grüner Farbe, die hervorſtehenden Rippen aber pflegen genezt zu ſeyn, und werden zwiſchen durch mehr gelb.

Die Schale muß, wenn die Frucht aufgeſchnitten wird, von dem Fleiſche merklich unterſchieden, und grün, das Fleiſch aber ſchön gelb und ſaftig, doch nicht wäßricht ſeyn; die Farbe davon pflegt nicht ſo dunkel als bey den vorigen zu ſeyn. Sie haben in der Mitte eine große Höhlung und das Mark iſt völlig vom Fleiſch unterſchieden; daher enthalten ſie weniger eßbare Subſtanz als die vorigen, werden aber gemeiniglich eher und leichter reif, da die Wärme und Sonne eher durch die ganze Maſſe wirken kann. Dagegen findet man auch oft, daß ſie wäßricht, oder aber mehlicht und unſchmackhaft ſind.

4) **Die frühe Melone.** Le Melon de Carmes. S. L'Ecole du P.

Melo moschatellinus rotundus parvus, seu Melo sacharinus. Moris. Hiſt. P. II. p. 40.

Wird nicht ſehr groß, und iſt mehr rund als lang, auswendig etwas genezt, und inwendig goldgelb, ohne merkliche Reifen. Sie kommt etwas früher als die übrigen, und wird, weil ſie kleiner iſt, eher zeitig; ſie iſt bey guten Jahren ganz wohlſchmeckend, oft aber auch etwas mehlicht.

5) **Die weiße Melone.** Le Melon blanc. S. L' Ecole du P. Holl. Spek - Meloenen.

Iſt von Form oval und pflegt gegen den Stiel etwas abzulaufen, löſet ſich daher nicht am Stiel. Sie iſt außen ganz glatt und weiß, ändert auch die Farbe nicht, wenn ſie reifet. Anfangs iſt ſie auswendig gleichſam wie ein Sammet mit feinen Härchen beſezt. Wenn man ſie aufſchneidet, ſo iſt die dünne Schale

dun-

dunkelgrün, das Fleiſch aber weißlicht, ſo daß es in das gelbe ſpielt, das Mark iſt gelblicht, und die ziemlich großen Kerne ſind weiß.

Das Fleiſch zerſchmelzet auf der Zunge, und muß ſehr ſüß, etwas müskirt und gepfeffert ſeyn, ſo daß es eine geringe angenehme Schärfe hat, welche ſtärker wird, wenn die Frucht überreif iſt, da ſie denn leicht eisdrönig wird. Weil ſie ſich beym Reiſen gar nicht verändert, ſo werden die Früchte, wenn man ſich nicht ſehr in Acht nimmt, leicht überreif.

Sie ſchreibt ſich aus Perſien her; Herr von Münchhauſen hat ſie auch wohl unter dem Nahmen einer aſtracaniſchen Melone erhalten. Sie hat den Fehler, daß ſie nicht ſo gern anſetzt und etwas ſpäter reif wird; ſie gleicht im Geſchmacke viel den Angurien. Vielen Melonenkennern iſt ſie zu wäßricht, und ihr Fleiſch hat ihnen nicht Conſiſtenz genug.

6) **Die rothe Melone.** Le Melon cramoiſi. S. L'Ecole du P.

Eine in Italien ſehr geachtete Sorte, hat große, weißlichte Kerne, und eine länglichte, mehr glatte Frucht; auswendig weiß, wenig genetzt; das Fleiſch iſt inwendig ſehr roth; noch dunkler als in einer Angurie. Die Kerne ſind ſehr groß und weiß. In der Ecole du Potager wird geſagt, daß ſie in Deutſchland ſehr gut geriethe; Herrn von Münchhauſen haben aber die aus Italien erhaltenen, und drey Jahr nach einander gebaueten Kerne keine vollkommene Früchte geben wollen; vielmehr ſchien unſere Witterung derſelben ſchon zu kalt zu ſeyn. Das Fleiſch erhält nicht die rechte Röthe, und war nur wie eine Angurie gefärbt, die Kerne aber blieben insgeſammt taub. Sonſt wird ſie vielleicht in

Deutſch-

Deutſchland nirgends gebauet, außer daß ſie auch in Wien bekannt ſeyn ſoll.

7) **Die Winter-Melone.** Le Melon de Morée verd; le Melon de Candie, ou le Melon d'Hyver. L'Ecole du P.

Dieſes iſt eine länglichte, den Gurken ähnliche Frucht, mit einer glatten grünlichen Schale, und weißlichem sehr ſüßen Fleiſche, welche man bis in den Winter halten kann, wenn ſie an einem trocknen luftigen Orte aufgehängt wird. In Neapel hängt man ſie in den Häuſern um die Fenſter herum. Bey uns ſcheint es für ſie zu kalt zu ſeyn.

Dem Laube nach ſcheint dieſe eine von den übrigen merklich unterſchiedene Sorte zu ſeyn, da man die andern vorbeſchriebenen nur als Varietäten betrachten kann. Die Kerne davon ſind groß.

8) **Die kleine Orangen-Melone.** Le petit carme hâtif. S. L'Ecole du P.

Dieſe hält Linné für eine verſchiedene Art, unter dem Nahmen Cucumis *Dudaim*, foliorum angulis rotundatis, pomis ſphaericis, umbilico retuſo, weil die ganze Pflanze mit ſammt der Frucht mit feinen weichen Härchen beſetzt iſt. Der Herr von Haller merkt in Horto Goett. p. 208 an, daß ſie nebſt den männlichen auch vollkommene Zwitterblumen habe. Die Früchte ſind nicht größer, wie eine Pomeranze, kugelrund, außen geſtreift, und grün und gelblich geſcheckt. Sie riechen ſtark, und haben ein gelbes Fleiſch von zwar ſüßem, aber matten Geſchmack. Sie verdienen alſo nicht weiter als um der Abwechſelung halber gezogen zu werden. Sie wachſen in Perſien, Arabien und Egypten.

Da man bey den Melonen ſo ſehr auf den guten Geſchmack ſieht; da es ſo viele Mühe koſtet, ſie anzuziehen, und Sorten von gutem Geſchmack anzuſchaffen, und da man ſolche ſo leicht verdirbt, wenn man mehrere Sorten neben einander zugleich zieht: ſo iſt jedem zu rathen, ſich nicht verführen zu laſſen, wenn er neue unbekannte oder prächtige Nahmen nennen hört. Es muß einer ſchon viele Miſtbeete haben, wenn er ohne Gefahr ſechs oder acht Sorten zugleich bauen kann. Die hier beſchriebenen Sorten ſind deshalb vielleicht hinreichend für die Melonen-Liebhaber, ſich daraus welche zum pflanzen zu wählen, und die große Menge der übrigen Spielarten kann hier füglich mit Stillſchweigen übergangen werden.

Man hat ſonſt noch eine ganz große Melone, welche unter die Netzmelonen gehört, und Früchte von erſtauender Größe und anſehnlichem Gewichte bringt, die zum Verkaufe, vornehmlich in großen Städten, beſſer ſind, und oft theuer bezahlt werden, weil man gern viel für das Geld haben will. Wahre Kenner verachten ſie aber, weil ſie gar keine Süßigkeit und ein mehlichtes, unſchmackhaftes Fleiſch haben. —

Um gute Früchte zu haben, wird eine genaue Wartung erfordert. Es wird alſo nicht unnütz ſeyn, eine umſtändliche Anweiſung dazu hier mitzutheilen, da faſt keine Pflanze in allen Stücken eine ſo genaue Aufſicht begehrt.

1) Zuvörderſt muß man ſich gute Kerne anſchaffen, und wie ſchon erwähnt worden, ſolche alt genug werden laſſen.

2) Einige rathen die Kerne vor dem Stecken eine Nacht oder auch nur ein paar Stunden in ſüßem Wein oder Milch zu weichen.

Dieſe

Dieſes hat indeſſen nicht den mindeſten Nutzen, ſondern iſt vielmehr ſchädlich.

3) Sehr früh und vor der Mitte des Märzes Kerne zu ſtecken, iſt vergebens, vornehmlich in unſerer kalten Gegend. Man muß viele Mühe anwenden, um früher gezogene Pflanzen zu erhalten. Da ihnen keine Luft gegeben werden kann, ſo pflegen ſie nachher zu erſtarren, und nur kleine magere mehlichte Früchte zu liefern.

4) Da die Gurken früher gezogen werden können, ſo ſteckt man die erſten Kerne neben her an der Seite auf ein Gurkenbeet. Sie werden weggenommen, ehe die Gurken ſich ſo weit ausbreiten, und es thut dieſen keinen Schaden.

5) Muß man ein eignes Beet dazu machen, ſo kann ein kleines Beet von einem Fenſter hinreichen, um hundert und mehr Pflanzen darauf zu ziehen. Dergleichen Beet darf ſchon nach ein paar Tagen, ehe die ſtarke Hitze ganz vorüber iſt, beſäet werden, weil dieſe den Kernen nicht ſchadet, vielmehr ſie eher zum Keimen bringt.

6) Die Kerne reihenweiſe zu ſäen, iſt nicht gut, weil die Pflanzen zu dicht neben einander zu ſtehen kommen, und die Wurzeln ſich in einander verwickeln. Man muß ſie nur einzeln ausſtreuen, ſo daß zwiſchen einem jeden Kern wenigſtens ein ſtarker Daumen, bis zwey Zoll breit Platz iſt, ſo kann man, wenn die Pflanzen herangewachſen ſind, mit ein paar Fingern bequem in der loſen Erde unter jeder Pflanze faſſen, und ſie mit der Erde heraus heben, ohne daß die Wurzeln beſchädiget, noch auch die nebenſtehenden Pflanzen gerührt werden. Werden die Kerne in Reihen geſäet, ſo entdecken die Mäuſe

ſolche leicht, und freſſen alle Kerne auf; nach jedem einzeln in der Erde zu graben, iſt ihnen zu langweilig.

7) Jeder Kern muß mit dem Finger etwas in die Erde gedruckt werden, jedoch nur ſo, daß er eben von der Erde bedeckt iſt.

8) Um eine Folge von reifen Melonen zu haben, ſteckt man zu dreyen Zeiten Kerne: die erſten in der Mitte des Märzes, ſobald die Tage heiter werden; die folgenden mit Ende des Monats; und die letztern um den 12ten April bis zu der Mitte. Fürchtet man, daß eine oder andere Saat verunglücken möchte: ſo werden alle acht Tage friſche Kerne geſteckt. Es iſt beſſer, daß man einen Theil Pflanzen übrig hat, und wegwerfen muß, als wenn uns ſolche zum Verpflanzen fehlen.

9) Wenn das Beet recht warm iſt, ſo müſſen die Kerne am ſechſten Tage, auch wohl bey heller Witterung einen Tag eher auflaufen.

10) Wenn die jungen Pflanzen einige Tage alt ſind, iſt gut, wenn man ſie anhäufet. Man bringt die Erde rund herum ein wenig heran, und druckt ſolche gelinde.

11) Die jungen Pflanzen wollen ſodann gleich zu Zeiten Luft haben; ſonſt läuft man Gefahr, daß ſie in einer Nacht entweder verbrennen oder umfallen, und gleichſam zerſchmelzen; ſie wachſen auch zu frech auf, und werden weichlich. Man muß alſo, wenn die Witterung nicht vortheihaft iſt, die guten Augenblicke im Tage zu Zeiten recht ſtehlen, um zu rechter Zeit ein wenig friſche Luft hinein zu laſſen, und den gehörigen Grad der Hitze zu treffen. Wenn die Sonne einſt einen Blick durch die Wolken thut,

weiß ein Gärtner ſich ſolches gleich zu Nutze zu machen.

12) Wenn es gleich friert, und nur recht klarer Sonnenſchein ohne Wind und ſtrenge Luft iſt, kann man die Fenſter hinten ſchon einige Stunden lang im Tage von 11 Uhr des Mittags bis Nachmittag zwey oder drey Uhr öffnen, ſie ſtehen deſto mehr gegen die Sonne. Man öffnet ſie Anfangs nur eines Fingers breit.

13) Sobald die Luft trübe und neblicht iſt, und vornehmlich wenn es regnet und ſchneiet, darf man die Fenſter nicht öffnen, und muß ſie bedeckt halten, die Pflanzen ſind ſodann in der größten Gefahr, es iſt aber kein ander Mittel. Denn wenn die feuchte Luft unter die Fenſter gelaſſen wird, ſo wird der Dampf ſtärker, und das Uebel ſchlimmer. Der Gärtner paßt aber ohne Unterlaß auf, ob etwa ein vortheilhafter Augenblick kommt, da er die Fenſter zum Ausdampfen öffnen kann.

14) Wenn die Fenſter einige Tage verſchloſſen geweſen, und die Sonne fängt wieder an helle zu ſcheinen, ſo muß man ſich wohl in Acht nehmen, daß man den ſchon verzärtelten Pflanzen allmählig wieder Luft gebe, und ſie den Sonnenſtrahlen nicht auf einmal zu ſtark ausſetze, denn ſie würden eine ſchleunige Veränderung nicht vertragen. Man bedeckt deswegen die erſten Tage die Fenſter wohl gar wieder in der ſtärkſten Mittagsſonne, wenn ſie gleich geöffnet werden. Man hat auch wohl weitläuftig von Weidenreiſern zuſammen geflochtene Korbfenſter, welche über die Fenſter gedeckt werden, und etwas Sonne durchlaſſen, aber nur wenig. Man kann dergleichen auch von Rohr machen.

15) Wenn die erſten warmen Tage im April oder May ankommen, iſt eine gleiche Behutſamkeit nöthig, inſonderheit wenn ein warmer Regen einfällt, welcher im Stande iſt, ſchon ziemlich kalte Beete von neuem plötzlich zu erwärmen.

16) Die Schädlichkeit des von dem Miſt aufſteigenden und ſich an das Glas ſetzenden Dampfes iſt ſchon oben gezeiget worden. Die Melonen faulen oder verſchrumpfen davon am erſten. Wenn alſo die Fenſter ſtark beſchlagen, kehrt man ſie auf den Beeten ein bis zweymal im Tage um, und trocknet ſie mit einem Schwamm oder wollenen Lappen ab.

17) Wenn die Sonne etwas höher zu ſtehen kommt, und mehrere helle Tage folgen, ſo wird den Beeten mehr und mehr Luft gegeben. Eine Stunde nach Sonnen-Aufgang nimmt man erſt die Bedeckung von Miſt und Matten von den Fenſtern herunter. Zwey Stunden darauf kann man die Fenſter ſelbſt öffnen, doch daß man ſie richte, woher der Wind kommt. Eine Stunde vor Sonnen Untergang müſſen ſie ſchon geſchloſſen werden, und man darf damit, wenn das Wetter auch noch ſo gut wäre, nicht warten, bis die Sonne ſchon untergegangen iſt.

18) Die Bedeckung muß ſich nach dem jedesmahligen Grade der Kälte richten. Anfangs erfordern die Beete eine ſtarke Bedeckung. Im April kann man gemeiniglich ſchon den langen Miſt zurücklaſſen und mit einer einfachen Bedeckung zukommen, im May aber alle Bedeckung entbehren.

19) Der Gärtner muß fleißig unterſuchen, ob die Beete noch den rechten Grad der Wärme haben, ſonſt muß er ſofort nachheitzen, oder die

Nach-

Nachheitze erneuern. Dies Nachheitzen darf auch bey den ſpätern Beeten nicht verſäumt werden, wenn der Trieb von unten fehlen ſollte.

20) Wenn die erſtern Pflanzen etwa vierzehn Tage alt, und ſtark genug zum Verpflanzen ſind, werden ſie verſetzt. Dazu wird eigentlich ein friſches Miſtbeet erfordert, welches aber die ſtärkſte Hitze bereits verloren haben muß, ſonſt verbrennen die zarten Wurzeln leicht. Wenn man die Finger einige Zeit in der Erde halten kann, ohne eine Hitze zu verſpüren, ſo iſt nichts weiter zu befürchten.

Man giebt ihnen jetzt 4 bis 5 Zoll hoch Erde. Die Pflanzen werden, wie Nr. 6. geſagt worden, behutſam mit zwey Fingern mit der Erde herausgehoben, und ſofort in eine kleine gemachte Grube, ohne ſie los zu laſſen, hineingeſchoben, damit die Wurzeln nicht beſchädiget werden. Sie müſſen jetzt weitläuftiger geſetzt werden.

21) Herr von Münchhauſen hat die Kerne, damit das Verpflanzen nicht ſchade, in weit geflochtene Körbe von Weiden geſteckt; dieſe flochte der Gärtner des Winters bey langen Abenden. Sie müſſen vorher auf dem Ofen wohl ausdörren, weil ſonſt die Reiſer treiben. Man kann dergleichen Körbe beym Verſetzen leicht ausheben und umher tragen, ohne daß die Wurzeln gerührt werden. Es erfordert aber mehrern Platz, wenn man zu jeden ein oder zwey Pflanzen einen eigenen Korb haben will; und will man in ſolchem mehrere Pflanzen zum Verſetzen ziehen: ſo iſt es einerley. Er hat alſo keinen Nutzen davon geſehen, vielmehr kann es den Wurzeln ſchaden, wenn das Weidenholz bald verfault.

22) Auf dieſem zweyten Beete bleiben die Pflanzen drey Wochen ſtehen, und man kann darauf zugleich an den Seiten herum, vornehmlich oben, die zweyte Saat von Kernen ſtecken.

23) Nach drey Wochen mache man ein drittes friſches warmes Beet von 4 Zoll hoch Erde. Auf dieſes werden die Pflanzen noch weitläuftiger einer Spanne lang aus einander geſetzt, und man muß ſie ſchon mit der vollen Fauſt, oder mit einer eiſernen Kelle ausheben und dahin ſehen, daß die Wurzeln nicht beſchädiget werden. Wie der Stängel der Pflanze wächſt, wird er mit friſcher trockner Erde angehäuft, welches das Wachsthum ſehr befördert.

24) Man erwartet zu den neuen Beeten jedesmal eine vortheilhafte Witterung, und ſchiebt die Arbeit lieber einige Tage auf, wenn es regnen ſollte.

25) Das zweyte Beet wird gemeiniglich ſo ſpät gemacht, um die dritte Saat von Melonen zugleich darauf zu thun; man kann alſo wenn Platz iſt, andere Sachen darneben ſäen.

26) Nach der zweyten Verſetzung müſſen die Pflanzen innerhalb vierzehn Tagen, alſo im Anfange des Mayes, an ihren rechten Platz verpflanzt werden können; dazu iſt die rechte Zeit, wenn ſie nun das dritte Blatt, oder das ſogenannte rauhe Blatt zeigen.

27) Man pflanzt alsdenn unter einem jeden Fenſter zwey Pflanzen der Länge nach neben einander, nicht weit von einander, ohngefähr in der Mitte, doch etwas mehr nach hinten, oder nach Norden zu, weil es da am wärmſten und trokkenſten iſt.

28) Einige ſetzen unter jedem Fenſter, wenn ſie etwas breit ſind, wohl vier Pflanzen, ſie kommen

men aber zu dichte zu ſtehen, und benehmen ſich einander die Nahrung; indem es unglaublich iſt, wie weit die zarten und kaum ſichtbaren kleinen Wurzeln ſich umher ausbreiten, und wie ſie das Erdreich durchkriechen. Man richtet ſich alſo, wenn man die Anzahl ſeiner zu bepflanzenden Beete weiß, in Anziehung der Pflanzen darnach.

29) Man thut das Verpflanzen am liebſten gegen Abend, daß die Sonne nicht etwa auf die Wurzeln ſcheine, und weil die Pflanzen ſich die Nacht über beſſer erhohlen, als wenn ihnen die Sonne gleich auf den Kopf brennet.

30) Dieſen lezten Beeten muß man nur viertehalb bis hoͤchſtens vier Zoll Erde geben. ſo, daß ſie, wenn ſie ſich geſezt hat, noch drey Zoll Hoͤhe behaͤlt. Denn bey den Melonen beruhet es nicht darauf, daß ihre Wurzeln viele Nahrung haben, ſondern daß ſie nothduͤrftige aber gute Nahrung finden, und in beſtaͤndiger Waͤrme erhalten werden.

Giebt man ihnen zu viel Erde, ſo wachſen ſie zu frech, treiben immer fort ins Laub, man hat viel unnoͤthige Muͤhe mit Beſchneiden und Wegraͤumung des Ueberfluͤßigen. Sie pflegen ſehr gern die zuerſt zum Vorſchein kommenden Fruͤchte wegen Ueberfluß des Saftes wegzuwerfen und fallen zu laſſen.

Iſt die Erde dicker, ſo druͤckt ſie den Miſt zu ſehr nieder, und erkaͤltet; man kann dergleichen Beete kaum nachheitzen; die Erde haͤlt zu viel Naͤſſe, welche allemal ſchaͤdlich iſt.

Man hat nicht zu befuͤrchten, daß drey Zoll Erde austrocknen werden, wenn nur die Erde der Vorſchrift gemaͤß recht zubereitet und friſch iſt denn da die Fenſter auf dem Kaſten liegen blei-

ben, wird ſie aus den aufſteigenden Dünſten genug wieder angefeuchtet; und ſollte man ja in der Folge begießen müſſen, ſo iſt dazu Rath zu ſchaffen, nicht aber, wenn im Anfange die Näſſe zu ſtark iſt, und wenn die Beete zu ſehr kälten.

Miller räth, man ſoll den Beeten zwey Zoll hoch Erde geben; aber in der Mitte einen Berg von achtzehn Zoll hoch machen, worauf die Pflanzen geſetzt würden. In der Folge ſoll man auch überhaupt die Erde anhäufen, daß ſie anderthalb Schuh hoch über dem Miſt liege. Es iſt aber zu zweifeln, ob dieſes bey uns gut thun würde. In einem Fürſtlichen Garten, welcher ehedem der ſchönen Melonen wegen berühmt war, gab man den Melonenbeeten bis an anderthalb Schuh Erde, damit ſolche, wie der Gärtner ſagte, weniger austrocknen ſollten. Die Melonen ſchienen aber nicht ſo gut zu ſeyn, als man ſie zu finden vermuthete.

31) Bey dem Verpflanzen muß die Erde, ſo viel möglich, an den Wurzeln bleiben, und die Wurzeln dürfen nicht beſchädiget werden. Man hebt alſo die Pflanzen ſorgfältig mit beyden Händen oder mit einer Kelle aus, und drückt die Erde gelinde an. Miller will, man ſoll die Pflanzen jede beſonders in kleine Gartentöpfe vorher ſetzen, ſo könne man bey dieſer Verpflanzung ſie nur umſtülpen, und den ganzen Ballen einſetzen; wie dieſes bey Gurken gebräuchlich iſt.

32) Da nur drey Zoll hoch Erde auf die Beete kommt, ſo darf man ſie nicht zu frühe bepflanzen, bis die ſtärkſte Hitze weg iſt; man muß auch die erſtern Tage nach der Bepflanzung fleißig mit der Hand zuſehen, ob die Hitze zu ſtark werde, um bey Zeiten Luftlöcher zu machen.

33)

33) Damit die Wurzeln nicht zu frühe an den friſchen Miſt kommen, darf man ſie nicht unter ſich ſetzen; ſondern ſie werden zur Seite, von der einen Pflanze nach oben, und von der andern nach unten zu gelegt, und, ſo viel man zwingen kann, ausgebreitet, damit ſie ſich im Beete herum vertheilen können; man ſetzt die Pflanzen auch flach, und kann ſie in der Folge mehr niederdrücken und anhäufen. Sollten ſie Anfangs hochbeinicht aufgewachſen ſeyn, legt man auch den Stamm nieder, ſteckt einen kleinen Hacken darüber und bedeckt ihn mit Erde.

34) Bey dem Verpflanzen gießt man ſparſam Waſſer umher an die Wurzeln, damit die friſche Erde beſſer anſchließe, und die Wurzeln geſchwinder anwachſen.

35) Das öftere Verſetzen hat zum Endzweck, daß die Pflanzen, indem ſie der Wärme und Feuchtigkeit von drey neuen Miſtbeeten genießen, nicht ſo weichlich und hochbeinicht aufwachſen; daß ihr Fuß beſſere Wurzeln macht und ſtärker wird; daß ſie alſo beſſer zunehmen, und nicht ſo leicht verfaulen; man würde auch auf den frühen Beeten die Hitze nicht beſtändig in gleichem Grade erhalten können.

36) Man kann aber im Anfange des Mayes, ſonderlich in warmen Gegenden, Kerne auf ein Beet ſtecken, und die Pflanzen ohne weiteres Verſetzen aufwachſen laſſen; dieſe tragen erſt ſpäter Früchte, pflegen aber ganz gut zu gerathen.

Diejenigen, welche nicht viele Kaſten oder Fenſter haben, oder denen es an Miſt fehlt, welche alſo nicht öfter neue Beete anlegen können, müſſen ſich auf dieſe Art helfen.

37) Ueberhaupt iſt zu bemerken, daß Melonen, gar kein Waſſer vertragen, hingegen ungleich mehr Luft erfordern, als die Gurken. Man hat bey gut gemachten Miſtbeeten, wenn die Erde gehörig bereitet iſt, keine Sorge, daß ſie austrocknen. Sogar in der Provence, wo die Gegend und der Erdboden ſchon recht heiß ſind, und die Melonen in freyer Erde gezogen werden, nehmen die Einwohner ſie mit allem Fleiß vor der Feuchtigkeit in Acht. Blos in wärmern Gegenden, wo man zuletzt die Fenſter ganz abnimmt, möchte es geſchehen, daß die Erde alsdenn austrocknete. Man muß aber nicht eher gießen, als bis die Blätter welk werden, und man darf das Waſſer nicht an den Stamm bringen, ſondern gießt es nur umher. Man bedeckt deswegen die Pflanze mit einem Topf, und gießt mit einer Brauſe über und über.

38) Oben iſt ſchon erwähnt worden, daß es gut ſey, die Beete ein oder ein ander Mahl bey einem warmen Regen durchaus beregnen zu laſſen. Dieſer erquickt ungemein. Oefteres Regen iſt den Früchten ſchädlich. Man bedeckt alſo ſolche ſogar auch da mit Gartentöpfen, wo die Pflanzen in freyer Erde wachſen.

39) Die Fenſter dürfen bey uns nicht ganz von den Beeten abgenommen werden. Denn die Nächte ſind bisweilen ſehr kalt. Man iſt niemahls ſicher vor einem Regen, und die Sonne würde zu ſtark auf die, von Anfang an vor der freyen Luft verſchloſſenen und verzärtelten Pflanzen brennen. Es entgeht zwar den Pflanzen der Thau, dagegen erhalten ſich die aus den Beeten aufſteigenden Dünſte beſſer unter dem Glaſe, und machen, daß die Erde länger feucht bleibt.

40) In wärmern Gegenden darf man weniger Scheu tragen, die Fenſter zurück zu legen. Es muß aber allemal mit einer gewiſſen Vorſicht geſchehen. Wenn ſie alsdenn einmal abgenommen ſind, darf man die Beete nicht wieder bedecken. Denn wenn ſich die Pflanzen an die freye Luft gewöhnt haben, laſſen ſie ſich nicht wieder einſchränken, ſonſt erſtarren die Früchte, bleiben im Wachsthume zurück, verſchrumpfen, und werden erſt ſehr ſpät reif. Wäre es ja, daß man wegen Regen Fenſter aufdecken müßte, dürfen ſie nicht verſchloſſen werden, und man muß ſie ſo bald wie möglich wieder abnehmen.

41) Obgleich die Fenſter nicht ganz abgenommen werden, ſo müſſen ſie doch hinten von Zeit zu Zeit vermöge des eingeſchnittenen Holzes mehr gehoben, auch die Nacht ſo gelaſſen werden, wenn man keinen Wind befürchtet; das Heben iſt beſſer als das Aufſchieben. Man braucht ſich nachher nicht ſo ſehr vor dem Winde zu fürchten wenn man nicht etwa einen Sturm vermuthet.

42) In der Folge pflegt man wohl die Kaſten zu heben, damit die Wurzeln und Ranken darunter weg kriechen können. Es iſt auch oft nöthig, wenn die Erde zu hoch unter den Fenſtern liegt, und das Laub oder die Früchte unter dem Glaſe anſtoſſen, wovon ſie Schaden nehmen. Gemeiniglich pflegt ſich aber die Erde mehr wie zu viel zu ſetzen. Bey uns muß man die Kaſten bey deren Hebung unten mit Erde oder Miſt wieder verſtopfen, weil ſonſt der darunter wegziehende Wind zu ſehr kältet.

43) Einige faſſen den Miſt, wenn das Nachheitzen nicht mehr nöthig iſt, rund umher mit Bretern ein, und ſchütten auch außen umher, um

um den aus dem Kaſten hervorſtehenden Miſt einer Fauſt hoch Erde. Wenn alsdenn der Kaſten gehoben wird, ſo ſchießen die Wurzeln unter demſelben weg in die friſche Erde, und erhalten dadurch neuen Trieb. Es iſt dies nöthig, wenn die Pflanzen zu dick oder mager auf den Beeten ſtehen.

44) Da in wärmern Gegenden die Melonen ohne dieſe Hülfe in freyem Felde, ſo wie bey uns die Kürbiſſe und Gurken wachſen, ſo muß ein jeder ſich nach ſeiner Gegend richten, und überlegen, ob er von den hier vorgeſchriebenen Handgriffen welche einſchränken, und bey ſich mit geringeren Koſten und Mühe gute Früchte ſchaffen könne.

Wenn die verpflanzten Melonen jetzt in vollem Wachsthum ſind, ſo tritt eine neue nöthige Arbeit ein, nehmlich das Beſchneiden.

Die Melonen müſſen, wenn man gute Früchte haben will, gleich einem Obſtbaume, beſchnitten werden, ſo daß man ihnen die unnützen Ranken wegnimmt, und dadurch die fruchttragenden mehr ſtärkt. Dadurch erhält man, daß ſie eher Früchte anſetzen, daß dieſe gewiſſer bleiben, und daß ſie vollſtändiger und ſchmackhafter werden. Die Regeln davon ſind folgende:

1) Wenn die Pflanzen nach der letzten Verpflanzung ſtark genug und feſt bewurzelt ſind, auch nunmehr nach Sprache der Gärtner den zweyten Knoten haben, als welches man abwarten ſoll, ſo kneift man mit dem Finger und dem Nagel des Daumens den Schuß über dem zweyten Blatte ab. Man hält das Abkneifen beſſer als das Abſchneiden, indem die Wunden eher zuwachſen.

2) Zugleich bricht man unten die beyden Samenblätter weg. Dies ſcheint zwar widerſprechend; die Erfahrung aber zeigt, daß dadurch das Wachsthum beſchleuniget werde.

3) Bemerkt man bey dieſer Arbeit hier oder da eine nachgebliebene, welke Pflanze, ſo muß man ſolche erneuern. Oft ſchlägt ſie auch wieder an, wenn man den Fuß etwas tiefer in die Erde drückt, daß er neue Wurzeln treiben kann.

4) So bald der abgeſchnittene Stamm Nebenarme treibt, kneiſt man ſie auf gleiche Art über dem zweyten Auge ab, und wiederholt ſolches bey allen neuen ſich zeigenden Ranken, bis ſich junge Früchte zeigen.

5) Einige laſſen jedesmahl nur ein Auge; der Saft aber wird auf die Weiſe zu bald geſtöhrt.

6) An dem rechten Stamme läßt man nur zwey Hauptranken. Alles was weiter an dem Stamme ausſchlägt, wird weggeſchnitten, weil es nur ſchlechte Waſſerreiſer ſind, welche den guten Ranken die Nahrung nehmen.

7) Wenn an dem Stamme zwiſchen jenen beyden gerade in der Mitte noch eine Ranke austreibt, welches gemeiniglich geſchieht, behält man ſie gern bey, weil die Erfahrung zeigt, daß ſie am erſten Frucht anzuſetzen pflegt.

8) Hat man zu Beſetzung der Beete nicht Pflanzen genug, ſo ſteckt man die abgeſchnittenen Ranken. Es gehen einige davon an, welche eben ſo gut wie eine rechte Pflanze wachſen.

9) Beym Beſchneiden legt man die Ranken gleich ordentlich, daß ſie das ganze Beet bedecken, und keine leeren Plätze laſſen, ohne ſich zu kreuzen. Man muß ſich aber dabey hüten,

daß

daß die Zweige ſo wenig wie die Blätter beſchädiget werden, weil ſonſt leicht der Krebs ſie angreiſt.

10) Wenn man das Beſchneiden recht in Acht nimmt, muß das Beet binnen ſechs Wochen über und über mit Ranken bedeckt ſeyn.

11) Wenn die Ranken die Seiten des Kaſtens berühren, beugt man ſie zurück gegen den Stamm zu; ſonſt kommen ſie leicht unter die Fenſter, und werden gequetſcht, oder hindern in der Arbeit.

12) Wenn beym Beſchneiden eine Lücke entſtehet, beugt man andere Ranken dahin zurück, daß auf dem Beete nichts Leeres zu ſehen iſt.

13) Man ſorget dafür, daß der Hauptſtamm, wenn er beſchnitten wird, allemal von Blättern bedeckt ſey, damit die Sonne nicht unmittelbar auf die Wunde brenne; ſitzt kein Blatt ſo nahe, ſo deckt man ein abgeſchnittenes Blatt über, oder beugt eine Ranke zurück, bis deren Blätter den Stamm beſchützen.

14) Sobald eine Ranke oder ein Blatt ſchadhaft wird und anfängt zu trocknen, muß man es gleich im Geſunden abkneifen, weil der Schade ſich ſonſt durch die ganze Pflanze ausbreiten und ſie verderben kann. Man nennt es daher den Krebs.

15) Man lernt aus der Uebung bald die Waſſerreiſer von den Fruchtranken unterſcheiden. Jene, welche man an ihrem frechen Wachsthum und an ihrer Dicke erkennet, werden weggeſchaft. Die Fruchtranken haben die Augen nahe bey einander und werden beybehalten. Je näher ſolche an dem Hauptſtamme hervorſchießen, deſto größere und ſchmackhaftere Früchte hat man davon

von zu Hoffen. Sie behalten ſolche auch leichter.

16) Zu Zeiten ſchießen an einer guten Ranke einzelne Blätter von beſonderer garſtiger Art hervor, welche der Pflanze viele Nahrung wegnehmen, und dreymahl ſo viel Saft an ſich ziehen. Man erkennet ſie an ihrer dunkeln Farbe und an ihrem frechen Wachsthum. Sie erheben ſich mehr, ſind dicker, ſchärfer, und mehr zugeſpitzt, ſolche ſchneidet man ab. Die Franzoſen nennen ſie des feuilles dures, harte Blätter.

17) Nach dem zweyten oder dritten Schnitte treiben die Pflanzen zu Zeiten eine gewiſſe Art unnützer Ranken, welche die Franzoſen des branches veules nennen; an ſolchen ſitzen die Augen nur einzeln und ſechs Zoll und darüber aus einander. Sie ziehen alſo nur die Säfte vergebens weg, und geben nie oder ſelten Frucht. Dieſe nimmt man gleichfalls weg.

18) Die kleinen an den Ranken hervorkommenden Gabeln, les vrilles, müſſen weggenommen werden.

19) Alle platt gedruckte oder ungeſtaltete Ranken, welche nicht rund ſind, taugen nicht, und werden unterdrückt.

20) Wenn der Ranken zu viel werden, ſucht man diejenigen aus, welche das mehrſte Vermögen haben, und ſchaft die andern weg, um jenen noch mehr Nahrung zu geben.

21) Je fleißiger beſchnitten wird, deſto ſtärker und dicker pflegt der Hauptſtamm zu werden, und davon hängt nachmals die Güte der Früchte ab.

22) Man pflegt zu Anfang ein parmahl die Erde um den Stamm mit beyden flachen Händen etwas an- und nieder zu drücken; ſollte

Erde

Erde daran fehlen, ſchüttet man friſche Erde dabey.

23) Man muß ein Beet wenigſtens alle acht Tage, und wenn die Pflanzen friſch treiben, wohl den vierten Tag überſehen. Je mehr man zu Anfange Acht giebt, und alles überflüſſige unterdrückt, ehe es zu weit um ſich greift; deſto mehr Mühe erſpart man ſich in der Folge.

24) Muß man eine etwas ſtärkere Ranke am Hauptſtamme wegnehmen, und man befürchtet, daß an der Wunde ein Krebs entſtehen möchte, ſo krümelt man ein wenig trockne Erde darauf; dieſe zieht die Wunde ſo fort zuſammen, und macht, daß ſich ſolche verwächſt. Wenn aber der Stamm mit einem Blatte bedeckt iſt, hat man nichts zu befürchten.

25) Wenn bey Oeffnung der Fenſter einige Blätter oder gar Ranken und Früchte von einem böſen Regen oder Mehlthau Schaden bekommen haben und fleckicht werden, muß man ſie gleich wegnehmen, weil, wie oben erwähnet, der Schade wie ein Krebs um ſich greift, und um deſto gefährlicher iſt, wenn er ſich nahe am Stamme zeigt. Er macht ſodann den ganzen Stock verfaulen, und man kann alſo nicht zu vorſichtig und geſchwind ſeyn, um ihm zuvor zu kommen.

Sobald ſich Früchte ſehen laſſen, hat man ſeinen Fleiß darauf zu wenden, daß ſolche bleiben und die gehörige Vollkommenheit erlangen.

1) Denn eines Theils pflegen die erſten Früchte leicht wieder abzufallen, wenn es ihnen an hinlänglicher Nahrung, oder an Luft, oder an Wärme fehlt, oder aber wenn ſie zu heiß und naß ſtehen, oder die Erde nichts taugt. Alsdenn

iſt

iſt es höchſt unangenehm, wenn man einige Wochen vergebens auf Früchte hofft, und erſt vier Wochen ſpäter andere, reife Früchte erhält.

2) Wenn aber das ganze Miſtbeet gehörig angelegt, und die Pflanzen recht gewartet ſind, ſo muß ein Gärtner zuverläſſig darauf rechnen können, daß er die erſten ſich zeigenden, Früchte gewiß zur Reiſe befördern werde.

3) Gleich nach dem erſten Beſchneiden pflegen ſich ſchon männliche Blumen zu zeigen. Man kann ſolche abbrechen, ſo lange ſich noch keine Früchte zeigen, damit ſie nicht die beſten Säfte aus der Pflanze wegnehmen. Man muß ſich aber wohl hüten, daß es, ſo bald Früchte zum Vorſchein kommen, an männlichen Blumen nicht fehle, indem jene ſonſt abfallen würden. Wäre es ja, daß dergleichen an einem Stamme fehlten, wenn die weibliche Blume auf der Frucht ſich öffnet, ſo muß man von einem andern Stamme der nähmlichen Art männliche Blumen abſchneiden, und ſie über jene hängen oder legen.

So bald ſich auch Früchte zeigen, ſollen gar keine männliche Blumen mehr abgebrochen werden.

4) Wenn die erſtern Früchte ſich zeigen, muß man vorſichtig im Beſchneiden ſeyn, und ja die Ranken, woran ſolche ſitzen, nicht kürzen, noch weniger Blätter abſchneiden; aus Furcht, daß die Frucht von dem häufig zurücktretenden Safte erſticken werde. Je mehr Blätter um die junge Frucht herum ſitzen, deſto beſſer iſt es, und deſto beſſere Nahrung erhält ſie, indem alle in die Frucht tretenden Säfte erſt in den Blättern zubereitet werden.

5) Wenn die Frucht erſt die Größe einer Wallnuß erreicht hat, ſo kann man ſicherer ſeyn;

ſie hat ſo leicht nichts weiter zu beſorgen, und man kann ſchon die Ranken etwas abſtutzen und alle Nebenzweige wegnehmen. Einige nehmen die Ranke ſchon am zweyten Auge über der Frucht weg, dies iſt aber gefährlich.

6) An jeder Ranke darf nur eine Frucht bleiben, und rechte Melonenfreunde wollen am ganzen Stocke nicht mehr als eine bis zwey Früchte dulden; er kann aber, wenn der Sommer trocken und die Erde recht gut iſt, und es an Nahrung nicht fehlt, nach und nach ſchon vier oder fünf, ja wohl gar ſechs bis ſieben Früchte zur Zeitigung befördern.

7) Wenn ſich in der Folge an den andern Schüſſen mehrere Früchte zeigen, ſo bricht man wenn man erſt ſicher iſt, daß die übrigen bleiben werden, die ſchlechteſten und unvollkommenſten ab, und läßt nur die ſtärkſten, welche am beſten geſtellet ſind.

8) Junge Früchte nimmt man gern vor der Sonne in Acht; wenn keine ſie bedeckende Blätter darneben ſind, ſo deckt man abgeſchnittene Blätter über. Wenn die Frucht bald zeitigen will, muß ſie von allen Seiten frey liegen, und die umſtehenden Blätter werden aus dem Wege geräumet.

9) Man pflegt die Früchte, wenn ſie etwas heran wachſen, auf einen Stein zu legen, weil man in dem unrichtigen Gedanken ſteht, daß die aus der Erde aufſteigenden Feuchtigkeiten ihnen Schaden thäten; dies iſt aber blos bey unrecht angelegten Miſtbeeten von feuchtem Miſt oder Erde zu befürchten. Wenn die Miſtbeete recht gut und warm ſind, fallen die aufſteigenden Dünſte den Früchten mehr vortheilhaft als ſchädlich. Die Steine kälten, und ſchaden mehr,

mehr, als daß ſie Vortheile ſchaffen ſollten; wie man denn auch gemeiniglich bemerken wird, daß die Früchte da, wo ſie auf Steinen gelegen haben, unvollkommener, blaſſer von Farbe und weniger ſchmackhaft ſind. Hingegen pflegen ſie auf der Seite, wo ſie auf der Erde gelegen haben, eher zu reifen, und ein zärteres Fleiſch zu haben.

10) Man wendet daher die Früchte zu Zeiten etwas um, ſonderlich wenn ſie bald zeitigen wollen; doch ſo, daß der Stiel nicht zu ſtark gedreht werde, ſetzt auch lieber, wenn man ja befürchtet, daß die Früchte von den Würmern in der Erde angefreſſen werden möchten, kleine von Stroh geflochtene Körbe unter.

11) Zu Zeiten werden die Früchte durch einen Zufall ungeſtaltet, daß nähmlich eine Seite gleichſam das Schwinden bekommt, ſie nimmt alsdenn daſelbſt nicht weiter zu, die Haut wird kraus und verſchrumpft, und das Fleiſch erhält davon einen bittern üblen Geſchmack. Wenn man dieſen Zufall bey Zeiten merkt, kann man ihm zuvor kommen, wenn man an der ſchadhaften Seite die obere Haut mit einem ſpitzen Meſſer nur eben einige mahl gelinde ins Kreuz aufritzt. Dies pflegt zu veranlaſſen, daß die Frucht ſich wieder ausdehnet, und noch wohl zu ihrer Vollkommenheit kommt. Iſt aber der Schaden zu arg, ſo iſt das ſicherſte, daß man die Frucht wegnehme und eine beſſere erwarte.

12) Es trägt ſich auch wohl zu, daß Früchte von einer andern nichts taugenden Gattung zum Vorſchein kommen, welche man je eher je lieber wegſchaffen ſoll; dieſe ſind ganz dunkelgrün, rund und ungeſtaltet, da die übrigen guten Früchte gleich Anfangs länglicher, beſſer geſtaltet, und heller von Farbe ſind. Die Franzoſen

zoſen nennen ſie harte Melonen, des Melons durs. Sie haben mit den beſchriebenen harten Blättern einen gleichen Urſprung.

13) Wenn die Früchte vom zweyten Schuß nicht gut gerathen: ſo muß man den dritten Schuß erwarten, welcher um Johannis zu kommen pflegt; ſollte auch dieſer abſchlagen, ſo muß man ſich an den letzten halten, welcher um Magdalenen-Tag gemeiniglich erfolgt, wovon aber die Früchte bey uns ſelten mehr reif werden.

14) Wenn die Früchte beynahe reif ſind, und es fallen häufige Regen, ſo trägt es ſich oft zu, daß die beſten Früchte aufberſten. Sie werden alsdenn mehlicht und trocken, verlieren den beſten Geſchmack, und faulen leicht. So bald man den Anfang dazu wahrnimmt, muß man den Stiel ein paar Finger breit von der Frucht mit dem Nagel vom Finger etwas eindrücken; dadurch wird der ſtarke Zufluß von Saft in die Frucht etwas gehemmt. Man pflegt auch wohl die Spitze der Frucht gegen Norden zu kehren, weil das Aufſpringen gemeiniglich an der Spitze geſchieht, damit die Sonne nicht daran ſcheine, wodurch es befördert wird.

15) Wenn nunmehr die Früchte ausgewachſen ſind, muß man täglich genau Acht geben, wie eine oder andere anfängt Zeichen der Reife zu geben. Die Franzoſen nennen es Un Melon frappé, eine gezeichnete oder angeſchlagene Melone, welche man nun abnehmen ſoll.

Wenn die Melonen reif ſind, müſſen ſie abgebrochen und gegeſſen werden, nachdem ſie nähmlich, wie oben geſagt worden, ein paar Tage gelegen haben. Lange verwahren laſſen ſie ſich nicht; die Frucht wird gleichſam

moll

moll und weich, verliert den guten Geſchmack und faulet.

Die Wintermelone läßt ſich aufheben, iſt aber bey uns von keinem Gebrauche.

Die Melonen dienen nur roh zu eſſen, und laſſen ſich nicht ſo wie die Gurken zum Kochen gebrauchen. Doch ißt man ſie in Italien und andern heißen Ländern grün, ſcheibenweiſe mit Salz und Eſſig eingemacht. Man kann auch ein Atsjar oder Mengo daraus verfertigen, welches man, um ſcharfe Brühen zu machen, gebraucht.

Da die Früchte bey allem angewandten Fleiße nicht allemahl wohlſchmeckend werden und gut gerathen; eine mittelmäßige Melone aber für einen Kenner ein ſchlechtes Gericht iſt, ſo muß ein Gärtner ſich auf einen genugſamen Vorrath von Früchten ſchicken, damit man die Wahl hat, und die ſchlechtern zurück werfen kann. In der rechten Zeit darf es nie an Früchten fehlen.

Dies verſteht ſich von großen Gärten, wo es an Miſt und Fenſtern nicht fehlt. Wer nur wenige Kaſten mit Melonen beſetzen kann, iſt zufrieden, wenn er darauf gute Melonen zur Vollkommenheit bringt, und ißt ſolche ſo wie ſie reif werden. In großen vornehmlich fürſtlichen Gärten verlangt man, daß die ganze Zeit über vom Junius an bis im October täglich reife Früchte geliefert werden müſſen; es muß alſo ein Gärtner ſich in Anlegung der Miſtbeete darnach richten, daß nie eine Lücke in der Folge entſtehe. —

Um zu einigen Stücken, worauf es bey dem Melonenbaue in unſern Gegenden vorzüglich ankommt, nähmlich die zweckmäßigſte Anlage der Miſtbete, die Bereitung der paßlichſten Erde ꝛc.

noch eine genauere Anleitung zu geben, muß ich neben der vorſtehenden Anweiſung zum Melonenbaue, welche von dem Herrn Otto von Münchhauſen *) herrührt, noch einiges aus einer Abhandlung des Herrn Predigers C. L. Wundram **) anführen. Die hier gegebenen Vorſchriften treffen zwar nicht in allen Puncten mit den vorſtehenden überein; das wird indeſſen nur dazu dienen, es zu zeigen, daß die Methoden des Melonenbaues bis jetzt noch nicht ganz erſchöpft ſind, und den Melonenliebhabern noch manches zu verſuchen übrig bleibe.

— — — Die Kerne müſſen niemahls friſch, ſondern zum wenigſten 3 bis 4 Jahre alt ſeyn. Je älter ſie ſind, deſto beſſer; Pflanzen von frühen Melonenkernen treiben zu ſtark und ſetzen nicht gerne Früchte an.

Melonenkerne können wohl 8 bis 10 Jahr alt werden. Um ſich nicht vergebliche Mühe und Koſten zu verurſachen, iſt es am rathſamſten, mit dem Legen der Melonenkerne nicht zu früh anzufangen; denn ſo lange die Natur nicht durch die milden Einflüſſe ihrer Wärme die Bemühungen des Gärtners unterſtützt, hält es ſehr ſchwer, die zarten Pflanzen fortzubringen. Macht man alſo in der Mitte des Januars mit dem Legen den Anfang ***), und bringt ſo die Pflanzen durch den Februar, ſo können ſie, zumal wenns frühe Sorten ſind, ſchon zu Ausgange des März zeitig genug Früchte anſetzen, und am Ende des Aprils, oder zu Anfange des Mays zur Reife bringen.

Wer

*) S. deſſen Hausvater, III. Th. S. 751. flg.

**) S. auf 20jährige Erfahrung ſich gründende Anweiſung, gute und ſehr ſchmackhafte Melonen zu ziehen; von C. L. Wundram, Paſtor zu Ebolhshauſen. Steht in den Annalen der Gärtnerey, von Neuenhahn dem jüng. Erfurt, 1798. 9tes Stück, S. 34 flg.

***) Dieſes weicht von der Vorſchrift, oben, S. 225 Nr. 3 merklich ab. Die Witterung muß hier wohl den Ausſchlag geben.

Wer alſo gerne ſo früh wie möglich Melonen zu eſſen wünſcht, der muß auch mit der Kultur derſelben ſo früh wie möglich den Anfang machen, und dazu die früheſten Sorten wählen. Dieſes geſchiehet in der Mitte des Januars; wo zur Erziehung der jungen Pflanzen ein Miſtbeet verfertiget wird. Man wähle deshalb einen gegen Süden liegenden Ort, wo das Miſtbeet vor kalten Nord- und Nordoſtwinden Schutz und den ganzen Tag die Sonne hat. Kann man demſelben dieſe Lage nicht geben: ſo iſt die nach Südoſt liegende, der nach Südweſt, vorzuziehen. Fehlt es an Gelegenheit, die Miſtbeete vor Gebäuden anzulegen: ſo muß man ſich durch hohe Planken dagegen in Sicherheit ſetzen. Ein niedriger feuchter Platz ſchickt ſich für die Miſtbeete nicht, man legt ſie lieber etwas hoch, oder leitet die überflüßige Feuchtigkeit durch Abzugsgraben ab.

Ehe man indeß zur Anlage der Miſtbeete ſchreitet, muß man verſchiedenes in Bereitſchaft haben, nähmlich: 1) Miſtbeetkaſten. 2) Glasfenſter. 3) Strohmatten, welche über die Fenſter gelegt werden, damit die rauhen Winde und die Kälte nicht ſo ſtark eindringen. 4) Erde.

Die Miſtbeetkaſten werden auf zweyerley Art verfertiget. Entweder ſchlägt man vier Breter in Form eines Kaſtens mit ſtarken eiſernen Nägeln zuſammen, oder man verſiehet auch die Querſeitenbreter mit einem durchgeſtemmten Zapfen, der durch die Seitenbreter geht, in welche ein hölzerner Keil geſchlagen wird. Wer auf dieſe letzte Art die Miſtbeetkaſten verfertiget, hat den Vortheil, daß er ſie nach dem Gebrauche leicht im Trocknen aufbewahren kann. Werden die Keile losgeſchlagen: ſo zerfällt der Kaſten in vier Stücke, die ſich bequem fortſchaffen laſſen. Die Zapfen müſſen indeß ſtark genug ſeyn, und die Löcher für die Zapfen in den Seitenbretern nicht zu nahe an der Ecke ſitzen, ſonſt ſpalten ſie beym Feſtſchlagen der Keile. Die Länge eines ſolchen Kaſtens hängt von den Umſtänden ab, und läßt ſich nicht beſtimmen. Breiter wie 3½ Fuß ſollten ſie billig nicht ſeyn, man kann ſonſt, ohne aufzutreten, die Mitte des Kaſtens nicht erreichen. In Anſehung der Höhe kommt es darauf an, ob die Erde flach oder ſchief darin liegen ſoll. Im erſten Fall iſt eine Höhe von 10 Zoll vorne, und hinten 12 Zoll

hinreichend, im zweyten Fall muß das hinterſte Bret 6 Zoll höher ſeyn. Iſt der Kaſten lang: ſo muß eine Leiſte überhergenagelt oder eingelaſſen werden, damit die Erde den Kaſten nicht aus einander drückt. Inwendig an den Seitenbretern werden, einen Querfinger von oben, 1 Zoll breite Leiſten, der ganzen Länge nach, angenagelt, worauf die Fenſter ruhen. Will man jene Leiſten auswärts anbringen: ſo iſt ſolches eben ſo gut, und vielleicht in der Hinſicht beſſer, weil alsdann das Regenwaſſer nicht in die Kaſten ziehet, ſondern vorne abläuft. Alsdann müſſen aber die Leiſten 1½ Zoll überſtehen, um den ganzen Kaſten gehen, und vorne an der Sonnenſeite nicht ſtark angezogen werden, damit Regen und Feuchtigkeit durchziehen und ablaufen können.

Zur Bedeckung der Miſtbeetkaſten nimmt man Glasfenſter, dieſe erfordern einen ſtarken Rahmen, der nicht über drey Fuß breit iſt, und zur Länge die Breite des Kaſtens hat. Iſt das Fenſter breiter: ſo wird es zu ſchwer, es läßt ſich nicht gut regieren. Um es abnehmen zu können, macht man oben und unten einen Ring, woran es aufgehoben wird. Einige machen das Fenſter gewölbt, damit die Sonnenſtrahlen beſſer wirken, und der Regen ablaufen könne. Andere haben den Nutzen davon nicht verſpüret, und laſſen alle ihre Miſtbeetfenſter flach machen. Die Scheiben ſelbſt müſſen nicht zu groß, auch nicht zu klein ſeyn; 4 Zoll breit und 8 Zoll lang, dürfte ein gutes Verhältniß abgeben. Die Scheiben müſſen ferner in gutes Bley gelegt, und feſt an die Windeiſen gelöthet werden. Einige legen die Windeiſen über das Fenſter, es iſt aber am beſten, wenn ſie inwendig untergelegt werden. Die Fenſter werden dadurch nicht ſchwächer, und man hat den Vortheil, daß der Schnee, oder der Abfall von den Strohdecken leichter abgefeget werden kann.

Zum Bedecken der Fenſter ſind Strohmatten nöthig. Man nimmt dazu langes Rockenſtroh, dem man die Aehren abhackt, damit die Mäuſe nicht ſo leicht darnach herbeykommen. Sie müſſen größer wie die Fenſter ſeyn, damit das Regenwaſſer nicht auf den Miſt fällt. Man verfertigt zu dem Ende einen Rahmen von Latten, der ſo groß iſt wie die Matte werden ſoll. Die Rahmen müſſen 2 bis 2½ Zoll breit ſeyn, und in der hohen Kante zu-

ſammen geſchlagen werden. Iſt ein ſolcher Rahmen z. B. 5 Fuß breit: ſo ſchlägt man zu beyden Seiten, 6 Zoll von der Kante, einen Nagel ein, der noch ſo weit hervorſteht, daß ein ſtarker Bindfaden daran befeſtigt werden kann. Der Zwiſchenraum bekömmt auf 1 Fuß einen ähnlichen Nagel. Auf gleiche Weiſe verfährt man auf der gegen über ſtehenden Seite. An jeden Nagel wird ein ſtarker Bindfaden gebunden, und ſelbiger in der Länge über den Rahmen geſpannet. Unten bleibt an jedem Nagel ein mit Bindfaden gewickeltes Holz hängen. Sodann ſtellt man den Rahmen mit den geſpannten Saiten gegen die Wand, legt unten von dem oben bemerkten Rockenſtroh eine kleine Handvoll in den Rahmen, ſo dick wie die Matte werden ſoll; und bindet ſelbige vermittelſt eines Knotens mit dem unten hängenden Bindfaden feſt. Hat man auf die Weiſe eine Schicht gemacht: ſo fähet man auf dieſelbe Art ſo lange fort, bis der Rahmen ganz zugelegt, die Matte alſo fertig iſt. Alsdann wird der oben an den Nagel befeſtigte Bindfaden gelöſet, und der letzte Knoten damit zugemacht. Man nimmt die Matte alsdann aus dem Rahmen, ſchneidet das rauhe Stroh, wo es nöthig iſt, ab, und hebt ſie zum künftigen Gebrauch immer ſo auf, daß keine Mäuſe dazu kommen.

Miſtbeete, auf denen Melonen gezogen werden ſollen, erfordern auch eine beſonders dazu bereitete Erde. Dieſe muß in genugſamer Menge vorhanden ſeyn, weil einmal gebrauchte Erde im folgenden Jahre nicht wieder genommen werden darf, wenigſtens muß ſie mit ⅔ friſcher Erde verſetzt ſeyn. Viele Gärtner brauchen die Erde zwey auch wohl drey Jahre hinter einander. Sie fehlen aber offenbar, denn die Miſtbeeterde verlieret durch einen einmaligen Gebrauch ſchon ſehr viel von der darin befindlichen Pflanzenmaterie. Sie iſt locker und leicht, wird daher durch die Gewächſe ſowohl, als durch die innere und äußere Hitze ſtark entkräftet, da noch hinzu kömmt, daß die Luft, der Thau und Regen nicht eindringen, mithin die Erde nicht fruchtbar machen können.

Um gute Miſtbeeterde zu erhalten, verfährt man auf folgende Weiſe:

Man läßt 1) Schlammerde, 2) den Abfall von Gartengewächſen; 3) Rindermiſt, worunter kein Stroh iſt, in beſondern Haufen völlig vermodern und zu Erde werden. Dieſe Haufen müſſen nicht nur jederzeit von Unkraut rein gehalten, ſondern auch alle vier Wochen durchgearbeitet werden. Iſt alles gehörig vermodert, ſo bringt man 4) Holzerde, und 5) die Maulwurfshaufen von reichen Wieſen, die einen ſchwarzen Grund haben, dazwiſchen; vermengt alles gut, und läßt den Haufen alsdann noch einen Sommer liegen. Daß das Unkraut ferner vertilgt, und der Haufen alle 4 Wochen durchgearbeitet werden muß, verſtehet ſich von ſelbſt. Im Nachjahr läßt man die ganze Maſſe, oder ſo viel man im folgenden Jahre davon gebrauchen will, durch ein Erdſieb laufen. Dieſe Arbeit iſt desfalls ſchon um dieſe Zeit nothwendig, weil zu der Zeit, wenn die Miſtbeete angelegt werden, die Erde gewöhnlich gefroren iſt, und man ſonſt dadurch ſehr aufgehalten wird.

Naſſe Erde ſchickt ſich für die Miſtbeete überall nicht. Nichts ſetzt den Gärtner mehr zurück, als wenn er Erde, die naß iſt, auf die Miſtbeete nehmen muß. Wer nicht Gelegenheit hat, die Erde, welche früh gebraucht werden ſoll, im Keller aufzubewahren, der thut am beſten, wenn er ſie in Gruben bringt, die aber ſo verwahret ſind, daß weder Näſſe noch Kälte eindringen kann.

Hat man die nöthigen Geräthſchaften bey der Hand, und iſt in Anſehung des Platzes das nöthige beſtimmt: ſo ſchreitet man nun zu der Anlage der Miſtbeete ſelbſt. Man ſticht daher nach der Größe des Kaſtens ½ Fuß tief die Erde ſo aus, daß in der Mitte ein Rücken bleibt. Weil es aber ſehr gut iſt, wenn der Miſt ½ Fuß hervorſteht: ſo rathe ich, auf allen Seiten ½ Fuß zuzugeben. Gewöhnlich macht man die Grube 1½, auch wohl 2 Fuß tief; denn man hofft, die Wärme des Miſtes dadurch beſſer zu erhalten. Ich rathe, jedoch aus langjähriger Erfahrung auf die oben bemerkte Art zu verfahren. Einmal iſt es bekannt, daß der Miſt leichter in Gährung geſetzt wird, wenn er über der Erde liegt, wo ihn die Sonnenſtrahlen treffen; zweytens, je tiefer die Grube iſt, deſto mehr Waſſer ſammelt ſich darin, und benimmt dem Miſt die Wärme. Das Eindringen

gen der Kälte wird man auf die Art ſchwerlich verhüten, man ſichert ſich ehe dagegen, wenn man 1 oder 1½ Fuß breit Miſt um den Kaſten herumlegt.

Die Vertiefung wird alsdann unten mit etwas trockenem Laube oder Gerberlohe, die aber nicht über 4 Wochen alt ſeyn darf, und mit 2 bis 3 Fuß hohem friſchen Pferdemiſt, der noch ſeine vollkommene Hitze hat ausgefüllet, welcher ſehr ordentlich und eben aufgelegt, und recht egal Fuß vor Fuß feſt getreten wird, damit die Feuchtigkeit nicht verfliegt, und die Wurzeln feſt liegen.

Iſt nun das Miſtbeet auf die Art angeleget: ſo wird der Kaſten darauf geſetzt und mit Miſt ganz umlegt. Zuletzt bringt man die Fenſter darauf, und deckt, wie ſich von ſelbſt verſteht, bey kalter Witterung Stromatten darüber.

Hat das Miſtbeet 12 bis 16 Stunden gelegen: ſo wird der Kaſten mit ¾ Fuß hoher oben beſchriebener Miſtbeeterde angefüllet; doch ſo, daß die künftigen Melonenpflanzen, deren Ranken und Blätter noch 6 Zoll Raum unter den Fenſtern haben. Gewöhnlich pflegt man die Erde zwar hinten 3 bis 6 Zoll hoch anzulegen, weil die Sonnenſtrahlen das Miſtbeet ſodann beſſer erwärmen können. Es iſt ſehr richtig, daß die Sonnenſtralen das Miſtbeet alsdann beſſer faſſen; gleichwohl halte ich dieſe Methode für fehlerhaft. Ich laſſe daher meine Miſtbeeterde horizontal legen; denn einmal iſt die Erde gewöhnlich vorne zu naß, weil das Waſſer ſich immer herunterziehet, hinten trocknet ſie hingegen bald wieder aus. Zweytens läßt es ſich kaum erwarten, daß das Begießen ſo behutſam geſchiehet, daß das Waſſer nicht abläuft, alsdann ſpülen die beſten Theile ab, die reichſte Erde ziehet ſich nach vorne, wo ſie den wenigſten Nutzen ſchafft. Um die Sonnenſtrahlen aufzufangen, iſt es hinreichend, wenn man den Kaſten hinten einige Zoll höher macht, wodurch das Fenſter ſchräg zu liegen kommt.

Nach wenigen Tagen erwärmet ſich unten die Erde, man muß ſie daher täglich einigemal unterſuchen. Findet man, daß ſich ſelbige ſtärker erwärmet, wird die Erde durchgearbeitet, damit ſie allenthalben einen gleichen Grad von Wärme bekömmt. Hat ſich die Wärme im ganzen Kaſten vertheilet: ſo fängt man ſogleich mit der Beſtellung des Miſt-

beetes

beetes an. Vorher wird jedoch die Erde etwas eingetreten.

Bey dieſer Anlage hat man nicht zu beſorgen, daß die Hitze ſo ſtark wird, daß die darauf gezogenen jungen Pflanzen verderben; nimmt ſie gleichwohl zu ſtark zu: ſo hilft man ſich auf zweyerley Art: Entweder zieht man den Miſt, welcher um den Kaſten herumgelegen iſt, ab; hierdurch wird die Hitze im Miſtbeet ſehr gemindert, und man wird auf die Art die Miſtbeetwärme immer in ſeiner Gewalt haben. Beſorgt man aber bey einem ſtark angelegten Miſtbeete, die Hitze werde dadurch nicht gleich genommen werden können: ſo ſchlägt man von außen einen kleinen Pfahl von 2 Zoll im Durchſchnitt ſchräg in das Miſtbeet; wird der Pfahl herausgezogen: ſo folgt die Hitze nach, und das Miſtbeet verlieret die übermäßige Hitze. Nachher ſtößt man den Pfahl wieder hinein, und läßt, ſo oft es nöthig iſt, die Hitze auf die nähmliche Weiſe herausziehen. Dieſer Pfahl dienet auch zugleich zum Miſtbeet-Thermometer. Will man wiſſen, wie die Hitze im Miſtbeete beſchaffen iſt: ſo darf man denſelben nur heraus nehmen und deſſen Wärme unterſuchen. Das Einſchlagen des Pfahls iſt etwas gewaltſam, man thut daher am beſten, gleich bey der Anlage des Miſtbeetes denſelben einzulegen, das Miſtbeet leidet alsdann dadurch im geringſten nicht.

Die Wartung der Melonenpflanzen, damit ſie gute Früchte anſetzen und zur Reiſe bringen.

Wenn nun das Miſtbeet von ein paar Fenſtern, auf denen man die jungen Melonenpflanzen ziehen will, ſo weit fertig, gehörig gewärmt, und der Miſt nicht mehr zu ſtark brennet: ſo legt man die Melonenkerne in kleine, einen halben Zoll tiefe Rillen, und einen halben Zoll breit aus einander, bedeckt ſolche nur eben mit ein wenig Erde, und ſteckt bey jeder Sorte ein beſonderes Nummerholz.

Nach 5 bis 6 Tagen fangen die Melonenkerne an aufzulaufen, und nun muß man ſie wohl in Acht nehmen, daß ſie weder Kälte noch Mäuſe verderben.

Das Auf- und Zudecken, Luftgeben und Luftwegnehmen, ſind die Hauptverrichtungen, die bey

jungen

jungen wie erwachſenen Melonenpflanzen täglich geſchehen müſſen. Je mehr Sonnenſchein, deſto beſſer iſt es für die jungen Pflanzen, man muß daher jeden Blick, den die Sonne durch die Wolken thut, benutzen, und ſogleich die Matten abnehmen; ſollte indeß die Sonne zu ſtark ſcheinen: ſo muß man nur ein wenig Luft geben Beſonders aber muß man dahin ſehen, daß die Pflanzen nicht auf einmal zu ſtark in die Höhe wachſen; geſchiehet dieſes: ſo fallen ſie ſehr leicht um, und ein einziger Windſtoß kann alsdann, wenn man ein wenig Luft giebt, die Arbeit von einigen Wochen vernichten.

Wenn nun die erſte Ausſaat gut gerathen, und die Pflanzen in 14 Tagen bis 3 Wochen etwa einen Finger lang und ſo ſtark geworden ſind, daß ſie verpflanzt werden können: ſo müſſen die nach der oben beſchriebenen Methode verfertigten Miſtbeete bereits fertig ſeyn. Dieſe werden nun mit 6 bis 8 Zoll hoher friſcher leichter Miſtbeeterde, die bereits von der Sonne und der Bewegung und öftern Umrühren derſelben in dem Miſtbeetkaſten erwärmet iſt, belegt. Allein auch hier iſt Vorſicht nöthig, denn erhielte das Miſtbeet zu viel Hitze: ſo würden die zarten Wurzelfaſern der jungen Pflanzen verſengt werden. Man muß daher, um den Grad der Hitze zu beurtheilen, ſich jener von mir angeführten Methode bedienen, und den in dem Miſtbeete befindlichen Pfahl herausziehen und deſſen Wärme unterſuchen. Iſt nun die Erde ſo beſchaffen, daß man die Hand eine geraume Zeit in der Erde leiden kann: ſo nimmt man die Melonenpflanzen, vermittelſt einer Maurerkelle ſehr behutſam, ohne Beſchädigung der Wurzeln mit der Erde aus den Samenbeeten, und da die frühen Melonenſorten nicht ſo ſtark wie die ſpäten in wilde Ranken wachſen: ſo kann man unter jedes Fenſter zwey Pflanzen ſetzen, mehrere würden nicht Früchte genug anſetzen. Späte Melonenſorten aber, die gemeiniglich ſtark auslaufen, ehe ſie Früchte anſetzen, erfordern mehr Platz, und iſt alſo von dieſen eine Pflanze unter jedes Fenſter hinreichend. Dieſe Verſetzung wird am beſten an einem heitern und angenehmen Tage, und zwar gegen Abend vorgenommen, damit ſich die jungen Pflanzen die Nacht über etwas erholen, und die heißen Sonnenſtrahlen ihnen nicht ſchaden. Man pflanzt ſie in kleine, vorher da-

zu

zu gemachte Löcher, und macht alsdann die Erde rings um die Pflanze mit der Hand ganz eben. So lange die jungen Pflanzen angewachſen ſind, muß man ſie den Tag über zu beſchatten ſuchen.

Das Angießen der jungen Pflanzen iſt in der That ſehr unnöthig, und mehr ſchädlich als nützlich, denn die Erde hat und erhält durch die Ausdünſtungen des Miſtes Feuchtigkeit genug die Pflanzen zu ernähren, es iſt alſo nicht zu befürchten, daß ſie vertrocknen werden; ſollte man indeß glauben, daß die Erde durch das Begieſſen beſſer an die Wurzeln gebracht werde: ſo iſt dieſes gewiß ſehr irrig. Die Wurzeln der jungen Pflanzen ſind alsdann noch ſehr zart und fein, und das Begießen macht nur die Erde feſt und bringt die jungen Wurzelfaſern aus ihrer einmal angenommenen Lage, wodurch ſie alsdann leicht faulen, oder doch ihr baldiger Wachsthum ſehr erſchweret wird.

Nichts iſt den jungen Pflanzen ſchädlicher in den Wintermonathen als die Näſſe, und die aus dem Miſte aufſteigenden Dünſte, welche ſich gemeiniglich an die Blätter hangen und ſie dadurch verderben. Es iſt daher, wenn es die Witterung nur einigermaßen erlaubt, ſehr nothwendig in der Geſchwindigkeit des Tages ein oder zweymal die Fenſter zu wechſeln und umzukehren, und ſolche mit einem Schwamme oder wollenen Lappen abzutrocknen. Aus dieſem Grunde wird auch zu den erſten Miſtbeeten, beſonders in der noch rauhen Jahrszeit, damit das Waſſer deſto leichter einziehen nnd die Sonne beſſer eindringen könne und die Feuchtigkeit abtrockne, eine leichte und gut zubereitete Erde nothwendig erfordert.

Vor allen Dingen verlangen die erſten und frühen Melonen, vorzüglich die Kantaluppen, gut und reichlich angelegte Miſtbeete, wodurch ihr ſchneller Wuchs ſo wie ihre Fruchtbarkeit ſehr befördert wird. Ob ſie gleich die Wärme ungemein lieben: ſo muß man ihnen doch bey jedem Sonnenblicke die freye Luft geben.

Sollten indeß wegen ſehr ſchlechter Witterung die Fenſter einige Tage verſchloſſen werden müſſen: ſo kommen die jungen Pflanzen in Gefahr verzärtelt zu werden. Man muß ſie daher wegen der gar zu ſchnellen Abwechſelung dem Sonnenſtrahlen nicht auf einmal

einmal ausſetzen, ſondern um ſie allmählig an die Luft und Sonne zu gewöhnen, ihnen anfänglich durch dünnes Buſchwerk, welches über die Fenſter gelegt wird, etwas Schatten geben.

Das Luftgeben muß man überhaupt nach der Witterung einrichten. Sind die Miſtbeete ſehr warm, und iſt die Witterung gut: ſo iſt auch mehr Luft zu geben nöthig, und dieſes geſchiehet gewöhnlich hinten am Kaſten. Die Fenſter fangen alsdann die Sonnenſtrahlen beſſer auf, und machen das Miſtbeet wärmer. Ueberhaupt muß man aber nie da Luft geben, wo ein kalter Wind herkommt: denn wenn dieſer in das Miſtbeet fällt: ſo leiden die jungen zarten Pflanzen außerordentlich, man müßte denn vor die geöfneten Fenſter Matten legen, damit der Wind nur ganz gelinde durch dieſelben ſpielen könne. Iſt die Witterung hingegen ſchlecht, kalt und rauh, und ſtößt der Wind ſtark auf die Miſtbeete: ſo muß die Luft darnach gegeben werden, damit der Wind nicht mit ſeinen heftigen Stößen unter die Fenſter dringen, ſondern nur ganz ſubtil durch die Matten ſpielen könne. Man richtet ſich überhaupt mit dem Luftgeben der Miſtbeete ganz nach der Witterung und dem Verhältniß der innern Wärme. Iſt ein Miſtbeet ſehr warm: ſo muß man auch des Nachts Luft darunter laſſen, und ſo wird auch die Bedeckung eingerichtet.

Gewöhnlich werden zwar die Fenſter bey warmer Witterung den ganzen Tag über geöfnet, die Gewächſe leiden indeß durch eine ſolche Behandlung mehr als man glaubt. Ich ſelbſt habe dieſe Methode vormals gebilliget, nachher aber das Fehlerhafte derſelben eingeſehen. Oefnet man die Fenſter zu viel, ſo wird die Luft austrocknen, und in dieſem Zuſtande können die Pflanzen nicht ſtark wachſen.

Ein aufmerkſamer Beobachter weiß, daß frey ſtehende Pflanzen, wenn die Luft warm und feucht iſt, am beſten gedeihen; ſcheint die Sonne aber heiß: ſo trocknen die Blätter gleichſam aus, und haben kein Vermögen zu wachſen. Wenden wir dieſe Wahrheit auf die Miſtbeetpflanzen an: ſo iſt es gewiß, daß dieſe bey geöfneten Fenſtern noch mehr austrocknen als andere, die im offenen Lande ſtehen. Es iſt daher nothwendig, die Miſtbeete vorzüglich

zůglich dann, wenn die Sonne die meiſte Kraft hat, zu ſchließen und mit Strohmatten zu belegen; die warme Erde und die Pflanzen dünſten alsdenn aus, und die Gewächſe kommen in den Zuſtand, worinn ſie am beſten, ja ich möchte wohl ſagen nur allein wachſen. Die Strohmatten werden nach einiger Zeit wieder abgenommen; mit dem Oefnen der Fenſter ſelbſt, wartet man indeß ſo lange, bis ſich die Feuchtigkeit an den Glasſcheiben verliehret.

Des Morgens dürfen die Strohmatten nicht eher abgenommen werden, als bis die Sonne auf die Fenſter fällt, es wäre denn, daß die Wärme im Kaſten es allenfalls nothwendig macht.

Die Fenſter bleiben ſo lange zu, wie die Fenſterſcheiben inwendig naß ſind. In dieſem Zuſtande mag die Sonne das Miſtbeet noch ſo ſehr erwärmen, die Gewächſe leiden darunter nicht; werden die Scheiben aber trocken, ſo iſt es Zeit ihnen anfänglich nur ſchwache Luft zu geben, damit die Veränderung nicht auf einmahl zu groß wird. Kömmt die Sonne höher, ſo giebt man ihnen mehr Luft.

Des Nachittags giebt man nur ſo lange Luft, als die Sonne das Miſtbeet erwärmet. Fallen die Sonnenſtrahlen nur noch ſchwach auf das Fenſter, ſo läßt man es nieder, auch thut man wohl die Strohmatteu bald nachher aufzulegen. Es hat ſolches den Nutzen, daß ſich die Wärme nicht ſo bald verlieret, und die Pflanzen mit feuchter Luft umgeben werden. Es iſt daher ſehr fehlerhaft, wenn man im Sommer des Nachts die Strohmatten für überflüſſig hält. Der Kälte wegen ſind ſie freylich nicht nöthig, dagegen dienen ſie aber dazu, die feuchte Luft im Kaſten hervorzubringen und darinn zu erhalten. In dieſer Hinſicht vermeide man noch einen andern Fehler, nehmlich den, die Fenſter, außer wenn es vielleicht bey einem ſanften warmen Regen auf eine kurze Zeit geſchieht, abzulegen. Sind die jungen Pflanzen gleich von der Art, daß ſie die freye Luft an ſich ſehr gut vertragen können, ſo ſind ſie doch jetzt verwöhne, und bekommen durch eine plötzliche Veränderung einen harten Stoß, der ſie ganz zurückſetzt.

Sollte aber, wie dieſes in den Wintermonaten oft zu geſchehen pflegt, kalte, trübe und naſſe Witterung

terung einfallen, ſo daß Regen und Schnee einige Tage anhalten und oft wochenlang kein Sonnenblick zu ſehen iſt, ſo muß man doch täglich, und wenn es auch nur ½ Stunde wäre, die Strohmatten abnehmen, und die Fenſter ein klein wenig mit vorgelegten Matten öfnen, damit durch dieſelben die alten ſauren Dünſte ausziehen, und die jungen Pflanzen durch die friſche Luft ſich erholen können. Wer Miſtbeete mit Aufmerkſamkeit wartet, findet bald, daß bey ſolcher Witterung die Gewächſe nicht ſtark wachſen; und wer alsdenn die Pflanzen nur ſo erhält, daß ſie nachher, wenn die Witterung günſtiger wird, freudig fortwachſen können, der thut genug.

Wird das Miſtbeet kalt, und höret der um den Kaſten gelegte Miſt auf zu wärmen, welches ſehr oft geſchiehet, wenn er nicht friſch geweſen, oder durch Schnee und Regen ſchon zu ſtark ausgewittert iſt, ſo muß der alte Miſt ſtark abgeſtochen und friſcher Pferdemiſt um den Kaſten gelegt werden, welches man anſetzen zu nennen pflegt.

Nach dieſen durch langjährige Erfahrung bewährten Grundſätzen, müſſen die Melonenmiſtbeete ſo lange es die Jahreszeit und der Zuſtand der Pflanzen nicht mehr erfordern, behandelt werden. — Im Sommer, wenn Sonne und Luft ſtark austrocknen, und der Miſt, dem ſein Feuer bereits vergangen iſt, nicht mehr ſo ſehr ausdünſtet, die Früchte und ſtarken Pflanzen auch ſtärker zehren, kann, wenn die Erde zu trocken wird, das Begießen bisweilen nicht ſchaden, allein es muß mit großer Vorſicht geſchehen. Man nimmt dazu kein hartes, ſondern blos Fluß- oder Regenwaſſer, nur darf ſolches nicht kalt ſeyn. Iſt es von der Sonne nicht genugſam erwärmet: ſo muß man es mit warmen Waſſer vermiſchen. Ferner muß man das Begießen bey guten heitern Tagen in den Abendſtunden vornehmen, damit ſich die Pflanzen, die Nacht über, recht erfriſchen, und am folgenden Tage von den erſten Sonnenſtrahlen wieder abgetrocknet werden können. Der Stamm an den Melonen, zwar an einigen Sorten mehr als an andern, kann durchaus die Feuchtigkeit nicht vertragen; mithin muß dieſer, wenn er nicht faul werden ſoll, mit dem Begießen ſehr verſchonet werden.

Damit nun die Melonenfrüchte gehörig auf einander folgen, ſo muß man von Monat zu Monat, bis in den Juny, wenn es die Jahreszeit zuläßt, mit dem Säen und Pflanzen der Melonen fortfahren.

Fangen indeß die jungen Melonenpflanzen an ſich auszubreiten: ſo müſſen ſie beſchnitten werden. Wie nothwendig das Beſchneiden bey dieſem Gewächſe erforderlich iſt, und wie viel es zur beſſern Befruchtung, Erhaltung und Güte der Melonen-Früchte beyträgt, braucht kaum erwähnet zu werden. Viele Gärtner pflegen aus dem Schneiden der Melonen ein großes Geheimniß zu machen, welches ſie andern nicht gerne mittheilen. Ich will indeſſen meinen Leſern kein Geheimniß daraus machen, ſondern ihnen meine Methode, deren ich mich ſtets mit gutem Erfolge bedienet habe, bekannt machen.

1) Sobald die jungen Pflanzen das dritte Blatt erreicht haben, muß ihnen das Herz ausgebrochen werden, welches deswegen nöthig iſt, damit die Pflanze gleich anfangs ihre Bildung erhalte, und nicht mit einem Ranken in die Höhe ſchieße.

2) Dieſe Nebenranken läßt man ſo lange wachſen, bis ſie etwa auch drey bis vier Blätter gemacht haben, alsdenn werden ſelbige eingekürzt, oder mit dem Daumen und Zeigefinger abgekniffen oder abgekneipt; aus dieſen Ranken kommen nun viele andere hervor, welches die eigentlichen Fruchtranken ſind.

3) Die ſtärkſten von dieſen, welche zu guten Früchten Hoffnung geben, werden ſorgfältig in Acht genommen, das ſchwache aber und untaugliche wird alles weggeſchnitten, damit die Stöcke deſto ſtärker werden. Denn je näher die fruchtbaren Ranken dem Stamme ſind, deſto frühere, vollkommenere und ſchmackhaftere Früchte hat man zu hoffen. Siehet man in dieſer Hinſicht die Melonenbeete von Zeit zu Zeit etwa 8 Tage einmal durch, und ſchafft die unnützen Schoſſen bey Seite: ſo wird man ſich dadurch für die Zukunft viele Mühe und Arbeit erſparen. Wenn ſich beym Beſchneiden, ſo lange noch keine Früchte ſichtbar werden, die männlichen Blumen im Ueberfluſſe hervorthun: ſo müſſen dieſe, damit

ſie die zarten Säfte nicht umſonſt verzehren, ausgebrochen werden.

Nach dieſer Behandlungsart werden ſich bald Blüthe und Früchte an den Ranken zeigen; und nun überläßt man ſie eine Zeitlang ihrem freyen Willen. Haben ſie aber ſchon gute Früchte angeſetzt, und wachſen ſie dabey zu ſehr ins Wilde: ſo müſſen

4) die überflüßigen und unfruchtbaren Ranken, die man an ihrer Schwäche und lang aus einander ſtehenden Gliedern erkennet, weggeſchnitten, die aber, an denen Früchte ſitzen, dürfen ja nicht eingekürzt werden, ſo lange die Früchte nicht die Größe eines Gänſeeys erreicht, und im Wachsthum einen ſtarken Zug gewonnen haben; denn wird ein ſolcher Ranke zu früh, und noch dazu kurz vor der Frucht abgeſchnitten: ſo treten die Früchte in ihrem Wachsthum zurück, werden gelb und verderben, wodurch alsdann der erſte und beſte Anſatz verlohren geht. Iſt aber die Frucht ſchon ſtark genug, daß ſie ſchon mehrere Nahrung erfordert, und an ſich ziehen kan: ſo wird durch das Einkürzen des Ranken ihr nicht nur mehr Nahrung zugeführet, wodurch ihr Wachsthum befördert wird, ſondern ſie gewinnet auch an ihrer Güte, und man hat nicht mehr zu befürchten, daß ſie zurück treten, weil zu der Zeit gemeiniglich ſchon wieder junge Ranken vorhanden ſind.

Sollten ſich aber an einigen Pflanzen gar zu viele Früchte anſetzen: ſo müſſen die Spätlinge, oder die ſchlechteſten davon abgeſchnitten werden, dadurch wird den übrigen mehr Nahrung zugeführet, und ihre Güte und Größe merklich verbeſſert. Wenn an einer Pflanze vier, höchſtens fünf gute Früchte zur Vollkommenheit gebracht werden: ſo kann man immer zufrieden ſeyn.

Die Melonen ſetzen auch ihre Früchte nicht anfänglich auf einmal an, ſondern machen damit verſchiedene Perioden, wenn der erſte Anſatz vorbey iſt, und die Früchte im Wachsthum ſtehen, ſo machen ſie gleichſam in ihrer Erzeugung junger Früchte einen Stillſtand. Nach der Zeit aber, wenn durch das Schneiden neue tragbare Ranken hervorgebracht werden: ſo ſetzen ſie zum zweytenmal, und nach dieſem

ſem, wenn die Pflanzen ſich in ihrem Wachsthume noch nicht zu ſehr entkräftet haben, noch wohl zum drittenmahl junge Früchte an, die zum Theil, wenn die Witterung günſtig iſt, noch nicht gut ausfallen.

Blätter, die nahe um die Pflanze ſtehen, müſſen niemahls abgeſchnitten werden; es wäre denn, daß ſie ſchon alt und gelb würden, denn ſie dienen den jungen Früchten, ſo lange dieſe noch im Wachsthum ſtehen, zum Schutz und Bedeckung gegen die heiſſen Sonnenſtrahlen, welche dieſelben gar nicht vertragen können.

Wenn die jungen Melonenfrüchte anfangen reif zu werden, welches man daran erkennet, wenn ſie in ihrem Wachsthum aufhören: ſo muß man ihnen Topfſcherben oder Schieferſteine unterlegen, ſie nahe an die Fenſterſcheiben bringen, damit ſie frey liegen, und die Sonne von allen Seiten darauf treffen kann, und ſie dann oft umwenden. Dieſe kleinen Bemühungen tragen zu dem guten Geſchmack der Melonen ungemein viel bey.

Endlich iſt nun noch zur richtigen Beurtheilung der rechten Reife der Melonen eine beſondere Geſchicklichkeit erforderlich. Einige Sorten zeigen ihre Reife durch das Ablöſen am Stiel an, andere aber geben keine gewiſſe Merkmahle von ſich. Der Geruch und die Farbe zeigen uns freylich, daß die Melone reif, aber nicht, wenn ihr Geſchmack am beſten iſt. Wenn eine Melone gut ſchmecken ſoll: ſo muß ſie noch vor ihrer völligen Reife abgeſchnitten, und einige Tage an einen kühlen Ort gelegt werden. Damit man ſie nun aber nicht zu früh abſchneidet, ehe ſie völlig reif iſt, und die rechte innere Güte hat: ſo muß man auf Wachsthum, auf die Größe und Schwere der Frucht ſehr ſorgfältig Acht geben. Findet man nun, daß ſie aufgehört hat zu wachſen und in der Größe nicht mehr zunimmt, und nach dem Verhältniß ihrer Größe ſich ſchwer in der Hand fühlen läßt, oder unterſucht man mit dem Nagel eines Fingers die Schale, ob ſie hart genug iſt, klopft auch wohl mit dem Fingerrücken an dieſelbe, ob ſie dem Gehör nicht hohl, ſondern voll klingt: ſo ſind alle dieſe Unterſuchungen untrügliche Merkmahle, daß die Melone mit dem Stiele abgeſchnitten werden muß. Dieſes Abſchneiden thut man am liebſten des Morgens früh, ehe

ehe ſie von der Sonne beſchienen wird und gar zu viel ausdünſtet. Man legt ſie alsdenn an einen ſehr kühlen und trockenen Ort des Hauſes, und wenn mehrere beyſammen ſind, ſo, daß ſie einander nicht berühren. Sie laſſen ſich nicht, wie andere Früchte, lange aufbewahren, und ſind, ſo wie ſie von der Pflanze genommen werden, am vorzüglichſten. —

Da die Wärme der Melonenbeete, welche von Miſt angelegt ſind, ſich nicht lange hält, und man deshalb öſters nachheitzen muß, ſo machte vor etlichen und 50 Jahren der Herr Martin Triewald in Schweden die Erfindung, **Melonenbeete von Lohe** anzulegen, welche 8 Monathe in beſtändiger Wärme blieben *).

Er ließ nähmlich im Herbſte Rinde von Eichen und Birken, wie ſie die Gärber gebrauchen, in den Garten führen, ſolche in Haufen ſetzen, und alsdann mit Stroh bedecken, eben ſo, wie man mit der Melonenerde verfährt, die man um dieſe Zeit aus den Beeten nimmt; damit die Rinde den Winter über nicht gefrieren möge. Als darauf die Melonenbeete gefüllt werden ſollten, wurden die Rindenhaufen aufgemacht, und die Rinde in die Beete eine halbe Elle tief, gleich ausgebreitet, gefüllt, darauf die Beete mit lockerem Stroh, nach der gewöhnlichen Art, vollends gefüllt, und da dieſes Stroh anfing überall und gleich durchzubrennen, auch zuſammen ſank, ließ er über das Stroh eine Schicht vorerwähnter Gärberrinde eine Elle hoch, oder mehr legen, bis die Beete hinlänglich gefüllt waren;

 und

*) S. Eine vortheilhafte Erfindung Melonenbeete anzulegen, die eine beſtändige Wärme 8 Monathe hinter einander behalten, vier auf einander folgende Jahre verſucht von Martin Triewald. Steht in den Schwed. Abhandlungen. III. B. S. 138—159.

und als er fand, daß dieſe letzte Schicht Rinde auch erwärmt war, füllete er die Erde 13 Zoll hoch darauf.

Der Erfolg war dieſer, daß die ſolchergeſtalt gefülleten Melonenbeete bis in den ſpäten Herbſt beſtändige gleiche Wärme behieltrn, wie das Thermometer zu erkennen gab, welche die ganze Zeit hindurch reife Melonen hervorbrachte.

Die Baumrinde oder Lohe hat man in der Folge auch anderwärts mit dem beſten Erfolge zum Melonenbaue angewendet. Bey dem zunehmenden Holzmangel und dem anderweitigen nothwendigeren Gebrauche derſelben iſt es aber an vielen Orten ſchwer, dieſelbe in gehöriger Menge zu erhalten. Dieſes gab in England Veranlaſſung, daß Herr Wackefield auf die Erfindung kam, Melonen, ſo wie auch andere, eine ähnliche Behandlung verlangende Gewächſe, durch Dampf in beſondern Dampfhäuſern zu treiben.

Herr Wackefield zu Nortwich bey Liverpol iſt einer der berühmteſten unter den engliſchen Güterbeſitzern, welche ihre Ländereyen ſelbſt bewirthſchaften. Im Jahr 1788 im Anfange Aprils hatte er ſich vergebens bemüht, Baumrinde für ein Melonenbeet zu erhalten; er dachte nach, ob nicht irgend etwas die Stelle der Lohe vertreten könnte, und fiel darauf, ſein Beet durch Waſſerdämpfe zu erhitzen. Dieſen Gedanken hielt er um ſo feſter, weil ihm dadurch nicht nur die Mühe, ſich Rinde zu verſchaffen, ſondern auch der Koſtenaufwand dafür erſpart würde. Er machte ſchnell den Entwurf zu den Röhren und dem Damfgewölbe, und wenige Tage nachher war das Melonenbeet nach ſeinem Plane zu einem Dampfhauſe umgeändert.

Das

Das Kupfer, welches wir davon hier Fig. 5100 beyfügen, wird, nebſt der nachſtehenden Beſchreibung, dieſe höchſt nützliche Erfindung hinlänglich erläutern:

Fig. 5100. a) iſt der Grundplan. Er zeigt die Richtung der Röhren, auf deren zweyen A. B. flache Kupferpfannen befeſtiget werden, welche ſich von C. bis D. ausbreiten, drey Zoll tief und aus dünnem gedehnten Kupfer gemacht ſind. Die Pfannen werden eingemauert, und unten ruhen ſie auf flachen eiſernen Barren. Sie ſind ferner in dem Dampfgewölbe E. eingeſchloſſen, das man in der Section des Dampfhauſes Fig. 5100. b) findet, und aus dem Waſſer, welches man in dieſe Pfanne gießt, ſteigt der Dampf hervor. Das Obertheil des Gewölbes F. iſt ein durchlöcherter backſteineener Schwibbogen, (ſ. Fig. 5100 c) damit der Dampf hinauf durch die Erde G. ſteigen kann. Letztere liegt nicht unmittelbar auf dem Schwibbogen, ſondern dieſer iſt mit kleinen Schieferplatten oder Ziegelſteinen überlegt, damit die Erde, worin ſich die Gewächſe befinden, nicht durch den Schwibbogen ins Waſſer hinabfalle.

Das Erdenbeet iſt 6 Schuh breit, und das Dampfgewölbe C. von dem Boden der Röhre bis an den Mittelpunkt des Schwibbogens 4 Schuh tief; die innere Weite einer jeden der beyden Röhren A. B. iſt funfzehn Zoll. Die Höhe, von ihrem Boden bis an den Untertheil der Kupferpfannen iſt zwanzig Zoll. Jede von dieſen Röhren hat einen Ofen H. H. an den entgegengeſetzten Enden des Dampfhauſes, und der Rauch verfliegt durch die hinten angebrachten Rauchfänge I.

Es muß ein beſonderer Ofen K. für die vordere Röhre L. M. gebaut werden, welche innerhalb des Dampfhauſes, und erhabner als der Schwibbogen F. iſt. Auf dieſe Röhre wird eine flache Kupferpfanne geſetzt, welche den ſchon beſchriebenen gleicht; die letztere erſtreckt ſich von L. bis M. und wird gelegentlich mit oder ohne darin befindlichem Waſſer gebraucht. Es hat ſich nähmlich zuweilen gefunden, daß die Erde durch den unten anſchlagenden Dampf zu ſehr erhitzt wurde, und man damit einhalten mußte, deswegen brachte man eine kupferne Dampf-

pfanne über der vordern Röhre des Ofens an. Dieſe Pfanne iſt mit einem durchbrochenen Mauerwerke verſehen, wie die Maizdarren; auf die Oeffnungen kann man Töpfe mit Schminkbohnen ſetzen, denen dieſer Ort beſonders günſtig iſt; zwiſchendurch dringt aber zu gleicher Zeit Dampf genug für die andern Gewächſe des Dampfhauſes.

Bey N. iſt eine bleyerne Röhre, um das Waſſer in die hintern Pfannen unter dem Schwibbogen zu gießen; die andern unten befindlichen Pfannen werden eben ſo gefüllt. Bey O. befinden ſich viereckige Löcher, die man der ganzen Länge des Hauſes nach offen laſſen muß, damit ſich der Dampf reichlich mit der Atmoſphäre im Hauſe vermiſchen kann.

Fig. 5100 b) iſt eine Section des Dampfhauſes; die Beziehung der Buchſtaben iſt ſchon oben angegeben worden.

Fig. 5100 c) zeigt die Form einer Kupferpfanne nach einem größern Maßſtabe: P. iſt der Boden der Pfanne; Q. ſind die Ränder, welche eingemauert werden.

Fig. 5100 d) iſt eine Section der Pfanne und der Röhre, damit man ſehe, wie die Pfanne eingemauert wird und wie tief die Röhre iſt.

Fig. 5100 e) iſt die Anſicht des Bogens von oben; es zeigen ſich hier die Oeffnungen, ehe ſie mit Ziegeln bedeckt werden.

Herr Wackefield iſt der Meinung, daß es weit beſſer ſey, eine lange kupferne Pfanne auf jeder Röhre zu haben, als mehrere kleine. Auch hält er kupferne Pfannen für vorzüglicher, als eiſerne.

Bey dem Baue ſolcher Dampfhäuſer muß man beſonders Acht haben, daß die Rauchfänge unbeſchädiget ſind, weil dem Wachsthum nichts ſo ſehr nachtheilig iſt, als wann der Rauch aus den Löchern der Eſſen in das Dampfhaus dringt.

So weit die Beſchreibung; nun müſſen wir noch einige von Hrn Wackefield's Beobachtun-

achtungen über den Ausſchlag ſeiner Erfindung mittheilen:

Erſter Verſuch. Den 25. April 1788 ſetzte er eine gute Melonenpflanze in drey Fuß tiefe, feſte Erde, über Dämpfe. Sie wuchs recht gut, wurde ſehr ſtark und trieb üppig, aber trug nicht eher Frucht als den 25. Julius, die Melonen kamen dann in Menge, waren von vortrefflichem Geſchmack, von dünnen Schalen und dickem Fleiſche. Es iſt jetzt klar erwieſen, daß ihr ſtarker Wuchs und die Verſpätung des Anſetzes der Frücht, aus der Tiefe des Erdreichs entſtand, wie man aus den Verſuchen der folgenden Jahre ſehen wird. Dies iſt bey den Früchten aller Gewächſe der Fall. Ananas in kleinen Töpfen tragen ſchneller. Bäume, die in tiefem Erdreiche ſtehen, vornähmlich aber Birnbäume, erzeugen ſpäte Früchte.

Zweyter Verſuch. 1789. Unter der Vorausſetzung, daß der vorjährige Boden zu reich geweſen ſey, ſetzte er in dieſem Jahr die Pflanzen in ſchwächere Erde von gleicher Tiefe, und that ziemlich viel guten Mergel, aber weniger Dünger dazu, wodurch er den häufigen Wuchs der Wurzeln zu hindern ſuchte. Weil aber Dampf den Wachsthum ſo unausſprechlich befördert, ſo gab es wieder eben ſo viele Wurzeln. Dennoch war kein Anſchein zu Melonen da, bis ohngefähr wieder gegen Ende des July; dann kamen ſie überflüſſig und vortrefflich. Ja, ſie trieben ſo ſtark, daß an manchen zwey bis drey zuſammen ſaßen, wie bey den Wallnüſſen; und jede Melone in dergleichen Klumpen reifte zu gleicher Zeit und kam zur völligen Größe. Uebrigens verhielt ſich alles wie im vorigen Jahre.

Dritter Verſuch, 1790. Da er nun vermuthete, daß die Tiefe des Erdreichs den vollen Wuchs verurſachte: ſo verringerte er es bis auf zwey Schuhe. Die Melonen zeigten ſich früher, aber immer noch nicht früh genug, und wucherten zu ſehr. Doch waren die Früchte eben ſo gut, wie die vorhergehenden.

Vierter Verſuch. Daß bey den Verſuchen mit Dampf der Erdboden nicht zu tief ſeyn müſſe, war nun außer Zweifel. Um aber herauszubringen, welche Tiefe die rathſamſte ſey, füllte Hr. Wackefield das Melonenbeet dergeſtalt mit Erde, daß es von einem Ende zum andern einen regelmäßigen Abhang erhielt. Dieſer Abhang war von drittehalb bis auf einen Schuh. Die Folge hievon war ſehr artig, denn die Fürchte in den verſchiedenen Tiefen kamen eine Woche nach der andern regelmäßig zum Vorſchein, und ſetzten zuerſt bey den Pflanzen an, welche einen Schuh tief ſtanden. Er hatte eine reichliche Aernte; wo der Boden am tiefſten war, fand ſich faſt alles, wie in den vorigen Jahren.

Fünfter Verſuch, 1792. Er ſetzte die Melonenpflanze in funfzehn Zoll Erde über zwey Schuhe Lohe, die ſchon vor zwey Jahren gebraucht worden war. Das letztere that er, damit der Dampf nicht mit zu großer Gewalt auf das Erdreich wirken möchte, und damit die Pflanzen dem Glaſe nahe genug kämen. Nun ging alles vortrefflich. Die Melonen brachen eben ſo bald hervor, als auf Loh- oder Miſtbeeten, waren aber ungleich zahlreicher und ſaftiger.

Der Herzog von Bridgewater hat vor kurzem ebenfalls ein Dampfhaus nach dieſem Plane erbaut, und findet, daß es ſeinen Erwar-

tungen

tungen vollkommen entſpricht. Herr W. hat ſich des Dampfes auch in ſeinem Weinſtockhauſe mit dem beſten Erfolge bedient.

Seitdem hat auch Hr. Butler zu Knowsley ein Dampfhaus erbaut, um Blumen, Gemüſe und Früchte darin zu treiben. Es iſt 42 Schuh lang, und 22 Schuh breit; das Hintertheil erhebt ſich 14 Schuh, und die Vorderſeite 5 Fuß, 6 Zoll. Die Oberfläche enthält 924 □ Fuß.

Hr. Butler hat gefunden, daß ein Dampfhaus weit weniger Feuer bedürfe, als ein Triebhaus. — Vier Wochen, nachdem er Gurkenpflanzen, die einen Monat vorher geſäet und auf einem Miſtbeete gezogen waren, hineingebracht hatte, ſchnitt er eine ſchöne Gurke ab. — Die Roſen kamen zum Erſtaunen ſchnell. In den gewöhnlichen Treibhäuſern brechen ſie nur von einem Auge hervor, nähmlich vor dem äußerſten, während die andern taub bleiben. Aber hier ſchien ſich jede Knoſpe herauszudrängen, und wie in einem warmen befruchtenden May eine Menge Roſen zu verſprechen. — Die Hyacinthen wuchſen zum verwundern; die Gurken des Dampfhauſes wuchſen binnen 24 Stunden ſo ſtark, als die der Miſtbeete in 48. Er that auf den durchbrochenen Schwibbogen ohngefähr 3 Schuh tiefe Lohe, welche feſt getreten wurde. Anfänglich verklebte er die Oeffnungen zwiſchen den Fenſterſcheiben, fand aber bald, daß dieſes falſch ſey, weil der Dampf nicht ſo gut abzog. — In windigem Wetter war mehr Waſſer nöthig, als in naſſem; übrigens kann blos ein aufmerkſamer Beobachter die Menge des erforderlichen Waſſers beſtimmen. In hellen Wintertagen, wenn die Sonne ſcheint, wirkt der

Dampf am beſten auf die Früchte, beſonders Ananas und Gurken.

Liebhaber, welche Butler's Verſuche ausführlich leſen möchten, finden dieſelben in den Transactions of the Society for the encouragement of arts, manufactury and commerce.

Hier muß ich noch einer „neuen Erfindung erwähnen, wie man mitten im Winter Ananas, Spargel, Melonen, Gurken, Erdbeeren, Radischen, und andere Vegetabilien, desgleichen Roſen, Veilchen, Hyacinthen, ohne Miſtbeet und ſogar im Zimmer erziehen, und zur Reife bringen kann."

Ein Engländer, Weſton, hat nähmlich eine neue Art von Treibbeeten erfunden, in welchem man von nachher beſchriebener Größe 180 Pflanzen, jede 6 Zoll von der andern, ziehen kann.

Der größte Vorzug dieſer Beete vor allen andern beſteht darin, daß man den Wurzeln der Pflanzen, indem ſie wachſen, ohne die Pflanzen in ihrer Lage zu verrücken, und ohne ſie zu verbrennen, jeden beliebigen, oder vielmehr erforderlichen Grad von Wärme mittheilen kann.

Das in einer unter dem eben angegebenen Titel herausgekommenen Schrift von $\frac{1}{2}$ Bogen in 8. 1801, mit 1 Kupfer beſchriebene und abgebildete Beet iſt auf einen Rahmen von 9 Fuß Breite und 5 Fuß Tiefe berechnet, und fordert ohngefähr 28 Maaß ſiedenden Waſſers, das man zu jeder Zeit haben kann. Der Waſſerkanal iſt von geſchlagenem Bley gemacht, ſo daß ein Quadratfuß ſolches geſchlagenen Bleyes ohngefähr 5 Pfund wiegt. Das Ganze kann höchſtens 70 Pfund wiegen, und folglich mit Arbeitslohn etwa gegen 12 Thlr. koſten. Man braucht

braucht dieſen Kanal nur einmal des Tages, ausgenommen an einem oder dem andern ſehr kalten Tage, und zwar gegen Abend zu füllen, denn die Pflanzen wachſen durch die Zuleitung des Dunſtes, der, wie der warme Thau in der Natur, auf ſie wirkt.

Damit nun aber die Wärme des ſiedenden Waſſers nicht die in der Nachbarſchaft des Waſſerkanals befindlichen zarten Pflanzenwurzeln verbrenne: ſo muß zwiſchen den dem Kanale am nächſten ſtehenden Pflanzen, und dem Kanale ſelbſt, 8 bis 9 Zoll breit Erde liegen. Ein kleiner Wärmemeſſer, der 6 Zoll in die Erde geſteckt wird, zeigt zu jeder Zeit die Wärme des Beetes, die immer 90 Grad haben ſollte. Dieſe Methode kann nicht allein in Gärten und Treibhäuſern, ſondern im Kleinen und nach verjüngtem Maßſtabe, ſogar in Zimmern angewendet werden, Früchte und Blumen unter ſeinen Augen zu erziehen, und ſich dadurch manches Vergnügen zu verſchaffen.

Melonen unter gläſernen Glocken zu ziehen. Dieſe Methode, Melonen zu ziehen, haben Liebhaber dieſer Frucht verſucht, welche keine Gelegenheit hatten, Miſtbeete in hinlänglicher Menge anzulegen. Man wählt dazu Rabatten, die eine warme Lage haben. Die Pflanzen, welche man hierzu beſtimmt, zieht man in Miſtbeeten, die im April angelegt ſind, eben an der Seite des Rahmens, oder beſſer in Körbchen, die man oben hinein gräbt. Wenn die Pflanzen das erſte rauhe Blatt zeigen, bereitet man die Rabatten zu. Auf jeder Stelle, wo die Pflanzen ſtehen ſollen, gräbt man ein Loch, ungefähr zwey Schuh im Durchſchnitt, und einen halben Schuh tief; bringt in dieſes gute, fette

und

und leichte Erde, und zwar ſo viel, daß man einen kleinen Hügel davon formiren kann, und ſetzt die Glocken darauf. Sobald ſich die Erde darunter erwärmet hat, kann man die Pflanzung vornehmen; ſind ſie in Körbchen, ſo läßt man in jedem nur zwey, macht den Hügel eben, und ſetzt es ſo tief, daß noch etwas friſche Erde um die Pflanzen herum kommt, und von der übrigen Erde formirt man einen Rand, auf welchem der Rand der Glocke zu ſtehen kommt, begießt ſie, und nachdem man die Glocken darauf geſetzt, macht man ihnen Schatten, bis ſie wieder friſche Wurzeln gemacht haben. Mit der Pflanze ſelbſt verfährt man, wie mit denen in den Miſtbeeten; wenn die Ranken an den Rand der Glocke ſtoſſen, legt man unter dieſe etliche Steine, leitet die Ranken hervor und befeſtigt ſie mit kleinen Haken. Bey trockener Witterung begießt man ſie alle drey bis vier Tage. Sobald die Früchte zu wachſen anfangen, legt man ſie auf Steine, und wenn kalte Witterung eintrifft, ſetzt man Glocken darüber, und wendet ſie beym Reifwerden einigemahl um.

Auch kann man, um ſicherer zu gehen, die Löcher ſo groß und tief machen, daß man eine gute Lage ganz friſchen Pferdemiſt unten hinein bringen kann, und einen halben Schuh hoch gute Erde oben darauf; die Pflanzen wachſen geſchwinder und beſſer. Wenn man die Erde rings herum mit halb verfaultem Miſt aus den alten Miſtbeeten bedeckt, ſo trocknet ſie nicht ſo leicht aus; man hat alsdann wenig oder kein Begießen nöthig, und die Früchte werden wohlſchmeckender. Der Miſt muß ungefähr eine Querhand hoch, und zwey Schuh breit rings um die Glocke herum gelegt werden; die Ranken

kann

kann man ſicher und ohne Nachtheil darüber hin leiten.

Andere haben es ſich noch bequemer gemacht, und **Melonen im freyen Lande zu ziehen** verſucht, welches freylich wohl in etwas gelungen iſt, aber doch zu unſicher zu ſeyn ſcheint, als daß man es im Großen zu treiben wagen könnte; überdem auch nur eine kurze Zeit hindurch reife Melonen giebt. Im Hannov. Magaz. 1779 Col. 201 — 206 iſt darüber eine Nachricht enthalten, die ich hier einrücken muß, um den Melonenliebhabern zu zeigen, wie dergleichen Verſuche ausgefallen ſind. Ein Herr L. in Verden ſchreibt daſelbſt folgendes:

Melonen ſind eine ſo angenehme und wohlſchmeckende, aber dabey, nach der gewöhnlichen Art, ſo mühſam zu ziehende, und daher an den meiſten Orten dieſer Gegenden ſo ſeltene und theure Frucht, daß ich den Gartenfreunden vermuthlich keinen unangenehmen Dienſt erweiſen werde, wenn ich ihnen einen Weg, ſie leicht und ohne Unkoſten zu ziehen, bekannt mache. Wenigſtens habe ich in dem abgewichenen Sommer, ohne ſonderliche Mühe, ohne geheime Gärtnerkünſte, ohne Miſtbeete, ohne Glocken recht ſchöne Melonen mitten im freyen Lande gezogen. Einem jeden das Seinige! Darum gebe ich das Verdienſt und die Ehre der Erfindung demjenigen Herrn hiemit zurück, der mich ſo freundſchaftlich davon benachrichtigte, daß es möglich ſey, dieſe Frucht im Freyen zu ziehen, und daß man in Erfurt ſchon mehrere Proben damit gemacht habe. Ich hatte noch eine Zeitlang mit meinem Unglauben zu kämpfen, vornehmlich, da wir hier um ein paar Grade nördlicher wohnen. Doch, dachte ich, haben Kirſchen und Pflaumen, ja Pfirſchen und Aprikoſen unſer Clima vertragen, und unter unſerm rauhern Himmel zeitigen gelernet: ſo lernen es Melonen vielleicht auch, da ihr urſprüngliches Vaterland ſo entfernt nicht einmal von uns iſt, als jener ihres; und iſt ja am Ende wenig oder nichts daran verloren, wenn der Verſuch mißlingt. Es iſt bekannt, daß man

man keine friſche oder vorigjährige, ſondern zwey oder drey Jahr alte Kerne pflanzen müſſe. Ich ſuchte alſo im verwichenen Frühjahr durch Vorſchub eines Freundes in Stade Kerne zu bekommen, von denen ich aber nicht weiß, ob die Melonen, die ſie gaben, in Stade oder Hamburg gewachſen ſind. Genug ſie kamen aus einer noch etwas nördlichern Gegend, als die unſrige, und mußten alſo unſere Luft und Boden wohl vertragen können; doch waren ſie ganz gewiß auf Miſtbeeten, und unter Gläſern gewachſen, mir aber ſollten ſie unter freyem Himmel Früchte tragen. Zu dem Ende ließ ich mitten in meinem Garten, deſſen Boden ſehr ſandig iſt, eine Rabatte einen guten Fuß breit und eben ſo tief ausgraben, nachdem ich die beyden Seiten vorher recht hatte treten laſſen, damit die Ufer deſto beſſer ſtehen, und die Hitze des Düngers demnächſt deſto weniger einlaſſen möchten; dieſe Grube ließ ich nun mit gutem Pferdemiſt recht voll feſt treten, und ein paar Zoll Erde darüber werfen und ebenen. Hierein pflanzte ich ſogleich den 27ten April meine Kerne, zwey oder drey zuſammen, und etwa anderthalb Fuß aus einander, bemerkte auch die Stellen mit kleinen Stöckchen, um ſie demnächſt begießen zu können. Dies mochte aber wohl verſäumt ſeyn, und darüber kamen die Kerne zum Theil ſehr ſpät auf, zum Theil gar nicht. Sobald ich ſie über der Erde ſah, widmete ich ihnen etwas mehr Sorgfalt, begoß ſie fleiſſig mit an der Sonne erwärmtem Waſſer, und deckte die jungen Pflanzen des Nachts, und auch an einigen rauhen Tagen mit Blumentöpfen zu, da es mir an Gartenglocken fehlte, die hier nicht zu Kauf ſind. Dieſer Vorſicht ungeachtet, war ihnen die rauhe Witterung dennoch einmahl ſo empfindlich, daß ſie ganz welk, und dem Tode nahe ſchienen. Einige giengen wirklich aus; vier Pflanzen aber erholten ſich, wuchſen bey der heißen Witterung des Junius und Julius und beym oftmaligen, aber mäßigen Begießen fröhlich fort, und fingen an zu blühen. Ich hütete mich nun ſehr, ihnen nach Vorſchrift älterer Gartenbücher den Herzſtängel und einen Theil der Blüte abzubrechen; ich wußte, daß dieſe ſogenannte wilde oder falſche Blüte den männlichen befruchtenden Staub enthielt, und ich wollte nicht ſo thöricht ſeyn, das Feſt, welches die Natur dieſer Pflanze,

oder

oder vielmehr mir bereitete, ſelbſt zu ſtöhren. Es mag wahr ſeyn, daß eine jede Pflanze nicht mehr als höchſtens zwey Melonen zur Vollkommenheit bringen könne. Aber die Vorſchrift, alle übrige kleine Frucht bis auf dieſe zwey, die man groß werden laſſen will, abzubrechen, ſcheint mir zu voreilig zu ſeyn. Wie leicht kann man hier die unrechten abbrechen und ſolche ſtehen laſſen, nach denen der Saft der Pflanze keinen rechten Zug hat? Die Natur ſcheint hier ſelbſt vorſichtig genug zu ſeyn: ſie wirft ihre überflüßigen Koſtgänger von ſelbſt weg. So machten es wenigſtens meine Pflanzen. Von einer Menge kleiner Anſetzlinge kamen nur zuerſt drey, und nachher fünf auf meinen vier Pflanzen in bemerklichen Wachsthum; die übrigen alle, ehe ſie noch einmal die Größe einer Kirſche erlangt hatten, welkten und fielen ab. Daß ich meinen Melonen, ſobald ſie etwa von der Größe einer Pflaume waren, Dachziegel untergelegt habe, um ſie vor Näſſe zu bewahren und deſto eher zu zeitigen, denkt man wohl ohne Anzeige; und die drey erſtern gelangten auch zu ihrer gehörigen Größe, und wurden im Anfange Septembers reif. Den fünf Spätlingen aber kam am Ende des Auguſts ein Nachtfroſt zu früh über den Hals; die Blätter der Pflanzen ſchrumpften zuſammen, und die noch zarten Melonen bekamen Flecken und wurden welk.

Dieſer Verſuch beweiſt nun, daß man in unſerer Gegend Melonen im freyen Lande zur Vollkommenheit und Reife bringen kann; er läßt ſich aber ohne Zweifel noch vervollkommnen. Vielleicht ſo: 1) Man pflanze im März oder Anfangs April Melonenkerne auf ein Miſtbeet, wenn man es hat. Auf einem kleinen Fleck eines Miſtbeetes können leicht für ein Dutzend Leute, die keines haben, Melonenpflanzen gezogen werden; und ein Gärtner könnte ſie zum Verkauf bauen.

2) Man bereite im Anfang May eine Rabatte im Garten, und wenn die Lage darnach iſt, an der gegen Norden liegenden Gartenmauer oder Planke nach meiner Methode mit eingetretenem Pferdemiſt.

3) Verpflanze dahin nach ein paar Tagen die jungen Melonen, decke ſie bey rauher Witterung mit gläſernen Glocken, wenn man welche hat, zu;

und begieße ſie, wenn es nicht regnet, täglich ein oder zweymal mäßig

Der Herr von Juſti hat einmal den Vorſchlag gethan, die verglaſeten Eiſenſchlacken, welche den hohen Oefen ſo ſehr zur Laſt ſind, zu Materie von Gartenglocken zu gebrauchen. Ich weiß nicht, ob dieſer Vorſchlag thunlich iſt, und wirklich in Ausübung gebracht worden ſey. Wären aber gläſerne Glocken wohlfeiler und häufiger: ſo würde man nicht nur zur Beſchützung zarter Blumen, ſondern auch zur Erziehung früher Gartengewächſe einen nützlichen Gebrauch davon machen können.

Auf vorhin angezeigte Weiſe wird man nicht nur früh', ſondern auch ſogar wohlſchmeckendere Melonen ziehen können, als die auf Miſtbeeten ſind. Denn es iſt kein Zweifel, daß der milde Einfluß der freyen Luft und Sonne dieſe Frucht nicht ſchöner machen ſollte, als ſie es in den eingekerkerten Dünſten eines Miſtbeetes werden kann.

Nach der Zeit haben es noch mehrere im mittlern und nördlicheren Deutſchlande verſucht, Melonen im freyen Lande zu bauen, und die Verſuche ſind auch in kalten und naſſen Sommern ſo ausgefallen, daß es ſich wenigſtens der Mühe verlohnt, damit fortzufahren. Beſonders hat der Herr von Dießkau *) hiermit verſchiedene Proben gemacht, und er iſt mit ſeiner Aernte ſehr wohl zufrieden. Nach ſeinen gemachten Erfahrungen räth er den Melonenliebhabern, die ähnliche Verſuche anſtellen wollen, vorzüglich folgendes:

1) Müſſen ſie ſich die allerfrüheſten Sorten anzuſchaffen ſuchen. Auf dem warmen Miſtbeete geht es an, hauptſächlich auf die wohlſchmeckendſten Arten zu ſehen; weil dieſe aber nicht immer diejenigen ſind, welche am geſchwindeſten

*) S. Vortheile in der Gärtnerey, in vermiſchten Abhandlungen; von C. J. F. von Dießkau. VI. Sammlung. Coburg, 1786. 8. S. 65—169.

deſten zur Zeitigung gelangen, ſo muß man bey der Landerziehung nicht ſehr eigenſinnig, ſondern zufrieden ſeyn, wenn ſie nur reif werden, ehe ſich Fröſte und Reife einſtellen, wie es nicht ſelten vor der gewöhnlichen Zeit zu geſchehen pflegt. Ueberdies giebt es auch unter dieſen recht gute Sorten, die manche ſelbſt auf den warmen Miſtbeeten, nicht bloß darum, weil ſie daſelbſt ſehr bald zu haben ſind, ſondern auch um ihres guten Geſchmacks willen nicht gern entbehren würden.

Der erfahrne Gärtner weiß die Pflanzen von friſchen Kernen zwar durch gehöriges Verſtutzen dazu zu zwingen, daß ſie Früchte anſetzen; wollte man bey der Erziehung der Melonen im freyen Lande aber friſche Kerne nehmen, ſo würde allemal ein Zeitverluſt dabey ſeyn, der bey dieſer Art der Erziehung leicht üble Folgen nach ſich ziehen kann, und daher ſorgfältig vermieden werden muß. Man ſuche daher lieber ältere Kerne zu bekommen, wenn ſie auch 4. 5 : 6jährig wären. Da ſie noch viel älter werden können, ohne die Kraft zum Aufgehen zu verliehren, wenn ſie anders vollkommen und an ſich gut ſind, ſo wird man bey ſolchen allemahl mehr gewinnen als verliehren.

2) Das Land, worauf die Melonenpflanzen geſetzt werden ſollen, muß durchaus die volle Sonne haben; wer in Ermangelung eines ſolchen eine ſchattige Lage wählen wollte, der thut wohl, den Melonenbau lieber ganz zu unterlaſſen. Hat hingegen ein dazu beſtimmter Fleck, dem es an Sonnenſchein nicht fehlt, einige Bedeckung gegen die ſcharfen Nord = und Oſtwinde, ſo iſt es deſto beſſer.

Der Boden, worauf ſie wachſen ſollen, darf keineswegeſ an ſich feucht oder naß ſeyn. Die Melone liebt mehr trocknes als naſſes Land. Da ſie nun im freyen der Witterung und anhaltendem Regen ohnehin viel ausgeſetzt iſt, ſo würden ihre Wurzeln ohne Hülfe verfaulen, wenn ſich die Näſſe nicht von ihnen abziehen könnte. Es iſt zu dem Ende wohlgethan, wenn die Beete ſo viel wie möglich erhöhet werden, damit das Waſſer deſto leichter ablaufen und in die Tiefe ſinken kann.

Wie das Erdreich zu der Melonenzucht auf Miſtbeeten zubereitet werden müſſe, davon geben gute Gartenbücher hinlängliche Nachricht. Dieſe Vorſchriften im freyen Lande allemahl genau zu befolgen, würde nicht nur oft beſchwerlich, ja bisweilen ganz unmöglich ſeyn. Ein gutes Gartenland, das mit Miſterde, oder recht verfaultem Rindsmiſt, auch mit ein Jahr lang wohl ausgewittertem Graben= noch beſſer aber Miſtpfützenſchlamm ſcharf gedüngt iſt, wird gewiß gute Früchte liefern. Dieſes kann im Frühjahr zurecht gemacht, und wenn es ſich hierauf etwa zu ſehr ſetzt, mit eben dergleichen Erdreich nochmahls erhöhet werden. Daß man es bis zur Pflanzzeit nicht vom Unkraut überziehen und von demſelben die beſten Nahrungstheile ausſaugen laſſen dürfe, brauche ich wohl nicht erſt zu erinnern, weil es allen und jeden Gewächſen gewiß wenig Nutzen bringt.

3) Die Kerne, ſo wie es bey den Gurken gemeiniglich zu geſchehen pflegt, in das Land zu legen, iſt aus folgenden Gründen gar nicht anzurathen.

Einmahl ſind ſie zu vieler Gefahr, von Würmern gefreſſen zu werden, ausgeſetzt.

Zwey

Zweytens, treiben ſie ihre Hauptwurzel zu tief in den Erdboden hinein.

Dieſe iſt der Gefahr bey anhaltender Näſſe in Fäulniß zu gerathen, aus dem Grunde mehr unterworfen, als wenn ſie nicht ſo tief ſtände.

Drittens pflegen die Melonenkerne, vornähmlich die ſchon verſchiedene Jahre alten, oft lange zu liegen, ehe ſie aufgehen, wenn ſie beſonders durch keinen anhaltend ſtarken Grad der Wärme es eher zu thun veranlaſſet werden; dieſer läßt ſich aber im freyen Lande nicht leicht denken. Es gehet darüber bis zum Aufgehen viele Zeit unnöthiger Weiſe vorbey, in welcher die Pflanzen ſchon verſchiedene Blätter hätten haben können. Dieſe kann erſparet werden; denn bey einer Cultur von ſolchen Pflanzen hat man niemahls viele Zeit zu verliehren.

Das ſicherſte Mittel, die Pflanzen zu der Zeit, wenn man es wünſchet, im Lande ſtehen zu ſehen, iſt dieſes, daß man ſie vorher in der warmen Stube ziehet und alsdann verſetzet. Der Anfang der Erziehung darf vor der letztern Hälfte Aprils nicht gemacht werden, weil die Pflanzen ſonſt zu alt ſeyn und den Anfang zum Verbutten machen würden.

Die Pflanzen vor dem May der freyen Witterung bloß zu ſtellen, würde aber zu waglich ſeyn. Man erwarte alſo gedachte Zeit, lege alsdenn einige Kerne mehr als nöthig ſind, weil manche verdorben ſeyn können, zuſammen in einen Blumentopf, und laſſe ſie dünn mit Erde bedeckt auf dem laulichen Ofen oder an dem verſchloſſenen Fenſter durch die Sonnenwärme austreiben, da ſie denn hernach mit wenigem laulichtem Waſſer eingeſchlämmt werden können. Von dem Waſſer dürfen ſie dabey nicht mehr

bekommen, als daß ſich die bey dem Verſetzen nöthige ganz lockere Erde an die zarten Wurzeln anlegen kann.

Dieſe Erziehung iſt möglich, aber nicht allemahl rathſam, denn ſollte zu der Zeit, wenn ſie nothwendig in das Land gebracht werden müſſen, die Witterung zu rauh, oder naß ſeyn, ſo würde es dergleichen zarten Pflanzen, die die freye Luft noch gar nicht, oder nur ſehr wenig genoſſen haben, gewiß ſehr empfindlich fallen; und ſie länger bey einander ſtehen zu laſſen, wäre, wegen der Beſchädigung der indeß zu groß gewordenen und in einander verwickelten Wurzeln gar nicht anzurathen.

Es iſt demnach viel vorzüglicher, wenn alltäglich, nach den in einem Topfe bey einander liegenden Kernen geſehen, und jeder, der zum Keimen den Anfang gemacht hat, in ein kleines mit ſchicklicher Erde gefülltes Töpſchen gelegt und darin ein wenig begoſſen wird. Haben dieſe Töpſchen ihren Stand auf dem laulichen Ofen, ſo können ſie daſelbſt ſo lange ſtehen bleiben, bis das Aufgehen erfolgt, alsdenn aber müſſen ſie an ein zur Sonne wohlgelegenes Fenſter, welches bey Nacht und rauhem Wetter verſchloſſen bleibt, bey warmer Witterung und Sonnenſchein hingegen aufgemacht werden muß, geſtellet werden.

So bald zu Anfange des Mays warme Witterung einfällt, iſt die Verſetzung vorzunehmen; in deren Ermangelung aber warte man noch einige Zeit. Wenn jede Pflanze in einem Topf allein ſteht, ſo ſchadet ihr ein ſolcher Verzug, der nur nicht zu lange währt, weniger, als wenn viele bey einander wären, denn einmal hat ſie auf wenige Zeit Nahrung genug darin

und

und zweytens dürfen die Wurzeln bey dem Verſetzen nicht von Erde entblößt werden, weil dieſe mit dem Ballen geſchieht. Indeſſen ſäume man nicht ohne Noth ſeine Pflanzen an einem ſonnenreichen Tage, ohne ihnen vor der Sonne Schutz zu geben, in das Land zu bringen, weil ſie ſonſt leicht verbutten könnten. Es wird zu dem Ende der Topf dergeſtalt umgeſtürzt, daß der Ballen ganz bleibt.

In die ſchon vorher gemachte Grube wird etwas recht feine Erde geſtreut, der Ballen ſo darauf geſetzt, daß er nirgends hohl ſteht, und mit eben ſo lockerer Erde umſchüttet. Iſt dieſe ganz trocken, ſo kann etwas lauliches Waſſer, ohne Berührung der Pflanzen, um ſolche gegoſſen werden; widrigenfalls aber warte man ſo lange damit, bis die Pflanze durch ihr etwas welkes Anſehen es ſelbſt verlanget. Oft wird das Begießen den ganzen Sommer nicht nöthig ſeyn, weil ſich hier die Feuchtigkeit ohnedieß länger erhält, als in der lockern Erde eines Miſtbeetes, zumahl wenn dieſes ſchon alt iſt, und die feuchte Ausdünſtung des Miſtes aufgehöret hat.

4) Melonen gedeihen in einer zu nahen Nachbarſchaft nicht, weil ſie ſich einestheils die Nahrung nehmen, anderntheils und hauptſächlich aber darum, weil ihre ſich weit ausbreitenden Ranken ſonſt über einander herwachſen und den Früchten den Sonnenſchein auch oft entziehen würden. Es iſt zu dem Ende ein vier Schuh weiter Abſtand von einer Pflanze zu der andern erforderlich. In dieſer Entfernung ſind ſie ſich ſelbſt nicht nur nicht hinderlich, ſondern die fernere nothwendige Beſchäftigung mit ihnen, kann

auch ſolchergeſtalt deſto leichter vorgenommen werden *).

5) Es ſind die Melonen zuverläſſig zärtere Gewächſe, als die Gurken; ſie erfordern auch mehreren Schutz vor der Kälte und zwar um ſo viel mehr, weil wir ſie eher als jene in das Land bringen müſſen, wenn wir brauchbare Früchte von ihnen erhalten wollen. Es iſt ihnen alſo wenigſtens durch den ganzen May eine Bedeckung bey Nacht nöthig, welche anfänglich ein des Abends darauf geſtürzter Blumentopf ſeyn kann, weil dieſer aber, wenn die Pflanzen größer werden, hierzu nicht mehr brauchbar wäre, ſo iſt es gut, wenn das ganze Beet mit Bretern, wie die Miſtbeetkaſten, eingefaßt wird. Dieſe können des Nachts mit Rohr- oder Strohdecken zugedeckt werden. Damit ſie nun aber nicht auf die Pflanzen fallen, ſo müſſen verſchiedene Stangen über den Kaſten quer herüber gelegt werden.

Dieſe Bedeckung, es mögen Töpfe oder Decken ſeyn, wird des Morgens, ſo bald es nur warm iſt, wieder abgenommen, damit die Pflanzen des Sonnenſcheins, ſo lange als möglich, genießen können. Je länger dieſer Nachtſchutz währet, deſto beſſer iſt es. Wenn aber im Junius die Nächte warm werden, ſo iſt er ſo nöthig nicht mehr; denn nun ſind doch Reife und kleine Fröſte ſo gewöhnlich nicht, als im May, und die Pflanzen ſind auch ſchon dauerhafter, und einer kühlen Luft mehr gewohnt, als in ihrer zarten Jugend.

Von

*) Für die kleine Orangenmelone, welche ſehr auslaufen ſoll, würde ein Raum von 2 bis 2½ Schuhen hinreichend ſeyn.

Von der übrigen Behandlung als dem Beſchneiden der Ranken und dem Warten der Früchte darf ich hier nichts mehr ſagen, da dieſes im Vorhergehenden zur Genüge gezeiget worden iſt. —

Die Römer glaubten ein Mittel zu beſitzen, die Melonen wohlſchmeckender und gewürzhafter zu machen. Dieſes beſtand darin, daß man die Kerne lange Zeit zwiſchen trockenen Roſenblättern aufbewahrte, und ſie alsdann mit denſelben in die Erde legte. Eben ſo hat man auch geglaubt, daß, wenn man ſie drey Tage vor dem Legen in Milch oder Meth weichte, ſo würden die Früchte davon viel ſüßer und zarter. Es iſt aber bekannt, daß alles dieſes wenigen oder gar keinen Einfluß auf die Verbeſſerung der Früchte hat, ſondern ſ gar öfters ſchädlich iſt.

Neuerlich hat man in Frankreich einen andern Verſuch der Art vorgeſchlagen, welcher ſich auf die Erfahrung gründet, daß die untere Fläche der Pflanzenblätter überaus geſchickt iſt, die Feuchtigkeiten der Erde einzuſaugen, und dadurch zur Ernährung der ganzen Pflanze merklich beyzutragen. Man ſollte alſo um die Zeit, wenn die Melonen reif zu werden beginnen, eine Anzahl Blätter mit ihren untern Flächen über aromatiſche Jufuſionen, z. B. Muſcat-, Roſen oder Orangenblüthwaſſer anzubringen ſuchen, und erwarten, daß ſich etwas vom Geiſte derſelben in ſie hinein zöge und weiterhin den Säften der Früchte mit beymiſchte. Verſuche der Art, wie ſie Herr Bonnet bereits mit andern Pflanzen angeſtellt hat, würden allerdings intereſſant ſeyn, die Erwartung würde nicht ohne allen Erfolg bleiben, und man könnte vielleicht auch auf dieſem

ſem Wege zu einiger nähern Kenntniß der Pflanzenökonomie gelangen.

Von der Beſchaffenheit der Melonen in verſchiedenen Weltgegenden.

Nach Bauhin [1]) ſind die Melonen in Italien, Spanien, und dem mittäglichen Frankreich, in Oeſterreich und Ungarn ſehr ſchön, aber im nördlichen Frankreich, in England, Holland ꝛc. erreichen ſie nicht ihre völlige Reiſe, und behalten alſo einen faden und wäſſerichten Geſchmack. Sie erfordern eine gemäßigte Wärme, in heißen Climaten arten ſie dagegen aus, in Indien ſind ſie unſchmackhaft. Von Linſchoten zieht die ſpaniſchen Melonen den oſtindiſchen vor, letztere können nicht ohne Zucker gegeſſen werden [2]). Nur einige Große in Indoſtan können gute Melonen haben; ſie laſſen ſich Kerne von einer trefflichen Art aus Perſien kommen, und beſorgen die Pflege derſelben mit außerordentlicher Sorgfalt. Doch hilſt dieſe ſorgſame Wartung nur im erſten Jahre; denn das widrige Clima macht, daß ſie bald ausarten. Auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung behalten die Melonen ihre Güte nicht länger als ein oder zwey Jahre nachher, wenn ſie aus Europa hinüber gebracht worden, im dritten arten ſie aus. Auf Amboina ſind die Melonen elend und wäſſericht [3]). In Rio da Janeiro ſchmecken ſie mehlicht und fade [4]).

Doch

1) Bauhin hiſt. plant. T. II. p. 245.
2) I. T. et I. I. de Bry Ind. Orient. P. IV. p. 25.
3) Valentin oud en nieuw Ooſt Ind. D. III. A. I. p. 25[illegible]
4) Hawkesworth relation des voyages dans l'hemiſphere merid. T. II. p. 25[illegible]

Doch iſt es bekannt, daß in einem ſehr heißen Clima, in Surinam, unſere Melonen auſſerordentlich groß, wohlſchmeckend und vortrefflich ſind. Der Boden iſt dazu daſelbſt ſehr feucht, und man pflegt bey trockner Witterung die Melonen allemal zu wäſſern. Auf den amerikaniſchen Inſeln, wo die Seeluſt ſo ungemein feucht iſt, kann man, nach Labats Bericht [1]), unter 50 Melonen ſo ſehr nach einer ſchlechten ſuchen, als in Europa nach einer guten; er fand ſie von ſehr feinem Geſchmack, von lieblichem Geruch, und dem Magen bekommen ſie ungemein wohl. Oldendorp bezeugt, daß auf den däniſchen Antillen die Melonen ſehr ſüß und wohlſchmeckend ſind. In Louiſiana übertreffen die Melonen alle europäiſchen Arten [2]).

Die von Valencia werden allen ſpaniſchen vorgezogen. Höſt meinte, die Zuckermelonen in Cadiz überträfen die marokkaniſchen, die er doch auch ſehr rühmt. Shaw fand die Melonen in Alger weit lieblicher von Geſchmack als die engländiſchen, und das konnte auch wohl nicht anders ſeyn. Pattin bemerkte einen Unterſchied zwiſchen den welſchen und öſterreichiſchen Melonen, doch hielt er dafür, daß beyde Arten ſich ſehr nahe kommen [3]). Die Melonen, die Tournefort in einem armeniſchen Kloſter fand, übertrafen, nach ſeinem Urtheil, nicht allein alle levantiſchen, ſondern auch die beſten pariſer [4]). Auch mußten die Melonen, die Wheeler auf der

1) Voyages aux Isles de l'Amerique T. I. p. 372.

2) Ieffery's natural and civil hiſtory of the french dominions in North- and South-Amer. T. I. p. 155.

3) Relat. des voyag. en Allemagne, Angleterre, Hollande etc. p. 27.

4) Voyage du Levant, T. III. p. 193.

der Inſel Zante im griechiſchen Archipel fand, beſonders die weißen, die nach Ambra rochen, ihm bey weitem wohlſchmeckender vorkommen, als alle europäiſchen.

In der Türkey läßt man die Melonen überreif werden, und ißt ſie alsdann mit Löffeln [1]). Die türkiſchen Melonen ſoll man in Italien ſehr ſchätzen, ungeachtet Pilati ſagt, daß ſie mit den vortrefflichen Arten, die in der Lombardey fortkommen, nicht dürfen verglichen werden [2]). Otter rühmt die Melonen in Diarbekir ganz ungemein, ungeachtet man ſich dort mit ihrer Cultur weiter keine Mühe giebt, als daß die Kerne an das Ufer des Fluſſes gelegt, und mit Taubendreck vermiſcht werden, nachdem das Waſſer etwas abgelaufen.

Auf den Inſeln des ägäiſchen Meeres ſollen die ſchönſten Melonenarten wachſen. Die beſten fand Tournefort auf der Inſel Milo. Troilo rühmt die cypriſchen [3]). In Athen ſind ſie unvergleichlich [4]). Auf der Inſel Malta glaubte du Mont die ſchönſten Melonen von der Welt zu finden, da ſie zuckerſüß waren und im Munde ſchmolzen [5]). Ungeachtet de la Lande vortreffliche Melonen in Languedoc aß, ſo fand er doch die von Bologna noch beſſer: man ißt ſie dort mit einer Art Wurſt, die man Mortadelli von Bologna nennt [6]). In Rom legt man mehr Werth auf die Melonen, die in Perugia angebaut werden, als auf alle übrigen

Melonen

1) Thevenot Verfolg der morgenländiſchen Reiſe, S. 76.
2) Voyag. en differens Pays de l'Europe. T. II. p. 199.
3) Orientaliſche Reiſebeſchreibung, S. 38.
4) Chandlers Reiſen in Griechenland, S. 180.
5) Nouv. voyag. du Levant. p. 150.
6) Voyages d'un François en Italie T. II. p. 118.

Melonen in Italien [1]). Pilati behauptet zwar, daß er in ganz Neapel keine gute Melonen geſehen habe. Indeſſen vergleicht d'Arvieux die herrlichen Melonen auf dem Berge Carmel mit denen, die in Neapel und Amerika wachſen [2]). Carreri ſagt, daß viele die Parabiten-Melonen in Neapel zu den beſten Arten zählen, ungeachtet er, nach ſeinem Geſchmack, die perſiſchen, beſonders die grünſchaligen, unter dem Nahmen Puoſt-ſabs, bey weitem vorzieht [3]). Er iſt aber auch nicht der einzige, der die perſiſchen Melonen ſo wohlſchmeckend findet; Tavernier bezeugt, daß die Melonen im obern Perſien, beſonders in Choraſan, und den Provinzen, die nahe an die Bukharey gränzen, alle andern weit übertreffen [4]). Chappe d'Auteroche zieht die Melonen in Kaſan vor [5]). Wer weiß, ob dieſe nicht alle von einem Mutterſtamme herkommen, der in der Bukharey gefunden wird? Dieſes Land iſt deswegen bekannt, daß es die ſchönſten Melonen hat, und das glückliche Clima deſſelben trägt eher dazu bey, dieſelben zu veredeln, als daß es die Ausartung befördern ſollte.

Wenn die Melonen in einem günſtigen Clima gezogen werden, wo ſie gut gerathen, und wenn es vorzügliche Arten ſind: ſo gehören ſie unſtreitig zu den erſten unter allen Leckerbiſſen. Daher hielt auch Cavazzi die vortrefflichen Melonen in Italien för das Leckerhafteſte, was er je gegeſſen, ehe er Nizeffo in Angola geſchmeckt hatte [1]).

1) Keyßlers neueſte Reiſen nach Deutſchland, Böhmen 2c. Th. I. S. 466.
2) Merkwürd. Nachrichten Th. II. S. 287.
3) Churchill T. IV. p. 154.
4) Tavernier T. I. p. 419.
5) Voyag. en Siberie T. II. p. 544.

hatte [1]). Browne ſagt, daß die Melonen in Jamaika ſo vortrefflich ſeyn, daß ſie zu den größten Delicen aus dem Gewächsreiche in jenen Gegenden gerechnet werden könnten [2]). Man hat ſogar gefunden, daß die Melonen nahrhaſt ſind: und Höſt berichtet unter andern, daß dieſe Frucht den größten Theil der Nahrungsmittel des gemeinen Mannes in Marokos ausmache. In den heißen Klimaten können überhaupt die Melonen ohne Schaden in großer Menge genoſſen werden; dies kann in nördlichen Gegenden nicht geſchehen [3]).

Es iſt zwar im Allgemeinen nicht auszumachen, ob die großen oder die kleinen Melonen die beſten ſind, indeſſen kann ich Plinius Nachricht doch nicht mit Stillſchweigen übergehen, der uns erzählt, daß in dem alten Rom, wo man ſich doch ſehr gut auf Leckereyen verſtand, die kleinen Melonen hauptſächlich geſucht wurden; die großen habe man den Provinzen überlaſſen [4]). Auch in Paris legt man mehr Werth auf die ſogenannten Sucrins und verſchiedene auserleſene kleine Arten, als auf die großen Marechés. Beſonders liebt man faſt allgemein die kleine Varietät, die man in Florenz Cantalupi nennt, wovon oben ausführlich gehandelt worden iſt; dieſe

wird

1) Relat. de l'Ethiop. occident. T. I. p. 141.

2) Civil and natur. hiſtory of Iamaica p. 353.

3) „Im ſüdlichen Rußlande,“ ſagt Forſter, „ſind die Melonen in großer Menge und äußerſt wohlfeil; denn man kauft bis 7 oder 8 Stück für 5 Kopeiken. Es kommen täglich im Julius und Auguſt ganz anſehnliche Böte voll, den Wolgaſtrom von Aſtrakan und Zarizin und den dazwiſchen liegenden Stanitzen der Koſaken, herab. Jedermann ißt ſie in großer Menge. Doch hält man die Arbuſen oder Waſſermelonen für geſunder, als die gewöhnlichen Melonen, welche völlig wie Gurken ausſehen.“

4) Hiſt. natur. L. XIX. c. 5.

wird in Schweden auch am meiſten geſucht, da ſie am wenigſten fade und wäſſericht wird. Pilati fand dieſe Cantalupi in Holland ſo vortrefflich, daß er dagegen alle große neapolitaniſche Melonen verachtete.

In der Ecole du jardin potag. werden vier Arten von Melon de Florence oder Cantalupi angegeben, nähmlich eine grüne mit rothem Fleiſche, eine braungelbe, eine weiße, eine ſchwarze oder dunkelgrüne, die, wegen ihres ſüßen und weinartigen Geſchmacks, für die beſte unter allen gilt, und in Italien il melone dei ſanti genannt wird. (S. oben, S. 215.) Skippon fand die erſte von dieſen vier Spielarten, die er in Florenz unter dem Nahmen il melone di mele aß, am angenehmſten [1]). Ueberhaupt hält Bauhin [2]) unter andern die Sucrins für die ſchönſten Melonen, und beſchreibt ſie, daß ſie ein ſo feſtes Fleiſch hätten und ſo ſüß wären, als ob ſie mit Zucker eingemacht seyn. Die kleinen Melonen werden auch mehrentheils früher reif, und ertragen den kalten Sommer und die Herbſtwitterung bey uns, ohne ihren Geſchmack zu verlieren. Bauhins Muscatell-Melonen ſind die kleinen Sucrins, die ſo groß wie eine Pomeranze, und ſehr lieblich von Geſchmack und Geruch ſind [3]). Eben dieſe rühmen Pena und Lobel wegen ihres vortrefflichen Geſchmacks, und weil ſie den Geruch von Biſam haben [4]). In China findet man eine ſehr kleine Art Melonen, die man mit der Schale, wie einen Apfel, eſſen kann [1]).

1) Churchill T. VI. p. 664.
2) L. c. p. 242.
3) L. c. p. 244.
4) Adverſ. ſtirp. p. 286.

kann [1]). Eine andere Gattung von der Größe eines Enteneyes, iſt in Perſien nicht ſowohl wegen ihres Geſchmacks, der gar nicht beträchtlich ſeyn ſoll, als vielmehr wegen des auſſerordentlichen Geruchs ſehr beliebt. Die Perſer kennen faſt keinen angenehmern Geruch [2]). Linné macht eine eigene Art Cucumis Dudaim daraus; in Perſien heißt ſie Schamame [3]). Man trägt ſie beſtändig in Händen, um immer daran zu riechen. Zu eben dem Zwecke hat man dieſe Frucht in Deutſchland, England und Italien verſchiedentlich gezogen, und Sherard fand ſie in Rom vor den Fenſtern verſchiedener Kardinäle [4]).

Doch iſt zu glauben, daß einige von den größern Arten eben ſo wohlſchmeckend ſeyn können, da man ſieht, daß verſchiedene Reiſende dergleichen große Melonen ſehr angenehm gefunden haben.

In Paris hält man es für allgemein nachtheilig, daß die Gärtner, die ſich mit dem Melonenbau abgeben, mehr darauf bedacht ſind, um ihres Gewinnſtes willen, recht große Melonen zu ziehen, und ſie zu dem Ende übermäßig wäſſern, als daß ſie den feinen Geſchmack derſelben befördern ſollen [5]). Wer dieſe Melonen oft genießt, wird bald dieſe Frucht nicht mehr für etwas Leckerhaftes halten. Indeſſen giebt es doch gewiſſe Arten von Melonen, die ſehr groß werden, und doch wohlſchmeckend ſind, wenn nähmlich der

1) du Halde Beſchreibung des chineſiſchen Reiches und der großen Tatarey, Th. II. S. 170.
2) Celſii hierobotan. T. I. p. 13.
3) Dies Wort bedeutet einen höchſt angenehmen Geruch.
4) Raji hiſt. plant. T. III. p. 333.
5) Ecole du jardin. potag. p. 220, 228.

der Boden und das Klima ihnen günſtig ſind. Unter den köſtlichen Melonen auf den amerikaniſchen Inſeln ſahe Labat ſo große, daß er in der Folge nirgends dergleichen wieder antraf, ausgenommen in Terni in Italien [1]). Boſſu fand ſie in Louiſiana ungewöhnlich groß und doch wohlſchmeckend [2]). Jürgen Anderſſen ſahe große und ſüße Melonen in Moſul [3]) und auf der Inſel Zante ſahe ſie Chandler ebenfalls ſehr groß und wohlſchmeckend. In Aleppo waren ſie, nach Thevenots Bericht ungemein lang und zuckerſüß. Radzivill erinnerte ſich nirgends größere Melonen geſehen zu haben, als auf der Inſel Cypern, wo ſie faſt drey Viertel Ellen lang waren und vortrefflich ſchmeckten. Bauhin ſahe eine Melone aus Montbeliard, die eine Elle lang und krumm wie ein Horn war, dabey aber ſüß und lieblich ſchmeckte. Indeſſen iſt dies doch nichts gegen die Größe der Melonen, die Busbeq in Mingrelien fand, und die, wenn man ſeinen Berichten Glauben beymeſſen darf, eine Länge von 3 Schuh hatten, und ſehr wohlſchmeckend waren [4]). Olearius bekam in Moskwa eine Melone zum Geſchenk, die 40 deutſche Pfund wog, und ſehr ſüß und gut war. Wahrſcheinlich war dieſe große Melone die Waſſermelone, welche die Rußen Arbuſen nennen. Im Morgenlande heißt dieſe Art Karbus. In Iſpahan erlangen die Melonen oft eine Größe von 20 deutſchen Pfunden: auch halten ſie ſich ein ganzes Jahr hindurch, wenn ſie in wohl ver-

1) Voyage en Eſpagne et en Italie T. VII. p. 97.
2) Voyage aux Indes occident P. II. p. 19.
3) Orientaliſche Reiſebeſchreibung, S. 170.
4) Busbequii legation. turcic. epiſt. III. p. m. 162.

verſchloſſene Fäſſer gepackt und mit Schnee bedeckt werden [1]).

Wie groß die Melonen in der Bukharey ſind, und ob es mehrere Arten davon giebt, iſt nicht bekannt, aber ſie müſſen zu den köſtlichſten in der Welt gerechnet werden, da allenthalben ihrentwegen Nachfrage geſchicht. — Haſſelquiſt ſagt von den gewöhnlichen ägyptiſchen Melonen, daß ſie welker von Fleiſch ſeyn und bey weitem nicht den lieblichen Geſchmack haben, als die, die in Schweden aus ſibiriſchen Kernen gezogen werden [2]). Dieſe Bemerkung ſcheint dem ſibiriſchen Klima eine außerordentliche Wärme beyzulegen, da die Melonen dort zu einer ſo vorzüglichen Güte kommen ſollen. Indeſſen will Haſſelquiſt damit unſtreitig nur ſagen, daß die Melonenkerne über Sibirien nach Schweden kommen. Nach Sibirien kommen ſie unſtreitig aus der Bukharey: denn Perry ſagt von einigen vortrefflichen Melonenſorten, die er in Moskwa aß, und deren Geſchmack er ſo herrlich fand, daß er glaubte, nichts Leckerhafteres eſſen zu können, die Ruſſen ließen ſie ſich aus der Bukharey über Sibirien kommen [3]). Dies ſtimmt auch mit der Nachricht überein, die wir oben von dem Eifer gaben, womit in Choraſan, einer an die Bukharey gränzenden Provinz Perſiens, der Melonenbau betrieben wird. Die Einwohner von Bukharey treiben mit ihren Melonen auch ſtarken Handel nach Indoſtan [4]).

Ber-

1) Le Brun voyage par la Moſcovie en Perſe et aux Indes orient p. 329.
2) Iter Palaeſt. p. 491.
3) Perry état préſent de la grande Ruſſie p. 120.
4) Schreiben an Herrn Colbert, von der Größe des Reichs Indoſtan, S. 8.

Bernier ſahe auf dem Obſtmarkte zu Delhy eine große Menge der herrlichſten Melonen, die ſich den Winter über hielten. Die Omrahs und Großen in Indoſtan kauften ſie ſehr begierig und zu ungemein hohen Preiſen auf, weil es dort ſchwer hält, gute Melonen zu ziehen. An einem andern Orte erzählt er, daß die Geſandten der Usbekiſchen Tataren und der Bukhariſchen Nation dem großen Mogul unter andern Geſchenken auch verſchiedene Kameel-Ladungen von den ausgeſuchteſten Früchten, und unter andern vortreffliche Melonen mitgebracht hätten, und daß dem Mogol der letztere Artikel beſonders willkommen geweſen ſey. Du Halde ſpricht von einer Art Melonen, die aus Hami [1]) in der großen Tatarey komme, einen unvergleichlichen Geſchmack habe, ſich den Winter über halte, und auf den Tiſch des chineſiſchen Kaiſers komme. An einem andern Orte [2]) beſtätigt er dies, und fügt hinzu, der Kaiſer von Sina pflege, als außerordentliche Gnadenzeichen, dieſe Melonen zu verſchenken. — Unſtreitig war es eine von dieſen Melonen, die der ruſſiſche Reſident Lange, nebſt andern Früchten in Peking vom Kaiſer erhielt, und die er ganz außerordentlich wohlſchmeckend fand [3]).

Auch Schwarz ſagt, da er von den Melonen ſpricht, die der chineſiſche Kaiſer dem ruſ-

1) Hami oder Chami heißt auch Kamul, Khamul Kamil, Hamil, und Came-xu. Siehe Forsters Geſchichte der Entdeckungen in Norden, wo mehrere Nachrichten von dieſer Stadt und Landſchaft ſtehen, die zu der Provinz Tangut vor dieſem gehörte. S. auch Prevoſt hiſt. génerale des voyages. T. VI. p. 456

2) Epitre aux Ieſuites de France vor den Lettres édifiant. T. XVII. p. 35.

3) Journal der Reiſe nach China im veränderten Rußland, S. 85.

ſiſchen Geſandten verehrte, in deſſen Gefolge er war, daß dieſe Frucht aus der Bukharey komm und in China für eine große Seltenheit gelte.

Wir kennen aber die Spielarten der Melonen bey weitem nicht gehörig, und es mag immer wahr ſeyn, was Cäſalpin behauptet, daß die Abarten derſelben unzählig ſeyen [1]). Auch hat kein Botaniſt, ſeit Cäſalpins Zeiten, unternommen, ein Verzeichniß dieſer Abarten zu geben. Le Brun behauptet, daß es in Iſpahan 25 und mehr beſtimmte und nahmhafte Sorten gebe, wovon die meiſten vortreſſlich ſeyen. Gmelin [2]) beſchreibt 15 Arten, die er an einem Orte in Gilan verkaufen ſahe, von denen er auch Zeichnungen giebt. Unter dieſen zeichnen ſich vorzüglich zwey aus, nähmlich Adſchiſ lami und Kalagork. Die erſtere iſt länglicht, hellgrün, mit einem weißlichten Netze, rothem Fleiſche und einem balſamiſchen Geruch und vortrefflichen Geſchmack. Die andere iſt rund, mit tiefen Furchen verſehen, und hat rothes Fleiſch und einen trefflichen Geſchmack.

Man findet bey andern Schriftſtellern noch verſchiedene merkwürdige Spielarten genannt. Die ſogenannte Kiſchmiſch in Perſien, ohne Kerne, iſt ſowohl friſch als gedörrt vortrefflich [3]). Tavernier erwähnt einer angenehmen Melone, die ſo feſtes Fleiſch hatte, als eine Renette, und die er in Yezd in Perſien fand; de Maillet einer kugelrunden Art, mit grünem Fleiſch, die er in Aegypten fand, und die ganz herrlich von Ge-

1) De plantis L. IV. c. 5.
2) Reiſe durch Rußland, Th. III. S. 388.
3) Della Valle Reiſebeſchreibung in unterſchiedliche Theile der Welt, Th. II. S. 46.

Geſchmack war [1]). In Frankreich hält man die ſogenannte Melon d'Avignon oder St. Nicolas, die ein rothes, ſaftiges, zuckerſüßes und weinartiges Fleiſch hat, für die feinſte Gattung [2]). Richelet fand eine ſogenannte brodirte Melone ſo außerordentlich lecker, daß er ſie un bon, un excellent, un divin Melon nannte [3]).

Cäſalpins Grundſatz, daß die Melonenarten ſich noch immerfort vervielfältigen, erhält auch dadurch Beſtätigung, daß wir wiſſen, wie ſehr ſie ausarten, wenn ſie in ein unſchickliches Clima verpflanzt werden. — Vor mehreren Jahren wurde in Frankreich eine neue Erfahrung gemacht, die dieſen Grundſatz ebenfalls mit beweiſen hilft. Mallet erzählt [4]), daß die Blüthe einer Kantaluppe mit dem Blumenſtaube einer nahe dabey ſtehenden Waſſermelone befruchtet worden, es ſey eine neue Abart daraus entſtanden, die gelbes Fleiſch, carminrothe Kerne hatte, und an vortrefflichem Geſchmack alle Melonen übertraf, die Mallet in Amerika gegeſſen hatte. Das merkwürdigſte dabey iſt, daß die Kerne dieſer neuen Melone wieder Früchte von derſelben Art hervorbrachten.

Ueberhaupt giebt es, wie es oben ſchon bemerkt wurde, keine Frucht, die ſich ſo ungleich iſt, und in ihrem Aeußern ſo wenig überein kommt. Auf einer und derſelben Pflanze wachſen öfters Früchte, die ganz ungleich ausſehen, und wenn ſie auch ein völlig ähnliches Anſehen haben, dennoch ſehr verſchieden von Geſchmacke

 ſind.

1) Deſcript. de l'Egypte, T. II. p. 101.
2) Ecole du jardin. potag. p. 221, 222.
3) Dictionnaire de la langue franç.
4) Journal de Paris. 1780. n. 288.

ſind. Ein franzöſiſcher Dichter, der die Unzuverläſſigkeit der Freunde in unſern Tagen ſchildern wollte, konnte wirklich kein treffenderes Gleichniß wählen, als das, was er von den Melonen entlehnte:

Les amis de l'heure préſente
ſont du naturel du melon:
il en faut goûter plus de trente,
avant que d'en trouver un bon.

Von der Berechnung der Melonen für die Tafel.

Die für eine Tafel nöthige Anzahl der Melonen läßt ſich nicht ſo, wie etwa bey dem Obſte, berechnen. Denn wenn man ſie auch nach der Zahl nehmen wollte, ſo ſind ſie ſich doch in der Größe ſehr ungleich. Man kann aber dabey auch auf die Claſſen der Speiſenden Bedacht nehmen, da einige geringe, andere mittelmäßige, noch andere ſtarke Meloneneſſer ſind.

Wo die mehreſten Melonenarten in dem eigenen Garten des Hauſes gebauet werden, oder in großen Städten, wo man ohne Weitläuftigkeit die Sorten finden, oder die erforderliche Zahl der Früchte bald zur Stelle haben kann: da läßt ſich am erſten ein Zahlenmaß zuwege bringen, und ausfinden, wie viele Melonen man auf dem Nachtiſche haben müſſe. Wenn man ſich aber die Früchte von andern Orten muß zuſenden oder holen laſſen, ſo wird die Proportion für die Tiſchgenoſſen immer weniger genau herauszubringen ſeyn, indem man die Früchte nicht überliegen laſſen darf, damit ſie nicht abſchmekkend und überreif werden.

Wenn die erſten Melonen noch ſehr ſelten ſind, ſo wird man freylich ſehr ſparſam damit um=

umgehen müſſen. In dieſem Falle pfleget der Vorſchneider, oder die Vorſchneiderinn, die Melonen in ſo viele Schnitte abzutheilen, daß jedem Tiſchgenoſſen davon präſentiret werden könne.

Iſt man weiter im Jahre, und die Melonen ſind nun häufig vorhanden, ſo kommt es vorzüglich auf die Sorte und Größe der Frucht an. Sind es Netzmelonen, ſo kann man ſolche etwa halb durchſchneiden, und jedem Tiſchgenoſſen die Hälfte, die nicht abgeſchälet und von Kernen befreyet worden, zueignen; ſo daß noch ganze Melonen übrig bleiben, um denen, die mehr eſſen wollen, annoch nachgeben zu können.

Hätte man aber Kantaluppen in Menge, ſo könnte man jeder Perſon eine ganze Frucht überreichen, und zwar ſo, daß gleichfalls welche übrig bleiben, um davon ſtarken Meloneneſſern noch nachzugeben. Die Kantaluppen haben ohnedem, ihrer Schale wegen, weniger eßbares Fleiſch, als die andern Sorten. Die geriefelten Melonen haben auch weniger Fleiſch, als die Netzmelonen.

In der allerletzten Melonenzeit werden die Früchte eben ſo rar und ſchätzbar, wie die allerersten des Jahres, und dann behandelt man ſie natürlich mit eben der Sparſamkeit, wie die erſten Früchte *).

Die **Melonen erfordern** aber, gleich den Gurken, **kraftvolle Verdauungsorgane**, und viel **innerliche Wärme**, wenn ſie ohne Nachtheil genoſſen werden ſollen, weil ſie ſehr ſtark kühlen, deshalb den Grad des Reizes, der zu einer guten Verdauung nothwendig iſt, zu ſehr

 herab-

*) S. Germershauſen's Hausmutter Th. III. S. 272 ff.

herabſtimmen, und dadurch Veranlaſſung zu Blähungen, Kolik, Magenkrampf, Durchfall, Wechſelfieber ꝛc. geben können. Zur Verhütung dieſer üblen Folgen pflegen die Franzoſen, ſehr zweckmäßig, Rettig nach den Melonen zu eſſen; zu ähnlichem Zwecke würzt man ſie mit Salz und Pfeffer und trinkt dabey guten Wein. Ueberhaupt paßt der Genuß der Melone nur für die heißeſten Himmelsſtriche, wo der Körper überflüßig mit Wärmeſtoff erfüllt wird; in unſerm Klima nur für Menſchen, die durch hitzige Getränke und Gewürze zu viel Reiz in ihrem Körper erregt haben, oder wo durch Krankheiten ein ähnlicher Zuſtand entſtanden iſt.

Melonen auf verſchiedene Weiſe zum Genuſſe zuzurichten.

Melonen zu candiren. Man ſchneidet die Melonen in Viertel, nimmt alles Inwendige heraus, und thut ſo viel dünnen, aus zerlaſſenem weiſſen Zucker gekochten Syrupp hinein, als nöthig iſt, die inneren Wände der Melone zu bedecken. Man läſſet ſie darauf im Syrupp ſieden, bis ſie ganz weich ſind, und ſetzet ſie dann im Syrupp zwey bis drey Tage bey Seite, ſorget aber dafür, daß ſie vom Syrupp über und über bedeckt ſeyen, damit er ſie völlig durchdringen könne. Alsdann nimmt man den Syrupp heraus und ſiedet ihn zur Candir-Höhe, tunket die Viertel hinein, und leget ſie in einem Siebe zum Abtrocknen entweder vors Fenſter oder in einen mäßig geheitzten Ofen.

Melonen zu backen. Man ſchält dieſelben, macht die Kerne nebſt dem Inwendigen heraus, ſchneidet ſie in längliche Striemchen, nach

der

der Länge der Melonen, und beſtreut ſie mit Zucker. Wenn ſie eine Weile damit durchzogen ſind, ſo bereitet man einen guten Teig oder Klare, wie man ſonſt zu gebackenen Aepfeln, Birnen, u. ſ. w. zu brauchen pflegt, tunkt die Melonenſchnittchen darein, und bäckt ſie hernach in Butter aus, beym Anrichten aber ſtreut man Zucker und Zimmt darauf.

Melonen-Confitüre. Die Melonen werden geſchält und geſchnitten, und wenn auch nicht in Salzlake eingelegt, doch mit Salz eingeſprengt, nach einigen Tagen aber wieder eingewäſſert und abgetrocknet. Nachher werden ſie in Zucker weich geſotten, und wenn man ſie wieder heraus genommen hat, ſo läßt man den Zucker zu ſeiner gehörigen Dicke einſieden, und wenn er wieder kalt iſt, ſo gießt man ihn über die Melonen in die Zuckergläſer.

Melonen einzumachen. Dieſes geſchieht auf dreyerley Art: **ſauer, ſüß** und **trocken.**

1) **Sauer eingemachte.** Die Melonen werden erſt ſauber geſchält, in beliebige Schnittchen geſchnitten, und acht Tage in Eſſig gelegt. Alsdann aber werden ſie mit halb Waſſer und halb Weineſſig weich geſotten, wobey ein Strohhalm die Probe davon iſt. Hernach werden ſie mit einem Schaumlöffel ausgehoben, in ein Zuckerglas gelegt, mit Muskatenblüthen, Zimmt und Nelken beſtreut, und endlich wieder ſo viel Weineſſig darauf gegoſſen, daß ſie damit bedeckt ſind. Dann wird das Glas mit Blaſe verbunden und in die Sonne geſetzt.

2) ſüß eingemachte. Die Melonen dürfen nicht völlig reif ſeyn. Man ſchält ſie nur ſauber ab und ſchneidet ſie in längliche Stücke, legt ſie alsdann drey bis vier Tage in eine Salzſohle oder Lake, gießt dieſelbe wieder davon ab, und füllt friſche darauf.

Nach einigen Tagen aber nimmt man ſie wieder heraus, wäſſert ſie eben ſo lange in friſchem Waſſer aus, und läßt ſie endlich in reinem Waſſer weich ſieden. Alsdenn legt man ſie auf ein Tuch und trocknet ſie darauf ab; ſiedet indeſſen Zucker und läutert ihn, thut die Melonen darein, läßt ſie darin gar ſieden, und legt ſie alsdenn in Einmachegläſer. Wird aber der Zucker darauf nach und nach dünne, ſo muß er wie ein anderes Eingemachtes wieder aufgeſotten werden.

3) trocken eingemachte. Man nimmt die vorher in Zucker geſottenen und darein gelegten Melonen wieder heraus und trocknet ſie ſo wie andere Früchte am warmen Ofen. Sie können aber auch noch auf folgende Art trocken eingemacht werden.

Man ſchneidet ebenfalls nicht ganz reife Melonen in Scheiben, legt ſie in ſtarken Weineſſig, läßt ſie einige Tage darin liegen, gießt denſelben alsdann wieder ab, und füllt friſchen darauf, und läßt ſie darin wieder einige Tage ſtehen.

Endlich werden ſie auf ein Tuch gebracht, abgetrocknet und in geläutertem Zucker ſo lange geſotten, bis ſie weich ſind, das heißt, bis man ſie mit einem Strohhalm durchſtechen kann. Dann werden die Melonenſcheiben herausgenommen, in Einmachegläſer gelegt, der Zucker zu der

Dicke eines Syrupps eingeſotten, und wenn er kalt iſt, wieder auf die Melonen gegoſſen.

Melonen-Mengo oder Atsjar. Man bedient ſich deſſelben um den Brühen und Saucen einen ſtarken und angenehmen Geſchmack zu geben, und bereitet es auf folgende Art zu:

Man reibt nur halb ausgewachſene Melonen mit einem Tuche ſauber ab, und legt ſie in ein Gefäß. Dann macht man eine ſtarke Salzſohle, daß ſie ein Ey trägt, läßt ſie ſiedend heiß werden, gießt ſie über die eingelegten Melonen, und deckt ſie feſt zu; gießt alsdenn neun Tage hinter einander die Sohle täglich ab, macht ſie heiß und füllt ſie wieder darauf.

Nachher macht man von acht Loth Senfſamen, Ingwer, langem Pfeffer und engliſchem Gewürz, von jedem vier Loth klein geſtoßen und mit Weineſſig einen Teig an, ſchneidet die Melonen auf, macht die Kerne und das Inwendige heraus, und füllt an deſſen Stelle einen Löffel von dem Teige und ein paar Knoblauchzehen hinein, bindet die Melonen zu, legt ſie in einen ſteinernen Topf feſt ein, und gießt kochenden Eſſig darüber, daß ſie damit ganz bedeckt ſind; wenn nun alles erkaltet iſt, ſo bindet man den Topf mit einer Blaſe zu. Wenn man die Saucen damit ſchärfen will, ſchneidet man von dieſen Melonen etwas ab, thut es daran, ſo erhält ſie dadurch einen ſcharfen pikanten Geſchmack.

Melonenmus. Man darf die gleich zu beſchreibende Suppe nur etwas dicker machen, ſo hat man ein recht wohlſchmeckendes Mus.

Melonenſuppe. Man ſchneidet von einer recht reifen und geſchälten Melone das gute Fleiſch ab, und läßt es in Würfel geſchnitten in ſeinem

ſeinem eignen Safte gar ſchwitzen. Man füllt alsdann Kalbfleiſch-Brühe darauf, ſtreicht es endlich durch ein Haarſieb, zieht es mit Eyerdottern ab, und richtet es über Semmelrinden an.

Anſtatt des Bouillons aber kann man auch ſüße Sahne nehmen, doch wird alsdann Butter, Zucker und Zimmt, nebſt einigen Körnern Salz dazu gethan, übrigens aber eben ſo zubereitet, wie die vorhergehende. Man kann aber noch einen Löffel Melonen herausnehmen, ehe man die Sahne darauf füllt, und denſelben beym Anrichten mitten in die Suppen-Terrine legen.

Dergleichen noch anders. Man läßt die Melonen nicht blos in ihrer eigenen Brühe gar kochen, ſondern man drückt noch den Saft von einigen Citronen darauf, thut etwas Zucker dazu, läßt ſie damit durchſchwitzen, und thut einige Löffel beym Anrichten beſonders daran.

Anſtatt der Sahne oder der Brühe nimmt man drey Viertelquart Rheinwein, und würzt es mit Zucker, Zimmt und abgeriebenen Citronſchalen, ſtreicht es alsdann durch ein Haartuch und zieht es mit Eyerdottern ab. Beym Anrichten giebt man ſie nach Belieben außer der würflich geſchnittenen zurückbehaltenen Melone über Bisquit, Macronen, geröſtetes Franzbrod u. dgl. Wenn man ſie aber nicht zu ſüß haben will, ſo kann man noch den Saft von einer Citrone darein drücken.

Melonentorte. Man ſchält eine recht große reife Melone, kernt ſie aus und ſchneidet ſie in Stücke, und kocht von weißem Wein, Zucker und Zimmt ein Mus davon. Wenn es zuſammen recht klar gerührt iſt, ſo miſcht man noch ſo viel Zwiebback dazu, als zur gehörigen Dicke nöthig iſt. Iſt dieſe Fülle fertig, ſo be-

reitet man zur Torte einen feinen Blätterteig, füllt ſie mit dem Melonenmus aus, und glacirt ſie mit Zucker und Orangenwaſſer.

Ebendieſelbe, noch anders. Man macht zu dieſer Torte einen Butterteig, ſchneidet ſodann die Melonen zur Fülle in längliche Scheiben, beitzt ſie eine gute Weile mit Zucker und Zimmt, oder noch beſſer, man kocht weißen Wein mit Zucker und Zimmt ſo lange ein, bis er wie ein Syrupp wird, gießt ihn alsdann über die Melone und läßt ſie etliche Stunden durchziehen.

Alsdann formt man von dem Teige ein Unterblatt, ſetzt einen gebogenen oder umgerollten Rand daran, beſtreicht ihn mit Eyerdottern, und füllt ihn alsdann mit der präparirten Melone, und ſtreut nach Belieben fein geſtoßene Nelken darauf; zuletzt garnirt man ſie noch mit Zucker und Zimmt; dieſe Torte aber verträgt beym Backen gar keine obere Hitze.

Eine künſtliche Melone von Blanc-Manger in Gallerte. Man färbet ein Nöſſel Blanc-Manger blaßgrün mit ausgepreßtem Spinatſafte, thut es in eine Melonenform, und wenn es kalt iſt, ſchüttet man es aus. Man nimmt ſodann eine tiefe Form, und thut ein wenig kalte Gallerte auf den Boden, ſetzet die Melone hinein, thut etwas Gallerte blutwarm hinzu und läſſet ſie kalt werden. Darauf füllet man die Form mit blutwarmer Gallerte an, läſſet ſie die Nacht über ſtehen, und richtet ſie des folgenden Morgens auf ein beliebiges Geſchirr an, garnirt ſie mit Zuckerwerk, mit Blumen, oder womit man ſonſt will.

Melonenzäpfchen, ein Mittel gegen entzündete Hämorrhoiden.

Ein geſchwindes und angenehmes Mittel gegen

gen ſchmerzhafte und entzündete Hämorrhoiden, wobey lange ſo viele Gefahr nicht iſt, als bey ſo manchen zurücktreibenden und aus Bley beſtehenden Salben, ſind die Zäpfchen, die man aus einem Stücke Melonen ſchneidet, und ſie wie ein anderes Stuhlzäpfchen beybringt. Dieſes Mittel iſt in Spanien ſehr im Gebrauch, und in Deutſchland hat unter andern Unzer es zur großen Erleichterung vieler Kranken und ohne Nachtheil davon zu bemerken verſucht *).

Von der Anwendung der Melonenkerne.

Die Melonenkerne gehören nebſt den Kernen von Gurken, Kürbiſſen und Angurien zu den vier kühlenden Samen in den Apotheken. Man verfertigt daraus einen Teig, um daraus auf Reiſen oder in Krankheiten in der Geſchwindigkeit eine kühlende Mandelmilch oder Orgeat zu machen, auf folgende Weiſe: Nehmet von dieſen vier kühlenden Samen von jedem ein halb Pfund, waſcht ſie und trocknet ſie wieder ab; thut dazu zwölf Loth ſüße und vier Loth bittre Mandeln, nachdem ſolche in warmen Waſſer geweicht und geſchälet worden. Stoßt alles wohl in einem ſteinernen Mörſer mit etwas Waſſer. Gebt dazu zwey Pfund Zucker, nachdem ſolcher auf einer Citrone abgerieben worden; reibt ihn mit jener Maſſe unter einander, und drückt es feſt in ein ſteinern oder blechern Gefäß bis zum Gebrauch. Alsdenn nimmt man zu einem Quartier Waſſer ohngefähr eines Eyes groß von dieſem Teige; zerreibt es wohl, ſeihet es durch ein Haartuch, gießt es in eine Flaſche, thut einige Tropfen Orangenwaſſer hinzu, und läßt es vorher kühl werden.

Andere

*) S. Unzer's Arzt, VI. Th. S. 171.

Andere geben dazu, unter dem Nahmen einer Melonen-Lactade oder Lattade folgende Vorſchrift. Wenn man eine hinlängliche Quantität Melonenkerne beyſammen hat, ſo werden ſie in einem Mörſer mit abgezogenen Mandeln recht fein geſtoßen. Man rechnet aber auf zwey Loth Melonenkerne ſechs Loth Mandeln, miſcht noch ein Loth Zucker darunter, und gießt während des Stoßens nach und nach ein Quartier Waſſer dazu.

Alsdann ſeihet man es durch ein Tuch oder Haarſieb, ſtößt es von neuem mit Waſſer, bis alles recht klein zerſtoßen und ein Quart Waſſer darauf gefüllt iſt. Soll aber dieſe Lactade nicht als eine Medizin, ſondern blos zur Delikateſſe getrunken werden: ſo kann man noch einen oder ein Paar Löffel Pommeranzenwaſſer darunter miſchen. Wird ſie aber für Kranke beſonders zubereitet, ſo nimmt man in Gerſte abgeſottenes Waſſer dazu.

Außer den im vorſtehenden ſchon angeführten Schriften ſind über Melonen, deren Eigenſchaften, Wartung ꝛc. noch folgende nachzuſehen:

Dan. Rhagoreus, in ſ. Pflanzgarten. Baſel, 1669, 8. II. B. S. 113—124.

De melonibus, eorumque viribus, vid. Jo. Raji hiſt. Plant.

Jo. Jac. Mangeti Bibl. pharm. med. To. II. Genev. 1703. f. p. 227.

An Extract of Mr. de la Quintiny's Letter, written to the Publisher in french ſometime ago, concerning his way of ordering Melons; now communicated in English for the ſatisfaction of ſeveral curious Meloniſts in England. C. fig. aen. In Philoſ. Transact. Vol. IV. for. A. 1669, No. 45. p. 901—903. — Extract of a Letter of Mr. de la Quintinie, giving ſome further directions and obſervations about Melons; promiſed in a

a manner in the number next foregoing. Ibid. No 46. p. 913 ſ.

Joh. Heinrich Gottlobs von Justi Anmerkung von Melonen: ſteht in Nr. 51 der Götting. Polizey-Amts-Nachrichten, von J. 1757.

Extract of a Letter from the late Roger Gale to Mr. Peter Collinſon, dated Scruton in Yorkſhire, Jan. 14. 1744. concerning the Vegetation of Melon-Seeds, 33 years old. — In Philoſ. Transactions Vol. XLIII, No 475. for the Months of Jan. Feb. and March 1745. p. 265.

A. Letter from Martin Triewald to C. Mortimer, dated Stockholm, Nov. 16. 1741. concerning the Vegetation of Melon-Seeds forty-two years old. — In Philoſ. Transact. Vol. XLII No 464. for May, June and July 1742. p. 115. ſ.

Beſchreibung der Melone, ihrer unterſchiedenen Gattungen, ihrer Eigenſchaften, ihrer Wartung, u. ſ. f. ſteht im vollſtändigen Unterrichte von den Küchengewächſen. Leipz 1756. 8. S. 501—552.

Von Melonen, ſ. No. 40 des Berlin. Intellig. Blattes v. Jahre 1785. S. 314 f. ſteht auch im 71. St. des Hannov. Magaz. vom Jahr 1785.

Eine beſondere Art (des engliſchen Gärtners Reynold) Melonen zu ziehen, ſt. in No. 180 des Berl. Intell. Bl. vom Jahre 1785. S. 1437 ff.

Traité de la Culure du Melon. Par Mr. l'Abbé Vilin. Amiens. 1774. 12

Vilin's Abhandlung vom Melonenbaue. Leipz. 1776. 8.

Neuenhahn's Annalen der Gärtnerey. I. 37.

Gothaiſches Taſchenbuch. 1793. S. 33.

Miller's Gärtner-Lexicon. III. 121.

Bengt Bergius über die Leckereyen. I Theil, Halle, 1792. S. 61—76. (S. den Abſchnitt von der Beſchaffenheit der Melonen in verſchiedenen Weltgegenden, oben, S. 282. ff.)

Germershauſen's Hausvater IV. B. 1 Th.

Schleſiſche Provinzialblätter, May 1789. S. 510.

Braunſchweigiſches Magazin, 1788. Col. 349.

Mund's landwirthſchaftliches Magaz. 1788. 3 Quart. S. 180.

Journal für die Gärtnerey, XIV. S. 240.

Hirſchfeld's Gartenkalender, 1783. S. 258. 1784. S. 331.

Borows.

Borowsky's Almanach 1783. S. 247.
Lichtenberg's Magazin, I. B. 2 St. S. 74.
Feuereiſen's feine Gärtnerey, S. 154.
Leipzig. Intell Bl. 1779, S. 106.
Buſch Almanach der Fortſchritte ꝛc. in Wiſſenſchaften, Künſten, Manufacturen ꝛc. VI. Jahrg. Erfurt, 1802. S. 527 fl. (S. den Abſchnitt, Melonen mit Dampf zu treiben, oben, S. 262 fl.)

* * *

Von den Waſſermelonen, eigentlich Waſſerkürbiſſen, Cucurbita *Citrullus* Linn.

Dieſe Pflanze gehört zu der Gattung der Kürbiſſe, iſt aber im Art. **Kürbiß,** Th. 56, S. 687 flg. nicht beſchrieben worden. Bey den Botaniſten führt ſie folgende Nahmen: Cucurbita *Citrullus*, foliis multipartitis. Linn. Kerner's Abbild. Taf. 301. Cucurbita ſeminum margine dilatato. Hort. Cliff. 452. Anguria. Miller Dict. No. 1. Anguria indica. Rumph. Amb. V. p. 400. t. 146. Blackwell t. 157. Anguria Citrullus dicta. C. Bauh. pin. 312. Citrullus folio colocynthidis ſecto, ſemine nigro. J. Bauh. hiſt. II. p. 235. Anguria Cucumis, Citrullus. Dod. pempt. 664. Citrullus officinarum. Lob. Ic. 640. Franz. le Melon d'eau ou Palteque.

Sie iſt gleich allen Arten dieſer Gattung ein Sommergewächs, das in Sicilien, Unteritalien, und den Morgenländern, bis nach China hin und anderwärts wild wächſt, in Indien aber, Aegypten und Aſtracan häufig gebauet wird. Bey uns kann man ſie nur mit vieler Mühe auf dem Miſtbeete zur Vollkommenheit bringen.

Die Blumenkrone iſt nicht ſo breit und nicht ſo gelb, als bey dem Kürbiß. Die Frucht

iſt mehrentheils rundlich, doch auch länglich, hat rothes Fleiſch und ſchwarzen Samen. Die Blätter ſind lappig, ausgeſchweift, oberhalb mehr ſchwarzgrün, als bey den Kürbißarten, und rauh anzufühlen. Die Wurzel iſt ſpindelförmig und etwas zaſerig. Die Ranken ſind walzenförmig, kriechend und rebenartig, die Blumen ſitzen in den Achſeln der Blätter.

Die Früchte dieſer Kürbißart werden im franzöſiſchen Citrouilles, nach dem lateiniſchen Citrullus (welches Wort wahrſcheinlich von Citrus abgeleitet werden kann, ſowohl der Farbe als des häufigen darin enthaltenen Saftes wegen) genannt. Im engliſchen heißen ſie Citruls und im deutſchen **Citrullen** oder **Angurien**, nach dem lateiniſchen Anguria, welcher aus dem Arabiſchen herſtammt, und ſo viel als rund anzeiget. Vielleicht iſt die Abatichim der Hebräer gegenwärtige Art, oder der Araber Batech wie Haſſelquiſt meldet? In Oſtindien nennt man ſie nach Rumph nach dem arabiſchen Battich, Batteca.

Die Frucht iſt faſt kugelrund und wird durch die Wartung ſehr groß, ſo daß ſie oft drey Schuh im langen und zwey Schuh im breiten Durchmeſſer wird. Sie wird oft dreyßig Pfund ſchwer, ja zuweilen wird ſie ſo groß, daß ſie kaum ein Mann tragen kann. Unter ihrer Rinde ſitzt ein weiches röthliches Fleiſch, das ſo ſaftig iſt, daß beym Eſſen der Saft häufig umher fließt, auch ſich ſogleich in eine in demſelben gemachte Höhle ſammlet. Sie ſchmeckt angenehm ſüß und hat vortreffliche kühlende und durſtlöſchende Eigenſchaften. In ihrem Vaterlande und wo ſie gebauet wird, dient ſie ſtatt des Getränkes und wie Arzeney. Man ißt ſie auch roh mit Brot. Zu häufig genoſſen, beſon-

ders wenn man ſich erhitzt hat, erregt ſie, wegen ihrer großen kühlenden Eigenſchaft, leicht Durchfälle, gallichte Bauchflüſſe, Kolik und ähnliche Krankheiten, hingegen iſt ſie in den heißen Ländern auch eine wahre Erquickung. Nur iſt zu beklagen, daß ſie ſobald faul wird. Die kurze Zeit hindurch, in der ſie da iſt, wird ſie wider das hitzige Fieber gebraucht, gemeiniglich, wenigſtens in Aegypten, daß man den, in einer in ihr gemachten Höhle zuſammengefloſſenen Saft, mit Roſenwaſſer und Zucker vermiſcht, nehmen läßt. Wider faule Fieber wird ſie nie von den chineſiſchen Aerzten gegeben. Man ſoll ſie auch wider die von genommenem Mohnſafte entſtandenen Zufälle gebrauchen.

Ihr Same iſt eyrund, zuſammengedruckt, und ſchließt in einer ſchwarzen Schale einen weiſſen Kern ein. Wegen ſeines Oels nimmt man ihn zu Emulſionen. Trocken genießen ihn die Chineſer, wenn ſie auf den Straßen ſpatzieren gehen, zum Zeitvertreibe und als ein abkühlendes Mittel. Von den Aerzten wird er mit zu den vier großen kühlenden Samen genommen.

Es giebt Waſſermelonen mit weiſſem und rothem Fleiſche: letzteres hat in heiſſen Ländern oft eine wahre Scharlachröthe. Gewöhnlich ſind ſie kugelrund, indeſſen giebt es auch eine länglichte Spielart, die Valentyn auf dem Kap, zwey bis dritthalb Fuß lang ſahe [1]). Rumphius fand ſie in Oſtindien oft ſo groß, daß an zwey derſelben ein Menſch genug zu tragen hatte; er ſah einige mit rothem, andere mit weiſſem Fleiſche, und ſchmalen hellbraunen Kernen

1) Oud en nieuw Ooſt Ind. D. III. Afd. 1. p. 253.

nen [1]). Gumilla ſahe am Oronoko Waſſermelonen von vortrefflichem, honigſüßen Geſchmacke, die eine härtere Schale als die gewöhnlichen, und runde Kerne von der Größe und Schärfe des Pfeffers hatten. Wenn dieſe nicht eine beſondere Art ausmachen, ſo ſind ſie doch eine beſondere Spielart

Als Shaw aus England in die Barbarey gekommen war, und dort die vortrefflichen Waſſermelonen geſehen hatte, meinte er, ſie könnten in Nordländern keine ſonderliche Güte erlangen. In Frankreich, wenigſtens im nördlichen Theile, ſind ſie auch eben nicht vorzüglich [2]). De la Caille fand dieſe Frucht auf dem Cap bloß erträglich. Wenn Jemand nur die ſchlechtern Arten von Waſſermelonen gekoſtet hat, aus denen man ſich nicht viel machen kann, ſo wird er leicht ein ſolches Vorurtheil gegen dieſe Frucht faſſen, daß er auch die beſten Arten verwirſt; daher konnte Labat ſich nur mit Mühe an die Waſſermelonen auf Martinique gewöhnen [3]). Skippon fand die Waſſerlonen in Florenz wäſſericht und widerſtehend, wenn man nicht daran gewöhnt ſey: ſie mußten indeſſen nicht ſo übel ſeyn, da ſelbſt Frauenzimmer ſie mit Begierde aßen, und griechiſchen Wein dazu tranken [4]).

Man findet eine beſondere Einhelligkeit bey Reiſenden, in Rückſicht des Ruhmes, den dieſe Frucht in wärmern Ländern erlangt hat. Wir wollen ſehen, wie ſich einige darüber äußern. In Indien, ſagt Rumphius, werden die Waſſermelonen

1) Herbar. Amboin. T. V. p. 400.
2) Davis hiſtory of the Carilby Islands p. 66.
3) Voyag. aux Isles de l'Amerique T. 1. p. 87.
4) Churchill T. VI. p. 654.

melonen für beſſer gehalten, die ein hochrothes Fleiſch haben, als die mit einem weißen Fleiſche; jene ſind daher die gemeinſten, ihr Fleiſch iſt ſüß und wäſſericht, von einem ſehr angenehmen Geſchmacke [1]). In Amadabat fand Ovington ſehr große und wohlſchmeckende; auf Zeylan haben ſie einen Muskatengeſchmack, und man ißt ſie wie Aepfel [2]). Tavernier bekam vom Könige in Bantam ganz zuckerſüße und inwendig ſcharlachrothe Melonen [3]). Auf der Inſel Formoſa (oder Tayovan) ſind ſie ſüß und ſchön, doch mit denen nicht zu vergleichen, die man in Fernambuco in Braſilien findet [4]). In Rio de Janeiro ſind ſie vortrefflich und etwas angenehm ſäuerlich [5]). In Gereges in Africa fand ſie Brue inwendig hochroth, ganz zuckerſüß, erfriſchend und unſchädlich [6]). Am Gambia hatten ſie 50 bis 60 deutſche Pfunde am Gewicht, haben ein glänzend rothes Fleiſch und einen ungemein zuckerſüßen Geſchmack. Die Waſſermelonen in Marokos ſchienen Höſt noch die amerikaniſchen an Süßigkeit und vortrefflichem Geſchmack zu übertreffen. In Minorka ſind ſie ſo kühlend und wohlſchmeckend, daß man ſie nicht genug empfehlen kann. Dabey beſchweren ſie den Magen gar nicht, wenn man gleich viel davon ißt [7]), die Spanier geben ſie ſelbſt Kindern,

1) L. c. p. 400.

2) Viervila's Reiſe nach der Malabariſchen Küſte, S. 112.

3) Voyag. en Turquie T. I. p. 535.

4) Lettres édifiant. T. XIV. p. 26.

5) Hawkesworth l. c.

6) Labat relat. de l'Afrique occident T. V. p. 24.

7) „In Rußland, ſagt Forſter, ſind die Waſſermelonen oder Arbuſen vortrefflich. Die größeſten ſind 10 bis 15 Pfund ſchwer. Die Art mit rothem Fleiſche ſchien mir die angenehmſte zu ſeyn. Ich habe mit meinem Sohne zuweilen

die das Fieber haben [1]). Auf Maltha [2]) und in Kahirah [3]) ſind ſie vortrefflich. In Smyrna ſind ſie höchſt lecker und ſo unſchädlich, daß ſie in hitzigen Krankheiten empfohlen werden [4]). In Conſtantinopel ſind ſie ebenfalls äußerſt angenehm und unſchädlich. Auf dem Felde Saron wachſen ſie bis zu 10 Pfund am Gewicht, ſie ſind ohne Widerrede die ſchönſten in ganz Paläſtina [5]). In Aleppo haben ſie ein hochrothes und zartes Fleiſch, das ſich in ein ſehr ſüßes Waſſer, von einer ungemein kühlenden Eigenſchaft, auflöſt [6]). Sie erlangen eben dort eine vorzügliche Güte [7]). In Armenien ſind ſie ſo ſaftig, daß die Hälfte verlohren geht, wenn man, wie in einen Apfel, hinein beißt [8]). In Kaureſtan haben ſie ein hochrothes, zuckerſüßes Fleiſch, und ſind die ſchönſten in ganz Perſien [9]). Die allerleckerſten Arbuſen oder Waſſermelonen ſollen in der großen Bukharey oder Khuarezm gefunden werden; ſie haben ein feſteres Fleiſch und einen angenehmern Geſchmack als die Melonen

zuweilen 7 bis 8 Stück in einem Tage verzehrt, ohne die geringſten übeln Folgen davon zu verſpüren. Die Waſſermelonen auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung, auf Madeira und in den Azoriſchen Inſeln ſchienen mir nicht ſo gut zu ſeyn wie die Aſtrakaniſchen. Eben ſo ſchienen mir die Kapiſchen Melonen von keinem ſonderlichen Werthe zu ſeyn; jedoch die Melonen in Madeira waren erträglich.“

1) Armſtrong hiſtory of the Iſland Minorca p. 180.
2) Du Mont voyage du Levant p. 150.
3) C. D. S. M. Nouv. voy. de Grèce, d'Egypte p. 102.
4) Chandlers Reiſen in Kleinaſien, S. 96.
5) Mémoires des Jeſuit. dans le Levant T. V. p. 29.
6) D'Arvieux Merkwürdige Nachrichten, Theil VI. S. 357.
7) Ruſſel's natural hiſtory of Aleppo p. 25.
8) Tournefort l. c. T. III. p. 193.
9) Tavernier l. c. T. I. p. 782.

lonen [1]). Nach Bells Urtheil aber ſollen in Aſtrakan die ſchönſten Melonen zu Hauſe ſeyn. Hanway vergleich ſie mit den portugieſiſchen [2]). Aber Perry hielt dafür, daß ſie die europäiſchen an Güte übertreffen. Le Brun fand ſie außerordentlich ſchön und beſſer als alle perſiſchen Melonen [3]). An einem andern Orte heißen ſie bons par excellence [4]). Strahlenberg behauptet [5]), daß die Waſſermelonen in Aſtrakan, Azow und Kiew ungemein ſaftreich ſind und im Munde ſchmelzen, ohne daß man ſie kaut, daß ſie eine ſehr liebliche Süße haben und geſund ſind. Chappe fand ſie in Kaſan eben ſo vortrefflich.

Wie ſehr dieſe Frucht den Durſt löſcht, ſieht man unter andern daraus, daß d'Arvieux unter den Beduinen faſt einen ganzen Monat zubrachte, ohne einen Tropfen Waſſer zu koſten, da dort ein Ueberfluß von vortrefflichen Waſſermelonen war [6]). Man kann dieſe Frucht als Getränk anſehen, wenn man ein Loch hinein ſchneidet, und den Saft auslaufen läßt. So bedient man ſich in Aegypten der Waſſermelonen nicht allein zur Löſchung des Durſtes, ſondern ſie machen auch den größten Theil der Nahrungsmittel aus [7]). Auch die Kerne werden gegeſſen [8]).

 Die

1) Abulgaſis hiſt. générale des Tatares p. 632.
2) Beſchreibung ſeiner Reiſen durch Rußland und Perſien, Th. I. S. 87.
3) Voyage par la Moſcovie en Perſe T. I. p. 94.
4) Voyage au Nord T. X. p. 246.
5) Nord- und öſtlicher Theil von Europa und Aſien, S. 318
6) Voyage dans la Paleſtine, publ. par de la Roque p. 47
7) Haſſelquiſt p. 419.
8) Rampf l. c.

Die Vorſehung ſcheint dieſe Frucht allein für heiße Länder beſtimmt zu haben, und es iſt wahrſcheinlich, daß ſie aus denſelben herſtammt, und ſich nachher nur weiter ausgebreitet hat. Auch nennen ſie die Perſer Hinduanen [1]).

Auch in Syrien werden die Waſſermelonen unter allen Früchten am meiſten geſchäßt, beſonders die mit rothem Fleiſche, die ſich auch den Winter durch halten ſollen [2]). Bosmann verſichert, daß ſie in Guinea leckerer ſind, als Ananas [3]).

Will man die Waſſermelonen bey uns pflanzen, ſo muß man ſie eben ſo, wie die Melonen behandeln, nur wollen ſie nicht beſchnitten ſeyn und mehr Platz haben. Es darf alſo unter ein Fenſter nur eine Pflanze geſetzt werden, und wenn ſie unter dem Rahmen keinen Platz mehr hat, muß man ihn heben, und die Ranken unten weglaufen laſſen, ihnen auch umher friſche Erde geben. Einige Gärtner pflegen die Früchte, wenn ſie bald ihre Größe erlangt haben, ganz in die Erde zu ſcharren, in der Meinung, daß ſie davon noch größer werden ſollen; es ſcheint aber ſchädlich zu ſeyn, indem man dadurch die Sonnenſtrahlen und den Einfluß der Luft ganz abhält. Die Reife der Früchte kann man faſt nicht anders als durch den Klang erkennen; ſie halten ſich aber viel länger als die Melonen.

Da ihnen unſere Witterung eigentlich aber ſchon zu kalt iſt, und ſie nicht einmahl in England zu ihrer Vollkommenheit gelangen, ſo verdienen

1) Selbſt die Araber nannten in den ältern Zeiten die Angurien indianiſche Melonen.
2) Rauwolfs Reiſe in die Morgenländer, S. 73.
3) Voyage de Guinée p. 317.

dienen ſie es nicht, daß man ihnen auf den Miſt=beeten den beſſer zu Melonen zu benutzenden Platz einräume.

Otto von Münchhauſen's Hausvater III. S. 820—21.

Bengt Bergius über die Leckereyen I. Th. S. 80—86.

Houttuyn Linn. Pflanzen=Syſtem. X. Th. S. 242 ff.

Melone (angeſchlagene), ſ. oben, S. 244.
— (aſtracaniſche), ſ. oben, S. 222.
— (dickſtielige), ſ. oben, S. 201, 205.
— (dünnſtielige), ſ. oben, S. 201, 205.
— (eingemachte), ſ. oben, S. 297.
— (frühe), ſ. oben, S. 221.
— (gebackene), ſ. oben, S. 296.
— (gedörrte), ſ. oben, S. 285.
— (geriefelte), ſ. oben, S. 220.
— (gezeichnete), ſ. oben, S. 244.
— (harte), ſ. oben, S. 244.
— (Kantalupp=), ſ. oben, S. 215.
— (kleine Orangen=), ſ. oben, S. 223.
— (Muſcatell=), ſ. oben, S. 287.
— (Netz=), ſ. oben, S. 200, 204, 220.
— (Orangen=), ſ. oben, S. 223.
— (Parabiten=), ſ. oben, S. 285.
— (perſiſche), ſo wird Cucumis Dudaim Linn. genannt. S. oben, S. 223.
— (rothe), ſ. oben, S. 222.
— (Waſſer=), ſ. oben, S. 305.
— (weiße), ſ. oben, S. 221.
— (Winter=), ſ. oben, S. 223.

Melonenapfel, auch Flaſchenapfel, der Nahme einer Art Aepfel aus der Familie der Calvillen, mit ſehr weißem zarten Fleiſche.

Melonenauge, Apfelauge, lat. Malum, Franz. Melon, iſt diejenige Art des Vorfalls eines Au=

genſterns, da die Traubenhaut dermaßen ſtark ausgetreten iſt, daß ſie eine große und dicke, einem kleinen Apfel ähnliche Geſchwulſt formirt. S. Vorfall des Augenſterns.

Melonenbaum, Carica Papaya Linn., ſ. Papaya Baum.

Melonenbeet, ein Miſtbeet zum Melonenbaue. ſ. oben, S. 225 fl. 247 fl. Ein Melonenbeet von Lohe, ſ. oben, S. 261 fl. Ein Melonenbeet, das mit Dampf getrieben wird, ſ. oben, S. 262 fl. Ein Melonenbeet im freyen Lande, ſ. oben, S. 271 fl.

Melonenbirn, eine Art Birnen, ſ. unter Birnbaum, Th. 5, S. 440.

Melonenbohrer, Gurkenbohrer, oder Heber, iſt ein Werkzeug von verzinntem Bleche, welches gebraucht wird, um Melonen-, Gurken- und andern Pflanzen und Blumen zu verſetzen, ohne daß die Erde von den Wurzeln fällt. Es iſt 6 Zoll weit und 7 Zoll hoch, dabey wie eine hohle Walze geſtaltet, aber vorn der Länge nach offen, ſo daß man es nur vermittelſt eines Drahtes, welcher durch die daſelbſt angebrachten Löcher geht, zumachen kann. Man drücket bey dem Gebrauche den zugemachten Bohrer in die Erde des Miſtbeetes, ſo daß die Pflanze in der Mitte zu ſtehen kommt, beuget denſelben ſammt der Erde ein wenig auf die Seite, und hebet ſolche nebſt der Pflanze heraus. Man ſetzt hierauf den Bohrer in ein vorher auf dem andern Beete gemachtes Loch, und ſcharret die Erde rings herum an das Blech an. Alsdann zieht man den hinein geſteckten Draht heraus, ſo giebt ſich das Blech ein wenig von einander, und man kann den Bohrer ganz bequem heraus ziehen.

Manche bedienen ſich, wiewohl mit einiger Unbequemlichkeit und Unſicherheit, ſtatt eines ſolchen Bohrers einer Maurerkelle.

Jakobsſon beſchreibt den Melonenbohrer oder Heber auf folgende Weiſe:

Dieſes Inſtrument beſtehet aus zwey egalen Halbzirkeln, die aus ſtarkem weißem Blech verfertigt werden. Dieſe Halbzirkel oder die beyden gebogenen Theile müſſen auf beyden Seiten mit Charniers verſehn, und mit einem ſtarken Drahte zuſammen gezogen ſeyn. Die vordern Charniere bleiben geöffnet, damit ein Draht beym Gebrauch leicht ein- und ausgeſchoben werden kann; ſolchergeſtalt läßt ſich ein ſolches Inſtrument leicht auf- und zumachen. Oben muß der Rand, zu mehrerer Steifigkeit, um einen ſtarken Drath gebogen, und auf jeder Seite mit einem ſtarken Griffe verſehn ſeyn.

Reichhart's Land- und Gartenſchatz. IV, S. 158. Mit einem Kupf.

Feuereiſen's feine Gärtnerey. S. 319. Mit einem Kupf.

Melonen-Confitüre, ſ. oben, S. 297.

Melonendiſtel, der Nahme einiger Arten des Fackeldiſtels, Cactus mammillaris und Cactus Melo Cactus Linn.

Melonenfeld, ſ. Melonerie.

Melonenheber, ſ. Melonenbohrer.

Melonenkerne. Deren Gebrauch ſ. oben, S. 302.

Melonenkürbiß, Cucurbita Melopepo Linn., ſ. unter Kürbiß, Th. 56, S. 742 n. 4.

Melonen-Lactade, ſ. oben, S. 303.

Melonen-Mengo, ſ. oben, S. 245 und S. 299.

Melonenmus, ſ. oben, S. 299.

Melonenpfebe, Cucurbita Melopepo Linn., ſ. unter Kürbiß, Th. 56, S. 742 n. 4.

Melonenſaft. Herr Dr. Rückert verdickte den Saft der Melonen und fand, daß er alle Dienſte des beſten Zuckerſyrupps leiſtete. Da nun in Niederungarn das Pfund Melonenſyrupp kaum

7 bis 8 Kreutzer koſtet: ſo hat man vorgeſchlagen, dieſe Entdeckung zur Zuckergewinnung weiter zu benutzen.

Buſch Almanach der Fortſchritte in Wiſſenſchaften, Künſten ꝛc. I. B. neue Aufl. Erfurt 1799. S. 39.

Crell's chemiſche Annalen, 1795. 1 St. S. 17.

Melonenſuppe, ſ. oben, S. 299.

Melonentorte, ſ. oben, S. 300.

Melonenzäpfchen, ſ. oben, S. 300.

Melonenzucker, ſ. unter **Melonenſaft**.

Melonerie, **Melonenfeld**, Franz. Mélonnière, iſt in den etwas wärmeren Ländern, wo man die Melonen mehrentheils unter freyem Himmel bauen kann, derjenige Platz, welcher zu den Melonenbeeten beſtimmt iſt.

Ein ſolches Stück Landes muß offen ſeyn, und die Sonne von Südoſten haben, hingegen muß es durch Mauern, Zäune oder Hecken gegen die Weſtnordweſt- und Nordoſtwinde verwahret werden; auch muß es in einem trockenen Boden liegen, weil dieſen Pflanzen nichts ſchädlicher iſt, als zu viele Näſſe. Im Frühlinge fällt gar oft ſehr naſſes Wetter ein; iſt nun auch der Boden an und für ſich ſchon naß, ſo kann man die Melonenhügel oder Beete erſt ſpät machen. Man muß es auch ſo einrichten, daß es ſo nahe bey dem Dung angeleget werde, als möglich iſt, dadurch erſparet man, wegen Zuführung des Miſts, einen großen Theil der Arbeit. Kann es ſeyn, ſo ſollte man die Melonerie ſo anlegen, daß man in der Nähe einen Teich hätte welches bey ſehr trockenem Wetter ſehr bequem ſeyn wird, die Melonen zu begießen.

Was die Größe des Feldes anlanget, ſo muß ſie nach der Anzahl der Beete, die man anzu-

anzulegen willens iſt, proportionirt ſeyn; ſie läßt ſich aber leicht ausmachen, wenn man für jede Reihe neuntehalb Schuh rechnet, und die Löcher etwa drey Schuh weit von einander gräbt. Am beſten aber iſt es, einen hinlänglich geräumigen Platz dazu zu nehmen, wenn man nicht gezwungen iſt, das Gegentheil zu thun.

Dieſes Feld ſchließt man hernach mit einem Zaun von Rohr ein, und behält, ſo lange als die Melonen noch wachſen, ein beſtändig wachſames Auge darüber; denn wenn jedermann, der im Garten ſpatzieret, dazu kann, da öfters die meiſten neugierig ſind die Ranken zu betaſten, und nach der Frucht zu ſehen: ſo möchte ſolches üble Folgen haben, indem dieſen Pflanzen nichts ſchädlicher iſt, als das öftere Berühren und aus einander ziehen ihrer Blätter.

Insgemein pflegt man in den meiſten Gärten ein Stück Feld, entweder mit einer Mauer, oder einem Zaun einzuſchließen, und ſolches für beſtändig zur Melonerie zu gebrauchen; allein dieſes iſt gar keine gute Art; denn ſelten thut ſolches länger als zwey Jahr an einem Platze gut, wenn man nicht den Boden erneuert, und friſche Erde hineinbringet, welches ſehr koſtbar iſt. Daher iſt es beſſer, ſich mit einer hinlänglichen Menge von Rohrwänden zu verſehen, welche man jährlich von einem Platze zum andern bringen kann, ſo daß man die Melonenbeete nur ein Jahr lang an einem Platze laſſen darf. Und iſt das Feld groß genug, ſolches in vier dergleichen Plätze abzutheilen, ſo kann man mit dem Zaun alle Jahre weiter rücken, bis alles gebraucht worden. Hernach kann man wieder mit dem Stücke anfangen, welches man zuerſt gebraucht hat, und dieſes wird während der Zeit wieder ſo gut geworden

worden ſeyn, als friſches Erdreich. Auf dieſe Weiſe aber kann man alle Jahre ohne viele Mühe ändern; denn da allezeit eine Seite ſtehen bleibt, wenn man den Zaun weiter fortrückt, ſo hat man nicht ſo viele Mühe, als wenn man ihn ganz wegnimmt, und an einen entlegenern Ort ſetzet; über dieſes ſind auch dieſe Rohrzäune den Mauern oder andern Zäunen in dieſer Abſicht weit vorzuziehen.

Melongena, ſ. Eyerpflanze, Th. 11, S. 785 ſf.

Méloniére, ſ. Melonerie.

Melopepo, Cucurbita Melopepo Linn., ſ. unter Kürbiß, Th. 56, S. 742. n. 4.

Melophyllum, ein Nahme der Schafgarbe, ſ. Achillea, Th. 1. S. 275.

Meloſis, bedeutet bey den Wundärzten die Unterſuchung mit der Sonde.

Meloten-Klee, ſ. Meliloten-Klee, oben, S. 152.

Meloten-Pflaſter, ſ. Meliloten-Pflaſter, oben, S. 152.

Meloten-Pflaume, ſ. unter Pflaume.

Melothria pendula, Linn., rankender Kümmerling, ſ. unter Gurke, Th. 20. S. 363, n. 6. die ſchwarze Gurke.

Melpomene, eine der neun Muſen, in der griechiſchen und römiſchen Mythologie, welcher man die Erfindung der Singekunſt und in ſpäteren Zeiten auch des Trauerſpiels zuſchrieb. S. unter Muſe.

Melte, ſ. Melde, oben, S. 132.

Meltinger Bad, bey dem Dorfe Meltingen, in der Vogtey Gilgenberg in der Schweitz, führt nach Scheuchzer Kupfervitriol, Alaun und Schwefel, und dient bey ſchwachen Gliedern, Hüftweh ꝛc.

Melychryſos, ſ. Mellichryſos, oben, S. 191.

Meni, ein Gewicht, ſ. Man, Th. 83. S. 512.

Memaecylon, ſ. Memecylon.

Mémarchûre, eine Verſtauchung bey den Pferden. S. im Art. Auskӧthen, Th. 3, S. 232.

Membrane, Membrana, ſ. Haut, Pergament ꝛc.

Membre, Franz. Lat. Membrum, ſ. Glied, Gliedmaß.

Membrillhos, der ſpaniſche Nahme der Quitte, Pyrus Cydonia Linn.

Membrum, ſ. Membre.

Membrure, ſ. unter Bret, Th. 6, S. 635.

Memceda, ein Maß flüßiger Dinge, deſſen man ſich zu Mekka in Arabien bedient. Es hält 5 Chopinen nach franzӧſiſchem, oder 3 Pinten nach engliſchem Maß. 40 Memcedas machen 1 Teman.

Memecylon, ſ. Kurbeerſtrauch, Th. 56, S. 681.

Memel, die, im gemeinen Leben einiger Gegenden, beſonders Niederſachſens, ein Nahme der Mehlmilben, welche an andern Orten Memern heißen.

Memeliſcher Flachs, ſ. unter Lein, Th. 76, S. 249.

Memeliſcher Geſundbrunnen, eine mineraliſche Quelle bey der Stadt Memel. Am 4ten April 1789 wurde nahe an der Stadt nordwärts, etwa 1000 Schritt vom Haf am hohen lehmigen Ufer eines unbedeutenden Bachs eine Quelle entdeckt, die einen ſtarken Alaungeſchmack und einen ſchwachen Schwefellebergeruch hatte. Bald bediente man ſich dieſes Brunnens zum Trinken und Baden, obgleich ſeine Beſtandtheile noch unbekannt waren. Ein Freund der Naturlehre ſtellte einige unvollkommene Verſuche mit dem Waſſer an, deren Reſultate folgende ſind: Gall-

äpfel-Tinktur gab dem Waſſer eine Farbe zwiſchen dunkelroth und violett; durch das Kochen entſtand ein gelber Präcipitat, der durch Galläpfel-Tinktur ſchön goldgelb wurde. Im natürlichen Bodenſatz des Waſſers glaubte man Eiſenocher und Magneſie deutlich zu bemerken. Ein Glas friſch gefüllt und in das heiſſe Waſſer geſetzt, ſchäumte und gab ſogleich einen Niederſchlag. Feſt gepfropfte Flaſchen wurden nicht ſelten zerſprengt. Auch in verſchloſſenen Flaſchen zeigte ſich nach 24 Stunden ein Niederſchlag (zum Beweiſe, daß die Luftſäure fort war). Ungeachtet der großen Dürre des Sommers war der Zufluß doch immer ſtark, etwa 150 Schritte vom Ausfluß kommt die Quelle perpendiculair aus der Erde, es wäre daher leicht, ſie von wildem Waſſer ganz zu reinigen. Gleich nach dem Trinken erregt das Waſſer Aufſtoßen, bey einigen würkte es auf den Urin, bey andern ohne merkliche Beſchwerde auf den Stuhlgang. Leute, die den Tag vorher Punſch oder Branntwein getrunken hatten, bekamen von dem Waſſer ſtarkes Kopfweh. Entzündete Augen, oft mit dieſem Waſſer gewaſchen, wurden geheilt. Ein Schloſſermeiſter, der ſeit einiger Zeit keine Feſtigkeit in den Gliedern hatte, beſonders früh nach dem Aufſtehen ſich ohne Hülfe nicht bewegen konnte, iſt durch den Gebrauch dieſes Brunnens ganz von ſeinem Uebel befreyet worden. Ein gemeiner Pohle, der gänzlich mit dem weißen Ausſatze bedeckt war, badete ſich mehreremale 14 Tage und gieng gereinigt nach Hauſe. Es verdient alſo dieſes Mineralwaſſer alle Aufmerkſamkeit.

Preuſſiſche Monatsſchrift, Auguſt. 1789. No. I. S. 357 und September No. VIII.

Memeli-

Memeliſcher Leinſame, ſ. unter **Leinſame**, Th. 76, S. 418.

Memelſenſcher Geſundbrunnen, eine mineraliſche Quelle zu Memelſen im Hochſtift Fulda.

Dieſes Waſſer enthält nach Herrn Weikard weniger Luftſäure als das Johannisberger, 2) eine ſehr feine Vitriolſäure, da ein Gallapfelaufguß granatfarben gefärbt wurde; ein Aufguß von Granatapfelſchalen dunkelbraun; ein Aufguß von Roſenblättern braungelb. 3) Alkali, denn a) von der Auflöſung des Sublimats wurde das Waſſer milchicht, b) der Veilchenſaft färbte ſich blaßgrün, c) von der Auflöſung des Sublimats wurde das Waſſer milchicht, und am folgenden Tage entſtand ein gelber Niederſchlag, d) die Auflöſung des Kupfervitriols und des Eiſenvitriols wurde zerſetzt. 4) Kochſalz, da zerfloſſenes Weinſteinſalz, Salmiakgeiſt, Hirſchhorngeiſt eine milchichte Farbe und Niederſchlag bewürkten.

In 1 Pfund zu 16 Unzen ſind enthalten:

Kochſalz $2\frac{12}{28}$ Gran, Selenit $\frac{3}{9}$ Gran, luftſaure Bittererde $15\frac{2}{3}$ Gran, luftſaure Kalcherde $15\frac{2}{3}$ Gran;

in 18 Pfund:

Kochſalz 49 Gr., luftſaure Kalcherde $\frac{1}{2}$ Unze und 42 Gr., luftſaure Bittererde $\frac{1}{2}$ Unze und 42 Gr., Alkali 24 Gr., Gyps 16 Gran.

M. A. Weikard Obſerv. medicae Franoof. 1775. p. 171 — 174.

Daß dieſes Mineralwaſſer ſchon gebraucht worden, finden wir keine Spuren.

Memerian bacala, der Congoiſche Nahme des Guineiſchen Schafes, Ovis guineenſis Linn.

Meminna, eine auf Ceylon einheimiſche Art der **Moſchusthiere**, Moſchus Meminna Linn., welche ſehr gut zu eſſen ſeyn ſoll.

Memme, ſ. **Mamme**, Th. 83, S. 503.

Memnon, ein Nahme, den in der Mythologie der Griechen einer von den Helden führt, der mit

ſeinem Heere den Trojanern zu Hülfe kam, und für einen Sohn der Morgenröthe ausgegeben wurde. Was von dieſem Memnon alles erzählt wurde, findet man unter andern in Nitſch Neuem mythologiſchen Wörterbuche, Leipzig 1793 Col. 1339 ff. mit den nöthigen literäriſchen Nachweiſungen zuſammen geſtellt.

Memnon war aber auch noch ein älterer und zwar ein ägyptiſcher Mythos, worunter die aufgehende Sonne vorgeſtellt wurde, und welcher in Aegypten Amenophis, Amunno-phi oder Pha-menopha hieß. Die Sache iſt durch Fabeln und Widerſprüche zu ſehr verwickelt, als daß ſich etwas beſtimmtes darüber ſagen ließe. Hier iſt indeſſen auch nicht der Ort, mich darauf einzulaſſen, ſondern ich führe dieſen Nahmen nur an, um dabey der dieſem Memnon zu Ehren in Aegypten errichteten Statue zu erwähnen. Dieſe Statue hatte das beſondere, daß ſie beym Aufgange der Sonne einen Laut von ſich gab, der dem glich, wenn auf einer Laute eine Saite ſpringt *). Philoſtrat erzählt, die Bildſäule ſey von ſchwarzem Marmor geweſen, und habe beym Aufgange der Sonne einen fröhlichen, bey ihrem Untergange einen traurigen Klang von ſich hören laſſen. Strabo verſichert **), er habe den Laut gehört, er wiſſe aber nicht, ob er aus dem Fußgeſtelle, aus der Bildſäule oder von dem umſtehenden Volke hergekommen ſey. Pocock ***) fand neben den beyden koloſſaliſchen Bildſäulen des

*) Pauſanias I. 42. Philoſtrat. v. Apollon. 6. 4. Heroic. 4.

**) Strab. XVII. p. 816.

***) Deſcript. of the Eaſt. T. I. p. 101 und Inſcript. ant. graec. p. 80 ff. p. 91 ff. S. auch Jablonski de Memnone Graec. et Aegypt. Synt. III. 1753. 4. Von manchen andern Behauptungen ſehe man auch Tzez. Chil. 6. 64 und Lucian Philopſeud. p. 349.

des Memnons, die jetzt noch aus poröſem harten Granite vorhanden ſind, auch noch die Ueberbleibſel von zwey aus ſchwarzem Granit gehauenen Bildſäulen, deren eine er für die ertönende Memnons-Säule hält.

Herr von St. Pierre hat im 4ten Bande der Etudes de la nature folgende Erklärung des Lautes, welcher mit Aufgang der Sonne unten aus der Statue des Memnons kam, gegeben. Es können die Aegyptier, meint der Verfaſſer, die Wirkung der Metalle, beſonders des Eiſens, welches durch die Kälte verkürzt und durch die Wärme verlängert wird, gekannt haben; und ſo dürften ſie nur eine lange eiſerne Spiral-Ruthe angebracht haben, die bey abwechſelnder Kälte und Wärme einer Zuſammenziehung und Ausdehnung fähig war. Dieſes Mittel war, nach dem Urtheile des Verfaſſers, hinreichend, einer metallenen Glocke dadurch einen Ton abzugewinnen. Der Stein habe wohl ſelbſt von einer ſich zuſammen ziehenden und ausdehnenden Art ſeyn können.

Siehe auch noch: Wiegleb's natürliche Magie, IV. S. 220.

Hißmann's Welt- und Menſchengeſchichte, im VIten Theile.

Von Breitenbauch's Begebenheiten. S. 16.

Vermiſchte Blätter, von W. G. Becker. 1. B. Dresden 1790. 8.

Mémoire, la, Latein. Memoria, heißt Gedächtniß, Andenken, Erinnerung. Le Mémoire, ein ſchriftlicher Aufſatz, Entwurf Belehrungsſchrift ꝛc.

Memorial, das Lat. Memoriale, heißt ein Aufſatz, der zur Erinnerung an etwas beſtimmt iſt; ein Bittſchreiben; ein Gedenkbuch. In dem letztern Sinne iſt es beſonders bey Kaufleuten üblich, welche ihr **Manual**, oder Handbuch,

worein alle Handelsgeſchäfte, die in der Prima Nota ſchon vorläufig in die Kladde geſchrieben ſind, mit Genauigkeit ins Reine geſchrieben werden, vorzüglich ſo zu nennen pflegen *). In dieſes Buch werden die Geſchäfte, ſo wie ſie ſich täglich ereigneten, aus der Prima Nota mit der größten Simplicität im Ausdrucke und mit dem nöthigen Detail in den Berechnungen eingetragen, und aus demſelben nachher die Poſten im Journale formirt, worin nun das gedachte Detail der Berechnungen nicht weiter wiederholt werden darf. Jeder Poſten muß mit allen Umſtänden, die ſich beym Kaufe und Verkaufe ereigneten, im Memoriale beſchrieben werden, z. B. bey dem Verkaufe einer Waare die Zahlungszeit, wofern ſolche auf Credit gegeben worden iſt, die Zahl der Tonnen oder Fäſſer, der Säcke, der Stücke mit ihren Zeichen und Nummern, das Brutto- und Netto-Gewicht, die Thara, der Rabatt und Disconto, die Nahmen der Mäkler, Senſale u. ſ. w., und eben ſo muß bey Einkäufen in ähnlicher Art kein Punkt ausgelaſſen werden, der in der Folge zu irgend einer Unverſtändlichkeit oder zu verkehrten Auslegungen Anlaß geben könnte. Jeder Poſten wird von dem andern durch eine horizontale Linie abgeſondert, in deren Mitte das Datum erſcheint. Auf jede Seite zur linken Hand kann neben den Poſten das Folium des Journals angemerkt werden.

Einige Buchhalter notiren nur blos den inländiſchen Handel in das Memorial, und den ausländiſchen tragen ſie ſogleich in das Journal über

*) Einige begreifen indeſſen auch die Prima Nota, wovon in P. ein mehreres vorkommen wird, mit unter dem Nahmen Memorial.

über, welches aber keine gute Methode zu ſeyn ſcheint; denn das Memorial ſoll, wie geſagt, die chronologiſche, ins Reine gebrachte Darſtellung aller und jeder Geſchäfte eines Handlungshauſes ſeyn, damit nöthigen Falls ein mit der Buchhalterey unbekannter Richter den Hergang derſelben einſehen und begreifen könne. Noch andere tragen jeden Memorial-Poſten bald auf italieniſche Art und ſo ein, daß ſie dem Debitor ſogleich ſeinen Creditor beyfügen, um ſich dadurch die Mühe zu erſparen, den letztern erſt aufſuchen zu müſſen, indem ſie die Poſten des Memorials in das Journal übertragen. Allein, auch dieſe Form gehört nicht für das Memorial, ſondern nur für das Journal, denn ſie iſt eines der Kennzeichen, durch die letzteres ſich von dem erſten unterſcheidet. Allenfalls könnten die Caſſa-Poſten, weil ſie ohnehin ſogleich in das Caſſa-Buch gehören, um der Kürze willen, von dem Memoriale getrennt und darin mit Stillſchweigen übergangen werden.

Die zweckmäßigſte Einrichtung eines ſolchen Memorials wird man aus nachfolgendem Schema erſehen, das der Herr J. C. Sinaplus in ſeinen Mercantiliſchen Blättern. V. B. II. Heft. Sorau und Leipzig, 1801. 8. hinten im Anhange gegeben hat.

Breslau, Monat November, 1800.

Datum					
1ten		**Johann Friedrich Biedermann ſoll haben**			
		für die baar entrichtete Hälfte des Belaufs eines im verfloſſenen Monate auf gemeinſchaftlichen Gewinn und Verluſt mit dem Hrn. Chriſtian Redlich erkauften halben Lotterie=Looſes zur 13ten Ziehung der Berliner Claſſen=Lotterie sub Nr. rthl. .	6	—	—
		vide Prima-Nota Fol. —			
		Debitor: Lotterie-Conto.			
		notirt Journal Fol. —			
	—				
1		**Chriſtian Redlich ſoll haben**			
		für gleiche baare Einzahlung ſeines Antheils zu der obengedachten gemeinſchaftlichen Speculation, laut P. N. Fol. —	6	—	—
		Deb. Lotterie-Conto			
		Journ. Fol. —			
	—				

Breslau, Monat November, 1800.

Datum				
10ten	**Johann Friedrich Biedermann ſoll** an ſeine Hälfte des in Gemeinſchaft mit dem Herrn C. Redlich auf das Lotterie-Billet sub Nr. — mit 15000 rthlr. in Friedr. d'or gefallenen und von hieſigem Herrn General Lotterie Inſpector Wentzel baar erhaltenen Gewinnſtes nach Abzug des darauf gerechneten Rabatts ꝛc. laut P. N. Fol. — rthl. Cred. Lotterie-Conto Journ. Fol. —	7350	—	—
10	**Chriſtian Redlich ſoll** an die andere Hälfte des in vorſtehender Poſt ihm zugefallenen Gewinnſtes laut P. N. Fol. — : : : rthlr. Cred. Lotterie-Conto Journ. Fol. —	7350	—	—

Breslau, Monat November, 1800.

Datum					
11ten		**Capital Conto ſoll haben** für den reinen Belauf des, der unter der Firma: Biedermann & Redlich etablirten Handlung zugehörigen und zu gemeinſchaftlichen Geſchäften beſtimmten Capitals . rthlr.	14688	—	—
		Deb. Lotterie-Conto Journ. Fol. —			
12		**Johann Friedrich Biedermann ſoll haben** brachte derſelbe baar zur Cassa laut P. N. Fol. — ſ rthlr.	7350	—	—
		Chriſtian Redlich ſoll haben zahlte desgleichen baar, laut P. N. Fol. ſ ſ ſ	7350	—	—
		rthlr.	14700	—	—
		Deb. Cassa-Conto. Journ. Fol. —			

Datum					
12ten		Cassa Conto ſoll haben für nachſtehende baar bezahlte Utenſilien:			
20		1 Comptoir-Tiſch . rthlr.	10	—	—
		1 Wage-Balken nebſt Gewichten und Zubehör .	35	10	—
		1 eiſerne Caſſe . .	40	—	—
		3 Pulte nebſt 2 Tiſchen .	8	20	—
		1 Papierſcheere . .	—	10	—
		rthlr.	94	10	—
		v. P. N. Fol. —			
		Deb. Utensilien-Conto.			
		Journ. Fol. —			
		Cassa Conto ſoll haben für folgende in dieſem Monate erkaufte Wechſelbriefe:			
13		Von den Herren Schipalius et Comp. durch den Senſal Liedel			
		Fl. 3256, 30 kr. Wiener Corrent a 86 pCt . rthlr.	1867	1	9
15		ferner, von den Herren Hoffmann et Dubensky durch den Senſal Nautze Banco Mark 2500 a $152\frac{1}{3}$ pCt. rthlr.	1269	13	—
		rthlr.	3136	14	9
		v. P. N. Fol. —			
		Deb Wechsel-Conto			
		Journ. Fol. —			

Breslau, Monat November, 1800.

Datum				
	Cassa Conto ſoll haben für noch erkaufte Wechſelbriefe			
16ten	Pfund Sterling 133 : 15 Schill. von Gebrüder Kuh durch den Mäkler Feitel à 5⅞ rthl. : rthl.	785	23	6
17	Banco Mark 1355 — von Hrn. Hoffmann & Dubensky durch den Senſal Nautze à 152¾ pCt	687	20	—
	rthlr.	1473	13	6
	v. P. N. Fol. — Deb. Wechsel-Conto. Journ. Fol. —			
	Nachſtehende auswärtige Freunde ſollen für folgende an ſie geſchehene Rimeſſen:			
14	Joſeph von Müller in Wien übermachten ihm dato mit unſerm Schreiben Fl. 1000 } 6 Wochen Dato vom : 800 } 30ten Oct. auf Ochs : 700 } Geymiller & Comp. : 756 : 30 kr. von gleichem Do. auf Fries & Comp.			
	Fl. 3256 : 30 kr. — W. Corr. à 86 pCt. :	1867	1	9
27	Lorent am Ende & Comp in Hamb. remittirten an ſie zu unſerer künftigen Diſpoſition Banco Mark 1355 : — 2 Monat v. 20. Oct. auf Gebr. Beneke in Hamburg à 152¾ : :	687	20	—
	rthlr.	2554	21	9
	v. P. N. Fol. — Cred. Wechſel-Conto. Journ. Fol. —			

Breslau, Monat November, 1800.

Datum				
	Folgende Correſpondenten ſollen			
	für an ſie cedirte Wechſelbriefe			
25	Selby & Comp. in London übermachten an ſie zur künftigen Diſpoſition Pfund Sterling 133 : 15 Schill. 2 Mo. vom 16ten dieſes auf Samuel Golding a $5\frac{7}{8}$ rthl. rthlr.	785	23	6
25	Reich & Comp. in Hamburg remittirten ihnen desgleichen Banco Mark 2500 — 6 Wochen Dato vom 15ten dieſes auf George Smith a $152\frac{1}{3}$	1269	13	—
	rthlr.	2055	6	6
	v. P. N. Fol. Cred. Wechſel - Conto Journ. Fol. —			
	Caſſa Conto ſoll haben			
30	zahlten folgende Unkoſten: dem Chriſtoph für Wocherlohn rthlr.	8	—	—
	6 Rieß Papier : :	20	—	—
	100 Stück Federpoſen :	2	—	—
	2 Pfund Siegellack : :	3	15	—
	rthlr.	33	15	—
	v. P. N. Fol. — Deb. Handlungs - Unkoſten-Conto. Journ. Fol. —			

Breslau, Monat December, 1800.

Datum			rthlr.	gr.	pf.
		Caſſa Conto ſoll haben erkauften in dieſem Monat folgende Wechſelbriefe:			
1ten		bey den Hrn. von Wolf & Comp. durch den Senſal Beer Fl. 3100 : Wiener Corrent a 85¾ pCt. : : : rthlr.	1772	5	—
8		Durch den Senſal Klein bey den Hrn. Schreiber & Comp. F. 4200 holl. Cour. a 140½ pCt.	2360	12	—
		v. P. N. Fol. — rthlr.	4132	17	—
		Deb Wechſel-Conto Journ F. —			
		Folgende Correſpondenten ſollen für nachſtehende an ſie remittirte Wechſelbriefe:			
5		Johann George von Scheidlin in Wien übermachten ihnen zur künftigen Diſpoſition Fl. 1600 : 1500 Fl. 3100 : — Wr. Corrent 4 Wochen vom 1ten dieſes auf Anton v. Fuchs in Wien a 86 pCt. : :	1772	5	—
10		Gebrüder Ofermann in Amſterdam remittirten an ſie zu unſerer weitern Verfügung Fl. 2150 : 2050 Fl. 4200 holl. Cour. 6 Wochen Dato auf Elias Moddermann a 140½ pCt. :	2360	12	—
		rthlr.	4132	17	—
		v. P. N. Fol. —			
		Cred. Wechſ. Conto Journ. F. —			

Breslau, Monat December, 1800.

Datum				
	Caſſa Conto ſoll haben			
	erkauften und bezahlten baar nachſtehende weiße Tücher			
	von Meiſter Pohl.			
4ten	10 Stück mf. a 20 rtlhr. „ rthlr.	200	—	—
	von Meiſter Weiß.			
	12 Stück ganz feine a 32 rtl.	384	—	—
	7 ſ mittlere a 26 ſ	182	—	—
	20 ſ mf. a 22 ſ	440	—	—
5	von Meiſter Engel.			
	8 Stück a 28 rthlr. ſ ſ	224	—	—
	3 ſ a 24 ſ ſ ſ ſ	72	—	—
	18 ſ a 16 ſ ſ ſ ſ	288	—	—
	von Meiſter Hoffmann.			
	9 Stück a 24 rthlr. ſ ſ	216	—	—
	34 ſ a 20 ſ ſ ſ ſ	680	—	—
	von Meiſter Arlt.			
	5 Stück a 23 rthlr. ſ ſ	115	—	—
	24 ſ a 17¼ ſ ſ ſ ſ	414	—	—
	An Trinkgeld ſ ſ ſ ſ	1	—	—
	150 Stück weiße 32er Tücher rthlr.	3216	—	—
	v. P. N. Fol. —			
	Deb. Tuch-Conto.			
	Journ. Fol. —			

Breslau, Monat December, 1800.

Datum					
11ten		Caſſa Conto ſoll haben für folgende baar erkaufte Röte			
		von Chriſtoph Sander. 12 Stein Keim-Röte in 2 Säcken a $4\frac{1}{2}$ rthlr.	54	—	—
		von Ernſt Kilian. $5\frac{1}{2}$ Stein dergl. in 1 Sack a $4\frac{1}{2}$ rtl.	24	22	6
		von Hans Großer. $18\frac{1}{2}$ Stein detto in 3 do. a $4\frac{1}{2}$ rthl.	83	7	6
13		von Andreas Seidel. 24 Stein detto in 4 do. a $4\frac{1}{2}$ rthlr.	108	—	—
		von David Keller. 19 Stein Herbſt-Röte in 3 do. a $3\frac{1}{3}$ rthlr.	63	10	—
		von Andreas Stiller. 31 Stein dergl. in 5 do. a $3\frac{1}{3}$ rtl.	103	10	—
		von Peter Florian. 25 Stein dergl. in 4 do. a $3\frac{1}{3}$ rtl.	83	10	—
		von Daniel Gutbier. 20 Stein detto in 3 do a $3\frac{1}{3}$ rtl.	66	20	—
		155 Stein Röte rthlr.	586	20	—
		nämlich: 60 Stein Keim-Röte in 10 Säcken. 95 „ Herbſt do. in 15 detto.			
		v. P. N. Fol. — Deb. Röte-Cont. Journ. Fol. —			

Breslau, Monat December, 1800.

Datum		rthlr.		
	Caſſa Conto ſoll haben			
14ten	bezahlten für Farbe- und Appreturkoſten dem Färber Samuel Kloſe laut ſeiner ſpecificirten Rechnung ; rthlr.	416	—	—
	desgleichen dem Tuchſcherer David Engemann für das Appretiren laut ſeiner Nota ; ; ;	110	—	—
15	ferner erkauften zu Tuchkappen 50 Scheck weiße Leinwand à 6 rthlr.	300	—	—
	rthlr.	826	—	—
	v. P. N. Fol. —			
	Deb. Tuch-Conto			
	Journ. Fol. —			
	Caſſa Conto ſoll haben			
17	für nachſtehende baar erkaufte Geräthſchaften für das Comptoir:			
	6 gepolſterte Stühle rthlr.	18	—	—
	2 Dreh-Stühle ; ;	5	—	—
	2 Spiegel ; ; ;	12	—	—
	6 Federmeſſer, 4 Liniale und andere Kleinigkeiten ;	6	—	—
	rthlr.	41	—	
	v. P. N. Fol. —			
	Deb. Utenſilien-Conto.			
	Journ. Fol. —			

Breslau, Monat December, 1800.

Datum					
		Caſſa Conto ſoll haben			
		empfingen folgende:			
19ten		Johann Friedrich Bierdermann			
		erhielt baar aus der Caſſe rtl.	75	—	—
20		Chriſtian Redlich			
		desgleichen baar ⸗ ⸗	75	—	—
		rthlr.	150	—	—
		v. P. N. Fol. — Deb. ſind: J. F. Biedermann C. Redlich Journ. Fol. —			
		Caſſa Conto ſoll haben			
21		vergüteten an die obengenannten acht Röte⸗Bauern für einen durch Irrthum entſtandenen Unterſchied des Preiſes auf die von ihnen erkaufte Waare rthlr.	21	—	—
		für verſchiedene dabey gehabte Nebenumſtände ⸗ ⸗	4	10	—
		rthlr.	25	10	—
		v. P. N. Fol. — Deb. Röte-Conto Journ. Fol. —			

Breslau, Monat December, 1800.

Datum					
		Caſſa Conto ſoll haben			
23ten		für folgende baar bezahlte Unkoſten:			
		Senſarie an Liedel von rthlr. 1867 a 1 p. ml.	1	26	—
		detto an Nautze v. rtl. 1957 do. —	1	28	—
		detto an Feitel ; ; 785 do. —	—	23	—
		detto an Beer ; ; 1772 do. —	1	23	—
		detto an Klein ; ; 2360 do. —	2	10	—
		dem Tuchmäkler John für Courtage ; ; ; ; ; ; ;	16	—	—
		diverſes Briefporto ; ; ;	15	10	—
		Packleinwand, Strick, Stroh, und dergl. ; ; ; ; ;	11	15	—
		2 Fäſſer zur Röhte ; ; ;	5	—	—
		Packerlohn ; ; ; ; ; ;	2	—	—
		dem Chriſtoph an Wochenlohn	8	—	—
		für verſchiedene Weyhnachtsgeſchenke überhaupt ; ; ;	22	—	—
		rthlr.	88	15	—
		v. P. N. Fol. —			
		Deb. Handl. Unkoſten-Conto			
		Journ. Fol. —			
		Chriſtian Rösler in Danzig ſoll			
24		ſandten an ihn laut Factura-Buch Fol. — in 6 Ballen 120 Stück gefärbte Tücher rthlr.	2947	10	—
		v. P. N. Fol. —			
		Cred. Tuch-Conto			
		Journ. Fol. —			

Memphit, Lat. Memphites, mit dieſem Nahmen werden diejenigen Chalcedone belegt, welche braune oder rothe baumähnliche Zeichnungen haben. Sie heißen auch Mokka-Steine. S. unter Chalcedone, Th. 8, S. 6.

Nach andern iſt Memphit eine Art des Opals, wiewohl ſie in der näheren Beſtimmung uneinig ſind.

Man findet in den mineralogiſchen Schriften noch mehrere verſchiedene Meinungen über den Memphit, welche hier aber übergangen werden können. Schröter hat ſie in ſeinem Lithologiſchen Real- und Verbal Lexicon, IV. B. S. 151 ff. geſammelt.

Menacanit, ein Nahme des Titan-Sandes. S. unter Titan.

Menage, aus dem Franz. Ménage, heißt Haushaltung, Wirthſchaft, Sparſamkeit, Schonung.

Menage-Geld, ſo nennen die Soldaten dasjenige Geld, welches mehrere, die in einem Hauſe wohnen, zuſammen legen, und davon einer, an dem die Reihe iſt, den Einkauf für ihren gemeinſchaftlichen Tiſch beſorgen muß.

Menage-Herd, iſt ein Küchenherd, der ſo eingerichtet iſt, daß man mit Erſparung des Holzes, und bey einem geringen Feuer, zugleich kochen, braten und backen kann, welches bey den gewöhnlichen Küchenherden nicht angeht. S. im Art. Küche, Th. 54, S. 269.

Menagerie, Franz. Ménagerie, 1. ein Gebäude, oder ein Ort bey einem Landgute, wo Rind-, Federvieh rc. gemäſtet wird. 2. Ein Thierhaus, oder ein Ort bey fürſtlichen Höfen, wo fremde und ſeltene Thiere gehalten werden. Eine ſolche Anlage beſteht aus Höfen und freyen Plätzen, welche rings herum mit den Behältniſſen umgeben

ben ſind, worin die Thiere theils für immer, theils nur des Nachts verwahrt werden. Jede Art der Thiere muß beſondere Behältniſſe haben, und beſonders müſſen diejenigen, die ſich mit einander nicht vertragen, oder die reißenden Thiere von den andern abgeſondert werden. Die großen reißenden Thiere, als Löwen, Tieger, Leoparden, Bären und dergleichen, verwahrt man in gewölbten, ſtark vergitterten Höhlen, die rings um einen Hof angelegt ſind; oder in wohl verſchloſſenen und mit hohen Mauern umgebenen Höfen, ſo daß ſie nicht herausbrechen, und doch zugleich warm und bedeckt liegen können. Die kleinen unſchädlichen Thiere werden in Kammern, Ställen oder in freyen Höfen, wie es ihre Eigenſchaften und Lebensarten erfordern, aufbehalten. Die Waſſervögel verlangen Teiche, die mit Hütten und mit ſchwimmenden Häuſern verſehen ſind, und freye grüne mit Pflanzen beſetzte Plätze. Die großen Vögel, die nicht recht fliegen können, oder an trockenen Orten zu bleiben gewohnt ſind, bekommen beſondere Höfe; die Sangvögel Vogelhäuſer. Ueberdieß müſſen bey einer ſolchen Anlage noch die Wohnungen für die Thierwärter angebracht ſeyn.

Das beſte Muſter einer Menagerie iſt ohne Zweifel zu Verſailles anzutreffen, welches an Größe, Bauart und vortrefflicher Einrichtung alle andere übertrift. Ihr Umfang bildet ein Vieleck, in deſſen Mitte ein prächtiges Luſtgebäude ſteht, das mit einer Kuppel bedeckt iſt. Vor dieſem Gebäude ſtehen zu beyden Seiten, bis an die äußerſte Mauer, drey Pavillons, von ungleicher und ſtufenweiſe auffſteigender Höhe, zwiſchen welchen man durch einen doppelten Hof zu dem gedachten innern Gebäude geht. Der

übrige

übrige Raum iſt in eine Menge der ſchönſten, theils durch Mauern, theils durch Gatterwerk von einander abgeſonderten Höfe abgetheilt, worin die Thiere verwahrt werden; dieſe Höfe ſind mit Teichen, Brunnen, Grasplätzen, Ställen und anderem Zubehör verſehen, außer denjenigen, die am nächſten um das Luſtgebäude liegen, und zum Spatzierengehen oder zum Ein- und Ausfahren beſtimmt ſind. In dem einen haben auch die Thierwärter ihre Wohnung.

Sonſt ſind auch die Menagerien bey den Luſtſchlöſſern des ehemaligen Erbſtatthalters in den Niederlanden, als klein Loo (ſ. Th. 80, S. 646) Hondslaerdyk, ingleichen die Gärten zu Sorgvliet und St. Annenland wegen ihrer guten Einrichtungen berühmt geweſen.

Mehrere Nachrichten von Menagerien dieſer Art findet man in L. C. Sturm's vollſtändiger Anweiſung großer Herren Palläſte zu bauen rc. p. m. 62. Man ſehe auch

Reinhold's Architectura forenſ. I. 463.
Biſchof's phyſikal. technolog. Handbuch, I. 121.
Tournefort's Reiſe nach der Levante, II. S. 270. (Menagerie des Großherrn.)

Gemeinhin wird **Menagerie** auch nur eine ſolche kleine Anlage genannt, wo allerley nutzbares Geflügel oder vierfüßige Thiere unterhalten werden. Davon mögen nachfolgende Beyſpiele zur Erläuterung dienen.

1. Eine **Menagerie in einer engliſchen Partie.** Fig. 5101 a) und 5101 b). Ohne Belebung von Waſſer- und Hofgeflügel iſt die ſchönſte Gartenanlage öde. Nichts iſt daher lieblicher und unterhaltender, als eine Menagerie von zahmen Geflügel, als Phaſanen, Perlhühnern, Tauben rc., wozu hier ein Muſter folgt. Das obere Stockwerk der Fig. 5101 a) im Aufriß

und

und Fig. 5101 b) im Grundriſſe abgebildeten Menagerie iſt für das Landgeflügel beſtimmt, und es hängt von der Willkühr des Eigenthümers ab, wie er die innern Gemächer vertheilen will. Das Erdgeſchoß bietet durch ſeine überwölbte Lage über dem Waſſer den Waſſervögeln, Schwänen, Kapgänſen ꝛc. ein hinlängliches Obdach dar.

S. Magazin für Freunde des guten Geſchmacks. IV. B. VII. Heft. Leipzig bey Leo. 1798. in gr. 4. Taf. 39 *).

2. Eine Seidenhaſen-Menagerie, in einem ſehr einfachen Style, mit einem engliſchen Dachfenſter und einem Balkon. S. Fig. 5102 a) und 5102 b). Der auf dem Grundriſſe Fig. 5102 b) angegebene freye Platz um das Gebäude iſt mit Drahtgittern umzogen. Im Grundriſſe ſelbſt iſt

a ein kleiner Sahl, der die Ausſicht in den Garten hat.

bb ſind coupierte Ecken mit Tapetenthüren, worin man Kaffee- und Tiſchgeräthſchaften verwahren kann.

c Behältniß für die Weibchen der Seidenhaſen.

dd Futterkrippen.

eeee Löcher oder Höhlen.

fff Ausgänge für die Weibchen, welche wie Kellerlöcher auf dem Fußboden angebracht werden müſſen.

gg der ſchon oben erwähnte freye Platz, in welchem ſich die Haſen im Sommer bey gutem Wetter aufhalten. Er muß tief mit Sande ausgefüllt ſeyn, und unter dem Sande ein gutes Pflaſter von Flußſteinen oder Ziegeln haben.

h Behältniß für die jungen Haſen.

i Futterkrippen.

*) Es iſt Schade, daß es dem Herrn Verfaſſer dieſes Werks nicht gefallen hat, dieſe ſchöne Anlage näher zu erklären.

kkkk Höhlen für die Jungen.

l kleine hölzerne Treppe auf den Boden und Balkon.

mmm Ausgänge ins Freye für die Jungen.

n Behältniß für die Männchen.

oo Futterkrippen.

pp Höhlen, und

q Ausgang für die Männchen auf den freyen Platz.

Ideenmagazin für Liebhaber von Gärten, engliſchen Anlagen ꝛc. Nr. XXII oder des zweyten Bandes zehntes Stück. Leipzig bey Baumgärtner, (1798) in gr. 4. Taf. VII.

3. **Ein Tauben- Hühner- und Vogelhaus.** (ſ. Fig. 5103 a) und 5103 b) das vermöge ſeiner leichten und gefälligen Compoſition und ſeiner Beſtimmung, wenn es nicht in dem Bezirk eines Meierhofes aufgenommen wird, eine Scene von freundlichem Charakter erfordert. Sanft verbundene Gruppen von Bäumen und Geſträuchen, ein kleiner See in der Nähe, eine ſchöne grüne Wieſe, und von einer Seite wenigſtens eine Ausſicht auf Kornfelder, werden eine für dieſes Gebäudchen angemeſſene Landſchaft bilden. Zunächſt um das Haus herum zieht ſich ein kleiner Hof, mit leichtem Gatterwerk umſchränkt, worin die Hühner ihre freyen Spiele treiben können. Aus dem unterſten Stockwerk, worin ſich die Hühner ꝛc. befinden, führt eine Leiter durch eine Fallthüre in das oben befindliche Behältniß der Tauben. Die vier halbrunden engliſchen Fenſter können mit ſchwarz angeſtrichenen Tafeln ausgeſetzt werden, in welche, ſo wie unter dieſen Fenſtern, Taubenlöcher eingeſchnitten ſind.

Das Gebäude ſelbſt kann von Ziegeln aufgeführt werden, und entweder an jeder, oder nur an einer Seite eine Thüre erhalten.

Ideen-

Ideenmagazin ꝛc. Nr. XV. oder zweyten Bandes drittes Stück. Taf. I.

Menais, Menais topiaria Linn., der Nahme eines weſtindiſchen Strauches, der dort zu Lande zu Hecken und lebendigen Zäunen dient, ſonſt aber nichts merkwürdiges an ſich hat.

Menakanit, ſ. Menacanit.

Menalippe, ſ. Melanippe, oben, S. 131.

Mencault, oder Maucault, ein Getreidemaß, deſſen man ſich an einigen Orten in Flandern, unter andern zu Landrecy, le Quesnoi, Caſtrau ꝛc. bediente und vielleicht noch bedient. Zu Landrecy wiegt der Mencault Weizen 97, Mangkorn 94, Roggen 90, und Hafer 72 Pfund nach dem Markgewicht. Etwas ganz beſonders iſt es, daß daſelbſt ſieben Monat lang im Jahr, nähmlich vom Anfange des Auguſts an, bis zu Ende des Februars, der Hafer nach dieſem Maße gehäuft gemeſſen wird, daher in dieſen Monaten der Mencault Hafer $7\frac{1}{3}$ Boiſſeaux nach dem pariſer Maß, oder 11 Rationen, wie die Proviant-Officiere zu rechnen pflegen, ausmacht; da hingegen in den übrigen 5 Monathen der Hafer mit dieſem Maß geſtrichen wird, da dann der Mencault nur $6\frac{2}{3}$ Boiſſeaux nach dem pariſer Maß oder 10 Rationen giebt. Zu St. Quentin hält der Septier 4 Boiſſeaux nach dem pariſer Maß, 2 Mencaults machen 1 Septier, und alſo iſt daſelbſt der Mencault ſo viel als 2 Boiſſeaux zu Paris.

Menderle, Eranthemum Linn., der Nahme einer Pflanzengattung, deren vier bis jetzt bekannte Arten in Afrika wachſen, für uns aber von zu geringem Intereſſe ſind, als daß ich ſonſt etwas von ihnen anführen dürfte.

Mendians, oder Quatre Mendians, die vier Bettelorden. S. unter Orden.

Mendoni, ein Nahme der rankenblättrigen Prachtlilie, Glorioſa ſuperba Linn. S. in P.

Menerle, die, im gemeinen Leben einiger Gegenden, ein Nahme der Maserle, Acer campeſtre Linn., aus welchem Worte Menerle vermuthlich verderbt iſt. In andern Gegenden ſagt man dafür Mewerle. S. unter Acer, Th. 1, S. 240 und 245.

Meneſcher oder Menoſcher, der Nahme eines gelbrothen ungariſchen Weins, welcher mit dem Kapwein viele Aehnlichkeit hat.

Meng, der, im gemeinen Leben einiger Gegenden für Mennig.

Menge, die, ein Collectivum, eine Vielheit oder große Anzahl mehrerer Dinge einer Art zu bezeichnen. Die Menge des Waſſers war unglaublich. Eine Menge Geldes. Arbeit die Menge haben. Eine Menge von Leuten. Wir müſſen den Verſtand gewöhnen, ſich nicht von den Grundſätzen der Menge verführen zu laſſen.

Bey dem Kero Managi, bey dem Ottfried Menigi, bey dem Notker Manigi, bey dem Willeram Menige.

Mengefutter, eine vermiſchte Ausſaat von Getreidearten, oder Futterkräutern, in ſofern man ſie nicht zum Körnerertrage, ſondern zur Fütterung des Viehes beſtimmt. Geſchieht das erſtere ſo heißt ein ſolches vermiſchtes Getreide gewöhnlich Mengekorn, in Ober- und Niederſachſen Mangkorn, Gemangkorn, (von dem alten Niederd. Mank, die Vermengung) im Oberdeutſchen Miſchkorn, Miſchelkorn, Miſchgetreide, wiewohl dieſe Ausdrücke ſehr häufig auch das eigentliche Mengefutter bezeichnen. In Meklenburg z. B. wird das Mengefutter immer Mangkorn genannt.

Zum vortheilhaften Baue des Mengefutters gehört mehr, als die Samen von den erſten den beſten Pflanzen, die einem einfallen in willkührlichen Verhältniſſen unter einander zu miſchen und auszuſäen. Da das Mengefutter unter die Sommerſaat gehört, ſo iſt die erſte Eigenſchaft deſſelben dieſe: daß es aus lauter jährigen Pflanzen beſtehen muß. Und da ferner die Abſicht, die man bey der Wahl des Mengefutters hat und haben kann, verſchieden iſt, ſo müſſen ſich auch zweytens: die Pflanzen, die man dazu wählt, nach dieſem Unterſchiede richten.

Man kann ſich des Mengefutters auf eine doppelte Art bedienen, einmahl: wenn man entweder gar kein anderes Futter für das Vieh, oder wenigſtens nicht daſſelbe in zureichender Menge hat; fürs zweyte: um dem Vieh eine Abwechſelung mit dem Futter zu verſchaffen.

Findet der erſte Fall ſtatt, und man ſieht ſich genöthigt, das Mengefutter des Sommers grün zu verfüttern, ſo muß man fette und ſaftvolle Pflanzen, und will man damit dem Mangel des Futters im Winter abhelfen und alſo daſſelbe zu Heu machen, ſo muß man wegen der Leichtigkeit des Trocknens magere Pflanzen dazu wählen.

Findet der zweyte Fall ſtatt, ſo müſſen andere Pflanzen dazu genommen werden, als diejenigen ſind, mit welchen man das Vieh gewöhnlicher Weiſe unterhält.

Man muß mit dem Futter des Viehes eben ſo abwechſeln, wie wir Menſchen mit den Speiſen abzuwechſeln pflegen; denn ſo wie wir uns eine Speiſe, die wir täglich genießen, endlich zum Ekel eſſen, ſo geſchieht es auch bey den Thieren.

Es iſt aber die Thiere bey Appetit zu erhalten nicht der einzige Grund, warum man mit dem Futter wechſeln ſoll, ſondern es verlangt es auch ihre Geſundheit. Der thieriſche Körper kann ſich unmöglich lange geſund erhalten, wenn er immer einerley Dinge zum Futter bekommt, denn da zur Verdauung eines Nahrungsmittels beſondere Kräfte erfordert werden, ſo werden endlich diejenigen Kräfte des Körpers, welche zur Verdauung deſſelben gehören, dergeſtalt erſchöpft, daß endlich der Körper dieſes Nahrungsmittel gar nicht mehr verdauet.

Uebrigens müſſen in beyden Fällen

1) die Pflanzen einerley Boden lieben,

2) zu gleicher Zeit blühen;

3) ſo viel wie möglich gleich hoch wachſen und

4) in dem genaueſten Verhältniſſe unter einander gewählt werden, denn es iſt bekannt, daß die eine Pflanze viel, die andere weniger Raum einnimmt, eine ſteigt, eine andere auf der Erde wegkriecht und aus ihren Stängeln wieder Wurzeln in die Erde ſchlägt ꝛc.

Als vortheilhafte Miſchungen zum Mengefutter für die Pferde ſo wie auch für das Rindvieh, kann man beſonders nachfolgende anrühmen. An vielen Orten in der Pfalz ſäet man halb Hafer und halb Wicken, an einigen Orten wohl auch $\frac{1}{3}$ Hafer, $\frac{1}{3}$ Wicken und $\frac{1}{3}$ Gerſte. Dieſes wird meiſtens grün verfüttert, und zu der Zeit gemähet, wenn die Wicken in Schoten getreten ſind. Für das Rindvieh hingegen wird es gemähet, wenn alles in voller Blüthe ſtehet, und für eben daſſelbe ſetzen einige auch noch das vierte Zugemenge, nähmlich Buchweitzen, — von welchem einige aber ganz irrig behaupten, daß die Kühe davon verkalben ſollen, — hinzu; und

wer Spergelgrasſamen hat, mengt auch davon noch etwas weniges, weil er kleinkörnig iſt, darunter.

Zum trocknen Futter für die Pferde muß alles reif werden; und die Garben, die man davon an luſtigen Orten über der Scheuntenne auf Stangen und gut getrocknet aufhebt, werden von Zeit zu Zeit zu Häckſel geſchnitten.

Bey der Zeit zum Mähen dieſes zum Häckſel beſtimmten Mengefutters muß man wohl Acht haben, daß nur die Gerſte und der Hafer welcher letzte Früh- oder Spáthafer ſeyn kann, gehörig reif werde. Die Gerſte fällt deswegen, wenn ſie auf des Hafers oder der Wicken Reife warten muß, nicht ab, denn ſie wird von dieſen beyden gehalten und von den Wicken umwunden. Allein bey den Wicken muß die Reiſe nur ſo weit gelangen, daß die Schoten vollkommen, aber noch nicht gelb ſind, weil ſolche, wenn ſie zu reif werden, aufſpringen und zum größten Theile verlohren gehen.

Um gewiß zu ſeyn, wie viel man auf ein Pferd füttern ſolle, iſt es rathſam, in jedem Jahre, weil das Gemenge nicht in allen Jahren gleich viel ſcheffelt, einige Garben zur Probe auszudreſchen, wornach man denn ſeine weitere Eintheilung machen kann. Man füttert gemeinhin von Gemengekörnern nur halb ſo viel, als vom Hafer. Wenn man alſo zum Beyſpiele einem Pferde täglich $1\frac{1}{2}$ bis 2 Metzen Hafer reichen läßt, ſo berechnet man, in wie viel Bünden des Mengefutters man den halben Theil dergleichen Körner vermuthen darf. So viel ſich nun nach dem Probedreſchen ausfinden läſſet, kann täglich zu Häckſel geſchnitten, und den Knechten zum Futter übergeben werden.

Der

Der Acker zu dieſem Gemenge kann ein gewöhnlicher Haferacker ſeyn: nicht zu trocken, nicht zu naß, iſt deſſen liebſte Erde. Die Art der Beſtellung hingegen wird von der Aernte beſtimmt, wie auch beym Haferſäen. Ein zweymahl gepflügter oder gehakter Acker liefert ungleich mehr in Stroh als der einmahl gepflügte.

Das Mengefutter iſt überhaupt genommen viel kraftreicher als Hafer, wenn es auch nur zur Hälfte ſo viel gegen Hafer gefüttert wird. Auf einem Felde, wo von 1 Scheffel Hafer nur 3—4 Scheffel geärntet werden, kann man von 1 Scheffel Miſchfrucht wohl 6—9 Scheffel bauen. Der Vortheil iſt alſo augenſcheinlich auf der Seite des Miſchfutters.

In Schleſien jäete ein Landwirth ein Gemenge von $\frac{5}{10}$tel Frühhafer, $\frac{4}{10}$tel Gerſte und $\frac{1}{10}$tel Wicken, und zwar ins Brachfeld. Er ſagt darüber in den ſchleſiſchen ökonom. Nachrichten v. J. 1775 S. 165 folgendes: „Der Nutzen den dieſes Mengegetreide bringt, es mag nun grün, oder reif eingeärntet zur Pferdefütterung gebraucht werden, iſt ungemein beträchtlich, und verdiente wohl mehrere Aufmerkſamkeit, mehr und allgemeiner angewendet zu werden, als gegenwärtig noch nicht von den Landwirthen geſchieht.“ *)

Ein anderes Verhältniß in der Miſchung der Getreidearten zum Mengefutter hat Herr Förſter bekannt gemacht, **) und er giebt dazu folgende Anleitung:

Meine

*) S. Riem's monatbliche practiſch-ökonomiſche Encyklopädie. II. B. S. 228 ff.

**) S. deſſelben Werks III. B. II. Th. S. 52 ff.

„Meine Fütterungsart gehet nicht auf Haberfütterung in ganzen Körnern, wie man bald erſehen wird; denn dafür bin ich nicht, zumal als uns viele Erfahrungen lehren, daß die Haberärnte in manchen Wirthſchaften entweder genau und kärglich zulanget, oder dergleichen Wirthe vielen Hafer zu erkaufen genöthiget worden ſind; wozu auch kommt, daß häufige und hinlängliche Erfahrungen darwider ſprechen, indem man dadurch behaupten kann, daß die Fütterung mit Roggen, Gerſte, Hafer, Erbſen, Wicken und in andern Körnern, welche hier und dort theils aus Noth, theils durch Betrug und die bisherige Entwendung der Dienſtbothen geſchehen iſt und noch täglich vorkommt, weder der Landwirthſchaft nutzbar, noch für das Zugvieh vortheilhaft ſey. Eben dieſen Streit haben viele erfahrne Landwirthe zu dämpfen geſucht, und ſchon einigemahl eine Menge = Getreyde von Hafer, Wicken und Gerſte zu ſäen in Vorſchlag gebracht, z. B. in den Schleſ. ökon. Nachrichten, im Leipz. Intell Bl. und in der Riemiſchen ökon. prakt. Encyclopädie. Da aber bis zu jetziger Zeit über den Vortheil dieſer Fütterung, obgleich dieſelbe doch gewiß aller Haferfütterung den Rang ſtreitig macht und einen wichtigen Vortheil für ſich hat, noch wenige gründliche Erfahrungen außer den ſchon gedachten eingegangen ſind, ſo muß ich es doch bewundern, daß dieſe Fütterung nicht mehrere Liebhaber zur Probe aufmuntert. Dieſes iſt es alſo wovon ich ſchreiben will, indem eine Probe mich zur weitern Nachahmung leitete, zumal auch meine Haferärnte zur Fütterung nie zulänglich war, um meine Pferde ein ganzes Jahr mit dieſer Fütterung durchzubringen. Mit dieſer Menge = Getreide-Fütterung ſtellte ich folgende Unterſuchung und zwar aus Gründen an, die ich gleich beyfügen werde: und ich befinde mich recht wohl dabey.

Meine vier Pferde verlangten von mir alle Jahre wenigſtens, hundert und zwey Dresdner Scheffel Hafer; dieſes betrug mir eine Ausſaat von ohngefähr 30 Scheffeln. Weil mir nun die Fütterung mit Hafer zu theuer zu ſtehen kam, ſo beſchloß ich, die Probe mit Menge = Getreyde zu machen. Ich ſetzte mir nach meinen Gedanken einen eigenen Maaßſtab in der Miſchung feſt, und nahm 4 Scheffel

fel Hafer und 3 Scheffel Gerſte, miſchte dieſes unter einander, und ſäete es in die andere Frucht; d. i. in die zweyte Düngertracht. Die Wicken ließ ich mit gutem Vorbedachte weg, weil ſie zu ſpät reifen, und ich ſo ſchon befürchtete, die Gerſte würde durch ihre zeitige Reife viele Körner verliehren, mithin der Vortheil mir alſo durch dieſen Verluſt entgehen mögte.

Von dieſen 7 Scheffeln Mengegetreyde erhielt ich 19 Schock in sehr ſtarken Gebünden; davon das Probeſchock über 5 Scheffel Ausdruſch gab. Bey der Reife ſchien es zwar, als wollte die Gerſte vor dem Hafer einen Vorzug haben, aber nein; ſie erwartete die völlige Reife des Hafers. Hier muß ich geſtehen, daß ich das Gebünd, weil ich meinen Pferden im Futter bey ihrer täglichen und ſchweren Arbeit nicht Abgang zuziehen wollte, bey der Aernte ein Theil größer machte, als es ſonſt gewöhnlich iſt.

Den Boden zu dieſer Ausſaat muß man eher ein Bischen naß, als trocken wählen. Im Herbſte ließ ich ihn ſtürzen, und im Frühjahr gut eineggen und auf die Wendefurche ſäen. Kann man Frühhafer haben, ſo iſt derſelbe zu dieſer Ausſaat, wegen der zeitigen Reife, am vortheilhafteſten. Es iſt bekannt, daß dieſes Sommerſtroh ſchwer trocknet, und gern alle Feuchtigkeiten an ſich zieht; demnach muß man die Behutſamkeit und die Vorſicht anzuwenden niemals aus der Acht laſſen, daß dieſes Mengegetreyde auf dem Felde gut getrocknet, und in den Scheunen in die Höhe auf den Stangen und nicht in die Banſen geleget werde; außerdem es ſonſt bald dumpfig und den Pferden zur Fütterung ſchädlich wird. Von obiger erwähnter Einärnte des Mengegetreydes gebe ich die Woche hindurch meinen vier Pferden 18 Garben ungedroſchen, und vier Schitten Roggenſtroh. Dieſes theile ich wöchentlich in zwey Theile; des Mittwochs laſſe ich 8 Garben Gemenge und 2 Schitten Rogenſtroh ungedroſchen ſamt denen darin befindlichen Körnern ſchneiden. Dieſe Abtheilung geſchiehet deswegen, damit die Knechte ſich beſſere Eintheilung machen können, und nicht vieles Futter in dem Kaſten dumpfig werde.

Ohne große Lobeserhebung von dieſer Fütterung zu machen, ſo wird ſich der Nutzen gar deutlich zeigen; denn zu dieſer jährlichen Fütterung meiner 4

Pferde

Pferde habe ich nicht mehr als $15\frac{1}{2}$ Schock Garben vonnöthen; von dieſen erſpare ich mir die Zeit zum Dreſchen, und zugleich davon die Hebgebühr der Dreſcher. Die Gelgenheit wird auch den Knechten benommen, das beſtimmte Futter den Pferden zu entwenden und zu verkaufen, und die Körner werden durch das Schneiden recht geſchroten und zur Verdauung derſelben den Pferden weit gedeihlicher. Ueberhaupt iſt hier eine Metze Gemenge, zwey Metzen Haber vorzuziehen, und die Pferde befinden ſich bey aller ſchweren Arbeit geſund, gut, dauerhaft und wohl. Um das Gemenge aber gut, beſſer und leichter ſchneiden zu können, ſo laß ich allemal eine Handvoll Rockenſtroh in die Siedebank unten einlegen, und hernach das Gemenge oben darauf, dann ſchneidet es ſich ſehr leicht, und die Pferde freſſen die Siede ſehr gern. Ueber dieſes muß der Siedeſchneider alles Stroh vorher gut ſchütteln, ehe er es zum Schneiden in die Bank leget; damit, wenn ſich ja vom Felde etwas von Steinen oder klümpelchen Erde bey der Aernte eingebunden hätte, es durch dies Ausſchütteln vorher heraus falle.

Hierdurch ſoll wohl manchem Landwirthe die Beſchwerde gehoben ſeyn, daß die Pferde theurer zu unterhalten, als die Ochſen ſind. Bey dieſer ökonomiſchen Einrichtung des Pferdefutters lebe ich nunmehr ganz ruhig und ſehr zufrieden, und bin überzeuget, nach mehr unternommenen Proben wird es viele Nachahmer erhalten: ja ich hoffe, der Nutzen des Mengegetreides, ſowohl zur grünen, als auch zur dürren Fütterung für die Pferde und auch für das Rindvieh, wird jedem Landwirthe in der Folge noch beträchtlicher werden, und ſich auch mehrere Aufmerkſamkeit erwerben, wenn es allgemeiner als es bisher von Landwirthen, im Betrachte, daß es etwas unbeträchtliches ſey, geſchehen iſt, wird angewendet werden.

Von dem Mengefutter, in ſo ferne der Klee einen Theil deſſelben ausmacht, iſt im Artikel Klee, Th. 39, S. 417, 438, 448, 461 und anderwärts ſchon mehreres geſagt worden. Ich bemerke hier deshalb nur noch folgendes. Man beſtellet den Acker nicht ſelten mit einem Meng-

ſel, welches zur einen Hälfte aus Gerſte, zur andern aus Hafer beſteht, und ſäet acht längſtens 14 Tage hernach den Kleeſamen darüber. Dieſes giebt, wenn man es bloß als Futtergewächſe benutzen will, in eben dem Jahr 3 Aernten, in der Menge und Güte, daß man von zwey Morgen drey Stück großes Vieh den Sommer über davon füttern und erhalten kann. Die Kleeärnte des zweyten Jahres iſt eben ſo reichlich und gut, als wenn man die Gerſte im erſten Jahre hätte zur Reiſe kommen laſſen; im dritten Jahre aber geringer und unzuverläſſig.

Das Gemenge von Gerſte und Hafer ſäet man jedoch gern dick und voll. Dem Klee ſchadet es nicht; er kommt beym erſten Schnitte erſt aus der Erde, beym zweyten wird das Getreide ſchon dünner, und beym dritten verliert es ſich noch mehr. Es würde alſo zum erſtenmahl nur wenig Futter geben, wenn man nicht dicker, als gewöhnlich ſäen wollte. Hafer nimmt man darum, weil er öfterer nachwächſt, während die Gerſte geſchwinder kommt, ſich aber ſchon im zweyten Schnitte gutentheils, und im dritten faſt völlig verliert.

Einige ſetzen zu dem Mengſel aus halb Hafer und halb Gerſte, worüber denn weißer Klee und Grasſamen geſäet wird, auch etwas wilde Wicken, worunter man in der Landwirthſchaft einige im Artikel Linſe, Th. 79, S. 357 und 358 beſchriebene Pflanzen und ähnliche aus der Familie der Hülſengewächſe verſteht, hinzu, und haben dann 3 bis 4 grüne Aernten davon. Kein grünes Futter und kaum die Esparcette, kommt dieſem gleich. Nicht ſo blähend, wie der rothe Klee, giebt es den Kühen mehr und fettere Milch,

und

und nicht ſo koſtbar wie Hafer iſt es den Pferden eben ſo angenehm als nahrhaft.

Bey dem Mengefutter von dieſer Art iſt noch zu bemerken, daß Hafer und Gerſte geſchwinder wachſen, als die damit geſäeten Kräuter. Man darf ſie indeſſen nicht ſo weit wachſen laſſen, daß ſie in Aehren ſchießen. Der Stamm würde ſich entkräften, und zum ferneren Treiben nicht Stärke genug behalten, woran es im Gegentheile nicht fehlet. Man muß alſo früh mähen, bevor ſich die Aehrenbälge zeigen, und hat dann freylich noch wenige oder gar keine Kräuter; im zweyten Schnitte halten ſchon die Kräuter dem wieder nachgewachſenen Getreide das Gleichgewicht; und im dritten übertreffen ſie es. In eben dem Maße, wie die Kräuter ſich vermehren, vermindern ſich die Getreidepflanzen.

Dieſes Mengſel von Getreide und Kräutern darf aber nicht ohne Vorſicht verfüttert werden. Der erſte Schnitt, faſt in lauter jungen Gerſten = und Haferpflanzen beſtehend, iſt der gewöhnlichen Schröpfe von Weitzenſpitzen gleich; er laxirt das Vieh, und man darf es nicht allein damit erhalten. Eben die Wirkung hat das nachgewachſene Getreide auch im zweyten Schnitte, wozu noch der mehr blähende junge Klee kommt. Dieſes würde man alſo noch weniger ohne irgend einen Zuſatz von ſolidern Nahrungsmitteln geben dürfen. Nur im dritten und gemeiniglich letzten Schnitt, wenn der Nachwuchs des Getreides weniger kräftig iſt, und die Wirkung des Klees ſchon mildert, kann man unbeſorgter ſeyn, jedoch muß der Klee, obwohl er noch nicht blühet, auch nicht allzu jung ſeyn.

Wenn man das Vieh mit dieſem Mengſel allein erhalten will, miſcht man dem im Häckſel

zu gebenden erſten und zweyten Schnitt mehr oder weniger Stroh bey, je nachdem der Vorrath der Anzahl des Viehes weniger oder mehr angemeſſen iſt; jedoch darf auch dieſer Strohzuſatz nicht viel mehr als den zehnten Theil — dem Maße, nicht dem Gewichte nach — betragen, wenn die Fütterung nahrhaft genug bleiben ſoll; ſonſt wird die nährende Kraft, und folglich auch der Nutzen vermindert. — Der langen Fütterung, die gerathener, dem Vieh angenehmer, und vortheilhafter iſt, werden gemeine Wieſen- oder andere wenig nährende Gräſer beygemiſcht, von welchen man denn auch mehr als von dem dürren Stroh nehmen kann.

Wenn man es jedoch, im Fall daß die gewöhnlichen Kräuter nicht reichen, oder man ſie heuen, oder ſonſt Abgang in der Fütternng haben ſollte, nur nebenher geben will: ſo iſt aller Zuſatz von Stroh oder Gras, auch das Schneiden unnöthig. Eine mäßige Portion zu jeder Tageszeit, ſchadet ihm ſo wenig, daß vielmehr dieſe Abwechſelung im Futter ſeinen Appetit, und auf unſerer Seite den Nutzen im Molkenwerke vermehret.

S. Joh. Chriſt. Bergen's Anleitung zur Viehzucht; neu herausgegeben von Thaer. Berlin, 1800. 8. §. 59. 80. 95. und 220.

Leipz. Intell. Blatt. 1771, S. 31, 134. 1776, S. 383. 1785. S. 14.

Oekonom. Nachrichten der patriotiſchen Geſellſch. in Schleſien. 1775, S. 165. 1776, S. 246, 251. 1780, S. 19 ff.

Wittenberger Wochenblatt. 1778, S. 309.

Neue Sammlung phyſikaliſch-ökonom. Schriften der ökonom. Geſellſchaft in Bern. I. Band, S. 212.

Ortmann's Miſchekorn oder Gemangkorn. Eiſenach, 1781. 8.

Pratje's ökonom. Magazin. 1r. Jahrgang. S. 358.
Sprenger's Kalender. 1785. S. 25.
Oekonomiſche Weisheit und Thorheit IV. S. 108.
Hedwig in den Anzeigen der Leipziger ökonom. Societät. Michael. Meſſe 1791, S. 79.
Löwe und Brager's Magazin für Oekonomie. I. S. 30.
Gemeinnütziges Handbuch der Landwirthſchaft für alle Stände. I. Band. Berlin, 1796. 8. S. 220, 488 ff.
Neue Berliner Beyträge zur Landwirthſchaftswiſſenſchaft. I. B. S. 217 ff.

Mengefutter bedeutet übrigens auch eine Miſchung von mehreren Arten der Getreidekörner, welche man zum Futter für das Vieh und beſonders für die Pferde beſtimmt. Der Hafer iſt überhaupt zwar das geſundeſte Futter für die Stallpferde; den Wirthſchaftspferden, die ſchwere Arbeit thun müſſen, würde er indeſſen nicht genug Kräfte geben, wenn man ihn nicht in großer Menge verfutterte. Aus dieſem Grunde haben die mehreſten Hauswirthe die Gewohnheit, dieſen ein feſteres, mehr nährendes Futter zu geben, welches ſie aus mehreren Getreidearten, beſonders aus Rocken, Gerſte, Hafer und Wicken oder Erbſen miſchen.

Zug- und Ackerpferde, welche die meiſte Zeit nur zu Hauſe arbeiten, haben von dieſem Mengefutter täglich an zwey Metzen genug. Diejegen aber, die bey der Feldarbeit auch zugleich viele und weite Reiſen thun müſſen, können unter drey Metzen nicht wohl beſtehen.

Berliner Beyträge zur Landwirthſchaftswiſſenſchaft. III. B. S. 230 ff.

Mengekaſten, iſt bey den Blaufarbenwerken ein Kaſten von ½ Fuß Weite, 2½ Fuß Höhe und 8 Fuß Länge, welcher dazu dient, um den zu

 ſchmel-

ſchmelzenden Kobalt mit ſeinen Zuſätzen (Zuſchlägen) recht genau vermiſchen zu können.

Mengeklee, ſ. im Art. **Mengefutter**, oben, S. 351 fl.

Mengekorn, am gewöhnlichſten verſteht man darunter das **Mengefutter**, wovon oben die Rede geweſen iſt. Zuweilen auch ein gemiſchtes Getreide, welches zum Mahlen beſtimmt iſt, worüber im Art. **Mehl**, Th. 87, S. 377 und 408 fl. nachzuſehen iſt.

Mengel, das, ein nur in einigen Gegenden, z. B. in Bremen, übliches Maß flüßiger Dinge, welches der vierte Theil eines Quartes oder der 16te Theil eines Stübchens iſt, und 10 ehemahlige Pariſer Cubic-Zoll enthält. Es ſcheint zu dem Geſchlechte der Wörter **Mand** oder **Mande**, ein Korb, **Mund** ꝛc. zu gehören, oder auch zu dem Lat. Manus, Manipulus. Im mittlern Lat. iſt Manna eine Handvoll.

Mengeln, ein regul. Verb. Act., welches das Diminutivum oder auch Interativum von dem Zeitworte **mengen** iſt, aber nur im gemeinen Leben einiger Gegenden, beſonders im verächtlichen Verſtande, gehöret wird, ſo wie man von **miſchen** in ähnlichem Verſtande auch **miſcheln** ſagt. In andern Gegenden iſt **mengeln**, ſo wie **mengen**, im Kleinen verkaufen, höken, Ital. meſcolare, im mittlern Lat. mangonare. Fiſche **mengeln** oder **mengen**, mit Fiſchen im Kleinen handeln. Wo denn **Menger**, **Mengeler**, **Mengling** auch einen ſolchen Höken bedeutet, Ital. Meſcolatore.

Mengelwurz, ein Nahme verſchiedener, ihrer Wurzeln wegen brauchbarer Pflanzen. 1. Der gemeinen **Grindwurz**, Rumex acutus Linn., welche auch **wilder Ampfer** und **Mangold**

genannt

genannt wird, aus welchem letztern Namen **Mengelwurz** ſeiner erſten Hälfte nach herſtammt. S. **Grindwurzel**, Th. 20, S. 63 fl. 2. Bey einigen führet auch der **Sauerampfer** Rumex Acetoſa Linn., deſſen trockne Wurzel roth färbet, den Nahmen der **Mengelwurz**. S. Acetoſa, Th. 1, S. 256.

Mengen, ein regul. Verb. Act. mehrere Dinge verſchiedener Art unter einander thun.

1. Eigentlich, wo es von trocknen Dingen am üblichſten iſt, ſie ohne Ordnung unter einander thun, ohne doch, daß ſich ihre Beſtandtheile mit einander verbinden. **Gerſte unter den Rocken, Mäuſedreck unter den Pfeffer mengen. Das Hundertſte in das Tauſendſte mengen. Gemengtes Getreide**, in der Landwirthſchaft, wo mehrere Arten unter einander gebauet werden. **Dem Pferde das Futter mengen**, das Korn oder den Hafer unter den Häckſel mengen. **Sich unter das Volk mengen**, der körperlichen Gegenwart nach.

Wenn mit der Mengung zugleich die Vereinigung der Beſtandtheile verbunden iſt, ſo iſt das Zeitwort **miſchen** üblicher, daher man dieſes lieber von der Vermengung flüßiger Körper gebraucht, obgleich es bey ältern Schriftſtellern ſo genau nicht genommen wird. Wohl aber läßt ſich **mengen** brauchen, wenn ein trockner Körper mit einem naſſen verbunden wird. **Eile und menge drey Maß Semmelmehl, knete und backe Kuchen**, 1. Moſ. 18, 6. **Ungeſäuerte Kuchen mit Oehle gemengt**, 2. Moſ. 29, 2. **Den Teig einmengen** iſt daher in der Hauswirthſchaft, das zu Teige beſtimmte Mehl mit Waſſer vermiſchen. S. **Miſchen**.

2. Figürlich. Sich in alles mengen, an allem einigen Antheil haben wollen. Sich in jemandes Geſpräch mengen. Sich in fremde Händel mengen, mit dem Nebenbegriffe der Unbefugtheit, des Vorwitzes. Menge dich nicht in fremde Sachen, Sir. 11, 9. Siehe auch Miſchen, welches auf ähnliche Art gebraucht wird.

Schon in dem Iſidor mengan, im Angelſ. mengean, im Niederſ. mank, im Dän. mänge, im Engl. mingle, im Griech. μιγνυειν. Es ſcheint nicht unmittelbar von Menge abzuſtammen, ſondern zu dem Niederſ. mank, darunter, zu gehören, und durch den eingeſchalteten Naſenlaut von machen, verbinden, abzuſtammen.

Mengenmaß, das, ein Maß, die Menge der Körper damit zu meſſen, auch das Körpermaß oder das körperliche Maß, zum Unterſchiede von dem Längen- und Flächenmaße. S. den Art. Maß und Gewicht, Th. 85, S. 264 fl. und verſchiedene andere Artikel, die von beſondern Arten des Mengenmaßes handeln, wohin unter andern die Art. Weinmaß, Biermaß, Kornmaß ꝛc. und Scheffel, Pott, Quart ꝛc. gehören.

Mengepreſſe, die, auf der Meſſinghütte zu Goslar, eine Art des Meſſings, welches aus einem Pfunde Lauterberger Kupfers und zwey Pfund Galmey verfertiget, aber nicht allein verkauft, ſondern zum Zuſatze des Tafelmeſſinges genommen wird; zum Unterſchiede von dieſem Tafelmeſſinge und dem Stückmeſſinge. Die Benennung iſt der zweyten Hälfte nach dunkel. S. unter Meſſing.

Menger, ſ. unter Mengeln.

Mengeſchäferey, oder Setzſchäferey, bedeutet eine Schäferey, wo der Schäfer von ſeinem eigenen

genen und ſeiner Knechte Vieh einen gewiſſen Theil, oder an Gelde nach einer gewiſſen Taxe zu des Herrn Herde menget oder ſetzet, und dann von dem aus der Wolle gelöſeten Gelde einen beſtimmten Antheil erhält. S. den Art. Schäferey.

Mengſel, das, mehrere unter einander gemengte Dinge, als ein Ganzes betrachtet; im verächtlichen Verſtande ein Miſchmaſch. Im Niederſ. Mengels.

Meniana, ein Wort beym Vitruv, das einige von den Erkern an einem Hauſe, andere hingegen von den Balcons oder Geländergängen erklären. Das letztere iſt wohl das richtigſte, indem dieſes Wort von dem Nahmen Menius, welches ein römiſcher Rathsherr war, abgeleitet wird, welcher ſich bey dem Verkaufe ſeines Hauſes einen Geländergang um eine Säule vorbehielt.

Menianthes, ſ. Menyanthes.

Menidia, der Nahme einer Art der im 44 Th. S. 751 beſchriebenen Kornährenfiſche, Atherina Menidia. Brown.

Menil, auch Oger, der Nahme einer guten Art Champagner-Weins.

Menilles, ſ. Manillen, Th. 83, S. 720.

Menin, ein Wort, welches die Franzoſen aus dem Spaniſchen entlehnt haben, um diejenigen Kinder von Standesperſonen zu bezeichnen, die mit des Königs Kindern gleichſam erzogen, oder ſtets um und bey ihnen gehalten wurden, um ihnen zur Geſellſchaft zu dienen.

Meningophylax, Gehirnbeſchützer, iſt ein chirurgiſches Inſtrument, das vorn einen linſenartigen Knopf hat, und welches beym Trepaniren gebraucht wird.

Meniſcus, Meniſcus, ein Glas oder ein anderer durchſichtiger Körper, der an der einen Seite hohl, an der andern aber erhaben iſt. S. im Art. Licht, Th. 77, S. 764 fl.

Meniſpermum, der Nahme einer Linneiſchen Pflanzengattung. S. Mondſame.

Menk, der pommeriſche und mecklenburgiſche Nahme des kleinen Sumpfotters. Lutra minor Linn. Schwed. Månk. S. unter Otter.

Menkar, der Nahme eines Sterns von der zweyten Größe, bey dem Maule des Wallfiſches.

Menkauld, ſ. Mencault, oben, S. 343.

Mennie, die, iſt ſo viel als der Mennig. S. das folgende.

Mennig, der, ein ſehr lebhaft pomeranzenrother Farbenkörper, welcher eigentlich eine rothe Bleyaſche iſt, und durch eine ſtarke Calcination aus dem Bleye oder Bleyweiße erhalten wird. Im Niederſ. Mennje, daher auch einige Hochdeutſche dieſes Wort im weiblichen Geſchlechte gebrauchen, die Mennige, und nach einer verſtümmelten Ausſprache die Mennie, im Schwed. Mönja, im Dän. Mönne, Minie, im Franz. Mine, Mine de plomb; alle aus dem Latein. Minium, welches vermuthlich zu dem Worte Minera gehört, und eigentlich einen jeden gegrabenen Farbenkörper bedeutet haben kann. Wenigſtens wird der Bergzinnober noch bey einigen Mennigfarbe genannt.

Die Alten haben wahrſcheinlich auch ſchon unſern Mennig gekannt, denn Vitruv und Plinius erzählen, daß man zu ihrer Zeit zu Rhodus Bleyweiß und Grünſpan, ungefähr auf dieſelbe Art, wie heut zu Tage, bereitet habe. Sie ſetzen ſogar beyde hinzu, daß wenn man das

Bley-

Bleyweiß in den Ofen bringe, es durch das Feuer eine rothe Farbe erhalte, und den künſtlichen Sandarach liefere, der weit beſſer als der natürliche Sandarach von Zinnoberfarbe ſey, den man in den Bergwerken finde. Letzterer iſt nichts anders als unſer rother Arſenik, und der Sandarach der Alten war unſer Mennig.

Heut zu Tage wird am mehrſten Mennig in Cheſterfield und Wirkesworth in England gemacht, und von da über Hull ausgeführt. Nicht ſo viele aber von größerer Güte wird in Rollhofen, einem 5 Stunden von Nürnberg gelegenen Bayeriſchen Dorfe, auf Betrieb der Herrn Förſter und Bielitz in Nürnberg verfertigt, deren Familien die hier befindliche Mennigbrennerey ſchon ſeit vielen Jahren zugehöret hat. In Frankreich hat man erſt in den letzteren Jahren angefangen Mennig zu brennen, wie es aus d'Arcet's Bericht über die Bereitung des Mennigs, im erſten Bande des Neuen polytechniſchen Magazins ꝛc. Winterthur 1798. 8. S. 334 ſl. erhellet. Ob man in Holland, wie man es ſonſt behauptete, je Mennig gebrannt habe, iſt noch Zweifeln unterworfen.

Da der Mennig außer zur Farbe auch zum Glasmachen und ſonſt noch zu verſchiedenen anderen Zwecken gebraucht wird, die wahre Verfertigungsart aber ſo lange gewiſſermaßen ein Geheimniß geweſen iſt: ſo wird hier nachfolgende Beſchreibung des Verfahrens bey dem Mennigbrennen nöthig ſeyn, wobey ich mich beſonders auf die deutſche Methode einſchränke, da nach dieſer der beſte Mennig geliefert wird. Der Dr. C. W. Roſe hat hierüber die beſte

Abhandlung *) geſchrieben, welcher ich hier vorzüglich folge.

Beſchreibung der deutſchen Mennigbrennerey.

Der Prozeß des Mennigbrennens überhaupt läßt ſich füglich in drey Operationen theilen. In der erſten wird das Bley geſchmolzen, und bis zur graugelben, etwas grünlichen Farbe, wenn man will, zu Maſſicot (ſ. Th. 83, S. 357.) verkalket. Durch die zweyte wird dieſer Kalk von den Metallkörnern, die noch dabey befindlich ſind, gereinigt, und überhaupt zur dritten vorbereitet; in welcher man den gelben Kalk zu einem lebhaften Gelbroth erhöht.

Erſte Arbeit.

Die erſte Operation geſchieht in einem länglicht viereckten, von Backſteinen aufgemauerten, nach Willkühr und Bequemlichkeit hohen, ſehr einfachen Reverberir-Ofen, den man zum Unterſchiede von dem andern, den Maſſicot-Ofen nennen könnte. S. Fig. 5104 und 5105. Der innere Raum deſſelben iſt unten flach, oder horizontal, bis auf eine kleine Einſchränkung, von der nachher die Rede ſeyn wird. Vermittelſt zweyer kleinen Separations-Mauern wird er in gleiche Theile getheilt; von denen der mittlere den Feuerherd, die beyden andern die Bleyherde ausmachen. Aſchenherde und Anzüchten hat weder dieſer Ofen, noch der andere, den ich bey der dritten Operation beſchreiben werde, ſo wenig, wie der Engliſche. Obenher iſt dieſer Raum gewölbt,

*) Dr. Carl Wilh. Noſe Abhandlung vom Mennigbrennen, beſonders in Deutſchland. Mit Kupf. Nürnberg bey Lochner, 1779. 124 S. 8.

wölbt, und nach der Hinter- oder Rückwand des Ofens zu mit zwey kleinen Zuglöchern verſehen. Von außen, vorn, hat der Ofen drey Oefnungen (embouchures) die mit den innern Abtheilungen correſpondiren. Die mittlere, oder das Heitzloch, iſt der Bequemlichkeit des Feuers wegen beſonders, die höchſte und breitſte. Von jeder der beyden andern Oefnungen, die mit ziemlich ſtarken Eiſenblechen ausgefüttert ſind, ohne jedoch, ſo wenig wie die mittlere, die auch nicht mit Eiſen beſchlagen iſt, Thüren zu haben, damit, wie Jars *) richtig anmerkt, die freye Luft beſtändig über das Metall hinwegſpielen, und die Verkalkung deſto eher und beſſer befördern möge, — geht der ſonſt horizontale, mit Backſteinen gepflaſterte Herd des Ofens auf einen Schuh weit hinein etwas ſchräg oder abſchüſſig: entweder, damit das geſchmolzene Bley, beſonders des ſteten Umrührens wegen, das anfänglich dabey nöthig iſt, nicht ſo leicht herausfließe; oder wahrſcheinlicher bloß wegen der in dieſer Brennerey angebrachten Vorkehrung, vermöge welcher die Rührhaken durch ein umgetriebenes Waſſerrad bewegt werden. Wenigſtens iſt dieſer Umſtand nicht weſentlich. Jars beſtimmt den Herd der Engliſchen Oefen als durchaus horizontal (parfaitement de niveau). Das Ausfließen des geſchmolzenen Bleyes wird überdem nicht allezeit durch die Abſchüſſigkeit verhindert. Man ſetzt in ſolchen Fällen einige Backſteine vor die Oefnung. In England nimmt man

*) Procédé des Anglois pour convertir le plomb en Minium; in Memoires de l'Acad. de Paris pour l'année 1770. Prémiere Partie pag. 369 — 379. Nach der Octav Ausgabe.

man dazu, nach Jars Ausſage, die gröſten Afterſtücke, von denen ich nachher reden werde. Das möchte auch wohl für ſich genommen das Vortheilhafteſte ſeyn, weil man After immer vorräthig hat, und bey der Gelegenheit etwas wenigſtens davon beſſer verkalkt wird, als es vorher war. Herr Prof. Ferber *) ſagt, man belege zu dieſem Behuf die Oeffnung mit weichem Letten.

In jeden der beyden Bleyherde ſetzt man ein Stück Mollenbley, zu hundert und achtzig Pfund ſchwer, ein. Denn ſo viel faßt der deutſche Ofen. Sonſt iſt die Menge willkührlich. In der Mitte des Ofens, nicht auf beyden Seiten, wie in England, feuert man. Man legt nähmlich Scheite Holz, die der länge des Ofens angemeſſen ſind, durch die Oeffnung hinein, und zündet ſie an. Die Flamme, die keinen Ausgang hat, und wegen des niedrigen Gewölbes nicht in die Höhe ſteigen kann, breitet ſich alsdenn über das auf den Seitenherden befindliche Bley aus, und bringt es in Fluß. Eben dieſen Weg nimmt auch der Rauch, der während dieſer ganzen Operation über das Bley, wenn es gleich ſchon verkalkt iſt, hinſtreichen muß. Er findet endlich ſeinen Weg, nach der Struktur des Ofens, bey den Oeffnungen der Bleyherde.

Sobald das Bley fließt, wird es mit eiſernen Rührhaken beſtändig umgerührt. Dies iſt zur ſchnellern Verkalkung nothwendig. Denn bekanntermaßen entſteht auf der Oberfläche des fließenden Bleyes jederzeit ein Ueberzug, oder eine

*) Bereitung der rothen Mennige, im Verſuch einer Oryctographie von Derbyſhire in England. Mietau, 1776. 8. S. 86—87.

eine Haut, die nichts anders als ein Bleykalk iſt, der, wenn er die Oberfläche des Metalls deckt, daſſelbe vor weiterm Verkalkung einigermaßen ſchützt. Dieſes Umrühren geſchieht ſo lange, bis das Bley verkalkt iſt. Man ſcheint darauf ohngefähr acht Stunden zu rechnen. Jars ſagt zwar, daß man in England, um funfzehn Centner (quintaux) Bley zu verkalken, nie mehr als vier bis fünf Stunden brauche. Allein außerdem, daß es bey ihm zweifelhaft bleibt, ob dieſe Quantität auf einmahl in den Ofen kommt, oder nur nach und nach eingetragen wird: — denn in der einen Brennerey ſagte man jenes, in der andern dieſes, und gab hiervon den Grund an, daß ſonſt die Arbeit aufgehalten würde: — auſſer dieſem, ſage ich, giebt Herr Ferber zur Calcinirung eines Tonn oder 2240 Pfund Bley, denn ſo viel wird ihm zufolge mit einemmahle eingeſetzt, doch auch ſechs bis ſieben Stunden zur Verkalkungszeit an. Ueberhaupt ſieht man leicht, daß es hierbey theils auf die Menge des Bleys ankomme, das zu Kalk werden ſoll, theils und beſonders aber auf den Grad des Feuers, der bey ſolchen Verrichtungen nicht allezeit völlig gleich ſeyn kann, es auch nicht darf; anderer Umſtände bey der Manipulation zu geſchweigen.

Nach der Verkalkung bleibt die Maſſe noch ohngefähr 16 Stunden im Ofen, um ſie, wie es der in der Mennigfabrike zu Rollhofen angeſtellte Brenner nannte, gehörig zu trocknen. Jars ſagt, gegen 24 Stunden. Doch kann dies verhört, und von der ganzen Arbeit zu verſtehen ſeyn. Unter dieſer Zeit wird der Kalk nur zuweilen, mit dem vorgedachten Rührhaken, aber nur von der Hand eines Arbeiters umgerührt,

rührt, theils um die Oberfläche gehörig zu verändern, den Kalk gleichförmig zu brennen, und einige noch nicht völlig verkalkte Stücke der Flamme mehr auszuſetzen; theils aber auch zu verhindern, daß ſich die Maſſe nicht zuſammen balle, oder wieder ſchmelze. Das Feuer, daß vom Anfang ſtark ſeyn muß, wird bey dieſem trocknen vermindert.

Genau läßt ſich der Grad des Feuers und die Menge des Holzes, das man zuſchürt, nicht wohl beſtimmen. Jars ſagt, daß die Maſſe dabey nur ſehr dunkel kirſchroth glühe. Eigne Erfahrung kann dies am beſten, und gleich beym erſten Verſuch lehren. Auch iſt es Jedem, der die Verkalkung des Bleys im Kleinen angeſtellt hat, leicht gelungen, das Bley bis zur gelben Farbe zu calciniren.

Noch einige Anmerkungen bey dieſer Gelegenheit von Jars, die hier am beſten angebracht zu ſeyn ſcheinen. Wie ſich das Bley verkalke, ſo ſchiebe es der Arbeiter auf die Seite, und laſſe das, was noch flüſſig iſt, ſtets zuſammen.— Die Vertiefung der deutſchen Herde erleichtert dies. — Auch ziehe man diejenigen Bleyklumpen oder Stücke, die ſich nicht gehörig verkalkt haben, und dergleichen fallen wirklich allezeit vor, ſobald man ſie wahrnehme, heraus, und hebe ſie zu einer künftigen Arbeit auf. Doch kann dies nur von den großen Stücken gelten, wie auch der Erfolg von Jars Beſchreibung ſelbſt lehrt. In der deutſchen Fabrik iſt die Menge des eingeſetzten Bleys geringer, der Bau des Ofens vortheilhafter, die Anſtalten zum Umrühren des Metalls ſind beſſer: mithin geſchieht die Calcinirung gleichförmiger.

Der

Der Bleykalk geht nun bey dieſem trocknen durch die Nüancen von ſchwarz oder grau, bis zu graugelb; von Bleyaſche zu Maſſicot über. Jars führt an, daß die Farbe des auf dieſe Art verkalkten Bleys, wenn es noch heiß iſt, der Glätte ſehr ähnlich ſey; erkaltet aber ſey ſie ſchmutzig gelb.

Die zweyte Operation

fängt damit an, daß man die im Ofen erkaltete Materie herauszieht, und ſtark angefeuchtet, denn deſſen kann man nicht zu viel thun, auf eine Mühle bringt. Wie Jars erzählt: ſo zieht man in England die Materie noch heiß auf den mit Steinen gepflaſterten Boden der Brennerey, und gießt ſo viel kaltes Waſſer hinzu, als ſie einziehen kann, und zur Erkaltung nöthig iſt. Nachher, wenn ſie auf die Mühle (durch eine Oeffnung, die in der Mitte der obern Mühle befindlich iſt) gebracht werde, gieße man noch mehr Waſſer hinzu. Weſentlich iſt dieſe Verſchiedenheit gewiß nicht. Die Engländer können oder wollen nur nicht die langſamere Erkältung von ſelbſt, ohne Waſſer, erwarten.

Zur Urſache des Anfeuchtens gaben die engländiſchen Mennigbrenner an, daß die Maſſe dadurch ſchwerer würde (pour lui donner du poids), der Deutſche redete kunſtloſer und richtiger, wenn er ſagte, es geſchähe, die Maſſe ſchlüpfriger zu machen. Denn, wie Jars auch richtig anmerkt, die wahre Urſache iſt, den Kalk, der ſich zuſammengeballt hat, zu zertheilen; ihn zerreiblicher zu machen, damit er beſſer gemalen werden könne.

Die Mühle, die Jars mit den Bleyweißmühlen vergleicht, beſteht aus zwey kleinen horizotal

zontal auf einander liegenden Steinen, die, wie natürlich, von einem harten und feinen Korn ſeyn müſſen. Sie befinden ſich in einem hölzernen Futter, damit der flüſſig gemachte, gewäſſerte Kalk nicht heraus laufen kann. Der obere Stein iſt, wie gewöhnlich, beweglich und an einem Drillinge befeſtigt, in welchen die Zähne eines Kammrades faſſen, das an der verlängerte Achſe eines vom Waſſer getriebenen Mühlrades angebracht iſt, und davon umgetrieben wird. Wenn der Kalk zwiſchen den Steinen klein genug gemalen iſt, Erfahrung und Augenſchein lehren das, ſo öffnet man den an der einen Seite des vorerwähnten hölzernen Futters oder Kübels, in welchem die Steine gehen, befindlichen hölzernen Stöpſel, und nimmt die Materie, die alsdenn durch eine an dieſem Futter befeſtigte Rinne läuft, in einem vorgeſetzten hölzernen Handkübel auf. Schon hierin ſetzen ſich die noch unverkalkt gebliebenen Bleymaſſen oder Klümpchen ihrer Schwere wegen zu Boden. Man gießt daher das Flüſſige in ein nebenbey ſtehendes größeres Gefäß, das ebenfalls von Holz iſt, und thut das Schwere, Unverkalkte bey Seite *). Nun wird das, was man in den großen Kübel gethan hat, wenn derſelbe hinlänglich angefüllt iſt, fleiſſig umgerührt, weil ſonſt außer den wirklich unverkalkten Bleytheilen, die noch übrig ſind, und ſich theils auf den Boden, theils an die Seitenwände des Gefäßes anſetzen, auch noch eine Menge vom wahren Kalk zu Boden ſollen würde.

So

*) Alle Gefäße, die zu dieſer Arbeit gebraucht werden, wie auch die Mühle, und der gemahlene Kalk ſehen grauweiß aus, nicht, wie man denken möchte, gelb oder gelblich.

So ſchöpft man es denn aus, und trocknet den Satz auf einer länglich viereckten, mit Backſteinen eingefaßten, eiſernen Platte, die von unten her erwärmet wird.

Jars beſchreibt das Schlämmen etwas anders. Wenn das Ganze hinlänglich gemalen iſt, ſagt er, ſo läuft es in einen großen Kübel, der neben und unten an der Mühle ſteht. Aus dieſem füllt man ein kupfernes Becken (baſſine), das ein Arbeiter in beyde Hände nimmt, bis auf die Hälfte an, trägt es in eine nebenſtehende Tonne, die voll Waſſer iſt, und bewegt darin das Becken ſo, daß das Pulver, welches am feinſten gemahlen iſt, ſich mit allem Waſſer in der Tonne vermiſcht, und nach und nach zu Boden ſinkt; da hingegen das Schwerere, welches aus Mangel der gehörigen Verkalkung, nicht zart genug zerrieben werden konnte, auf dem Boden der Schale zurückbleibt. Auf die Art fährt man fort, bis alles, was von der Mühle kam, geſchlämmt iſt. Von dem Satz in der Tonne decantirt man alsdenn das Waſſer. —

Vom Trocknen und den Anſtalten dazu, erwähnen Jars und Ferber nichts. Die ganze Beſchreibung des letztern von dieſer Arbeit heißt ſo: Das durch die Calcination entſtandene graugelbe, etwas grünliche Pulver oder Glätte wird mit Waſſer vermengt, und mit einem kleinen horizontalen Mühlſteine, der durch ein kleines Mühlradbewegt wird, zu einem feinen Brey gemahlen, welchen man mit Waſſer noch mehr verdünnt, durch ein Sieb laufen, und ſich in einem Faſſe zu Boden ſetzen läßt.

Die noch nicht hinlänglich verkalkten Bleytheile, die durch das Schlämmen von dem andern Kalk abgeſondert werden, und von denen

zuvor die Rede war, nennt man in Deutſchland After. Es ſieht grau, etwas glänzend, oder metallſchwarz aus, und beſteht, außer kleinen Bleykörnern, mehrentheils aus dünnen Plättchen, die nur alsdenn und in ſo fern noch zuſammenhangen, wenn und in wie fern ſie noch feucht ſind.

Dieſes After ſchüttet man zuſammen auf ein unten am Boden der Vorderſeite des Ofens befindliches Pflaſter, das mit Backſteinen eingefaßt iſt (Fig. 5104. e.) und ſammelt es, bis man eine hinlängliche Menge davon hat, um es von neuem zu calciniren. Es braucht vorher nicht getrocknet zu werden. Wenn die Arbeit gehäuft iſt, ſo kommt es zuweilen feucht in den Ofen; ſonſt aber läßt man es zuvor an der Luft auf dem gedachten Pflaſter trocknen. Die Calcination deſſelben, wobey man es, aus leicht einzuſehenden Gründen, gern in die Mitte des Ofens einzutragen pflegt, geſchieht allemahl allein. Man ſetzt nie friſches Bley zugleich ein, weil das die Arbeit aufhalten würde, indem das After ſeiner Beſtimmung zu Mennige ſchon um einen Grad näher iſt, als das Bley für ſich. Mit der Verkalkung, dem Mahlen und Schlämmen des Afters fährt man ſo lang fort, bis alles in Kalk verwandelt iſt.

Dritte Operation.

Das geſchlämmte und getrocknete Maſſicot kommt nunmehr in einen, von dem vorigen ganz verſchiedenen Mennig- oder Farbenofen. Hierdurch beſonders unterſcheidet ſich die deutſche Brennerey von der engliſchen. Denn Jars ſowohl, als Herr Ferber ſagen, daß die weitere Verkalkung des Bleys bis zur Röthe in einem

Ofen

Ofen geſchähe, der dem erſten völlig gleich iſt*). In Rollhofen ſind ſolcher Oefen drey, gegen einen Maſſicot-Ofen; oder ſechs, wenn man will, da jeder derſelben als aus zweyen zuſammengeſetzt angeſehen werden kann, die eine gemeinſchaftliche Rück- oder Seitenwand haben. Ueberhaupt iſt in ihrer Struktur und Anzahl viel Willkührliches, wie man aus der Beſchreibung ſehen wird.

Der Farbeofen (Fig. 5107 und 5108.) iſt ebenfalls ein länglichtes Viereck, von Mauer- oder Backſteinen aufgebauet, das nach oben zu etwas ſchmahler zuläuft, um die Flamme beſſer zu concentriren. Wenigſtens iſt das eine Haupturſache dieſer Struktur. Seine Baſis iſt, wie bey dem Maſſicot-Ofen, willkührlich hoch. Vermittelſt einer ziemlich dicken Mauer, die durch deſſen Mitte, der ganzen Höhe und Länge nach, hinläuft, wenn man die Heitzlöcher als die vordere Seite des Ofens anſieht, wird er in zwey gleiche, gänzlich von einander abgeſonderte Theile getheilt. Etwas höher als in der Mitte des innern leeren Raums ſind auf jeder Seite drey horizontal liegende irdene Töpfe, in einer gewiſſen Entfernung von einander, befindlich, in welchen der Bleykalk bis zur Röthe gebrannt wird. Mit einem Ende, oder dem Boden liegen ſie auf der eben gedachten Mauer auf; mit dem andern offenen aber ruhen ſie auf der Seiten- oder auswendigen Mauer des Ofens. Ihre Größe und übrige Befeſtigung werde ich bey der Erklärung der Kupfertafeln angeben. Hier merke ich

*) In der Fabrik bey Cheſterfield hat man zwey ähnliche (semblabes) Oefen: in der Wirksworther bedient man ſich des nähmlichen Ofens zu beyden Verkälkungen.
Jars.

nur an, daß ſie ſonſt von allen Seiten frey liegen, und die Flamme ganz um ſie her ſchlagen kann. Denn die Decke des Ofens, die nach der Rückwand zwey eben ſolche Zuglöcher hat, als der Maſſicot-Ofen, iſt noch in einiger Entfernung davon. Der unter den Töpfen befindliche leere Raum des innern Ofens dient zum Feuern. Die Heitzlöcher aber haben Thüren, mit denen ſie geſchloſſen werden können.

In jeden dieſer Töpfe (Retorten nannte ſie der Brenner in der Fabrik zu Rollhofen) thut man ein dazu beſtimmtes Maß voll von dem trocknen Maſſicot, ungefähr 32 Pfund am Gewicht; denn auf etwas mehr oder weniger kommt es nicht an. Sie werden davon ungefähr etwas mehr, als zum vierten Theile voll. Man breitet die Maſſe in denſelben gleichförmig aus, bedeckt ihre Oeffnung mit einem vorgeſetzten Stück von Ziegelſteine, damit die Hitze nicht heraus gehe, und feuert abermals mit Scheiten Holz, die ſo lang als der innere Raum des Ofens ſelbſt ſind, damit die Flamme auch auf den entfernteſten Topf ſpielen kann. Weil man in der Gegend, wo dieſe Brennerey liegt, nur kurzes Holz ſchlägt: ſo kann man nicht mehr als die angegebene Zahl von Töpfen anbringen; ſie iſt ſonſt willkührlich.

Die Scheite in Rollhofen, deren man ſich zum Farbenbrennen bedient, haben die Dicke eines mäßigen Arms; oft ſind ſie auch noch dünner. In jenem Falle legt man zwey, in dieſem drey Stücke ein, die, um deſto beſſer zu brennen, weil der Ofen keinen Roſt oder Aſchenherd hat, mit ihrem äußern Ende an dem Schürloch, erforderlichen Falls, etwas erhöht auf zwey vorgeſetzten Backſteinen liegen. (M. ſ. die Fig. 5107.)

Das

Das Holz muß eine ſtarke Flamme geben, um die Töpfe zu berühren. Auf einen ſtets gleichmäßigen Grad des Feuers die ganze Operation hindurch ſcheint es wenigſtens nicht ſehr anzukommen; zwar zu ſtark darf es nie werden, aber ſchwächer, unter dem gehörigen Punkt, kann es zuweilen immer ſeyn. Auch iſt die Arbeit, den Zeitverluſt abgerechnet, deswegen nicht vergeblich und darf nicht aufs neue angefangen werden, wenn etwa aus Verſehen das Feuer einmal ausgeht. In kurzen Nächten ſchüret man Feuer an, hänget alsdenn Thüren vor die Heizlöcher, ſperret ſie damit zu, und geht davon; des andern Morgens früh findet man alsdenn noch Feuer genug, um von neuem Holz nachlegen, und die Arbeit ungehindert fortſetzen zu können.

Bey ſolchem Feuer bleibt der Kalk in langen Tagen zwey Tage und eine Nacht, in kurzen Tagen aber zwey Tage und zwey Nächte, mithin an zweymal vier und zwanzig Stunden in dem Ofen, bis es guter Mennig wird. — Dem Jars ſagte man in der einen Fabrik, der Bleykalk bliebe 36 bis 40 Stunden im Feuer; in der andern gab man 48 Stunden an. Dieſer Unterſchied macht keine Schwierigkeit. — Dabey wird die immer röther werdende Maſſe in den Töpfen jede kleine halbe Stunde ungefähr, etwa ſo oft man friſches Holz nachſchürt — fleißig und genau umgerührt Dies geſchieht mit einem kleinen ſpeerähnlichen, an der Zweyſchneide ziemlich ſcharfen, eiſernen Spatel (Fig. 5111.), die der Tiefe des Topfs gemäß iſt. Man bewegt ſie von der Oeffnung des Topfs an bis nach deſſen Boden zu, in Spiral-Linien, ſo nähmlich, daß man dabey ſtets die innere Wand des Topfs berührt, und auf gewiſſe Art

ſchabt. Widrigenfalls ſetzen ſich kleine kalkähnliche Scheiben, wie zerbrochene Eyerſchalen, der Dicke, nicht der Farbe nach, die eine Art von Bleyglas oder Glätte ſind, an die Töpfe an. Doch können ſie, alles Umrührens ungeachtet, nie ganz vermieden werden, wie ich nachher anführen will. Die Hitze wird auch gegen das Ende der Arbeit ſo groß, daß der untere Theil der Töpfe hell, jener eiſerne Rührſpatel aber roth glüht. Dies letzte geſchieht aber wohl erſt in der Folge, wenn nähmlich zwey oder alle drey Oefen im Gange ſind, und die Maſſe in jedem Topfe, mithin 12 oder 18 mahl hinter einander mit dem nähmlichen Spatel umgerührt wird.

Dieſen ganzen Proceß beſchreibt Jars mit wenigen Worten ſo: den geſchlämmten gelben Kalk trägt man in den (Maſſicot-) Ofen auf einen Haufen, der oben flach gemacht (applati) und mit Furchen bezogen wird (ſur la ſurface on fait des raies ou ſillons). Man rührt ihn ſelten um, nur um zu verhindern, daß er nicht zuſammenbacke.

Nach Verlauf der angegebenen Zeit iſt nun der ordinäre Mennig fertig. Er hat, wenn er noch heiß iſt, eine dunkle ockerrothe Farbe (ocre rouge très-foncé), wie Jars ſagt; welches aber nicht allgemein gilt, denn je länger man das Bley calcinirt, deſto ſchöner wird die Farbe.

Die erkaltete Farbe wird mit einem eiſernen Löffel, der in die Oeffnung der Töpfe paßt (Fig. 5112.), heraus genommen und geſiebt. Jars führt an, daß man ſie noch heiß aus dem Ofen in ein großes hölzernes Leckfaß (ſebille) thue, und darin erkalten laſſe. Wenn die Arbeit ſtark geht, ſo mag man es in der deutſchen Fabrik vielleicht auch ſo machen.

Das

Das Sieben, das man allenfalls die vierte Operation nennen könnte, geſchieht, um die Unbequemlichkeit des Staubs und den damit verknüpften Verluſt zu verhüten, in einem viereckigen Kaſten, mit dem es folgende Bewandniß hat. In der Mitte deſſelben ſind zwey parallel und horizontal laufende Querſtäbe in ſolcher Entfernung von einander angebracht, daß ſie in dem Falz, den man hinein geſchnitten hat, das feine Drahtſieb, durch welches die Farbe durchgeſchlagen werden ſoll, aufnehmen, und man daſſelbe zwiſchen oder auf dieſen Querſtäben hin und her bewegen kann. Von dem Siebe ſelbſt geht ein Stiel aus der einen Seite des Kaſtens hinaus, der an dem einen Arme einer nahe bey dem Kaſten befindlichen Perpendikulär-Stange befeſtigt werden kann. Dieſer äußerſt einfache Apparat kann auf die nähmliche Art und zu gleicher Zeit bewegt werden, wie die Rührhaken, von denen zuvor die Rede war. Das Sieb wird alſo davon hin und her gerrüttelt. Was fein genug iſt, fällt durch; das Grobe bleibt zurück. Denn alles Umrührens ungeachtet fällt bey der Verkalkung ſtets etwas Halbverglaſtes mit vor, was auch nur zum Theil im Siebe bleibt, da die feinen Plättchen doch mit durchgehen. Man ſieht ſie als ſchwärzliche, etwas glänzende Scheibchen oder Punkte ſelbſt in dem beſten Mennige; am deutlichſten, wenn man die Oberfläche einer Partie Farbe mit den Fingern oder ſonſt auf eine Art platt drückt.

Die kleinen Schalen, die im Siebe zurückbleiben, und welche außer den Farben, in welche jede Glätte ſpielt, mehrentheils hellbraunröthlich ſcheinen, werden zu dem After auf dem Pflaſter am Maſſicot-Ofen geſchüttet, mit ſelbigem aufs

neue verkalkt, u. ſ. f. auf die beſchriebene Art behandelt. Der Kaſten wird bey dem Sieben mit ſeinem Deckel bedeckt, und durch eine kleine, ebenfalls mit einem Schieber verſehene Oeffnung in dem Deckel kann man ſehen, ob das Sieb leer ſey, ob der Staub ſich geſetzt habe, und denn neue Maſſe zum Durchſieben einſchütten. Die Art, wie Jars dieſes Sieben in England beſchreibt, (Herr Ferber übergeht dieſen Umſtand ganz) kommt mit der deutſchen Einrichtung überein, nur wird der von dem Siebe aus dem Kaſten herausgehende eiſerne Stab (baguette de fer) von einem Arbeiter in Bewegung geſetzt. Man ſieht hier wieder eine Beſtätigung von dem, was ich gleich anfangs über die Bequemlichkeit der deutſchen Vorkehrungen ſagte; denn durch Hülfe Eines Waſſerrades kann zugleich das Bley gerührt, der Kalk gemahlen, und der Mennig geſiebt werden. Der geſiebte Mennig iſt nun zum Verkauf tüchtig.

Was die kleinen Zuglöcher anbetrifft, die in der Decke ſowohl des Maſſicot- als Mennig Ofens befindlich ſind, und von denen bey der Beſchreibung der engliſchen Oefen keine Meldung geſchieht: ſo dienen ſie in dem erſten Ofen zum Theil vielleicht zum beſſern Zuge der Flamme, die ſonſt minder hell lodern würde; vornehmlich aber, und beſonders iſt dies der Fall bey den Farbeöfen, das Feuer damit zu regieren. Denn je nachdem man ſie mit dem zu dieſem Endzweck dabey liegenden Backſteine bedeckt; je nachdem diſponirt man den Zug des Feuers. Läßt man ſie ganz offen, ſo wird das Feuer hinten ſtark; die Flamme wird wegen des Luftzugs mehr nach dem hintern Theil des Ofens gezogen, bedeckt man ſie halb, ſo verſtärkt ſich die Hitze in der

Mitte;

Mitte; würden ſie ganz zugemacht, welches doch wohl nie nöthig iſt, ſo möchte das Feuer vorn am ſtärkſten werden.

An dem Rande der Zuglöcher des Maſſicot-Ofens von außen nimmt man einen Beſchlag von weißgelben Blumen wahr, die man für die nähmlichen mit denen halten kann, welche Geoffroy der Jüngere *) aus dem Bley erhielt, und welche, wiewohl äußerſt wenig, Arſenik in ſich hatten. Der Beſchlag iſt gemeinhin aber zu dünn und unbeträchtlich, als daß man ihn abſchaben und unterſuchen könnte.

Alle dieſe Oefen und Vorkehrungen ſtehen in Rollhofen bey Nürnberg frey in einer großen, geräumigen und ſehr hohen Hütte. Kamine und Rauchfänge giebt es hier nicht, wie bey den engliſchen Oefen (Fig. 5113 und 5115.). Das untere Dach dieſer Hütte iſt blos einen oder anderthalb Fuß hoch von dem obern entfernt, ungefähr ſo, wie man es bey den Trockenböden der Papiermühlen zu haben pflegt; ſo daß der Rauch hinaus- und die Luft durchziehen kann. Man konnte es hier, der Unkoſten wegen, nicht wohl

*) In Mem. de l'Acad. de Paris. Année 1753. in Analyſe chymique du bismuth, de laquelle il reſulte une analogie entre le Plomb et ce ſémi-metal. S. 466. u. f. f. (nach der 8. Ausg.) En operant ſur le plomb traité par le moyen de la coupelle, comme j'avois fait ſur le bismuth, pour en ſublimer des fleurs, j'ai eu de même des fleurs de plomb a'un blanc un peu jaunâtre, ou d'une couleur citrine, extremement claire. Ces fleurs ſont fixes, comme celles du bismuth; mais elles different de ces dernieres, en ce qu'elles contiennent une portion d'arſenic, très-petite à la verité, mais cependant aſſez ſenſible pour blanchir légèrement de cuivre ronge, et pour donner au ſoufre ſublimé des pyrites une petite teinte de rouge. — Herr D. Pörner in Allgem. Begr. d. Chem Th. 1. S. 565, will doch, bey einer vollkommenen Calcination des Wismuths (ſo wie beym Zinn) ebenfalls einen arſenikaliſchen Geruch empfunden haben.

anders einrichten, weil vier Oefen in der Hütte ſind. Der Rauch fällt freylich dabey zuweilen dem Arbeiter beſchwerlich. — Einen beſondern Anflug an den Wänden der Hütte, oder Blumen hat man nicht bemerken können. Bey der Größe des Raums läßt ſich das auch nicht erwarten.

Anmerkungen über das Mennigbrennen überhaupt.

Ueber das Mineral, Metall oder Metall-Präparat, aus welchem eine rothe Farbe gebrannt werden kann, und deſſen Zunahme.

Die Angaben über das, was man vom Bley eigentlich verkalke, ſind ſehr verſchieden. In einigen Büchern redet man vom Bleyglanz oder Bleyerz. Mancher, wie z. B. Boerhaave ſchlagen es nur ſchlechtweg vor; andere hingegen, wie Pomet [1]) und aus dieſem Valentin [2]) erklären es ſogar für einen Irrthum, wenn man glaube, der Mennig entſtehe aus dem Bley ſelbſt. Die Gründe, die dieſer für die Bereitung dieſer Farbe aus Bleyerz (Alquifour nennt er es) anführt, ſind: der wohlfeile Preis, um welchen man ſie aus England bekommt; und weil das Mollenbley vom Feuer niemals ſo ſehr roth werde, als das Bleyerz, wenn man gleich noch ſo ſtarkes Feuer gebe [3]). Bohn ſagt ebenfalls, daß der Mennig aus Bleyerz, beſonders aus Glanzerz bereitet werde. Herr von Juſti

1) Aufrichtiger Materialiſt und Spccereyhändler, a. d. Franz. Leipzig 1717, Fol. Th. 3. S. 713. Cap. 72.

2) Schaubühne aller Materialien und Specereyen, u. ſ. w. 2te Ausg. Frkft. am Mayn 1714. Fol. Buch 1. S. 81.

3) a. a. O. S. 552.

Juſti behauptet an einem Orte [1]) daß der Bleyglanz das einzige Material zu dem Mennige ſey. Dies wiſſe er theils aus zuverläſſigen Nachrichten von den Holländiſchen Fabriken, theils auch aus eigenen Verſuchen. Seinen Erfahrungen gemäß gebe der Bleyglanz ohne allen Zuſatz wirklichen Mennig, beſonders der grobſpeiſige, und derjenige, in welchem zarter, allenfalls auch häufiger Kies eingeſprengt, alſo zugleich viel Schwefel befindlich ſey ꝛc. So zuverläſſig indeſſen von Juſti hier von der Sache redet, ſo ganz entgegen geſetzter Meynung iſt er doch an einem andern Orte [2]). Er verwirft nähmlich daſelbſt den Bleyglanz völlig. Derſelbe ſey wegen ſeines großen Schwefelgehalts und öfters dabey befindlichen andern fremdartigen Theilen zum Mennigbrennen ganz und gar nicht geſchickt, bevor dieſelben nicht durchs Röſten daraus verflüchtigt wären, welches eine ſehr langwierige und unnöthige Arbeit ſeyn würde.

Das iſt auch richtig und eine Haupturſache, warum man zu Arbeiten im Großen kein Bleyerz nimmt. Wenigſtens in England und Deutſchland nimmt man **Bley**; ausgeſchmelztes Bley, wie es Herr Ferber nennt. Jars liefert detaillirtere Nachrichten. Er ſagt: zu Einer Operation braucht man zehn Stück, Blöcke oder Barren von Bley (lingots, barres ou ſaumons de plomb,) von denen jedes 150 Pfund wiegt. Neun davon kommen aus der Schmelze im Reverberir-

1) In geſammelten chymiſchen Schriften, 3ter Bd. (Berlin 1771. 8. S. 123 in der Abhandl. Von Verfertigung der rothen Mennige und Anlegung einer Fabrike davon. S. 119—131.

2) In Abhandlung von den Manufacturen und Fabriken. Kopenhagen 1761. 8. 2ter Th. S. 523.

verbetir-Ofen, das zehnte iſt Schlackenbley (ſprovenant de la fonte des craſſes, dans une eſpèce de fourneau à manche — plomb des craſſes ou ſcories, qui proviennent de la fonte du mineral dans le fourneau de reverbère a l'Angloiſe). Dies deswegen, weil man vorgiebt, keinen ſo ſchönen Mennig zu erhalten, wenn man blos Mollenbley nimmt, weil es zu zäh (?) (trop chaud) iſt, und ſich nicht in Pulver verwandeln läßt.

In Rollhofen brennt man, wie geſagt, die Farbe aus Mollenbley. Je beſſer das Bley iſt, deſto beſſer wird der Mennig, und deſto größer der Zuwachs am Gewicht. Die Sache iſt begreiflich. Je ſchlechter das Bley iſt, mit deſto mehr fremden Subſtanzen oder Metallen iſt es vermiſcht. Ein Theil davon kann verflüchtigt werden, und der andere, der zurückbleibt, hat die Eigenſchaft wenigſtens in ſo hohem Grade, und bey ſolchem Feuer nicht, vermittelſt der Calcination am Gewicht zu- und eine mennigrothe Farbe anzunehmen, als das Bley, von dem ſchon Joh. Schröder [1]) mit Gewißheit behauptet, daß es auch dann ſchon ſchwerer werde, wenn es nur eine lange Zeit an der Luft liege.

Noch redet Stahl von Bleyaſche, Glätte und Bleyweiß, als Materialien zum Mennige; von dem erſten und letzten Neumann; von den beyden letzten Wallerius [2]). Mit dem erſten hat es, wie man leicht ſieht, ſeine völlige Richtigkeit. Daß man aus Glätte Mennig

1) Apotheke oder Arzneyſchatz; nebſt Dr. Friedr. Hoffmanns Anmerkungen; — von Dr. G. D. Koſchwitz. 2te Ausg. Frankf. u. Leipz. 1709 Fol. S. 594.

2) Phyſ Chem. Th. 2. Abtheil. 3 u. 4. S. 388. Nr. 7.

nig brennen könne leugnet von Juſti in geſammelten chymiſchen Schriften. Man ſey vermuthlich durch die goldgelbe Farbe mancher Glätte, die durch das zu heiße Treiben entſtehe, auf die Meinung gefallen. Er habe ſelbſt durch verſchiedene, (nicht angegebene, vielleicht mehr nachtheilige als nützliche) Zuſätze, die ſonſt wohl zur Hervorbringung einer rothen Farbe brauchbar wären, nicht das Geringſte von einer mennigähnlichen Subſtanz daraus darſtellen können. In der Abhandlung von den Manufacturen u. ſ. f. hingegen ſagt er, daß diejenigen, welche glauben, der Mennig aus der Glätte werde nicht ſo gut, als der vom Bley, keinen vernünftigen Grund davon anzugeben wüßten. Es werde weiter nichts erfordert, als daß das Bley, das zu dieſer Arbeit genommen werden ſoll, in genugſam kleine Theilchen zertheilt ſey, und in dieſem Zuſtande befinde ſich die Glätte, als eine Art von Bleykalk oder Bleyſchlacke, die an ſich ſelbſt aus reinem Bley beſtehe, ohne daß ſie mit fremdartigen Theilen verunreinigt ſey. Denn wenn ſie auch einen geringen Antheil vom Kupfer in ſich enthalte: ſo würde dies die Abſicht des Mennigs gar nicht ſchaden, da das Kupfer ſelbſt in der Calcination eine rothe Farbe annehme. Es ſey auch gewiß, daß faſt aller Mennig aus nichts als Glätte gemacht werde. — Bohn giebt es als etwas ſehr Leichtes an, aus Glätte Mennig zu brennen; doch ſey es eine verfälſchte, harte und unreine Farbe, weil die Glätte einen rohen, irdiſchen Zuſatz von andern Metallen habe. — So viel iſt gewiß: die Glätte iſt wirklich ſchon um einige Grade tiefer, als der Mennig. Indeſſen ohne weitere Verſuche läßt ſich nichts entſcheiden.

Ueber die Erhöhung des Bleyweißes zur Röthe iſt noch etwas anzuführen. Valentin [1]) ſagt Folgendes darüber:

„Aus dem Bleyweis entſteht das ſogenannte Sandix, (einige ſchreiben es anders) welches ein rothes Pulver, und nichts anders als ein calcinirtes Bleyweiß iſt, das in Farbe und Gebrauch mit dem Minio ſehr übereinkommt: (nur daß der Sandix etwas feiner iſt, wie Gmelin ſagt) [2]) daher es auch kommen mag, daß Einige dafür gehalten, es wäre die Menning aus dem Bleyweiß per Calcinationem präparirt, welche doch weit fehlen, indem das Bleyweis aus Holland (auch aus Venedig) das Minium aber aus England kömmt; dieſes auch immer viel wohlfeiler iſt, als das Bleyweis, weswegen denn auch das Sandix gar ſelten gebraucht wird, indem das Minium eben das präſtirt. Treibt man das Feuer ſtärker, (die Rede iſt von der Verkalkung des Bleyweiſſes zu Maſſicot) ſo bekömmt es eine goldgelbe Farbe, davon es auch den Namen hat. Und auf ſolche Art könnte man noch die vierte Art Maſſicot zu Wege bringen, wenn man das Bleyweiß ſo lange im Feuer calcinirte, bis es ganz roth würde, welches doch nichts anders als das obige Sandix oder gemeine Vermillon wäre."

Bohn redet bey Gelegenheit des Maſſicots auch vom Sandix, weil er ihn zum Bleygelb rechnet. Die beſten Arten erhalte man aus Holland.

Die franzöſiſche Encyclopaedie method. [3]) giebt das Bleyweiß als ein zweytes Material zum Mennigbrennen an; — das erſte iſt das Bley ſelbſt. — Man ſolle jenes nehmlich in einem Reverberir-Ofen unter ſtetem Umrühren anfänglich bey einem ſehr mäßigen Feuer brennen; darauf plötzlich ein ſtarkes Feuer geben, und endlich,

1) a. a. O. S. 82 § 10 und 11.
2) In Allgem. Geſchichte der mineral. Gifte. S. 190.
3) Th. 10. S. 508. (3te Ausg. Livorno. 1773.)

lich, wenn das Bleyweiß in ein graues Pulver verwandelt ſey, bis zum Ende der Arbeit die Hitze ſo ſtark erhalten, daß der Bleykalk ganz nahe beym Schmelzen ſey. Bey nähern Verſuchen darüber würde das Bleyweiß in Lamellen, das ſogenannte Schieferweiß, den Vorzug verdienen, weil das in Pulver mit Kreide verfälſcht zu ſeyn pflegt. So viel iſt gewiß, wie es einige Verſuche im Kleinen beweiſen, daß ſich Bleyweiß in kürzerer Zeit zu Mennig brennen laſſe, als Bley.

Was die Zunahme an Gewicht betrift, welche das Bley bey dem Brennen zu Mennig erfährt, ſo laſſen ſich einige Schirftſteller darüber nicht in Erklärungen ein, ſondern geben nur das Factum überhaupt an. Meiſtens aber redet man von 10 Pfund Zuwachs auf hundert Pfund Bley. Von Juſti [1]) rechnet ihn allemal auf den zehnten, zuweilen auf den fünften Theil des in die Arbeit genommenen Bleykalks. Nach Herrn Prof. Spielmanns [2]) Angabe, da eine Unze Bley nach der Verkalkung um einen Scrupel ſchwerer wird, würde der Zuwachs im Centner zwiſchen 4 bis 5 Pfund ausmachen, wenn man hier mit Sicherheit vom Kleinen aufs Groſſe ſchließen darf. Valmont de Bomare [3]) ſchätzt den Zuwachs auf 15 Pfund. Wallerius [4]) zufolge ſteigt er von 10 bis auf 20 Pfund. Waſſerberg [5]) erhielt nach einer

1) Manufakt. und Fabr. S. 522.
2) Inſtitutt. chem. S. 274.
3) Dictionnaire raiſonné univerſel de l'hiſt. natur. etc. à Paris 1775. gr. 4. Art. Bley.
4) Phyſ. Chem. Th. 2. Abtheil. 3 u. 4. S. 384. Anmerk. 1.
5) Inſtitutt. Chem. P. I. § 693. S. 391.

einer neunſtündigen Calcination des Bleys in einem großen Reverberir-Ofen, aus 10 Pfund, beynahe 2 Pfund (Preuſſiſch Gewicht) Zuwachs. Der Farbenbrenner in Rollhofen gab die Zunahme auf einen Centner zu 4 Pfund an. Doch wird er vermuthlich wie Herr Roſe dafür hält, dieſe Ausſage nur auf das Verhältniß des Bleys, das er einſetzte, mit dem Gewicht des Mennigs, den er daraus erhielt, ſchlechtweg gegründet, und dabey nicht das After gerechnet haben, was bey jeder Calcination vorfällt. Wenigſtens läßt ſich hier die gehörige Genauigkeit bey ihm nicht erwarten. Auch konnte Herr Roſe eben deswegen nicht in Erfahrung bringen, ob, wie es ſcheint, und in welchem Verhältniſſe der Kalk ſchwerer werde, wenn er in dem zweyten Ofen roth gebrannt wird.

Die Urſachen dieſer verſchiedenen Angaben von der Gewichtvermehrung [1]) laſſen ſich leicht einſehen. Eine beruht auf der verſchiedenen Güte des Bleys, das man nahm; eine andere, und vielleicht die wichtigſte, beſtimmt ſich durch das Verfahren bey der Calcination. Denn ſehr gut und richtig merkt Herr von Waſſerberg aus eigner Erfahrung an, daß der Zuwachs deſto beträchtlicher ſey, je vollkommener und langſamer die Verkalkung geſchähe. Noch eine andere läßt ſich in dem außerordentlich verſchiedenen Gehalt der Gewichte ſelbſt, beydes, Pfund und Centner, ſuchen, die die Chemiſten oder Abſchreiber

1) Bey der Reduction der Mennige findet man auch verſchiedene Meinungen. So z. B giebt ſie Schröder a. a. O. ohne Verluſt an. 110 Pfund Mennig nehmlich gäben wieder 100 Pfund Metall. Bomare hingegen rechnet 5 Pfund Verluſt: alſo nur 95 Pfund. — Man ſieht leicht, welche von beyden Ausſagen die wahre iſt.

ſchreiber bey ihren Ausſagen im Sinn hatten, u. ſ. f. Jeder kann in ſeiner Art Recht haben, wie es ſo oft geht.

Da bisher unter den Chemiſten dieſer Punkt, wie viel das Bley bey der Mennigbereitung am Gewichte zunehme, noch nicht berichtiget worden, ſo ſuchte Herr Wigleb, da ihm der Calcinationsweg ſelbſt, wegen eines unbeſtimmbaren Verluſtes am Bley, durch Verrauchung, zu unſicher ſchien, den wahren metalliſchen Bleygehalt des Mennigs durch die vollkommenſte Reduction deſſelben auszumitteln. Er erreichte dieſen Endzweck dadurch, daß er 480 Grane heißgetrockneten engliſchen Mennig mit 30 Granen Schwefel und anderthalb Unzen gereinigten kohlenſauern Gewächsalkalis vermiſchte, und in einem Schmelztiegel, mit Kochſalz bedeckt, in Fluß brachte, wovon er, nach Erkaltung des Tiegels, unter einer ſchneeweißen Salzſchlacke, die nicht den geringſten Bleykalk zu erkennen gab, ein Bleykorn 400 Grane ſchwer erhielt. Er ſchließt daraus mit größter Wahrſcheinlichkeit, daß jede 100 Pfunde zu Mennig verkalktes Bley wirklich 20 Pfunde Zuwachs am Gewichte erlangen, und alſo 120 Pfunde Mennig gewähren. [1])

Die den älteren Chemikern ſo ſchwer zu beantwortende Frage, woher das Bley beym Verkalken am Gewichte zunehme, iſt nach der Entdeckung der verſchiedenen Luftarten kein wunderbares Geheimniß mehr. Es iſt jetzt nähmlich bekannt, daß die Metalle beym Verkalken gewiſſe Theile aus der Luft an ſich nehmen, welche ihre Verkal-

1) Chem. Annalen 1797, B. 1. S. 213 ff.

Verkalkung bewirken und wodurch ſie ſchwerer werden. Dieſe Theile ſind das Sauerſtoff-Gas oder Lebensluft, und etwas Kohlenſäure oder fixe Luft. Als Prieſtley deshalb den Mennig aus einer Retorte für ſich allein bey Glühefeuer deſtillirte, ſo erhielte er Lebensluft und der Mennig floß dabey endlich zu Glas. Gewöhnlich liefert er beym Deſtilliren auch etwas Kohlenſäure. Der Mennig iſt alſo Bleykalk mit einem Uebermaß an Baſis der Lebensluft.

Das übrige von dieſer Materie ſehe man im Art. Metallkalk.

Ueber das Brennmaterial bey der Verkalkung des Bleys in den Engliſchen und Deutſchen Fabriken.

In den Engliſchen Brennereyen bedient man ſich, wie Jars und Ferber lehren, bloß der Steinkohlen, die in ſolcher Größe genommen werden, daß ſie über die Scheidemauern des Maſſicot-Ofens hervorragen (deborder). Sie verlieren ihr Erdharz langſam. Man bewegt oder rührt ſie nicht um, weil der Ofen keinen Roſt hat: auch kann nicht viel Aſche vorfallen, da man ſie, ſobald ſie keine Flamme mehr geben, herauszieht, und friſche Kohlen einlegt. Nicht alle Steinkohlen ſollen, nach Jars Bericht, beſonders zu der letzten Arbeit tauglich ſeyn. Von den zweyerley Sorten, die man in der Gegend, wo dieſe Fabriken ſind, haben kann, und von denen die eine den gewöhnlichen Steinkohlen aus Newcaſtle, die andere, die weniger bituminös iſt, den Schottiſchen Steinkohlen ſtark ähnlichet, giebt man der erſten den Vorzug. Die Urſache hiervon ſcheint in der höhern Flamme zu liegen, die jene geben.

Herr von Taube [1]) unter andern ſagt: „Man reinigt die Steinkohlen durch ein gelindes Feuer von ihrem Harz und Schwefel, wodurch ſie zwey Drittel am Gewichte, aber wenig in der Größe verlieren, und brennbar bleiben; alsden müſſen ſie in den Schmelz-, Glas- und Ziegelhütten, wie auch in den Eiſen- und Salzwerken, in den Schmieden, Zuckerſiedereyen, Brauhäuſern Malzdarren u. a. m. den Mangel des Holzes erſetzen. — Ob man bey den Mennigbrennereyen auch dergleichen Kohlen braucht?“

Die Engländer behaupten, worüber ſich Jars mit Recht nicht wenig wundert, daß man bey Holzfeuer keinen Mennig brennen könne; man habe ſogar Verſuche darüber angeſtellt, aber ohne Erfolg. Nichts deſto weniger lehrten wiederholte Erfahrungen auch den Herrn von Waßerberg [2]) daß die Steinkohlen zu dieſer Arbeit keineswegs weſentlich nothwendig ſeyen, und in der Deutſchen Brennerey braucht man zuverläſſig einzig und allein Holz. In Rollhofen nimmt man Erlenholz, weil man das buchene, ob es gleich beſſer wäre, nicht haben kann. Das Eichenholz iſt weniger tauglich; theils wegen der zu jähen Hitze, die es giebt, theils auch, weil es ſpritzt, und durch die davon abfliegenden kleinen Kohlen der Bleykalk, auf den ſie fielen, ſtets wieder reducirt werden würde. Daraus erklärt ſich auch Jars die mislungenen Verſuche der Engländer. — Bey beyden deutſchen Oefen ſieht man es gern, wenn das Holz

 eine

1) Abſchilderung der Engländiſchen Manufacturen, u. ſ. w. 2te Ausg. Wien 1778. 8. Th. 1. S. 149.
2) a. a. O. § 692.

eine ſtarke, richtiger vielleicht, eine große oder hohe Flamme giebt, um in der erſten Arbeit beſſer aufs Bley, in der letzten beſſer um die Töpfe ſpielen zu können. Man zieht daher auch ſtets das trockene Holz dem feuchten in allen Fällen vor.

Ueber den Preis des Mennigs, die Gegenden, wo er bereitet wird, welchen man für den beſten halte, über ſeine Verfälſchung, Gebrauch und Farbe.

In England koſtete der Centner Mennig, zu 112 Pfund gerechnet, vor etlichen und zwanzig Jahren 14 bis 15 Schilling, wie man dem Jars ſagte; doch ſey das nichts Feſtgeſetztes, weil es von dem Preiſe des Bleys abhange. Herr Ferber giebt den Verkauf von einem Tonn oder 2240 Pfund bey der Fabrike in Derby zu 16 Pfund Sterling an, wofür es frey in die Schiffe in den Hafen zu Hull geliefert wird; denn der meiſte Mennig geht nach Holland. — Die große Menge der Bleygruben und der wohlfeile Preis der Steinkohlen in Derbyſhire machen die Hauptvortheile dieſer Manufaktur aus.

Der Rollhofener Mennig, von dem man nur eine Sorte macht, wurde zu eben der Zeit, ein Centner zu 100 Pfund für 20 Gulden Reichsgeld verkauft. Der Centner Bley koſtete damahls 8 Gulden. Drey Gulden erhielt der Brenner für jeden Centner fertigen Mennigs. Dafür aber mußte er das Holz liefern. Die Bau-Reparaturkoſten und dergleichen trugen die Unternehmer. Man verfertigte hier jährlich nur 100 bis 150 Centner Mennig, da man, aus Mangel an größerm Abſatz, die Arbeit nicht ununterbrochen fortdauern ließ. Sonſt getraute

ſich

ſich der Farbenbrenner wohl 5 bis ſechshundert Centner in dieſer Zeit zu liefern.

Was die Länder anbetrift, in welchen der Mennig gemacht wird, ſo iſt das von England und Deutſchland ſchon lange ausgemacht geweſen [x]). Daß Holland vor allen andern dies Bley-Präparat liefere, ſagt faſt Jedermann. Einige behaupten ſogar, daß es das einzige Vaterland dieſer Farbe ſey, wie z. B. Macquer, Monnet und andere. Dagegen finden aber erhebliche Zweifel ſtatt, und wenn man alles erwäget, was Hr. Roſe S. 53. flg. in ſeiner oben angeführten Abhandlung über dieſen Punct ſagt, ſo muß man mit ihm überzeugt werden, daß in Holland nie Mennig gemacht, ſondern der engliſche Mennig daſelbſt nur etwas anders zubereitet oder vielleicht verfälſcht, und ſo für holländiſchen Mennig verkauft worden iſt. Es ging ja mit ſo vielen Dingen ſo, die man ehedem für holländiſch hielt, weil ſie nur durch die Hände der Holländer in den größeren Handel gebracht wurden.

Auch in Venedig ſoll man Mennig verfertigt haben. Ein daſiger Kaufmann ſchrieb vor etlichen und zwanzig Jahren darüber, daß daſelbſt wirklich dreyerley Sorten aus Bleyweiß oder Bleyglanz, (die Worte waren con le ſpume della Biacca, o ſia Galena Plumbi) verfertigt würden. Von dem ordinären, die er Mittelſorte nannte, koſte der Centner ſchwer Gewicht

 (das

x) Marx, Valentin, von Juſti, die Onomatologia Medica (oder Medic. Lexicon von einer Geſellſch. gel. A. mit einer Vorrede von Hr. v. Haller. Ulm, Fft. u. Leipz. 1755. 8. S. 1015. u. f. Bohn u. ſ. f. benennen die deutſche Farbe ſtets von Nürnberg, weil ſie von da aus verkauft und verſandt wird.

(das ſind ohngefähr 100 Pfund Augſpurgiſch) $8\frac{1}{2}$ Ducati (zu $1\frac{1}{4}$ fl. Reichsgeld beyläufig gerechnet, alſo gegen 13 fl.) der feine 9 Ducati; der ſo genannte ſuprafeine koſte eilf Ducati ein Centner, aber nur leicht Gewicht (mithin 62 Pfund Augſpurgiſch). — Von den Mennigbrennereyen in Frankreich und Rußland ſ. unten.

Noch redet man vom türkiſchen Mennige, was man am wenigſten hätte denken ſollen. Es iſt aber nach allen Umſtänden wahrſcheinlich, daß der türkiſche Mennig nichts anders als ächter deutſcher Mennig, aus der Fabrike zu Rollhofen iſt, worüber man Roſe a. a. O. S. 59 fl. nachleſen kann.

Der deutſche Mennig, eigentlich der vorhin erwähnte Rollhofener, welcher über Nürnberg verführet wird, wird im Handel für den beſten gehalten, wenn man ihn nur kennt. Schon Marx und Valentin ließen das drucken, und nach ihnen nach länger als einem halben Jahrhundert, faſt mit den nähmlichen Worten Bohn. Ich will die Stelle aus dieſem anführen, weil man dadurch zugleich mit der Verfälſchung und dem Gebrauche bekannt wird: „Die rothe Mennige wird nirgends zarter und ſchöner gemacht als zu Nürnberg. Es wird auch welche in England bereitet, die aber ſehr grob iſt. Sie wird von den Mahlern zur (groben) Farbe, von den Töpfern zu Glaſuren, und in Apotheken zu einigen Pflaſtern gebraucht, (in den Glashütten zu feinen Gläſern; zu den ſchlechten rothen Oblaten, die daher giftig ſeyn ſollen [1]), zuweilen auch zum Austreiben des flüchtigen Laugenſalzes aus

1) Percival in Gmelin, von den mineraliſchen Giften. S. 191.

aus dem Salmiak [1]). Einige Betrüger miſchen auch wohl unter die Mennige geſtoßenen Röthelſtein (rothen Ocher nennt es Doßie) [2]) oder hochroth Ziegelmehl; allein der Pinſel mit ein wenig Oel macht es offenbar. Denn die rechte Mennige iſt ſubtil im Reiben auf dem Stein, die andere hingegen hart und häßlich." Am ſicherſten entdeckt man den Betrug durch die Reduction, wie auch Doßie anmerkt. — Valentin warnt noch vor dem gewaſchenen Mennig, den man an der weißlichen Farbe kenne, und wenn er in kleinen Ballen geſchickt werde.

Die Farbe des Mennigs kann man eigentlich nur ein hohes Gelbroth nennen. Stahl, Juſti [3]) Macquet [4]), Bomare und andre beſchreiben ſie eben ſo. Auch Doßie [5]) giebt den Abfall der hohen Pomeranzenfarbe, ſehr richtig, als ein Kennzeichen an, durch welches man den mit rothem Ocher verfälſchten Mennig von dem ächten unterſcheiden könne.

Viele andere Schriftſteller hingegen, unter

 denen

1) Bey Beſtimmung der Quantität des Bleykalks gegen die Menge des Salmiaks muß man darauf Rückſicht nehmen, ob der Mennig alt ſey oder ſchon lange gelegen habe oder nicht, wie Herr Wenzel lehrt, in Lehre von Verwandſchaft der Körper. Dresd. 1777. 8. S. 287 — 289.

2) Im Neugeöfneten Laboratorio, a. d. Engl. von Königsdörfer. Altenb. 1760. 8. S. 311.

3) a. a. O. S. 122 und Manufact. S. 522. Er ſagt unter andern: Wenn man ſie nicht mit Zinnober oder einem andern Roth verſetzt: ſo iſt ſie in der That mehr gelb als roth.

4) Im Allgem. Begr. der Chem. nach Pörners Ueberſ. Th. 2. S. 231.

5) a. a. O. S. 311 verglichen mit S. 222, wo er von der Verfälſchung des Zinnobers mit dem Mennig redet und ſagt, daß jener durch dieſen etwas pommeranzenfarbig werde.

denen auch Jars und Ferber ſind, nennen den Mennig ein vollkommenes, ſchönes Roth.

Da es kein leerer Wortſtreit iſt, ſondern wirklich von Nutzen ſeyn kann, wenn man über dieſen Punkt Gewißheit hat: ſo werde ich den Grund dieſer Verſchiedenheiten etwas genauer unterſuchen dürfen.

Der Mennig, einzeln betrachtet, ſcheint oft ſchön roth und feurig, da er blaß und matt werden kann, wenn man andere Sorten daneben ſtellt. Ja im Gegentheile, eine ſonſt ſchlechte Farbe, je nachdem man ſie unter veränderten Winkeln, in ſehr kleinen oder größern Partien, auf einem weißen oder gefärbten Grunde betrachten, kann uns bald bis zu Carmin erhöht, bald wieder zur ſchlechtern Farbe, als ſie wirklich iſt, herabgeſetzt, vorkommen. Endlich gewöhnt ſich auch das Auge, wenn wir ſcharf ſehen, ſo ſehr an die beobachtete Farbe, daß wir für ſolche Augenblicke zu genauen Urtheilen unfähig ſind. Man muß daher die Farben noch außer der Vergleichung zu wiederholtenmahlen, unter verſchiedenen Lagen, Winkeln und Partien, wie auch bey verändertem Lichte anſehen.

Auch ändert der Grad der Feuchtigkeit oder Trockenheit, welchen der Mennig bey Verſchiedenheit der Temperatur der Luft annimmt, das Anſehen der Farbe ſehr. Der feuchtere Mennig iſt feuriger, höher gelbroth, als der trockene, der zwar etwas blaſſer, aber heller oder reiner roth erſcheint, obgleich alles von einer und derſelben Sorte iſt.

Aus dieſem kann man den Grund der getheilten Meinungen über die eigentliche Farbe dieſes Bleykalks einſehen. Es kommt nun darauf an, zu zeigen, welches die wahre ſey. Doch

rede

rede ich hier nur von der gewöhnlichen kaufbaren Farbe; denn in wie weit, und ob ſich der Bley-kalk wirklich zur vollkommenen Röthe erhöhen laſſe, iſt erſt durch Verſuche auszumachen, in denen man die Verkalkung bis auf den höchſten Grad getrieben hat. Leugnen läßt ſich die Möglichkeit einer ſolchen Erhöhung keinesweges. Daß aber der gewöhnliche Mennig wirklich noch ins Gelbe ſpielen könne, vielleicht müſſe, macht ſeine Entſtehung aus der gelben Farbe glaublich; und daß er es wirklich thue, ſieht man auch daraus, weil aller Mennig, auch der beſte nicht ausgenommen, wenn man ihn, auch ganz trocken, nur ein wenig, nicht ſehr ſtark und lange, auf feinem Papier reibt, ſogleich vollkommen gelb wird.

Wenn man den Mennig in einem Mörſer, beſonders wenn dieſer etwas geräumig iſt, ſtößt, ſo geſchieht dieſes nicht ſo bald. Der ſich reibenden Punkte ſind weniger, ſie werden dem Drucke nicht ſo lange und oft ausgeſetzt, mithin bleiben ihre Oberflächen auf eine längere Zeit ungeſtört.

Der beſte und theuerſte Mennig, der ſich am weichſten, faſt wie ein Haarpuder anfühlen läßt, welches, beyläufig geſagt, ein Merkmal ſeiner Güte iſt, bey dem am wenigſten harte Theile zwiſchen den Fingern zurück bleiben, und der überhaupt am wenigſten fremde Theile führt, iſt daher wirklich nichts mehr als hoch gelbroth. Schlechtere und verfälſchte Sorten fallen dagegen etwas mehr ins mattrothe, ſogar ins rothbraune.

So lange man nun die nothwendige Vergleichung aus der Acht läßt, und die hellrothe Farbe für diejenige hält, die das am beſten verkalkte Bley haben ſoll, ſo lange wird man Ge-

fahr laufen, ſchlechten für guten zu wählen, und das kann dem Apotheker und Maler ſo wenig, als dem Glasſchmelzer und Töpfer gleichgültig ſeyn.

Aus dieſen Bemerkungen über die Farbe kann man auch vorläufig den Werth beſtimmen, den der Mennig, den man aus kieſigem Bleyglanze macht, haben kann. Er wird freylich röther ſeyn, als der andere, wie man auch hin und wieder lieſt, aber deswegen doch nicht beſſer, vielmehr ſchlechter, da ihn die Natur ſchon verfälſcht hat. Denn die Urſache dieſer Verſchiedenheit kann wohl in nichts anderm liegen, als in den dem Bleyglanze beygemiſchten, durch Schwefel vererzten Eiſentheilen, die, wenn der Schwefel verbrennt, als braunrother Ocher zurückbleiben, und die Bleyfarbe ſaturirter machen.

Man hört einſtimmig, der engliſche Mennig ſey viel ſchlechter und bey weitem nicht ſo dauerhaft, als der deutſche. Man giebt dem ſchlechtern Bley Schuld, doch ſcheint das nicht die einzige Urſache zu ſeyn. Der Umſtand, daß in England die Calcination nur in einem Ofen verrichtet wird, trägt wirklich auch viel dazu bey. Denn in einem Maſſicot-Ofen, beſonders bey einer ſo großen Menge Bley, als man daſelbſt einſetzt, und bey der Art, wie man es rührt, ſo lange es fließt, iſt eine gleichförmige Calcination, wie in den deutſchen Töpfen, nicht wohl möglich; das Feuer kann nicht ſo gut regiert werden, wirkt überhaupt, für die Dauer der Arbeit, nicht gleichmäßig genug auf die Maſſe, u. ſ. w. Man ſieht dies deutlich an dem Maſſicot. Ob gleich daſſelbe 24 Stunden calcinirt wurde, ſo iſt doch eine Menge Aſter, bloße Folge der ungleichen Hitze, ſtets darunter. — Das Steinkohlenfeuer

muß

muß ferner für die Bleyverkalkung zuweilen wirklich zu heftig werden; dies ſcheinen unter andern auch die großen Afterſtücke zu beweiſen, die Jars ſahe, und die häufige Glätte in dem ſchon fertigen Mennige. Endlich kann auch der Mangel an gehöriger Sorgfalt beym Sieben das ſeinige zu der mindern Güte der engliſchen Farbe mit beytragen; und jenes läßt ſich bey der Größe der Fabriken und der gewiſſen Abnahme leicht vermuthen. — Die häufigen Glättetheilchen bey dieſem Mennige laſſen freylich keine große Dauerhaftigkeit der Farbe erwarten, denn auf die Dauer ſoll die engliſche auch nicht ſeyn; doch wird auch der beſte, ſo gut ſchwarz als der Wismuthkalk, wenn er brennbaren Dämpfen ausgeſetzt wird. Man lieſt davon hin und wieder merkwürdige Beyſpiele.

Erklärung der Kupfertafeln.

Fig. 5104 bis 5112., welche die Oefen zu Rollhofen bey Nürnberg mit den übrigen Geräthſchaften vorſtellen. S. Noſe, a. a. O. S. 109 flg.

Nach dem kleinen Maßſtabe ſind die Figuren aufgetragen; nach dem größern, der vier Nürnberger Zoll, alſo den dritten eines gewöhnlichen Werkſchuhs hält, ſind die Oefen ausgemeſſen worden.

Fig. 5104. der Maſſicot-Oefen von außen.

Die Höhe iſt 4 Schuh 9 Zoll. Sie iſt willkührlich, und hängt von der Bequemlichkeit ab.

Die Breite 8 S. 9 Z.

Die Tiefe oder Länge 7 S. 6½ Z. Man richtet ſie nach der Länge des Holzes ein, das in der Gegend der Fabrike geſchlagen wird.

Die Hinter- oder Rückmauer iſt 1 Schuh 4 Zoll dick.

Die Vordermauer 5 Z.

Die

Die Seitenmauer 10 Z.

aa. Die Oeffnungen, durch die das Bley eingeſetzt wird. Sie iſt 1 S. 2 Z. breit, und 6½ Z. hoch, und, wie geſagt, mit Eiſenblechen eingefaßt, die die Decke eines halben Zolls haben mögen.

b. Das Schür: oder Heitzloch, 1 S. 3 Z. breit, und 1 S. hoch. Die größere Breite kommt daher, weil dieſe Oeffnung nicht mit Blechen ausgefüttert iſt. Der Mauer nach ſind alle drey Oeffnungen gleich ſtark. Die größere Höhe hat ihren Grund in der Bequemlichkeit des Feuerns.

cc. Eine von Backſteinen gemauerte halbrunde Wulſt, die deswegen da zu ſeyn ſcheint, damit man den Bleykalk beym Herausziehen, ohne daß etwas auf die Erde falle, in das untergeſetzte oder untergehaltene Gefäß aufnehmen könne.

dd. Die Zuglöcher, 4 Zoll lang, und 3½ Zoll breit. Sie ſind dicht an der Rückmauer (vom Ende des Ofens alſo 1 S. 4 Z.), von der Seitenmauer aber (incluſive) 1 Schuh 10 Zoll entfernt.

e. Der ohngefähr gezeichnete Herd für das After.

Fig. 5105. der nähmliche Ofen, inwendig, wie wenn man die obere Decke und Vordermauer weggenommen hätte.

aa aa. Die Separationsmauern, 3 Z. hoch, und 6 Z. breit oder dick.

b. Der Herd zum Feuern, 2 S. breit, wie

c. c. die beyden Bley: oder Verkalkungs:Herde.

d. d. Die Vertiefung dieſer Herde, die vom Anfange des Ofens angeht, aber nur bis 1 S. weit (ſ. d.) hineinläuft; der perpendikulären Tiefe nach beläuft ſich dieſe Abſchüſſigkeit ohngefähr auf 1 Z. — Bey der Erklärung der folgenden Fig. hiervon mehr.

e. e. Die innere Wölbung der Decke des Ofens, an der Rückmauer gezeichnet. Sie geht nicht gleich von dem Boden oder Grund des Herdes an, von welchem ſie, nach der größten Perpendikularhöhe, 1 S. hoch entfernt iſt; ſondern ruhet auf der bis in g hinaufgemauerten Seitenwand, fängt alſo erſt in g an. gf iſt 6¾ Z. hoch.

Dieſe Bauart muß ihren Grund haben. Einer kann in dem Raum liegen, den man zu den Bley-

herden

herden haben muß; ein anderer darin, daß das Feuer ſonſt zu ſehr gedämpft werde. Aber die Flamme berührt auch dabey das Bley nicht, wenigſtens ſo ſehr nicht, als es im andern Falle geſchehen würde. Bey den engliſchen Oefen, wie ſie Jars zeichnet, iſt dieſe Einrichtung eben ſo; nur bleibt die Flamme dabey noch weiter von dem Bley entfernt; ſie ſpielt nähmlich gegen den höchſten Theil des Gewölbes zu, weil man von den Seiten feuert. — In dem deutſchen Ofen wird auch noch die wirkſamere Spitze der Flamme allenfalls, wenn ſie nähmlich ſo weit reichen ſollte, an dem Winkel, den die Seitenmauer mit dem Gewölbe macht, gebrochen, zertheilt, und gleichförmiger ausgebreitet. Man iſt daher, vielleicht auch von dieſer Seite, vor einer zu großen Hitze und ihren Folgen ſicherer.

Fig. 5106. Ohngefähre Zeichnung der Anſtalt zur Bewegung der Rührhaken in eben dieſem Ofen.

a. b. Die Krücke oder der Rührhaken; beyläufig 6 bis 7 S. lang: vorn, von a bis c, eiſern: von c bis b von Holz.

d. d. Der bewegliche Querbalken, der in der Entfernung von ohngefähr 4 bis 5 Fuß vor dem Ofen, in einer Höhe, die verhindert, daß man nicht daran ſtößt, hergeht.

e. e. Die daran befeſtigten Gabeln, in deren Zwiſchenraum die Rührhaken aufgenommen werden. Man befeſtigt dieſe darin mit einem Pflock, der durch die an ihrem hölzernen Griffe, und in den Gabeln ſelbſt befindlichen Löcher durchgeſteckt wird.

f. f*. Eine in dem Balken befeſtigte Stange, die von den vier Querſproſſen, welche an der einen Seite des nähmlichen Kammrades befeſtigt ſind, von dem bey der Beſchreibung der Mühle geſagt wurde, daß es mit den Zähnen an der andern Seite in den Drilling faſſe, von dieſen Querſproſſen alſo, wenn das Rad umläuft, geſtreift, und bis in g zurückgetrieben werde, alsdenn wieder nach f vorſpringe, u. ſ. f. Die Gabeln e e müſſen alsdenn auch nach h zurück; ſie ziehen die Rührhaken, deren Krücke in den Bleyherden befindlich iſt, nach ſich, ſpringen, gleich der Stange, wieder

wieder vor, und bewegen alſo dieſe Krücken hin und her. Wenn demnach Bley im Ofen iſt, ſo überhebt dieſe Anſtalt dem Brenner die Mühe, das Bley, ſo lange es fließt, ſelbſt zu bewegen. — Die verſchiedenen Modificationen, wenn nämlich die Haken ſchneller oder langſamer bewegt werden, mehr oder weniger tief in den Ofen hineingehen ſollen, kann man ſich leicht hinzudenken. Auch habe ich nicht nöthig anzumerken, daß die Gabeln ſo weit von einander entfernt ſeyn müſſen, als es die Oeffnungen der Bleyherde vorn an dem Ofen ſind, und daß bey der wirklichen Arbeit jede Gabel eine Krücke faßt. Aber über die Urſache der Vertiefung in den Bleyherden darf hier folgendes ſtehen.

Die Querſtange ſowohl als die Gabeln mußten über Mannslänge von der Erde erhöht ſeyn, wenn man nicht immer daran ſtoſſen wollte. Allein dadurch wurde ebenfalls das Ende der Rührhaken höher, als die Krücke vorn; mithin hätten ſie bey dieſer Richtung bergan bewegt werden müſſen, wenn der Herd horizontal (wie α β in der Figur) geweſen wäre; er würde mit ihrer Richtung einen Winkel gemacht, und dadurch die Bewegung erſchwert haben. Ließ man aber den Herd, ſo weit die Krücken reichten, etwas abſchüßig gehen, ſo wurde er mit den Rührhaken, wo nicht völlig, doch mehrentheils parallellaufend: er bekam die Richtung γ δ, und nun konnten auch die Krücken leichter bewegt werden. — Dieſe Vorkehrung hatte noch den Nebenvortheil, daß dabey das geſchmolzene Metall ſich mehr in die Senkung ſammelte, und die Haken nicht ſo tief in den Ofen hinein gehen durften, ohne deswegen ihre Verrichtung weniger gut zu erfüllen.

Fig. 5107. Ein Mennig- oder Farbenofen von außen.

Die perpendikuläre Höhe deſſelben iſt 4 Schuh 3 Zoll. Die Breite unten an der Erde (aa) 5 S. Eben ſo lang oder tief iſt er auch. Oben (cc) iſt er nur 3 S. 7 Z. breit. An dem erſten Abſatz (bb) wird er um 4 Z. ſchmäler.

Dies alles iſt willkührlich, hat wenigſtens auf die Arbeit ſelbſt keinen Einfluß. Der untere Abſatz oder Mauerwerk iſt blos deswegen, damit der Ofen etwas

was höher, und dadurch die Arbeit bequemer werde. Die Breite richtet ſich nach der Länge der Töpfe; die Tiefe oder Länge nach ihrer Anzahl.

dd. Die Heitzlöcher, beynahe 1 Schuh breit, und 10 Zoll hoch; mit den Haken, in welche eine Thür eingehängt werden kann, und den Backſteinen, die man vorn hinlegt, um das eine Ende der Scheite Holz darauf zu legen, ſie zu lüften, wenn ſie nicht gut brennen wollen.

e. e. e. Die Oeffnungen der drey horizontal liegenden Töpfe — Bey dieſer Gelegenheit kann ich anmerken, daß man den Ofen von hieraus, ſeitwärts alſo, nicht die Decke oder das Obertheil deſſelben aufreißt, wenn etwa ein Topf Ritzen bekommen ſollte, und auf die Art einen andern hineinſchiebt.

f f. Die Zuglöcher, 3 Zoll breit, und fünf einen halben Zoll lang.

g g. Die Wand, an welcher der Ofen ſteht.

Fig. 5108. Der nähmliche Ofen inwendig; ohne Decke oder Obertheil.

Dieſe Figur iſt, des Raums wegen, kürzer als die vorige, und nach einem andern Augenpunkte gezeichnet. Bey dieſer und der vorhergehenden Fig. iſt das vorhin angegebene Maß nicht genau beobachtet.

a a. Die Scheidemauer, 9 Zoll breit oder dick, die quer durch den ganzen Ofen geht, ihn durchaus in zwey Theile theilt, und den Böden der Töpfe ihren Ruhepunkt giebt.

bbb, bbb. Die horizontal liegenden Töpfe, auf jeder Seite drey. Daß dieſe Anzahl willkührlich ſey, ſieht man leicht. Sie liegen mit ihren beyden Enden 4 Zoll auf der Seiten- und Scheidemauer auf und ſind einer von dem andern 6 Zoll entfernt. Auf etwas mehr oder weniger kommt es indeſſen nicht an. Eine zu große Entfernung von einander würde aber unnöthiges Holzverbrennen verurſachen. — Die Entfernung des erſten von der Vordermauer (incluſive) iſt ein Schuh.

Fig.

Fig. 5109. Ein aufrecht ſtehender Topf zum Mennigbrennen.

Seine perpendikuläre Höhe iſt ein Schuh, und ſieben ſtarke Zoll.

a b. Durchmeſſer der Mündung 5 Zoll gut.

c d. Durchmeſſer, wo der Topf am dickſten iſt, etwas höher nähmlich als die Mitte deſſelben, zehn Zoll.

e f. Durchmeſſer des Bodens von außen 8 Zoll ſtark. — Die Dicke der Töpfe iſt ohngefähr $\frac{1}{4}$ Zoll.

Fig. 5110. Eben ein ſolcher Topf, mit Eiſen beſchlagen, wie er in den Ofen gelegt wird.

a a. Starke, dicke Eiſenbleche, ohngefähr $\frac{1}{2}$ Hand lang, der äußern Convexität des Topfs angemeſſen. Sie treten auf die Mauern auf, auf welchen der Topf mit jedem Ende ruht.

b b. Zwey andere dünnere Eiſenbleche, die rund um den Bauch des Topfs gehen, und vermittelſt

c c zweyer andern Bleche mit einander verbunden werden, die dem Topfe unten, wo die Flamme anſpielt, Haltung geben.

Fig. 5111. Ein eiſerner ſpeerähnlicher Spatel, mit hölzernem Griffe, womit der Bleykalk in den Töpfen umgerührt wird.

Fig. 5112. Der Vollſtändigkeit wegen. — Ein eiſenblecherner Löffel, der Mündung der Töpfe angemeſſen, mit dem man das Maſſicot einträgt. Ein anderer, dieſem völlig gleich, dient dazu, den fertigen Mennig heraus zu nehmen.

Dieſe beyden Figuren ſind nicht ganz nach verjüngtem Maßſtabe gezeichnet, weil ſie ſonſt gar zu klein ausgefallen ſeyn würden.

Erklärung der Fig. 5113—5119.

Die erſten vier Figuren ſind verkleinert die nämlichen, die Jars in den Pariſer Abhandlungen von dem engliſchen Ofen giebt. Für ſie allein gilt der neben dieſen Figuren befindliche Maßſtab. Die drey andern ſind aus Herrn Prof. Ferbers Oryctographie von Derbyſhire genommen.

Fig. 5113. Aufriß des Engliſchen Ofens von außen.

Jars

Jars vergleicht ihn mit einem gewöhnlichen Backofen, in den man zwey Heitzlöcher ohne Roſt und Aſchenherd angebracht habe. Er beſtimmt ſeine Länge oder Tiefe beyläufig zu 8 bis 9 Fuß.

a. Die Oeffnung (embouchure) des Herdes, die ohngefähr 18 Zoll breit und 15 Zoll hoch ſey.
b b. Die Oeffnungen der Heitzlöcher.
c. Ein großes, vor dem Ofen befindliches Gewölbe, für
d. den Camin oder Rauchfang.
e. Das Gewölbe unter dem Herde des Ofens.

Fig. 5114. Grundriß des Ofens.

a. Der Herd, auf welchem das Bley verkalkt wird. Jars ſchätzt ihn gegen 9 bis 10 Schuh breit.
b b. Die Feuerſtätten (chauffes), worin die Steinkohlen brennen. Sie ſchienen 15 Zoll breit zu ſeyn, und gehen durch die Länge des Ofens.
c. Oeffnungen des Bleyherdes.
d d. Mündung der Feuerſtätten.

Fig. 5115. Durchſchnitt des Ofens, nach dem Aufriß oder der Linie γ δ in der vorhergehenden Figur.

a. Die innere Wölbung des Ofens.
b. Scheidemauer für die Feuerſtätte. Sie ſey 10 bis 12 Zoll hoch.
c. Mündung des Herdes.
d. Der Rauchfang.
e. Das Gewölbe unter dem Bleyherde.

Fig. 5116. Durchſchnitt des Ofens nach der Linie α β in der 5114ten Figur.

a. Innere Wölbung des Ofens.
b b. Feuerſtätten.
c c. Scheidemauern der Heitzlöcher.
d. Das untere Gewölbe (e in der 5113 und 5115ten Figur) deſſen Abſicht iſt, wie Jars ſagt, die Feuchtigkeit abzuhalten (pour preſerver de l'humidite.)

Fig. 5117. Der engliſche Ofen von außen.

a a. Die Heitzlöcher, die hier, aus Verſehen, breiter, als im Original gezeichnet ſind.
b. Oeffnung oder Eingang des Bleyherdes.

c. Haken und Kette, an welcher
d der Rührhaken hängt, womit das Bley umgerührt wird, in der Stellung, worin er im Ofen liegt.

Fig. 5118. Der Rührhaken ſelbſt.

Fig. 5119. Der Ofen von innen.

a. Der Calcinir-Ofen oder Herd, worin das Bley eingeſetzt wird.
b. b. Die Feuerſtätte, worin Steinkohlen brennen, deren Flamme zwiſchen
dddd dem Gewölbe, und
c c den Zwiſchenmauern oder Schwibbogen in den Ofen a) hineinſchlägt, und an der vordern Seite des Ofens (b in der 5117ten Figur) herausgeht.

Von dem Mennigbrennen in Frankreich theile ich hier folgende Nachricht mit, welche im Neuen polytechniſchen Magazin, I. B. Winterthur 1798, 8. S. 346 fl. enthalten iſt.

Seit einiger Zeit hat der Bürger Olivier in der Gegend von Berci eine Mennigfabrik angelegt; als aber nachher einiges Vieh in der Nachbarſchaft ſtarb, ſo ſchrieb man dieſe Zufälle dem Dampf des Bleyes zu, von welchem man wußte, daß der Mennig bereitet wurde. Dieſer Umſtand machte die Köpfe unruhig, einige fürchteten ihr Vieh einzubüſſen, andere waren neidiſch über die neue Einrichtung, man wandte ſich an die konſtituirten Autoritäten, und brachte es dahin, daß der Bürger Olivier ſeine neue Einrichtung wieder eingehen ließ.

Glücklicherweiſe hat er ſie ſeit kurzem in ſeinem eignen Hauſe in der Roquetten-Straße wieder erneuert, erweitert, und glückliche Veränderungen angebracht, die ihn künftig vor dergleichen Unfällen ſchützen können.

Die erſte Arbeit, die er mit dem Bley vornimmt, iſt die der Verkalchung; wenn nun daſſelbe gänzlich verkalcht, und in eine Art Glätte oder Maſticot gebracht worden, der mehr oder weniger pomeranzengelb iſt, ſo bringt man die Materie auf die Mühle, wo dieſer Kalk mit Waſſer abgerieben wird. Hier ſcheidet ſich alles Körnigte, das heißt, alles

alles noch nicht verkalchte Bley davon, und fällt zu Boden, während der ſehr zertheilte Kalch im Waſſer ſchwimmen bleibt, und mittelſt der Bewegung der Mühle durch einen Kanal in einen daneben ſteſtenden Kübel abgeleitet wird.

Dieſer an ſich ſehr ſchwere Kalch, fällt ſchnell nieder, und wird auf dem Boden des Gefäßes geſammelt, und dann auf nicht tiefen Tafeln von Eiſenblech vertheilt, die man in einen in Stockwerke vertheilten Ofen bringt, um ihn vollkommen zu trocknen.

Nachdem dieſer Kalch vollkommen getrocknet, ſo bringt man ihn auf eine zweite Art Mühle, wo er zu einem ſehr feinen Pulver zerrieben wird. Dies Pulver kommt dann in einen Reverberir- oder Kalzinir-Ofen, wo es ſeine letzte Bereitung erhält und in wahren Mennig verkehrt wird.

In großen Schmelzöfen, wo das Silber auf der Kapelle gereinigt wird, bemerkt man mit Erſtaunen, wie viel verkalktes Bley durch die Flamme und den Wind der Blaſebälge fortgetrieben wird, und ſich in Geſtalt eines ſehr feinen Maſſicots oder Bleigelbs, an der äußern Wand der Ofenthüre, die dem Feuerherd gegenüber ſteht, anſetzt.

Dieſe flüchtige gelbe Materie war es, die man an dem Dach der Werkſtatt, und ſogar auf den Pflanzen eines kleinen Gartens nahe bey der Fabrik zu Berci angeflogen zu ſehen glaubte, und wodurch die ganze Nachbarſchaft bewogen wurde, ſich dem fernern Arbeiten zu widerſetzen.

Die Veränderungen, die nachher B. Olivier an ſeinem Ofen angebracht hat, um diese Verflüchtigung zu verhindern, ſcheinen uns ſehr gut ausgedacht, und dem Gegenſtand entſprechend, denn alle Dämpfe werden dadurch gezwungen durch fortlaufende Kanäle zu ziehen, die immer mit Waſſer in Dämpfen angefüllt ſind, ſo daß man in dem letztern kaum noch einige Spur vom Bley bemerkt.

B. Olivier treibt dies Geſchäft ins Große, und hat bereits mehrere Oefen zum Verkalchen des Bleyes bauen laſſen, wovon zwei in vollem Gange ſind, um den Kalch zu reverberiren, und ihn in Mennig zu verkehren, ohne die Trocknungsöfen zu rechnen. Jeder ſolcher Reverberir-Ofen enthält 12 Centner Bleykalch, ſo daß er täglich dieſe Quantität

in den Handel bringen kann. Seine Mühle iſt ſo groß, daß ſie zu einer größern Menge hinreichen würde.

Der Mennig, der hier bereitet wird, iſt ſehr ſchön und von glänzender Farbe, wie mehrere berühmte Mahler bezeugen, deren Urtheil wir uns erbeten haben. Er iſt dem engliſchen Mennig nicht nur gleich, ſondern noch beſſer, indem B. Olivier über die Bereitung derſelben wie über ſeine eigene Entdeckung wacht, und weil er als ein talentvoller rechtſchaffener Mann mehr auf den Ruhm als auf den Geldgewinn ſieht. —

Auch in Rußland giebt es eine Mennigfabrike, und zwar in Roſtow, einer anſehnlichen Kreisſtadt der Pereslawlſchen Provinz. Die Fabrik liegt in der Vorſtadt, welche die Spaſkiſche Slobode genannt wird, und gehörte, als Georgi ſeine Reiſe im Ruſſiſche Reiche machte, einem dem Fürſten Orlow unterthänigen Bauer, Nahmens Menkin *).

Zum Mennige (welcher dort Surik heißt), wird das Bley in eiſernen Grapen in Aſche verwandelt. Man nimmt jedesmal ein Pud in einen flachen Grapen, und erhält unter beſtändigem Rühren über Holzfeuer 41 Pfund Aſche oder Bleykalk. Zum Glühen ſind zwey parallele, gewölbte Oefen, jeder eine Klafter lang und 2½ Fuß breit. An jeder äußern Seite derſelben iſt ein ſchmaler Feuerofen mit Roſten, durch deren Zuglöcher die Flamme von trocknem Kienholz in den Glühofen ſpielt. Man ſetzt in jeden dieſer Oefen auf einer flachen eiſernen Pfanne, die den ganzen Herd bedeckt, 20 bis 24 Pud Bleyaſche. Die erſte Glühung dauert nur 6 Stunden, in welchen man die Aſche fleißig rühret, die ſich aber

*) S. Georgi's Reiſen im Ruſſiſchen Reiche. II. S. 900 ff.

aber doch klümpert, und daher zerſtoſſen und geſiebt werden muß. Die zweyte Glühung des Bleykalks, die ebenfalls fleißiges Rühren erfordert, dauert zwey auch drey Tage, denn nicht immer erfolgt die ſchöne rothe Farbe gleich bald. Nach abermaligem Zerpulvern und Sieben iſt denn der Bleykalk Mennig und Kaufmannsgut. Außer dem Abgange an Staube beym Rühren und Zerpulvern hat doch jedes Pud noch ½ bis 1 Pfund am Gewichte zugenommen. Zum Einſchieben und Hervorziehen der ſchweren Pfannen ſteht vor jedem Ofen eine Walze ſeiger, an derſelben iſt ein Strick mit einem Haken. Wenn derſelbe in die Handhabe der Pfanne gehangen, und die Walze mittelſt eines Schwengels herum gedrehet wird, zieht ſie die Pfanne hervor, ſo wie eine entgegen geſetzte Wirkung, nähmlich das Einſchieben der Pfanne in den Ofen erfolgt, wenn man eine Stange gegen die Pfanne ſtützt und den Strick darüber hängt. Das Zerpulvern geſchieht in hölzernen Mörſeln durch ein kleines Pochwerk mit 4 Stampfen, die ein Pferd, welches zur Erſparung des Raumes auf einer Scheibe geht, und dadurch die Scheibe unter ſeinen Füßen zurück ſchiebt, bewegt. Das Sieben geſchieht in Kaſten mit Deckeln, in welchen die am Rande mit zwey Paar gegenüber ſtehenden Zapfen verſehenen Siebe an einem durch das Seitenbret des Kaſtens ſtehenden Stock ſo hin und her geſchoben werden, daß ſie zur Vermehrung der Erſchütterung ein wenig an die Seitenbreter des Kaſtens ſtoſſen.

Dieſer betriebſame Fabrikant legte ſeine Werkſtäte etwa 1760 an, und verwandelt jährlich bis 1200 Pud Bley in Bleyweiß, und bis 800 Pud in Mennig. Seine Werkſtätten haben weder

Rauchfänge noch Luftzüge, eine beſondere Einrichtung mit den Arbeitern aber hindert, daß der Schade, den die Geſundheit leidet, ſehr merklich werde; er hat nähmlich mit einigen zwanzig Bauern eines nahen Dorfs einen Contract geſchloſſen, nach welchem in jedem Laboratorio beſtändig drey arbeiten, die für jedes Pud Bleyweiß und Mennig 30 Kopeken Arbeitslohn erhalten. Die Bauern aber löſen ſich monathlich ab, und arbeiten ſich in der Zwiſchenzeit auf dem Lande wieder geſund. —

Zum Schluſſe will ich hier noch einiger Reſultate erwähnen, die ſich bey verſchiedenen chemiſchen Verſuchen mit dem Mennige ergeben haben.

Wenn man den Mennig glühet, ſo daß ſich die Lebensluft aus demſelben entbindet, ſo verliert ſich die Röthe deſſelben ſehr ſchnell, und geht ins hellgelbe über. Geringere Hitze verändert ſeine Farbe nicht.

Merkwürdig iſt es, daß Prieſtley aus dem mit Phosphorſäure behandelten Mennige, welcher hierbey faſt ſchwarz wurde, eine entzündbare Luft erhielt. Salzſäure nimmt, wenn ſie über Mennig gegoſſen wird, eine gelbe Farbe an, der Mennig verliert dadurch aber alle Röthe. Er wird weiß (Hornbley) und giebt nun bey der Erhitzung weniger fixe Luft, aber noch immer viel Lebensluft von ſich.

Für ſich ſowohl in eiſernen als in gläſernen Gefäßen geglühet vertauſcht der reine Mennig ſeine Farbe anfangs mit einer faſt ſchwarzen dunklern Farbe, aus welcher er jedoch bey dem Erkalten, auch ohne Zutritt der freyen Luft, wieder in ſeine ſchöne Röthe übergehet; bey längerem Brennen aber wird er, ſo wie auch in offe-

nen

nen Gefäßen, und zwar wenn die Hitze den 285ſten Grad der Wärme nach Fahrenheit überſteigt, gelb. Bey dieſer Veränderung ſchien ſelbiger dem Hrn. Prieſtley nun wenig oder gar keine Art von Luft mehr zu enthalten.

Die mit vielem Mennige angefüllte gelbe Auflöſung des Mennigs in der Salzſäure gab Herrn Prieſtley Lebensluft mit weniger fixen Luft vermiſcht; hingegen die Auflöſung des durch Salzſäure weiß gemachten Mennigs in Salzſäure, vom Anfange der Operation bis zu Ende ganz und gar keine Luft; ja die in der Retorte enthaltene atmoſphäriſche Luft wurde hierdurch in nichts verändert.

Salpeterſaure Dämpfe machen den Mennig ebenfalls weiß; gemeine Salpeterſäure hingegen dunkelroth und beynahe ſchwarz.

In der Vitriolſäure wird der Mennig ſo gar mit Digerir-Hitze nur ſchwach aufgelöſet, aber in ein dunkelbraunes Pulver verwandelt. Häufiger löſet ſich der Mennig in der Salpeter- und Salzſäure, ingleichen in dem Königswaſſer auf. Mit Eſſigſäure kann man aus ihm Bleyzucker und Salchow's Mennig-Tinctur erhalten. Er löſet ſich übrigens leicht in fetten Oehlen durch Kochen auf, ſcheidet aus dem reinen Salmiak einen ätzenden meiſtens gasleeren flüchtigen alkaliſchen Geiſt aus, und wird dabey in eine Art von Hornbley verwandelt, das bey Bereitung des Phosphors aus dem ſchmelzbaren Harnſalze nach Marggraf's Art, ingleichen zur Erlangung deſſelben aus altem Käſe mit Nutzen gebraucht werden kann.

Für ſich ſchmelzt der Mennig in ſtarkem Feuer zu Glätte und endlich zu Bleyglaſe. Mit Subſtanzen, welche Brennbares enthalten, ſogar

mit einem dergleichen Thone, mit Schwefel, mit Zinnober, mit Eiſenfeilſpänen geſchmolzen, wird der Mennig, nach Verhältniß der Menge des Brennbaren, ganz oder zum Theil zu Bley wieder hergeſtellt.

Wenn Mennig mit Röthelſtein oder rothem Eiſenocher verfälſcht iſt, läßt ſich dieſer mit Königswaſſer ausziehen; und es verräth ſich die Gegenwart des Eiſens, wenn man die Gallapfel-Tinctur, die mit dem Farbeſtoff des Berlinerblaues geſchwängerte alkaliſche Lauge, oder das auf ähnliche Weiſe geſchwängerte Kalkwaſſer hinzugießt.

Der Mennig wird außer dem, was oben ſchon gelegentlich bemerkt worden iſt, auch zu ſchlechten Arten des Siegellacks, doch in Verbindung des Zinnobers, angewendet, welcher, ſo wie der rothe Queckſilberniederſchlag öfters damit verfälſcht wird. Wenn man den Mennig zur Bereitung des letzteren mit anwendet, ſo hält er den überflüſſigen Schwefel zurück, und der Niederſchlag fällt etwas ſchöner aus, wiewohl er nicht ganz rein iſt. Auch dient der Mennig zur Bereitung des Firniſſes für Wachstapeten und Wachsleinwand; zur Bereitung des rothen Wachſes; zu der rothen Maſſe zu anatomiſchen Einſpritzungen, und zu einigen Arten von gelber Glaſur.

Von allem dieſem kommt indeſſen in der Encyklopädie das nöthige vor, ſo daß ich hier nichts mehr davon ſagen darf. Doch muß ich noch folgendes hinzuſetzen, welches eine neue nützliche Erfindung, die allgemeiner bekannt zu werden verdient, betrifft. Der Kollegienrath Hildebrand in Moskau hat nähmlich die Erfindung gemacht, das Ruſſiſche Sohlleder auf eine leichte und wohlfeile Art ſo dauerhaft als das

das Engliſche und waſſerdicht zu machen. In 20 Pfund Hanf- oder Leinöl ſollen $1\frac{1}{2}$ Mennig durch Kochen aufgelöſt, und mit dieſem Firniß das Leder auf der Fleiſchſeite ſo oft beſtrichen und an der Sonne oder am Ofen getrocknet werden, bis es völlig damit geſättigt iſt. Auch fertige Sachen, z. B. Schuhe, an denen die Narbenſeite nach innen gekehrt ſeyn muß, können dadurch dauerhafter gemacht werden. — Dieſer Vorſchlag iſt auf kaiſerlichen Befehl unterſucht und als bewährt erfunden allgemein bekannt gemacht worden.

In der Mahlerey ſchickt ſich der Mennig vorzüglich zu Waſſerfarben, und giebt bey Decorationen die Brand- und Feuerfarbe. Er wird indeſſen auch mit Oehl abgerieben und gebraucht, um eine ſchöne rothe und Zinnoberfarbe zu erhalten.

Außer den oben verſchiedentlich angeführten Schriften von Noſe, Jars, Ferber ꝛc. über den Mennig ſind noch folgende zu bemerken:

P. J. Macquer's Chymiſches Wörterbuch ꝛc. IV Th. Leipzig 1789. S. 172. fl. beſonders die daſelbſt befindlichen Anmerkungen von Leonhardi.

Der Laborant im Großen, von Demachy. II. S. 173.

Baumé Experimental-Chimie. II. 571. 596.

Gren's Syſtematiſches Handbuch der geſammten Chemie. III Th. 2te Aufl. Halle, 1995. S. 261 fl.

Von Crell's chemiſche Annalen. 1784. I. S. 401 — 5.

Prieſtley über Naturlehre ꝛc. I. S. 72. 109. 324. 326.

Deſſelben Abhandlung über die Luft ꝛc. II. S. 56. 57.

Maret über die Luft aus der Mennige. S. Crell's Annalen, 1786. 9 St. S. 263.

Gatterer's technologiſches Magazin. I. S. 516.

Mennig zum Probieren zu gebrauchen. S. Cramer's Metallurgie. Fol. im Regiſter zum 2ten Theile.

Ein natürlicher Mennig. S. Crell's Annalen. 1792. 1 St. S. 62.

Talbot's Beſchreibung eines ſchwediſchen Steins, der Schwefel, Vitriol und Mennig giebt. Crell's chemiſches Archiv. I. S. 9.

Vom Gebrauche zur Mahlerey. S. d'Apligny Abhandlung von den Farben. S. 5.

Mennigbrennerey, ſ. oben, S. 361.

Mennighütte, ſ. oben, S. 370 fl. und die dazu gehörigen Figuren.

Mennigpflaſter, Emplaſtrum de Minio, ein rothes Pflaſter, welches in den Apotheken bereitet wird, und bey gewiſſen Wunden gebraucht wird. Man nimmt Olivenöhl 4 Unzen; gelbes Wachs 1 Pf.; Terpentin 2 Unzen; dieſes läßt man bey gelindem Feuer zuſammen ſchmelzen, und ſetzt 2 Pfund Mennig hinzu.

Mennig-Tinctur, iſt eine, dem Bley-Extracte ähnliche Flüſſigkeit aus dem Mennig.

Mennig-Trochisken, ſ. unter Trochisken.

Menningophylax, ſ. Meningophylax, oben, S. 359.

Mennoniſten, auch **Mennoniten**, eine Secte von Wiedertäufern, die ihren Nahmen von einem Frießländer, Menno Simonis, bekommen und ſich vorzüglich in Holland ausgebreitet hat. Sie verwerfen das alte Teſtament, und geben vor, das neue ſey die einzige Regel des chriſtlichen Glaubens. Ferner lehren ſie, man ſolle die Wörter Dreyfaltigkeit und Perſon nicht gebrauchen, wenn man von dem Vater, Sohne und heil. Geiſte redet. Es ſey den Chriſten weder erlaubt einen Eid zu thun, noch ein obrigkeitliches Amt zu verwalten, viel weniger jemand am Leben zu ſtrafen, noch Krieg zu führen. Sie ſagen,

ſagen, daß den Kindern die Taufe nicht nöthig ſey. Das Abendmahl nehmen ſie des Jahrs nur zweymahl. — Sie heißen auch Galeniſten, von einem Arzt in Amſterdam, Galen; und Collegiaten, weil ſie ihre eigenen Verſammlungen haben, darin ein jeder die Schrift auslegen darf.

Dieſe Secte iſt aus den Wiedertäufern entſtanden. Als dieſe Partey nähmlich in den Jahren 1534 — 36 nach Münſter gekommen war und daſelbſt ſo manche abſcheuliche Auftritte veranlaßte, daß ſie darüber ganz in Verwirrung gerieth, fand ſie an dem vorhin genannten Menno Simonis, einem katholiſchen Prieſter, der aber 1536 ſein Amt niederlegte, und die Stelle eines Lehrers bey den Wiedertäufern übernahm, einen neuen Wiederherſteller und neuen Stifter. Menno reiſete unter vielen Beſchwerlichkeiten und Gefahren in den Niederlanden, in Weſtphalen und in den Ländern an der Oſtſee herum, machte Proſelyten, und brachte dieſe Religionspartһey, die nun nach ihm den Nahmen führt, in beſſere Verfaſſung, milderte die ſonſt herrſchenden Vorſtellungen und Sätze, welche für die bürgerliche Ruhe gefährlich waren, und entfernte die Neigung, ſich durch angebliche göttliche Offenbarungen, Träume ꝛc. täuſchen zu laſſen. Inzwiſchen war er doch nicht vermögend, eine gänzliche Gleichheit der Geſinnung bey ſeinen Glaubensbrüdern zu bewirken, und ſie theilten ſich bald in zwey Hauptſecten, die feinen und die groben Mennoniſten. Die feinen hielten ſtrenge über die alten Glaubens- und Sittenlehren, und eine bis zur Grauſamkeit gehende Kirchenzucht; die groben näherten ſich mehr den refor-

reformirten Proteſtanten, und ihnen traten nach und nach viele von den andern bey.

Man nennt dieſe Religions-Secte übrigens auch die waterländiſchen Taufgeſinnten, weil die erſten von ihrer Art in dem Waterlande in Nordholland anzutreffen waren. In Holland fand die eine Zeitlang mit übertriebener Härte, und ohne allen Unterſchied verfolgte Religion der Wiedertäufer nach dem geläuterten Syſtem des Menno zuerſt einen ſichern und ruhigen Aufenthalt durch Vorſchub der Prinzen von Oranien Wilhelm und Moritz, welche dabey von Seite der Magiſtrate und Geiſtlichkeit ſtarken Widerſpruch fanden, bis endlich ihre Duldung im Jahre 1626 auf eine ſichere Art gegründet wurde. Außer den Niederlanden haben die Mennoniſten ſich auch an einigen Orten Deutſchlands, in Preußen, in der Schweitz, in England, und in den vereinigten nordamerikaniſchen Staaten, vorzüglich in denen, die ſonſt unter dem Nahmen Neuengland begriffen wurden, feſtgeſetzt und erhalten. Sie leben ruhig, ſehr einfach, treiben Ackerbau, Handwerke und Handelſchaft; manche ſtudieren auch, welches ſonſt bey ihnen für etwas eitles und unnützes gehalten wurde. Sie ſind jetzt überhaupt den Wiedertäufern, die zur Zeit der Reformation in Münſter ein neues Königreich ſtiften wollten, nicht ähnlich. Doch machen ihnen einige den Vorwurf, daß ſie bey wahrer oder vermeinter Schmälerung der politiſchen Freyheit, oder bey ſich äußernden Gährungen in einem Staate, es eifrig mit denen halten, welche ſich als Verfechter der Freyheit darſtellen. Man will ſolches mit ihrem Verhalten in Neuengland, während des Aufſtandes gegen Großbritannien, und mit ihren Handlungen in Holland bey den

letzten

letzten wider den Erbſtatthalter ausgebrochenen Unruhen beweiſen. Es iſt vielleicht aber zu übereilt, nach dem Verhalten dieſer Secte an dem einen oder andern Orte, ſie überhaupt beurtheilen zu wollen, wenn ihre religiöſen Grundſätze hierzu nicht eine nähere Veranlaſſung geben.

Da die Mennoniſten ſich weigern, einige Pflichten zu erfüllen, die ſonſt jedem Staatsbürger obliegen: ſo iſt es natürlich, daß ihrentwegen in den Ländern, wo ſie ſich aufhalten, immer einige beſondere Verfügungen ſtatt finden müſſen, um Ordnung und Ruhe zu erhalten. Was in den Königlich Preußiſchen Landen deshalb für Anordnungen und Geſetze beſtehen, wird man am beſten aus dem nachfolgenden Königlichen Edicte erſehen können *).

Edict, die künftige Einrichtung des Mennoniſten-Weſens in ſämmtlichen Provinzen excl. Schleſien betreffend. De Dato Berlin, den 30. July 1789.

Wir Friedrich Wilhelm von Gottes Gnaden, König von Preußen ꝛc. Thun kund und fügen hierdurch zu wiſſen, daß Wir Uns ſehr wohl erinnern, den in Unſern Landen wohnenden Mennoniſten Unſern Landesherrlichen Schutz und die ungeſtörte Ausübung ihrer Religions-Grundſätze beſtätiget und verſichert zu haben.

So ſehr wir nun geneigt ſind, von der Gewiſſensfreyheit Unſerer Unterthanen allen Zwang zu entfernen, ſo ſehr erfordert es jedoch das Wohl Unſerer Staaten, daß die Bekenner ſolcher Religions-Meinungen, welche eine der vorzüglichſten Pflichten getreuer Unterthanen, die Vertheidigung des Vaterlandes, verſagen, nicht nur nicht alle bürgerliche Vorzüge Unſerer andern, dieſe Pflicht gern und willig übernehmenden Unterthanen genießen, ſondern ſich

*) S. Edicten-Sammlung von 1789. No. 46. Col. 2541 — 2548.

ſich vielmehr Verbindlichkeiten unterwerfen, welche einigen, wenn gleich geringen Erſatz für die Befreyung von jener weſentlichen Pflicht eines Staatsbürgers zu leiſten im Stande ſind.

Nach dieſen Bedingungen werden Unſere jüdiſche Unterthanen behandelt, und die Mennoniſten dürfen ähnliche Einrichtungen um ſo weniger als Gewiſſenszwang anſehen, da ſolche auf Religions-Meinungen und gottesdienſtliche Handlungen keinen Bezug haben, ſondern ſie blos als bürgerliche Mitglieder des Staats betreffen, zu deſſen Vertheidigung und Cultur ſie ſogar weniger beyzutragen geneigt ſind, als die jüdiſchen Unterthanen.

Wir wollen, ordnen und befehlen dahero:

§. 1.

Daß, da den Oſt- Weſtpreußiſch und Litthauiſchen Mennoniſten in dem von Uns beſtätigten Patent von 29. März 1780. gegen eine jährliche Abgabe von 5000 Rthlr. zum Culmiſchen Cadetten-Hauſe, die Enrollements-Freyheit verſichert worden, es ferner ſein Bewenden haben ſoll, obgleich die jetzige Anzahl der männlichen Köpfe, diejenige bey weiten überſteiget, auf welche die Anlage der 5000 Rthlr. beruhet.

Damit aber dieſe Begünſtigung nicht ferner ihre Grenze überſteige, und die Mennoniſten nicht leicht mehr im Stande ſeyn mögen, die bequemſten und nahrhafteſten Beſitzungen anderer Unſerer dem Kriegesdienſt unterworfener Unterthanen an ſich zu bringen, wozu ſie theils durch außerordentliche hohe Kaufs-Preiſe, theils durch Entziehung derjenigen Laſten, die ſie ſonſt gemeinſchaftlich getragen, bishero mancherley Gelegenheit genommen haben; ſo ſollen

§. 2.

alle in Unſern Landen mit Grundſtücken angeſeſſene, oder ſich in Zukunft anſäßig machende Mennoniſten, und beſonders diejenigen, welche ſich in den Marienburgiſchen Werdern niedergelaſſen haben, zur Unterhaltung der proteſtantiſchen Kirchen, Prediger- und Pfarr-Gebäude, ingleichen der Schullehrer- und Schul-Gebäude, nach dem Verhältniß ihrer Grundſtücke, eben dasjenige beytragen, was ein proteſtantiſches Mitglied von ſeinen Beſitzungen zu leiſten verbunden iſt.

§. 3.

§. 3.

Eben ſo ſollen alle und jede in Oſt-Weſtpreuſſen und Litthauen wohnhafte Mennoniſten, ſie mögen angeſeſſen ſeyn oder nicht, in allen Fällen, wo ein proteſtantiſcher Einwohner bey Geburten, Verheyratungen oder Sterbefällen Stoll-Gebühren zu entrichten hat, eben dieſe Gebühren, nach Verhältniß des Standes und Gewerbes, und nach den, in den vorgeſchriebenen Tax-Ordnungen beſtimmten Sätzen, der Kirche und Geiſtlichkeit desjenigen Orts oder Bezirks, in welchem ein jeder wohnhaft iſt, zu entrichten ſchuldig ſeyn. Auch ſoll in Anſehung der Calende, wo ſolche üblich, eine gleiche Verbindlichkeit zu deren Entrichtung, wie bey den proteſtantiſchen Einwohnern deſſelben Orts oder Bezirks und von eben der Claſſe, auch in Anſehung ſolcher Mennoniſten ſtatt finden.

Da hiernächſt

§. 4.

verſchiedene Mennoniſten-Gemeinden ſich bisher einer Befreyung von vorſtehend erwehnten Parochial-Laſten, Abgaben und Gebühren angemaßet, auch wohl, beſonders in Weſtpreußen, beyfällige Erkenntniſſe darüber erſtritten haben, und dieſe Erkenntniſſe in der Vorausſetzung ſich gründen: als ob diejenigen geſetzlichen Vorſchriften, wornach die proteſtantiſchen Einwohner von den Pfarr-Abgaben an die catholiſche Geiſtlichkeit, und eben ſo die catholiſchen Einwohner in Anſehung der proteſtantiſchen Geiſtlichkeit befreyet worden, auch auf die Mennoniſten angewendet werden müſſen; ſothane Vorausſetzung aber ganz irrig iſt, indem bereits durch die unterm 17ten Auguſt 1775. und 24ten December 1777. an die Weſtpreußiſche Regierung und Cammer ergangenen Cabinets-Ordres feſtgeſetzet worden, daß jene allgemeinen Geſetze auf die Mennoniſten keinesweges ausgedehnet werden ſollen; ſo erwarten Wir zwar, daß diejenigen Mennoniſten, welche dergleichen Judicata für ſich haben, wenn ihnen gehörig bedeutet wird, daß dieſelben auf einer irrigen Vorausſetzung beruhen, den Vorſchriften des gegenwärtigen Edicts ohne fernere proceſſualiſche Weiterungen ſich unterwerfen werden. Wenn inzwiſchen gleichwohl einer oder der andere derſelben auf ſeiner vermeintlichen durch dieſe Erkenntniſſe erlangten Befreyung beſtehen, und auf

rech-

recht'iches Gehör und Erkenntniß darüber antragen ſollte; ſo ſoll ihm ſolches zwar geſtattet, alsdenn aber auch die proteſtantiſche Geiſtlichkeit durch Unſern Fiſcum vertreten, und bey der rechtlichen Entſcheidung eines ſolchen Prozeſſes, auf die vorangeführte authentiſche Declarationen vom 17ten Auguſt 1775. und 24 December 1777 die erforderliche Rückſicht genommen werden.

§. 5.

Da die Mennoniſten, ſo viel Uns wiſſend iſt, ſich bishero nur in proteſtantiſchen Kirchſpielen anſäßig gemacht haben; ſo haben Wir dieſe Verordnungen auf catholiſche Kirchſpiele mitzurichten, nicht nöthig gefunden. Weil es aber bey dieſem Unſern Geſetz gar nicht auf den Unterſchied der Religionen, ſondern lediglich darauf ankömmt, daß das Canton-Weſen in Unſern Staaten nicht geſchwächet werde; ſo folget auch, daß, wenn die Mennoniſten ſich künftig in catholiſchen Kirchſpielen anſäſſig machen, ſie dort gleiche Verbindlichkeiten, als in den proteſtantiſchen Kirchſpielen übernehmen müſſen.

§. 6.

Weil der Beytrag zu dieſen Kirchſpiels-Laſten lediglich die Abſicht hat, daß die übrigen, dem Kriegs-Dienſt unterworfenen Unterthanenn nicht zu ſehr gedrücket und ihre Beſitzungen an Mennoniſten zu veräußern genöthiget werden; ſo verſtehet ſich auch dagegen, daß die Mennoniſten an die gottesdienſtlichen Verrichtungen, und an den Heyraths- und Begräbniß-Gebräuchen der übrigen Kirchſpiels-Mitglieder, Theil zu nehmen nicht gezwungen ſind, ſondern vielmehr nach ihren Grundſätzen und Gebräuchen zu leben, ferner ungeſtöhrt berechtiget ſeyn ſollen.

§. 7.

Diejenigen Mennoniſten, welche in unurbaren Gegenden mit Unſerer Erlaubniß neue Colonien und Etabliſſements anlegen, ſind von dieſen Abgaben frey, weil daſelbſt keine Kirchſpiele anderer Unterthanen vorhanden ſind. Eben dahero dürfen auch diejenigen Mennoniſten in den Marienburgſchen Werdern, welche in ſolchen Gegenden etablirt ſind, wo zur Zeit ihrer Niederlaſſung noch keine Kirchſpiele vorhanden waren, weder zu den Abgaben an die jetzt

daſelbſt

daſelbſt befindlichen Kirchen und Schulen beytragen, noch Stollgebühren daſelbſt entrichten.

§. 8

Die Enrollements-Verbindlichkeit ausgenommen, müſſen die ſämtlich angeſeſſenen Mennoniſten alle übrige öffentliche Gemeinheits- und ſogenannte Nachbars-Laſten und Verbindlichkeiten gleich den übrigen Unterthanen übernehmen.

§. 9.

In Oſt- Weſtpreuſſen und Litthauen ſoll den Mennoniſten nur erlaubet ſeyn, unter folgenden Bedingungen, Grundſtücke von andern Unterthanen an ſich zu bringen:

1) Wenn der verkaufende Proteſtant oder Catholik einen zu ſeinem und ſeiner Familie Unterhalt hinreichenden Theil des Grundſtücks behält, und daher die alte kriegesdienſtfähige Familie angeſeſſen bleibt.

2) Wenn der in Schulden verſunkene Verkäufer ſich durch einen ſehr vortheilhaften Verkauf nicht nur dadurch ganz von ſeinen Schulden loßmachen, ſondern auch ein nothdürftiges Etabliſſement wieder anfangen kann, dazu aber ſo wenig ſelbſt, als durch Hülfe ſeiner Gläubiger einen andern eben ſo vortheilhaften Käufer anzuſchaffen im Stande iſt. Dieſe Umſtände müſſen von den Kammern des Oſt- und Weſtpreuſſiſchen, auch Litthauiſchen Departements unterſuchet, und Unſerm General-Directorio zur Prüfung und Ertheilung der Conceſſionen gegen die ſonſt üblich geweſenen Koſten vorgeleget werden. Ohne eine ſolche Original-Conceſſion ſollen die Hypotheken-Regiſtraturen kein Beſitz-Recht eines Mennoniſten in die Hypothekenbücher eintragen; wenn aber ſolches dennoch geſchiehet, ſoll die ſchuldige Hypotheken-Regiſtratur mit dem doppelten Betrage der Gebühren, welche ſie bey der Zuſchreibung des Guths an den unbefugten Beſitzer, erhalten hat, fiscaliſch beſtrafet und das Grundſtück, der Mennoniſt mag ſein Beſitz-Recht haben eintragen laſſen oder nicht, auf ſeine Gefahr und Koſten dem Meiſtbietenden öffentlich verkaufet, auch wenn bey einem ſolchen Verkauf ein Mehreres, als wofür der Mennoniſt das Grundſtück ſelbſt an ſich ge-

bracht hat, geboten werden ſollte, ein ſolcher Ueberſchuß ohne Abzug der jedesmahl von dem Mennoniſten zu tragenden Subhaſtationskoſten dem Fiſco zugeſchlagen werden. Wenn ein Gutsbeſitzer oder einer Unſerer Beamten ohne eine ſolche Conceſſion einen ſolchen Mennoniſten auf ein ſogenanntes Laß-Schaarwerks- oder ſolches Ruſtical-Gut, welches dem Beſitzer nicht eigentlich zuſtehet, angeſetzet hat, ſo ſoll der Mennoniſt nach Ablauf eines Jahres, welches jedoch von Johannis zu Johannis zu rechnen, das Guth räumen, und außerdem, wenn er des Vermögens iſt, in Funfzig Rthlr. fiscaliſche Strafe verfallen ſeyn, der Gutsherr oder unſer Beamter ſoll aber Einhundert Rthr. Strafe erlegen, und dem abziehenden Mennoniſten alle würkliche vorhandene Meliorationen nach der gerichtlich aufgenommenen Taxe ſachverſtändiger Leute erſetzen.

§. 10.

Nach den Grundſätzen der wahren Toleranz ſoll zwar jedem Unſerer Unterthanen der Uebertritt zum Mennoniſtiſchen Glauben unverwehrt bleiben. Wenn aber der Uebertretende zu derjenigen Claſſe von Einwohnern gehöret, welche nach der Staats- und Landesverfaſſung zu Kriegesdienſten verbindlich ſind, und derſelbe ſich dieſer Verbindlichkeit unter dem Vorwande ſeiner Religions-Aenderung entziehen will, ſo ſoll er einen andern tauglichen, keinem Canton unterworfenen Mann, auf ſeine Koſten zu ſtellen und ſo lange die Obligation des Mennoniſten zu den Kriegesdienſten dauert, auch bey einer erfolgten Deſertion einen andern zu ſiſtiren angehalten werden. Ein gleiches ſoll in Anſehung aller männlichen Nachkommen ſolcher zum Mennoniſtiſchen Glauben übergetretener Cantonspflichtiger Unterthanen ſtatt finden. Was aber die Kinder betrift, die aus vermiſchten Ehen eines Mennoniſten oder einer Mennoniſtin mit andern Religionsverwandten erzeuget worden: ſo ſollen dieſelben, da ſie nach den eigenen Grundſätzen der meiſten Mennoniſtiſchen Lehrer, zur Mennoniſtiſchen Gemeine nicht gehören, in der Religion desjenigen ihrer Eltern, welches dieſem Glaubensbekenntniß nicht zugethan iſt, erzogen werden.

§. 11.

§. 11.

In Oſt- Weſtpreuſſen und Litthauen ſollen keine fremde, auch keine bereits ausgewanderte Mennoniſten wieder angenommen werden.

§. 12.

Wenn jedoch ein ſolcher Mennoniſt ein Vermögen von Zwey Tauſend Reichsthalern ins Land bringet: ſo ſoll ihm verſtattet werden ſich in andern Provinzien, beſonders da, wo zur Viehzucht gute Gelegenheit iſt, niederzulaſſen und anzukaufen, jedoch muß derſelbe

1) dazu ebenfalls den Conſens Unſeres General-Directorii erhalten.
2) Sich den Verbindlichkeiten der §. §. 2. 3. 4. 5. und 8. unterwerfen.
3) Wegen der Enrollements-Freiheit muß derſelbe und ſeine männlichen Deſcendenten, in ſo fern ſie vermöge ihrer Größe und Geſundheit zum Kriegesdienſt oder zu Fuhrknechten brauchbar ſind, von 20 bis 45 Jahre, jährlich einen Reichsthaler hieſiges Courant zur General-Invaliden-Caſſe entrichten, weshalb von denen ſich künftig in Unſern andern Provinzien außer Oſt-Weſtpreuſſen und Litthauen anzuſetzenden Mennoniſten dem Militair-Departement, jedesmahl Nachricht gegeben werden muß.

§. 13.

Dagegen bleiben die in den übrigen Provinzien bereits anſäſſigen wenigen Mennoniſten von dieſem Beytrage zur General-Invaliden-Caſſe befreyet; alle übrige in dem 12ten §pho enthaltene Vorſchriften haben aber auf ſie gleiche Anwendung.

§. 14.

In Unſerm Herzogthum Schleſien behalten Wir Uns vor, nach Befinden der Umſtände, dieſerhalb das erforderliche beſonders zu verordnen.

§. 15.

Wir befehlen übrigens allen Unſern hohen und niedern Dicaſteriis und Landes-Collegiis, Geiſtlichen Civil- und Militair-Behörden, dem Officio Fiſci und überhaupt Jedermann ſich hiernach allerunterthänigſt zu achten, zu welchem Ende dieſes Edict durch den Druck öffentlich bekannt gemacht werden ſoll.

Uhrkundlich unter Unſerer Allerhöchſten eigenen

Unterſchrift und beygedrucktem Königl. Inſiegel. Gegeben zu Berlin, den 30. July 1789.

Friedrich Wilhelm.
(L. S.)

Gr. v. Finkenſtein. Gr. v. Herzberg. Gr. v. Blumenthal. v. Carmer. v. Gaudi. Frhr. v. Heinitz. v. Werder. v. Mauſchwitz. v. Reck. Gr. v. d. Schulenburg. v. Wöllner.

Den jetzigen Zuſtand der Mennoniſten in Holland lernt man aus der kurzen Nachricht kennen, welche Grabner in ſeinen Briefen über die vereinigten Niederlande *) gegeben hat. Er ſagt daſelbſt:

Nach und nach hat dieſe Sekte ihre Lehre von allen myſtiſchen Lehren geſichtet, und die heutigen Wiedertäufer oder ſogenanuten Mennoniten glauben durchaus an keine Begeiſterung, lächeln über eine vollkommene Gleichheit der Stände und Güter, und gehorchen den Befehlen der Obrigkeit unbedingt. Sie theilen ſich, wie die Remonſtranten, in zwey verſchiedene Sekten. Die vorzüglichſte derſelben ſchließt ſich in ihren Religionsbegriffen dicht an die aufgeklärteren Remonſtranten an, verwirft alle ſymboliſchen Bücher und Glaubensbekenntniſſe, nimmt die Bibel als die einzige Norm in Religionsſachen an, und hält alle Chriſten für ihre Mitbrüder; daher werden auch in ihrer Kirche Katholiken, Lutheraner, Reformirte ohne Bedenken zum Abendmahl gelaſſen. Nur darin unterſcheiden ſie ſich urſprünglich von den Remonſtranten, daß ſie keinen Eid thun, die Taufe nur an Erwachſenen verrichten, und weder öffentliche Aemter annehmen, noch Militairdienſte verrichten. Von dem letztern Punkt ſind jedoch mehrere, angeſehene Mennoniſten in den jüngſten Trubeln abgewichen, und haben ſich unter der Bürger-Miliz enrolliren laſſen. Was die Taufe betrift: ſo hat ſie bey ihnen in der That etwas ſehr Ehrwürdiges und Rührendes. Ich wohnte in Haarlem

*) Gotha bey Ettinger, 1792, 8. S. 476. ff.

lem einem ihrer Taufakte bey, wo acht ſechzehnjährige Jünglinge und eben ſo viel blühende Mädchen zu Gliedern der Kirche angenommen wurden. Der Prediger hielt eine vortrefliche Rede über den Zweck der Lehre Jeſu, trat hierauf in den Kreis der knienden Täuflinge, verrichtete die Taufe, ging ſodann zu einem jeden insbeſondere und ergrif ihn mit den Worten bey der Hand; ſtehe auf, geliebter Sohn, (geliebte Tochter) und ſey willkommen in der Gemeinde der Chriſten.

Die Hauptſitze dieſer toleranten Mennoniſten ſind zu Amſterdam, Rotterdam, Haarlem, Leyden, Utrecht, Zaandam und Harlingen, wo ſie mehrere Kirchen haben.

Die orthodoxen Wiedertäufer, wozu die meiſten mennonitiſchen Gemeinden in Friesland gehören, ſtimmen zwar in der Lehre von der Taufe, den Eidſchwüren, den Aemtern und der Soldatendienſte mit ihren eben beſchriebenen Brüdern überein, binden ſich aber an ein gewiſſes Glaubensbekenntniß und nähern ſich in mehrern Punkten der reformirten Kirche. Man rechnet, daß ſich in allen 190 größere und kleinere mennonitiſche Gemeinden in der Republik befinden. Eine kleine Zahl; die aber dagegen größtentheils aus helldenkenden, reichen, wohlthätigen, induſtriöſen und achtungswerthen Menſchen beſteht. Von ihrer alten Simplicität in der Kleidung, wodurch ſie ſich ehedem ſogleich kennbar machten, ſind ſie zwar abgewichen; ſie tragen ſich gegenwärtig ſo modiſch, wie andere Leute; zeichnen ſich aber doch im geſellſchaftlichen Umgange durch ihren Abſcheu vor Schwören und Fluchen aus. Selbſt vor Gerichte thun ſie keinen Eid; ſondern befeſtigen ihre Ausſagen blos durch ein feyerliches Ja. Die Toleranz der Regierungen iſt damit zufrieden und überzeugt, daß ſie ihr feyerlich gegebenes Wort ſo gut halten, als andere Religionsverwandten den heiligſten Schwur. Ich habe während meines ſiebenjährigen Aufenthaltes nur wenige Beyſpiele von einer unedlen Handlung, einem Bankerut, und noch viel weniger von groben Verbrechen eines Mennoniten gegen die Landesgeſetze gehört.

Bernouilli's Reiſen. XIII. S. 238.
Volkmann's Reiſen durch die vereinigten Niederlande.

Mennoniſten-Waſſer, ſ. Danziger Aquavite, Th. 8, S. 740.

Meno forte, und Meno piano ſind italieniſche Ausdrücke, welche in der Muſik gebraucht werden, und bedeutet erſteres weniger ſtark als vorher, und das andere weniger ſchwach. Beydes wird blos durch einzelne Buchſtaben angezeigt, als: mf. und mp.

Menola, der italieniſche Nahme des Laxierfiſches Sparus Maena Linn.

Menologium, ein Heiligenkalender.

Menoniſten, ſ. Mennoniſten, oben, S. 410.

Menophites, ſ. Memphit, oben, S. 338.

Menorrhagia, Blutgang, Blutfluß, bey dem andern Geſchlechte, beſonders in ſo fern er eine unordentliche Beſchaffenheit hat. S. Monathliche Reinigung.

Menoſcher, ſ. Meneſcher, oben, S. 344.

Mens, ſ. Seele, Verſtand, Naturell.

Menſa, ſ. Tiſch, Tafel ꝛc.

Menſch, der *), ein Individuum des menſchlichen Geſchlechts, d. i. ein mit einer vernünftigen Seele begabtes Thier.

1. Ueberhaupt und im weiteſten Verſtande. Alle Menſchen ſind ſterblich. Es iſt kein Menſch zu Hauſe, niemand.

Mit dem beſtimmten Artikel wird es oft im Singular für ein Menſch, oder auch collective für

*) Schon bey dem Kero als ein Hauptwort Menniſch, bey dem Ottfried Menniſco, Mennisg, bey dem Notker Menniſcho, im Niederſächſ. Minsk, im Dän. Menniske, im Schwed. Människa, im Iſländ. Manneska, im Angelſ. Menniſc, und ſchon bey den alten Aegyptiern Manoſch. Es iſt ein zuſammen geſetztes Wort von Mann, welches ehedem auch einen Menſchen bedeutete, wie noch im Iſidor Manno und im Engl. Man, und dem Suffixo —iſch.

für Menſchen gebraucht. Was iſt der Menſch, daß du ſein gedenkeſt, Pſ. 8, 5.

2. In engerer Bedeutung mit einigen Nebenbegriffen.

(1) In Abſicht auf deſſen veränderliche Umſtände.

α) In Anſehung des eingeſchränkten Zuſtandes, der anklebenden Schwachheiten. Wir ſind alle Menſchen, d. i. eingeſchränkte, ſchwache, den Fehlern und Irrthümern unterworfene Menſchen.

β) In Anſehung des geſellſchaftlichen Lebens geſitteter Menſchen und der darin gegründeten Pflichten; im Gegenſatze des Unmenſchen. Erinnere dich, daß du ein Menſch biſt. S. Menſchlich, welches in dieſem Verſtande noch üblicher iſt.

γ) In Anſehung der Vernunft, durch welche ſich der Menſch von allen übrigen ſichtbaren Geſchöpfen unterſcheidet.

(2) Der ganze Gemüthszuſtand des Menſchen, doch nur in der bibliſchen Schreibart und ohne Plural. Der alte Menſch, das natürliche Verderben, im Gegenſatze des neuen Menſchen, oder der in der Wiedergeburt hervor gebrachten neuen Fertigkeit; beydes, weil ſie ſich über alle Fähigkeiten des Menſchen erſtrecken. Der innere Menſch, bey den Myſtikern, das Gemüth, im Gegenſatze des äußern Menſchen, oder des Körpers. — Die Uebereinſtimmung in dem Laute in dem Lat. Mens iſt hier blos zufällig, indem dieſes zu dem Zeitworte meinen gehört.

(3) Eine Perſon männlichen Geſchlechts, wo es doch nur im verächtlichen Verſtande üblich iſt, wenigſtens nur von ſolchen Perſonen ge-

braucht wird, von welchen man ohne beſondere Achtung ſprechen zu können glaubt. Mit Achtung braucht man dafür das Wort **Mann**, und mit Ehrerbietung das Wort **Herr**. Im Plural hat es in dieſer Bedeutung nicht Menſchen, ſondern Leute. Ein artiger junger Menſch, Ein böſer, liederlicher, ruchloſer Menſch. Es iſt ein guter ehrlicher Menſch, Ein armer Menſch. Im weiblichen Geſchlechte lautet es in einer ähnlichen Bedeutung das Menſch.

Das **Menſch**, des, — es, und im Plur. die **Menſcher**, iſt das vorige Wort, nur mit verändertem Geſchlechte und in eingeſchränkter Bedeutung.

1. Eine Perſon männlichen Geſchlechts, beſonders in der letzten Bedeutung des vorigen Wortes; eine im Hochdeutſchen ungewöhnliche Bedeutung. Im Schwabenſpiegel wird daz Menſche und der Menſch, ohne Unterſchied, von einer männlichen Perſon gebraucht.

2. Eine Perſon weiblichen Geſchlechtes.

(1) Ueberhaupt und ohne allen verächtlichen Nebenbegriff; eine im Hochdeutſchen gleichfalls veraltete Bedeutung, welche noch bey dem Opitz, beſonders von einer jungen unverheyratheten Perſon, mehrmahls vorkommt. Ein reiches Menſch, ein reiches Mädchen, eine reiche Jungfer.

Diß Menſch ſoll ſolche Noth, ſoll ſolche große Noth
Mir ſeilen auf den Hals?
Opitz von ſeiner Geliebten.

Kein Kluger liebt ein Menſch von ihrer Kleidung wegen,
Die ſonſten gräulich iſt. Ebend.

Hier liegt der zugebracht ſein Leben hat mit Lieben

Zu

Zu lieben dieſes Menſch, das allzeit ihn geplagt.
Ebend.

Nur in den niedrigen Sprecharten kommt es noch zuweilen in dem Verſtande vor.

(2) In engerer Bedeutung, eine geringe Perſon weiblichen Geſchlechtes im verächtlichen Verſtande. **Ein armes Menſch. Ein böſes zankſüchtiges Menſch.** Ein Frauensmenſch, Weibsmenſch. Beſonders eine zu geringen Dienſten verpflichtete weibliche Perſon, eine Magd, Ital. Maſſara; doch auch nur in der harten und verächtlichen Sprachart. **Ein Dienſtmenſch, Küchenmenſch, Kindermenſch, Stubenmenſch.** Im Salzburgiſchen und andern Gegenden des ſüdlichen Deutſchlands findet kein verächtlicher Nebenbegriff bey dieſem Worte ſtatt. **Kuchelmenſch** und **Kindsmenſch** zum Beyſpiele iſt, nach der dortigen Art zu ſprechen, mit **Köchinn** und **Kindermädchen** völlig gleichbedeutend. — An den Höfen, beſonders Oberdeutſchlands, ſind die **Kammermenſcher** geringere Kammerbedienten, welche unmittelbar auf die Kammerdienerinnen folgen, und ihres geringen und verächtlichen Titels ungeachtet oft Figur genug machen. Die **Kehrmenſcher** ſind eben daſelbſt geringere weibliche Perſonen, welche die Zimmer auskehren.

In noch verächtlicherem Verſtande pflegt man eine Hure in manchen Gegenden nur ein Menſch zu nennen, wo es zugleich ein Schimpfwort iſt, welches auf Anbringen des Klägers gerichtlich geahndet wird. Engl. Wench, eine Hure.

Von dem Unterſchiede zwiſchen dem Menſchen und den übrigen Thieren.

So leicht es in jedem vorkommenden Falle auch iſt, einen Menſchen von einem Thiere zu unterſcheiden, ſo ſchwer haben es die ältern Naturforſcher, und ſelbſt Linné, doch gefunden, ſpecifiſche Merkmahle anzugeben, die den Menſchen von dem Affen trennen. Linné wagte es deshalb nicht, einen generiſchen und ſpecifiſchen Character für den Menſchen feſtzuſetzen, ſondern rechnete ihn mit dem langhändigen Affen (Linné's Homo Lar, Gibbon) zu einer Art. Die neueren Naturforſcher und inſonderheit der Herr Hofrath Blumenbach *), ſind hierin aber glücklicher geweſen, und haben ſolche äußere und innere Merkmahle aufgefunden, die den Menſchen auch von dem menſchenähnlichſten Affen überflüſſig unterſcheiden.

I. Was die unterſcheidenden Merkzeichen in der **äußeren Bildung** betrifft: ſo ſind hierher auch einige zu ziehen, welche zwar in eine Zuſammenſtellung des Skelets gehören, allein ſich doch in der äußeren, von jener abhangenden Beſchaffenheit des Körpers zeigen, wo denn folgende, zumal wenn man ſie zuſammengeſtellt betrachtet, eine vollſtändige Erklärung von der menſchlichen Art (ſpecies) zu enthalten ſcheinen:

A) Aufrechte Stellung.

B) Breites, flaches Becken.

C) Zwey Hände.

D) Zähne in glatter Ordnung an einander gereiht,

*) Man ſehe vorzüglich deſſelben Abhandlung über die natürlichen Verſchiedenheiten im Menſchengeſchlechte. Nach der dritten lat. Ausg ins Deutſche überſetzt von Dr. J. G. Gruber. Mit Kupfern. Leipzig, 1798, 291 S. in 8.

gereihet, und aufrecht ſtehende Unterſchneide-zähne.

Hierauf wird man, als auf ſeine Hauptſtücke, alles übrige, was die Beſchaffenheit des menſchlichen Körpers beſonders hat, füglich beziehen können *).

A) Aufrechte Stellung.

Hier müſſen beſonders zwey Punkte bewieſen werden: daß nähmlich

1) die aufrechte Stellung zur Natur des Menſchen paſſe; und

2) daß ſie dem Menſchen eigenthümlich ſey.

Dieſes wird unten erhellen. Jenes beſtätigt a priori der Bau des menſchlichen Körpers ſelbſt, und a poſteriori die einmüthige Uebereinſtimmung aller uns bekannten Völker jedes Zeitalters. Um bey der Sache nicht lange zu verweilen, bedarf man keines weiteren Beweiſes als deſſen, welchen man für das Gegentheil anzuführen, und von den Beyſpielen vierfüßiger, unter Thieren aufgewachſener Kinder, herzunehmen pflegt. Denn wer dieſer Sache ernſtlicher nachdenkt, ſieht leicht, daß man ſich keinen andern Zuſtand des Menſchen denken könne, worin er weiter von dem ihm von der Natur beſtimmten abwiche, als eben dieſen, worin wir die unglücklichen Kinder geſehen haben; denn mit eben demſelben Rechte könnte man jede Mißgeburt für die ideale Norm der menſchlichen Bildung halten, als man das Beyſpiel ſolcher wilden Kinder mißbraucht, um die dem Menſchen natürliche Art

*) S. Blumenbach a. a. O. S. 19 ff.

Art zu gehen und zu leben, daraus zu beweiſen. Und dennoch darf man nur dieſe Nachrichten von den wilden Kindern etwas genauer beſeitigen, ſo erhellt aus den ächteſten, der Ungewißheit und dem Zweifel wirklich nicht ausgeſetzten Beyſpielen darunter, als des Peters von Hameln *) (Peter the wild boy, Juvenis Hannoveranus, Linn.); des Mädchens aus Champagne **); des pyrenäiſchen Mannes ***) und anderer, klar, daß dieſe Unglücklichen aufrecht gegangen ſind; in der Geſchichte der übrigen aber, welche man gemeiniglich für vierfüßige gehalten hat, als des irländiſchen Jünglings unter den Schaafen Linn. ſtößt man auf verſchiedenes, was ſie ſehr zweifelhaft macht; ja jener wilde Menſch des Linné (homo ſapiens ferus, S. N. Ausg. 12. 1ſter Th. S. 28.) ſcheint in der That mit nicht gröſſerem Rechte vierfüßig als behaart benannt werden zu können.

Zwar wäre es ganz unnöthig, eine an ſich klare und einleuchtende Sache mit langen Beweiſen zu unterſtützen; allein ſie gänzlich unberührt zu laſſen, verbieten ein paar berühmte Männer, der Italiener P. Maſcati nähmlich, und der Holländer A. Schrage †), die paradoxen Begünſtiger der entgegen geſetzten Meinung. Indeſſen

*) Man vergleiche Voigts Magazin für Phyſik und Naturgeſchichte 4ter Theil, 3ter Abſchn. S. 91. Und (Monboddes) antient metaphyſics, 3ter Theil, Lond. 1784. 4. S. 57 und 367.

**) (de la Condamine) hiſtoire d'une jeune fille ſauvage. Paris 1761. 12.

***) Vergl Leroy ſur l'exploitation de la Mâture dans les Pyrenées. Lond. 1776 4. S. 8.

†) S. deſſen Verhandeling over de Longteering in dem Handbuche, welches den Titel hat: Genees-Natuuren Huishud-kundige Jaarboeken, 3ter Theil, 1ſter Abſchnitt S. 32.

deſſen wird es hinreichen, nur weniges aus dem ſehr vielen heraus zu heben.

Daß alſo der Menſch von Natur zum aufrechten Gange beſtimmt ſey, bezeugt gleich auf den erſten Anblick die Länge der Schenkel im Verhältniß des Rumpfes und der Arme. Denn kann man ſchon dem Daubenton nicht beyſtimmen, wenn er meint, daß kein Thier, außer dem Menſchen, ſo große Hinterfüße habe *), deren Länge gleich wäre der Länge des Kopfes und Rumpfes; welches die Beyſpiele verſchiedener Säugthiere, als des Gibbon (Simia lar) und des kapſchen Springers (Jerboa Capenſis) widerlegen: ſo iſt doch jedem klar, daß der alſo gebaute Menſch auf keine Weiſe wie die vierfüſſigen Thiere gehen könne; da ſelbſt die Kinder nicht anders, als mit den Knien aufgeſtemmt, kriechen können, obſchon ihre Schenkel in dieſem zarten Alter in dem ſchon benannten Maße kürzer ſind, als bey Erwachſenen.

Allein nicht blos die Größe, ſondern auch die beſondere Stärke der Schenkel, mit den ſchwächern Armen verglichen, zeigen deutlich, daß dieſe einzig von der Natur zur Stütze des Körpers bereitet ſind; was hauptſächlich durch einen aus der Oſteogonie entlehnten Beweis dargethan wird, wo man nähmlich weiß, daß bey einem jüngſtgebornen Kinde die Knochen des Vorderfußes, und zwar hauptſächlich die Ferſe weit geſchwinder hart werden und zur Vollkommenheit gedeihen, als die Knochen in der Hand, und das, wie es die Natur der Sache mit ſich bringt, da die zarten

*) S. Memoires de l'acad. des ſciences de Paris 1764. S. 569.

zarten Händchen in den erſten Lebensjahren kaum einige Kraftäußerung nöthig haben, die Füße aber ſchon beym Verlauf des erſten Jahres zur Stütze des Körpers und zum aufrechten Gange geſchickt ſeyn müſſen.

Ferner lehrt die ganze Zuſammenfügung der Bruſt, daß der Menſch auf keinen Fall wie die Thiere gehen könne. Denn wenn dieſe langfüſſig ſind, iſt ihre Bruſt an den Seiten gleichſam zuſammen gedrückt, vorwärts aber gebogen, und die Schlüſſelbeine mangeln ihnen, damit die Füße von beyden Seiten einander beſſer ausweichen, und mithin die Laſt des Körpers leichter und feſter tragen können. Ueberdies haben die vierfüſſigen Thiere entweder ein längeres Bruſtbein, oder mehrere Rippen, welche weiter an den Rand des Hüftbeines (Criſta ilei) herabgehen, um die Eingeweide des Unterleibes in der Lage des horizontalen Rumpfes zu halten. Dies alles aber verhält ſich anders bey dem zweyfüßigen Menſchen. Seine Bruſt iſt flacher, die Schultern durch die Schlüſſelbeine weit von einander abgeſondert, der Bruſtknochen kurz, der Unterleib mehr als bey den genannten Thieren der beinernen Stützen entblößt, und anderes der Art mehr, was keinem, der nur wenige Skelette vier- beſonders langfüßiger Thiere, etwas aufmerkſam mit dem menſchlichen vergleicht, wird entgehen können, was denn alles zeigt, wie unpaſſend der Bau des Menſchen zum Gange auf Vieren ſey, daß er nicht anders als unſicher, ſchwankend, äußerſt beſchwerlich und ermüdend für ihn ſeyn könnte *).

B)

*) Mehreres hierüber ſiehe in Ger. Vrolik unter Seb. Juſt. Bruckmanns Präſ. vertheidigter Diſſert. de homine ad ſtatum greſſumque erectum per corporis fabricam diſpoſito. Leiden 1795. 8.

B) Das menſchliche Becken breit und flach.

Dem bisher Geſagten giebt die Betrachtung des menſchlichen Beckens die größte Bekräftigung, deſſen ganz beſondere Bildung ebenfalls ein unterſcheidendes Kennzeichen iſt wodurch ſich der Menſch wunderbar weit von den Menſchenähnlichen Affen, und im Allgemeinen von allen und jeden übrigen Säugthieren am weiteſten und offenbarſten entfernt.

Die Behauptung, daß nur dem menſchlichen Skelette ein wahres Becken beyzumeſſen ſey, könnte, ſo paradox und affektirt ſie auch ſcheinen dürfte, doch zu vertheidigen ſeyn. Wenn man nähmlich unter Becken verſteht, eine ſolche Zuſammenfügung der Hüft- mit dem heiligen und Kukusbeine (os coccygis,) welche der Geſtalt eines Beckens nahe kommt: ſo weichen die länglichten Hüftbeine der übrigen Säugthiere von dieſer Beckenbildung außerordentlich weit ab. Denn ob ſchon des Orangutang (ſimiae ſatyri) und des Elephanten Hüftblätter, etwas mehr Aehnlichkeit mit der Geſtalt des menſchlichen Beckens zu haben ſcheinen, als die der andern Säugthiere: ſo ſind ſie doch nichts deſto weniger bey dem erſtern länger als breiter, bey dem letztern aber ragt eine ſehr verlängerte Verknorpelung des Schambeines hervor, und ſo fällt bey beyden offenbar die Aehnlichkeit des Beckens, von welcher wir reden, hinweg, welche ſich alſo bloß bey dem Menſchen, durch die Ebnung der Hüftknochen über dem Schloßbeine, ihrer zarten Verknorpelung, der Krümmung des heiligen Beines von der Erhebung an und der vorwärts gerichteten Schwanzbeinwirbel (os coccygis) äußert.

Die

Die hintere Seite des Beckens dient den Steißmuskeln zum Fundament, deren äußerſten oder großen kein anderer Muskel des Körpers an Dicke gleich iſt, und welche mit einer ſehr ſtarken Lage Fett bedeckt die Hinterbacken bilden, deren fleiſchige, gefügige, und gerundete Fülle, welche den After verbirgt, nicht minder klaſſiſche Schriftſteller der Naturgeſchichte, wie Ariſtoteles [1]) und Büffon [2]) als die größten Phyſiologen, ein Galenus [3]) und Haller [4]) für das Hauptkennzeichen halten, durch welches der Menſch ſich von den Affen, welche ganz ohne Geſäß ſind, am meiſten unterſcheide.

Ferner hängt von der benannten Krümmung des Heiligen= und des Schambeines eine merkwürdige Richtung der innern weiblichen Geburtsglieder, und beſonders der Mutterſcheide ab, deren Achſe ſich weit mehr als bey den übrigen weiblichen Säugthieren von der ſogenannten Achſe des Beckens vorwärts neigt, was zwar die Geburt etwas zu erſchweren pflegt, hingegen andern Unbequemlichkeiten, welchen die aufrecht gehende Frau, beſonders bey dauernder Schwangerſchaft, unterworfen ſeyn könnte, ungemein vorbeugt [5]).

Derſel-

1) Von den Theilen der Thiere. IV. 10.

2) Hiſt. nat. ater Th. S. 544. „Hinterbacken ſind blos der menſchlichen Geſtalt eigen.“

3) De uſu partium. XV. 8.

Den phyſikotheologiſchen Zweck dieſes Vorzuges hat Spigel ſehr ſcharfſinnig ausgedacht in ſeinem Werke: de humani corporis fabrica, S. 9.

„Einzig der Menſch kann unter allen Thieren bequem ſitzen; denn er erhielt fleiſchige und große Hinterbacken, welche ihm ſtatt Unterlage, Kiſſen und gepolſterten Sopha dienen, damit er durch das Sitzen keine Beſchwerlichkeit empfindend, den Geiſt beſſer beſchäftigen könne, mit Nachdenken über göttliche Dinge.“

4) De corp. hum. functionibus, 1ſter Th. S. 57. „Auch werden die Affen durch ein anderes Zeichen nicht leicht von den Menſchen unterſchieden.“

5) S. mit mehrerem hierüber Sommer über die Axe des weiblichen Beckens, Weiſſenfels 1797.

Derſelben Richtung der Mutterſcheide iſt es beyzumeſſen, daß das andere Geſchlecht in der menſchlichen Gattung, nicht wie die Thierweibchen den Urin hintenaus läßt; und das um ſo weniger, da bey dieſen, (ſo viel bis jetzt bekannt iſt) die Oeffnung der Harnröhre nicht wie bey dem menſchlichen Weibe zwiſchen den Schamlefzen ausgeht, ſondern rückwärts in die Mutterſcheide ſelbſt tritt [z]).

Hier iſt auch noch des Hymens zu erwähnen, welches Häutchen bisher bey keinem andern Thiere iſt gefunden worden. Weder bey den Weibchen der gemeinen Affen, noch der Paviane ſind irgend eine Spur davon, oder in Warzen verwandelte Ueberreſte vorgekommen; eben ſo wenig als in dem weiblichen Elephanten.

In Anſehung der Nymphen und Clitoris ſcheint Linné ungewiß zu ſeyn, ob ſie außer dem weiblichen Geſchlechte der menſchlichen Gattung auch andere Weibchen haben? Herr Hofrath Blumenbach und andere Zergliederer haben es aber zur Genüge erwieſen, daß keiner von dieſen Theilen dem Menſchen eigenthümlich ſey.

C) Der Menſch, ein zweyhändiges Thier.

Aus dem, was über des Menſchen Stellung bisher geſagt worden iſt, ergiebt ſich der größte Vorzug ſeiner äußern Bildung, nähmlich: der freyſte Gebrauch zweyer ſehr vollkommener Hän-

de;

z) Mehr hierüber ſehe man in den hierher gehörigen Abſchnitten aus den Anfangsgründen der Phyſiologie des Herrn Hofrath Blumenbach's.

de, durch deren Bildung er ſo weit über den übrigen Thieren ſteht, daß dadurch einige ältere Philoſophen ſogar bewogen wurden zu behaupten: „Der Menſch ſcheine deshalb am weiſeſten zu ſeyn, weil er mit Händen ausgeſtattet iſt.“ Dies iſt wirklich zu paradox; weniger ſcheint ſich im Gegentheile die Behauptung des Ariſtoteles von der Wahrheit der Natur zu entfernen: „Der Menſch hat Hände, weil er das weiſeſte Thier ſeyn ſollte;“ da ſelbſt bey den menſchenähnlichen Affen ein Haupttheil der Hände, der Daumen, nach Verhältniß kurz, faſt abgekippt iſt. —

Die Affen und andere Thiere, welche man insgemein Menſchenähnliche nennt, von der Gattung der Paviane, Meerkatzen und Faulthier-Affen (Lemur) ſind in der That weder zwey- noch vierfüßig, ſondern vierhändig zu nennen. Denn ihre Hinterfüße haben ebenfalls einen ächten Daumen und keine Zehen, welche der zweyfüßige Menſch allein erhalten hat, daß ſie demnach mit größerem Rechte als ihre Vorderfüße den Namen der Hände verdienen, da ſie bekanntlich geſchickter zum Greifen eingerichtet ſind, als jene. Auch giebt es eine Art von Meerkatzen, (den Coaita, Paniscus, Waldteufel), welche an den Vorderhänden keinen Daumen hat, da man hingegen nirgends ein vierhändiges Thier dieſer Gattung geſehen, welches an der Hinterhand deſſelben ermangelt hätte.

Daraus kann man leicht den Streit ſchlichten, der darüber geführt worden iſt, ob nähmlich die Waldmenſchen (ſim. ſatyrus) und andere menſchenähnliche Thiere ihrer Natur nach in den Wäldern auf Zweyen oder Vieren gehen. In der That keins von beyden. Denn da die Hände

nicht

nicht zum Gehen, ſondern zum Greifen eingerichtet ſind, ſo iſt an ſich klar, daß die Natur dieſe Thiere beſtimmt habe, ihr Leben meiſt auf den Bäumen hinzubringen. Auf dieſe klettern ſie, und ſuchen ihren Unterhalt darauf, wo ihnen denn das eine Paar Hände zum Anhalten, das andere zum Abreiſſen der Früchte und andern Verrichtungen dient; und zu dieſem Behufe hat die Natur die mit unvollkommenen Händen verſehenen Meerkatzen mit einem Wickelſchwanze verſorgt, mit welchem ſie auf den Bäumen ſich ſicherer halten könnten. Und nun iſt es kaum einer Erinnerung bedürftig, daß es das Werk erlernter Kunſt ſey, wenn man unterweilen aufrecht gehende Affen entdeckt hat, da ſchon aus genauen, nach dem Leben gezeichneten Abbildungen des Waldmenſchen [1]) klar zu ſehen iſt, wie unbequem und widernatürlich erzwungen eine ſolche Stellung ſey, wo man ſich mit den Vorderhänden auf einen Stock ſtützt, indeſſen die hintern auf eine nicht paßliche Weiſe zu einer Fauſt verſchlungen ſind [2]). Und noch iſt nirgends ein Beyſpiel von einem Affen, oder einem andern Säugthiere außer dem Menſchen bekannt geworden, welches wie dieſer, auf beyden Füßen aufrecht ſtehend, das Gleichgewicht halten konnte.

Hieraus erhellet, daß die aufrechte Stellung nicht minder zur Natur des Menſchen paſſe, wie

1) S. z. B. des berühmten Wasmaer Monographie.

2) Linné behauptet daher ohne gehörigen Grund: „daß es Affen gebe, welche eben ſo gut als der Menſch mit aufrechtem Körper, auf zwey Füßen gehen, und daß ſie wegen des Gebrauchs, den ſie von Händen und Füßen machen, zu der Menſchengattung gehören." S. Herrn Hofrath Blumenbach's naturhiſtoriſche Abbildungen, Zweyter Heft, Taf. 12, Göttingen, 1797.

wir geſehen haben, als ſie ihm eigenthümlich iſt. Demnach „hebt allein das Menſchengeſchlecht das Haupt in die Höhe und ſtehet leicht auf geradem Körper.“

D) Eigenthümlichkeiten der menſchlichen Zähne.

Die Zähne ſind bey dem Menſchen mehr, als bey den übrigen Säugthieren in gleicher Ordnung an einander gereiht.

Die untern Schneidezähne gehen mehr aufwärts, was man unter die Hauptunterſcheidungsmerkmale des menſchlichen Körpers rechnen kann.

Die Hundszähne ſtehen weder heraus, noch weit ab, ſondern ſind in gleicher Ordnung mit den benachbarten verbunden.

Die Backenzähne haben beſonders krumme ſtumpfe Spitzchen, wodurch ſie ſich von den Backenzähnen des Waldmenſchen, des Gibbon, und aller Thierarten dieſer Gattung am augenſcheinlichſten unterſcheiden.

Endlich zeichnet ſich der menſchliche Kinnbacken durch drey Merkmahle aus; nähmlich durch die ungemeine Kürze, durch das etwas hervorragende zu den aufrechten Schneidezähnen paſſende Kinn, am meiſten aber durch die beſondere Form der Knorren an dem Hinterkopfe, (Condyli) und ihre Richtung und Verbindung mit den Knochen der Schläfe, wodurch er ſich von den Kinnbacken, wenigſtens aller bekannten Säugthiere unterſcheidet, und welches alles deutlich zeigt, daß der Menſch von der Natur beſtimmt ſey, alle Arten Nahrung zu verzehren, oder zu einem Allverzehrer.

Es giebt noch verſchiedene andere, indeſſen minder wichtige Merkmahle, die man ebenfalls

zu

zu dem auszeichnend Charakteriſtiſchen des Menſchen zu rechnen pflegt, als das Ohrläppchen, ſchwellende Lippen, beſonders die Unterlippe, und anderes der Art mehr, welches hier aber übergangen werden kann.

Von der kahlen Glätte des menſchlichen Köpers aber muß wenigſtens etwas geſagt und unterſucht werden, in wie fern ſie zu den unterſcheidenden Zeichen, durch welche der Menſch von den übrigen, ihm einigermaßen ähnlichen Säugthieren, ſich trennt, können gerechnet werden. Nach Linnés Behauptung „giebt es zwar irgendwo Affen, welche unbeharter ſind, als der Menſch“ der Herr Hofrath Blumenbach geſteht aber, daß er bisher nach dieſem irgendwo vergebens geforſcht habe. Hingegen weiß man aus der einmüthigen Uebereinſtimmung glaubwürdiger Reiſebeſchreiber, daß jene Menſchenähnlichen, auf Angola und der Inſel Borneo einheimiſchen Affen, welche man gewöhnlich unter dem gemeinſamen malayiſchen Nahmen Oranutan begreift, nicht minder als der Langarm ihrer Natur nach, weit beharter ſind als der Menſch, und die Beyſpiele jener hin und wieder in Europa geſehenen Thiere beſtätigen es, welche, wiewohl noch nicht völlig ausgewachſen, und von ſchwächlicher Geſundheit, doch nichts deſto weniger mehr Haare hatten, als der Menſch.

Das aber iſt außer Zweifel geſetzt, daß man hin und wieder, und zwar hauptſächlich auf einigen Inſeln des ſtillen Meeres, Einwohner bemerkt hat, welche durch behartere Körper ſich ausgezeichnet haben, von denen jedoch bis jetzt noch eine Beſchreibung mangelt.

Zuerſt hat ihrer der durch ſeine Seefahrten berühmte Spangberg [1]) Meldung gethan, der von den Japaniſchen Küſten nach Kamtſchatka zurückkehrend auf der ſüdlichern von den kuriliſchen Inſeln (im 43° 50′ der Breite) ein ſolches Volk gefunden zu haben erzählt [2]).

Der berühmte J. R. Forſter [3]) hat unter den Einwohnern der Inſeln Tanna, Mallicolle und Neukaledonien nur zuweilen ſolche abweichende Individuen wahrgenommen.

Man erzählt noch von einer ähnlichen Race auf Sumatra, welche im Innern der Inſel wohnen ſoll, und Orangguqu genennet wird [4]).

Wiewohl nun aber im Allgemeinen die Haut des Menſchen durch Glätte und Haarloſigkeit ſich auszeichnet, ſo ſcheinen doch im Gegentheile einige beſondere Theile des menſchlichen Körpers haariger als bey den Thieren, z. B. die Scham und die Höhlung unter dem Arm, welche die Alten deshalb ebenfalls zu den dem Menſchen eigenthümlichen Merkmalen gerechnet haben.

II. Merkwürdige Eigenheiten des menſchlichen Körpers, in Anſehung der innern Einrichtung [5]).

Man

1) Müller's Sammlung ruſſiſcher Geſchichte. 3ter Th. S. 174.

2) Ohne Zweifel die Inſel Nadiesda, von deren Einwohnern dieſes, aber nur durch Sage der Gefährten des großen Cook, Jac. King, gehört hatte, in voyade to the northern hemisphere. 3ter Th. S. 377.

3) S. deſſen Bemerkungen auf ſeiner Reiſe um die Welt. S. 918.

4) Der über dieſe Inſel klaſſiſche Schriftſteller Marsden erzählt es nach Hörenſagen Hiſtory of Sumatra. S. 35. Note *).

5) S. Blumenbach, a. a. O. Seite 35 ff.

Man wird dieſe Unterſuchung auf zwey Hauptſtücke zurückführen können, indem wir

A. das ausforſchen, weſſen entweder der Menſch allein, oder nächſt ihm nur einige wenige Thiere, ermangeln; und

B. das, was im Gegentheile ihm eigenthümlich iſt.

A. Die inneren, dem Menſchen fehlenden Theile.

Dieſe Theile, welche man in den Säugthieren, hauptſächlich den zahmen, findet, wurden ſonſt, da die Gelegenheit, menſchliche Kadaver zu zerlegen, ſeltner war, oder aus Liebe zur Zootomie vernachläſſigt wurde, durchgängig alle auch dem Menſchen zugeſchrieben.

Hierher gehört z. B. das Fleiſchfell, oder der Hautmuskel, panniculus carnoſus ſeu muſculus ſubcutaneus, welcher von Galenus und deſſen Anhängern, ja ſogar von dem Reformator der menſchlichen Zergliederungskunſt, der ſie von galeniſchen Irrthümern ſo ſtreng reinigte, dem Veſalius, dem Menſchen fälſchlich beygelegt, von Nicolaus Steno aber abgeſprochen, und einzig den unvernünftigen Thieren zugeſchrieben wurde *).

Das wunderbare Netz (aus Blutadern beſtehend hinter dem Gehirne) zählte Galenus unter die Theile des menſchlichen Körpers, Veſalius aber zeigte nach Berengarius, einem Anhänger des Carpus, daß es der Menſch nicht habe.

*) Der Hautmuskel beſteht aus einer muskulöſen Haut zwiſchen dem Felle und Fette, vermittelſt welcher die Thiere das Fell erſchüttern und die Inſecten verſcheuchen.

Daß der Menſch keinen **Aufhängemuskel des Auges** oder Augapfels, oder ſiebenten Muskel habe, womit die vierfüßigen Säugthiere verſehen ſind, hat nach der natürlichen Wahrheit zuerſt Fallopius gelehrt. Dieſer Muskel dient den vierfüßigen Thieren dazu, das Auge zu erheben, wenn ſie über ſich blicken wollen, welchen der Menſch ſeiner aufrechten Stellung wegen entbehren kann. Dem Orangutang mangelt dieſer Muskel auch.

Daß die menſchliche Frucht in keine Harnhaut (allantois) eingewickelt ſey, was bey den übrigen, nur nicht allen Säugthieren der Fall iſt, hat man nur neuerlich erſt dargethan.

Das **Spannaderband des Halſes**, ligamentum ſuſpenſorium colli, fehlt dem Menſchen und dem Affen. Dieſer weiße und ſehnige Theil, welcher unter dem Nahmen **Haarwachs** bekannt iſt, dient den Quadrupeden dazu, daß ſie Kopf und Hals aufrecht halten. Wiewohl es nun dem Menſchen und Affen zugleich mangelt, ſo folgt doch keinesweges daraus, daß dieſe letztern auch aufrecht gehen müſſen, da bey dieſen eine ſehr artige Stuctur der Halswirbel, bey dem Menſchen aber blos der zweyfüßige Gang den Mangel dieſes Bandes erſetzt. Alles beruht auf dieſen Halswirbeln. Die menſchlichen Halswirbel, wovon in der Fig. 5120 der fünfte und ſechſte abgebildet ſind, ſind parallel, flach, und discus-förmig, da ſie hingegen bey dem Affen wie ſchuppichte Fortſätze abſchüſſig auf die erſteren herunter gehen, und dachziegelförmig auf einander liegen. S. Fig. 5121, wo die ganze Zuſammenfügung der Halswirbel des Mandrils oder Maimons vorgeſtellt iſt.

Das

Das Zungenloch an den obern Vorderzähnen (foramen inciſiuum) hat der Menſch zwar mit den vierfüßigen Thieren gemein, doch iſt es nach Verhältniß kleiner bey ihm, und einfach, da es bey den meiſten übrigen Säugthieren doppelt, und bey vielen ungeheuer groß iſt.

Das Zwiſchenkinnladenbein muß aus mehr als einer Urſache einzeln abgehandelt werden. Denn die Knochen, welche in der obern Kinnlade bey dem Menſchen zuſammenſtoſſen, und alle und jede Oberzähne feſt in ſich halten, ſind bey den Thieren durch einen gewiſſen dritten vorwärts gehenden Knochen, der wie ein Pfahl zwiſchen ihnen ſteht, von einander getrennt worden, welchen Haller deshalb, weil die oberen Schneidezähne (wenn welche vorhanden ſind) in ihm ſtehen, den Nahmen **Schneideknochen** gegeben hat. Allein da man ihn auch in jenen Säugthieren findet, welche dieſe Oberzähne nicht haben, wie die wiederkäuenden Thiere und der Elephant, und das afrikaniſche zweygehörnte Rhinozeros ſind, oder in ganz zahnloſen, als dem Ameiſenbär und Wallfiſch: ſo hat Herr Hofrath Blumenbach ihn lieber den **Zwiſchenkinnladenknochen** genannt *). Bey einigen iſt es ein einziger ungetheilter Knochen, bey vielen hingegen iſt er in zwey Stücke getheilt, bey andern aber durch eigne Nähte von den benachbarten Knochen des Hinterhauptes geſondert, deren eine bey ſehr vielen im Geſichte auf beyden Seiten nach der Naſe, zu den äußerſten Höhlen der

*) Bey den ſehr berühmten Zootomikern Vitet und Vicq d'Azyr heißt es das Unterkinnbackenbein, und bey Blair in der Oſteographie des Elephanten, das Gaumenbein.

Schneidezähne, die andere im Gaumen von dieſer Höhle gegen das vordere gewölbte Gaumenloch hinläuft. Da nun Camper den Mangel dieſes Knochens zu den Hauptmerkmalen gerechnet hat, wodurch der Menſch von andern Säugthieren ſich unterſcheide, ſo entſtezt freylich die doppelte Frage:

1) ob er dem Menſchen wirklich mangele, und
2) ob er in allen übrigen Säugthieren ſich finde?

Das erſte hat vor drittehalb Jahrhunderten den Anatomikern der damaligen Zeit Stoff zu einem ſehr heftigen Streite gegeben. Denn da Galenus die eben benannte Naht des Zwiſchenkinnladenbeins zu den übrigen des Hirnſchädels rechnet, ſo bediente ſich Veſalius nach ſo viel andern Zeugniſſen auch dieſes, zu beweiſen, daß er ſein, ſo lange für ein Kanon gehaltenes oſteologiſches Handbuch nicht nach dem menſchlichen, ſondern nach dem Skelett des Affen verfertigt habe. Nach den vergeblichen Verſuchen des Jak. Sylvius aber, durch elende Vorwände ſeinen Galen zu retten *), hielt man dieſe ganze Unterſuchung für ſo vollkommen beendigt, daß der neuerliche Verſuch des berühmten Vicq d'Azyr, die Analogie zwiſchen der Einrichtung des Menſchen und der Thiere, in Anſehung des Zwi-

*) Er quält ſich dergeſtalt mit der Rettung ſeines göttlichen Galenus, daß er endlich auch zu der Entſchuldigung ſich herabläßt, daß die Menſchen, wiewohl ſie jezt keine Zwiſchenkinnladenbeine mehr hätten, doch zu Galens Zeiten allerdings dieſelben gehabt haben, und daß man deshalb den Fürſten der Anatomiker nicht anzuklagen habe, — „ſondern einige Verhinderungen der Natur, welche in unſern Zeiten die Folgen der Leckerey und einer unzeitigen und übermäßigen Liebe geweſen wären.“

Zwiſchenkinnladenbeins, zu beweiſen, in der That wider alles Vermuthen und alle Erwartung war*). Denn die einzige Spur einer Aehnlichkeit, worauf dieſe Analogie ſich gründet, iſt eine Lücke im halben Bogen, welche man an den Kinnbackenbeinen der menſchlichen Früchte und Kinder ſchräg über bey den Höhlen der Schneidezähne erblickt, und welche, wie allgemein bekannt, auch jezuweilen bey Erwachſenen noch übrig iſt **). Daß aber dieſe Lücke unrichtig durch die Benennung Naht bezeichnet werde, hat ſchon vor zwey hundert Jahren und drüber weislich und nach der wahren Natur der ſcharfſinnige Fallopius angemerkt. Daß ſich aber auf der Geſichtsoberfläche der Kinnladenknochen im menſchlichen Schädel nicht einmal durch eine ſolche Spalte, geſchweige eine Naht bemerkbar mache, welche bey dem Affen ſo ſichtbar iſt ***), verdient kaum eine Erinnerung.

Was aber die andere Frage betrifft, ob dem Menſchen allein unter den Säugthieren der Zwiſchenkinnladenknochen mangle, ſo geſteht der Herr Hofrath Blumenbach, daß er ihn in mehreren Hirnſchädeln vierhändiger Thiere vergebens geſucht habe.

Die Nähte, welche dieſen Knochen umſchränken, fehlen in dem Skelett der unzeitigen Meerkatze, welches in dem akademiſchen Muſeum zu Göttingen aufbewahret wird, an deren Hirnſchädel ſonſt die übrigen Nähte ziemlich deutlich zu ſehen

*) S. Memoires de l'academie des ſciences de Paris, 1780.

**) Man ſehe ſchon Veſalius und Coiters Abbildungen.

***) S. Euſtachius Tab. anat. 46. 2te Fig.

ſehen ſind, ſo wie an andern unterſuchten Hirnſchädeln dieſer Thiere.

In dem Skelett eines wirklich ungeheuer großen menſchenähnlichen Affen von der Inſel Borneo, welches Blumenbach in dem Naturalienkabinet des Fürſten von Oranien zu Haag ſorgfältig und zu wiederholtenmalen unterſuchte, hat er auch nicht die geringſte Spur von jenen Nähten entdeckt. Dieſes Skelett war von einem alten Thiere, und die meiſten Hirnſchädelnähte waren verwachſen.

Mit dem Hirnſchädel eines jüngern menſchenähnlichen Thieres, deſſen Skeletts-Ueberreſte er zu London im brittiſchen Muſeum entdeckte, verhält es aber anders. Dem alten noch daran hangenden Zettel zufolge, war es ein Orang-Utang, welchen der Schiffskapitain Aprix von der Inſel Sumatra mitgebracht hatte. In dieſem Hirnſchädel war auch nicht ein Schatten von den Nähten des Zwiſchenkinnladenbeines, ob ſchon die übrigen insgeſammt vorhanden waren.

Aber auch weder Ed. Tyſon hat ſie in ſeinem Troglodyten von Angola gefunden, noch ſind ſie ſichtbar in Daubenton's Abbildung eines ähnlichen Hirnſchädels von einem eben daſelbſt erzeugten Thiere.

Dem ſey indeſſen wie ihm wolle, ſo iſt doch dieſes ausgemacht, was man ebenfalls zu den Merkzeichen des Menſchen rechnen kann, daß die Kinnbacken in den Hirnſchädeln der genannten Affen und übrigen Säugthiere bey weitem mehr vorwärts ragen *).

In

*) Mehr ſehe man hierüber in des Herrn Hofrath Loder's anatomiſchen Handbuche I. B. S. 85 ff.

In Fig. 5122, welche den Schädel eines Mandrils vorſtellt, iſt bey aa dieſer Zwiſchenkinnladenknochen der Thiere mit den Nähten b b zu ſehen.

B. Die Unterſchiede des Menſchen von den andern Säugthieren in Anſehung einiger innern Theile.

Man ſieht leicht ein, daß hier nur von wenigen, und zwar den beſonderſten Unterſchieden der Art die Rede ſeyn könne.

Um alſo von dem Kopfe anzufangen, ſo hat der Menſch einiges minder Wichtige, ausgenommen, die größte Gehirnmaſſe, und nicht (welche Meinung ſeit Ariſtoteles Zeiten ſich behauptet hatte) nach dem Verhältniß der ganzen Körpers, ſondern nach des berühmten Sömmering ſchöner Beobachtung in Rückſicht der zarten Nerven, welche hier ihren Urſprung haben*). Wird nun das geſammte Nervenſyſtem in phyſiologiſcher Hinſicht in zwey Theile getheilt, in den ſogenannten Nerventheil, als welcher die Nerven ſelbſt, und die Maſſe beyder Gehirne, und des ihrem Urſprunge am nächſten liegenden Rückenmarks enthält, und in den Empfindungstheil, welcher näheren Bezug hat auf das Band, durch welches die Verrichtungen der Nerven mit den Seelenvermögen verknüpft ſind: ſo hat der Menſch die größte Maſſe jenes edleren Empfindungstheils erhalten.

Gleich

*) S. deſſel. Abhandlung: De basi encephali. Goetting. 1778. S. 17.
Derſelbe über die körperliche Verſchiedenheit des Negers vom Europäer. S. 59.
Auch J. Gottfr. Ebel obſerv. nevrol. ex anatom. comparata. Frankf. an der Oder 1788.

Gleich merkwürdig iſt eine andere Entdeckung, ebenfalls des ſcharfſinnigen Forſchers Sömmering, daß die, von andern zwar öfters bemerkten **Steinchen der Zirbeldrüſe**, von dem vierzehnten Jahre an, ſo durchgängig in den menſchlichen Hirnſchädeln gefunden werden, daß ſie gleichfalls zu den Eigenthümlichkeiten des Menſchen gezählt zu werden verdienen *). Nur einmal hat er ähnliche Steinchen in der Zirbeldrüſe des Dammhirſches gefunden. Und haben ſie ja einmal in dem Gehirne eines erwachſenen Menſchen gefehlt, ſo gehört dies in der That zu den ſeltenſten Anomalien.

In der Bruſt müſſen wir die Lage des Herzens dem Menſchen eigenthümlich nennen, denn dieſes Eingeweide liegt nicht, wie bey vierfüßigen Thieren, auf dem Bruſtknochen auf, ſondern wie es die aufrechte Geſtalt mit ſich bringt, auf dem Zwergfelle. Auch iſt die Grundfläche deſſelben nicht wie bey jenen, dem Kopfe, ſondern den Bruſtwirbeln entgegen, ſo wie die Spitze der linken Bruſt, weshalb bey jenen rechtes und linkes Herz, was bey dieſem im Gegentheile vorderes und hinteres iſt. Auch ſtößt bey ſehr wenigen andern Säugthieren, außer dem Menſchen, der Herzbeutel mit dem Zwergfelle zuſammen.

Die Speiſeröhre iſt vollkommen ſo, wie ſie ein alles freſſendes Thier haben mußte.

Man dürfte nähmlich ſagen, daß ſie gewiſſermaßen ähnlich ſey der der fleiſchfreſſenden Thiere, in Anſehung des Baues des Magen, und der Kürze des Blinddarms;

Der

*) Sömmering de lapillis vel prope vel intra glandulam pinealem sitis. Mainz 1785.
Eine Abbildung hat er geliefert in der Diſſert. de decuſſatione nervorum opticorum. daſ. 1786.

Der der Kräuterfreſſenden hingegen in der Länge der dünnen Därme, und dem auszeichnenden Unterſchiede von den dicken; in dem faltigen Grimmdarm; dem Mangel der ſcharfen Drüſen, welche bey dem After den Reinigungsſaft (Smegma) abſondern; u. ſ. w.

Endlich findet man bey den **Geburtsgliedern** des Menſchenweibes außer den oben benannten Stücken noch ein beſonderes Mittelgefäß, die Gebärmutter (Uterus); und die Leibesfrucht zeichnet ſich durch das Gewebe des Mutterkuchens (Nachgeburt), die Länge der Nabelſchnur, und eine einzige Nabelblutader, aus.

Dem noch ſehr zarten menſchlichen Embrio aber iſt, ſo viel ich weiß, das bisher räthſelhafte **Nabelbläschen** eigen, welches allen menſchlichen Früchten bis ohngefähr zum vierten Monat nach der Empfängniß gemein iſt, und ihrer Natur gemäß zukommt *).

III. Eigenheiten des Menſchen in Anſehung der **Verrichtungen der animaliſchen Oekonomie.**

Vorzüglich muß hier die ganz beſondere Zartheit und nachgiebige Weichheit des ſchleimichten Gewebes (des insgemein ſogenannten Zellgewebes) unter der menſchlichen Haut erwähnt werden. Denn es iſt die bekannteſte Sache, daß in Hinſicht auf die Dichtigkeit dieſes netzförmigen Schleimes unter den verſchiedenen Thiergattungen und ihren Arten, ein auszeichnender Unterſchied ſtatt findet; bey der Schlange z. B. iſt ſie zähe, bey der Forelle weicher: und ſchon vorlängſt

*) Siehe Blumenbach im 9ten Theile der Commentationum ſocietatis Regiae ſcient. Götting. S. 116.

längſt bemerkte auch Zinn, dieſer ſo genaue Anatom, daß der Menſch vor den übrigen Säug- und andern Thieren das feinſte und zarteſte Schleimnetz habe.

Die Weichheit dieſes Mittelgefäßes (parenchyma) gehört zu den Hauptvorzügen des Menſchen, durch welche er vor den übrigen Säugthieren ſich auszeichnet. Denn da dieſes Netz einerſeits von der Haut an über den ganzen Körper bis zu deſſen Innerſten ſich verbreitet, und gleichſam als gemeinſames Band, zwiſchen alle und jede Theile der ganzen Maſchine, eingewebt iſt; von der andern aber den Sitz der allgemeinſten unter allen Lebenskräften, der Elaſticität (contractibilitas) nähmlich, beſtimmt, woven Stahls Tonus (Spannung) *) ſcheint entſtanden zu ſeyn: ſo iſt es ausgemacht, daß der Menſch eben dieſer nachgiebigen Weichheit des netzförmigen Schleimes es verdanke, daß er leichter, als irgend ein anderes Säugthier an jedes Klima ſich gewöhnen, und unter jedem Himmelsſtriche leben kann.

Wie alſo die Natur — was wir vorhin geſehen haben — den Menſchen in Anſehung der Nahrung zu einem Allverzehrer gemacht hat: ſo hat ſie auch gewollt, daß er in Anſehung des Aufenthalts jedem Boden und Klima angehöre, und ein παντοδαπον ſey; und deshalb hat ſie ſeinen Körper aus dem nachgiebigſten Schleimnetze bereitet, damit er deſto leichter nach den mannichfaltigen Einwirkungen der verſchiedenen Klimate ſich fügen und einrichten könne.

Die-

*) G. Stahl de motu tonico vitali. Halle 1702. 4.

Dieſer Gefügigkeit ſich zu gewöhnen, kommt eine andere phyſiologiſche Eigenheit des Menſchen ungemein zu ſtatten, nähmlich **lang-ſames Wachsthum, lange Kindheit, ſpäte Mannbarkeit.** Bey keinem andern Säugthiere wächſt die Hirnſchale ſo ſpät zuſammen, brechen ſo ſpät die Zähne hervor, keins, außer dem Menſchen, lernt ſo ſpät erſt auf den Füßen ſte-hen, wächſt ſo ſpät völlig aus, oder reift ſo ſpät zur Ausübung der Geſchlechtsverrichtungen.

Hingegen giebt es von der andern Seite auch kein Säugthier, dem in Betracht der mäſ-ſigen Körpermaſſe die Natur ein ſo **ſpätes Le-bensende** geſetzt hätte [1]).

Uebrigens iſt dem Menſchen **keine beſon-dere Jahreszeit** zu dem Verlangen nach Bey-ſchlaf beſtimmt, wie den Thieren.

Den Männern iſt der Vorzug **nächtlicher Samenergießungen** zu Theil geworden, welche man in ſo fern zu den natürlichen Abſonderun-gen eines geſunden Menſchen rechnen kann, als er durch ſie, wenn es ihm nach Verhältniß des Temperaments und der Körperbeſchaffenheit zu-träglich iſt, von einem beſchwerlichen und ſonſt reizenden und überflüſſigen Samen befreyet wird [2]).

1) Das natürliche Ende des menſchlichen Lebens (wel-ches man nähmlich für das gewöhnlichere und gleichſam feſtbeſtimmte Ziel des Greiſesalters halten könnte) kann man kaum beſtimmen. Doch iſt es merkwürdig, was eine genaue Vergleichung mehrerer Mortalitätsli-ſten lehrt, daß, nach Verhältniß, ziemlich viel europä-iſche Greiſe das 84ſte Jahr erreichen wenige aber es überleben. Nun erhellt bey einer Berechnung des menſch-lichen Lebensalters, durch eine Vergleichung deſſelben mit dem Lebensende anderer Säugthiere, leicht, welch ein großer Vorzug auch in dieſem Betracht, oder we-nigſtens, welche Vergütung mit Wucher für die lange Kindheit dem Menſchen iſt zugeſtanden worden.

2) Mehreres hierüber ſehe man in Chr. Rudolph Jä-niſch Diſſert. de pollutione nocturna, Gött. 1775. 4.

Dagegen haben die Weiber nicht minder eigenthümlich, aber allgemeiner und alle insgeſamt den monatlichen Blutfluß, ſo daß Plinius das Weib mit Recht das einzige monatliche Thier nennen konnte. Es haben zwar hin und wieder Schriftſteller einen ſolchen Fluß auch weiblichen Thieren, und hauptſächlich aus der Klaſſe der vierhändigen zugeeignet und geſagt, daß z. B. die Dianen (ſimia Diana) durch die Schwanzſpitze die monatliche Reinigung halten, u. dgl. m. Aufmerkſame Beobachter haben dagegen zwar unterweilen eines oder das andere Affenweibchen geſehen, welches einen Mutterblutfluß hatte, allein keins, wo er, nach der Ausſage aufrichtiger Wärter, periodiſch geweſen wäre; dieſe hingegen hielten ihn für die Wirkung einer Krankheit und widernatürlich, ja mehrere bekannten offenherzig, daß man ihn gemeiniglich für einen monatlichen Fluß ausgäbe, um die Bewunderung des Pöbels dadurch deſto mehr zu erregen.

IV. Die Eigenthümlichkeiten des Menſchen, in Anſehung der Selenvermögen.

Hierher zählen alle mit einem Munde als den höchſten und größten Vorzug des Menſchen den Gebrauch der Vernunft. Wenn man nun aber über die Bedeutung dieſes Worts genau nachforſcht; ſo muß man in der That über die himmelweit verſchiedenen Erklärungen erſtaunen, welche die vernünftigſten Philoſophen von dem Begriffe der Vernunft geben. Nach einigen iſt ſie ein ganz beſonderes, dem Menſchen allein eigenes Seelenvermögen, nach andern wenigſtens ein ungemeiner und vorzüglicher Grad deſſelben, von dem man in der thieriſchen Seele nur ſchwa-

che Spuren vorfinde. Nach dieſen iſt ſie der Einigungspunkt aller höheren Vermögen des menſchlichen Geiſtes, nach jenen eine beſondere Richtung der geiſtigen Vermögen des Menſchen, u. ſ. f.

Kürzer aber und ſicherer kann man dieſe Unterſuchung abthun, wenn man a poſteriori, wie es heißt, dieſen Vorzug des Menſchen darein ſetzt, daß er ihn zum Herrſcher und Herrn der übrigen Thiere macht. Daß er dieſe Herrſchaft habe, liegt am Tage. Eben ſo offenbar aber iſt es, daß die Urſache dieſer Herrſchaft nicht in der körperlichen Kraft des Menſchen liege. Sie muß alſo einzig auf die Geiſtesgaben und deren Vorzüge bezogen werden. Und dieſe Gaben, durch welche nun der Menſch vor allen übrigen Thieren den Vorrang hat, mögen ſie übrigens von welcherley Art und Natur ſeyn, wollen wir **Vernunft** nennen.

Die Natur hat den Menſchen, wie wir geſehen haben, ſo eingerichtet, daß er alles eſſen und den ganzen Erdkreis bewohnen kann. Dieſe unbegrenzte Freyheit im Genuß der Nahrung, und in der Wohnung, bringt nach den unendlich verſchiedenen Klimaten, Boden und andern Umſtänden eben ſo mannichfaltige Bedürfniſſe in dem Menſchen hervor, denen er auf einerley Art nicht abhelfen kann. Der Schöpfer ſteuerte ihn alſo mit Vernunft und Erfindungsgeiſt aus, durch welche er dieſen Bedingungen gemäß ſich einrichten kann.

Deshalb haben auch ſchon im höchſten Alterthume die weiſeſten Völker, dieſem größten Herrſchaftsgeber des Menſchen, dem Erfindungsgeiſte nähmlich, göttlichen Dienſt erwieſen. Thoth

hieß er bey den Aegyptiern, Hermes bey den Griechen.

Denn ſo, um vieles in wenigem zu faſſen, verfertigt ſich der Menſch Werkzeuge, weshalb ihn Franklin ſcharfſinnig als ein Inſtrument machendes Thier beſchreibt (a tool-making animal); ſo hat er Rüſtung und Pfeile ſich ſelbſt verfertiget, ſo hat er die Arten Feuer hervorzulocken ſich ausgedacht, und ſo hat er, damit einer ſich des Beyſtandes und der Hülfe des andern bedienen könne, ſich die Sprache erfunden, welche ebenfalls unter die Eigenthümlichkeiten des Menſchen zu rechnen iſt, da ſie nicht wie die Stimme der Thiere ihm angeboren, ſondern, was ſchon die willkührliche Verſchiedenheit derſelben zeigt, von ihm zum Gebrauche erdacht worden iſt.

Außer der gedachten Geiſtesäußerung, der Sprache nähmlich, müſſen wir nun noch zweyer anderer erwähnen, von welchen es weniger außer Zweifel geſetzt iſt, ob ſie, wie die Sprache, dem Menſchen einzig zukommen, indem ſie nicht von ihm erfunden, ſondern ihm gleichſam angeboren ſind, und nicht ſowohl zum Vernunftgebrauch, als zu den Leidenſchaften des Gemüths gehören; **Lachen** nähmlich, der Begleiter der Fröhlichkeit, und **Weinen**, dieſer beſte Theil unſerer Empfindung.

Daß außer dem Menſchen noch viele Thiere Thränen vergießen, iſt etwas allbekanntes. Allein es fragt ſich, ob ſie auch aus Kummer weinen. Von einigen behaupten es zwar gültige Zeugen, als Steller [1]) von der Bärenrobbe (phoca urſina),

1) Nov. Comment. acad. ſcient. Petropolit. Theil 2. S. 353.

urſina), und der berühmte Pallas [1]) von den Kameelen. Ob aber die Thiere durch Lachen ihre Heiterkeit offenbaren, ſcheint zweifelhafter, wie wohl Schriftſteller hin und wieder Beyſpiele davon aufgezeichnet haben. Le Cat z. B. behauptet, den Troglodyten von Angola lachen und weinen geſehen zu haben [2]).

* * *

Von den natürlichen Verſchiedenheiten im Menſchengeſchlechte, welche durch Ausartungen entſtanden ſind.

I. Verſchiedenheit der Hautfarbe [3]).

Es iſt hiervon zwar ſchon im Artikel Leibesfarbe, Th. 71, S. 647 fl. gehandelt worden; gleichwohl wird folgendes zur genaueren Erklärung dieſer merkwürdigen Erſcheinung, nach dem Herrn Hofrath Blumenbach, hier nicht am unrechten Orte ſtehen.

Die Hautfarbe hängt vorzüglich von dem Schleimnetze, insgemein das Zellgewebe genannt, ab, von deſſen ſehr großer Wichtigkeit in der Oekonomie des menſchlichen Körpers wir oben S. 447 geredet haben. Dieſes dient nicht bloß der ganzen Maſchine gleichſam zum Fundament, in wie fern es den übrigen nur nicht allen, ähnlichen Theilen bis zum Mark der Knochen eingewebt iſt, ſondern iſt auch auf der äußern Oberfläche des Körpers in Verbindung gebracht mit der weißen und zähen allgemeinen Bedeckung, der eigentlichen Haut nähmlich, wel-

1) S. deſſen Nachricht über die mongoliſchen Völkerſchaften. Th. 1. S. 177.

2) S. deſſen Traité de l'exiſtence du fluide des nerfs. S. 35.

3) S. Blumenbach a. a. O. S. 91 fl.

che den übrigen Körper umfaßt und einſchließt, und welche außer andern, beſonders von einem großen Apparate von Hautnerven und lymphatiſchen Venen, endlich aber auch von ſehr engverbundenen und feinen Netzen blutführender Gefäße angeſchwellt iſt.

Jene, die Nerven nämlich, ertheilen der Haut Empfindung, damit ſie das Gefühlsorgan, und gleichſam Wächter des ganzen Körpers ſey.

Die andern, die lymphatiſchen Venen nämlich, machen wieder die Haut zum Werkzeug des Ausdünſtens und Einſaugens.

Dieſe aber, ich meine die blutführenden Gefäße, gehören zunächſt zu gegenwärtiger Unterſuchung, indem die allgemeinen Bedeckungen des Körpers, nebſt der Lunge und dem Darmkanal einen großen Reinigungs- und chemiſchen Verarbeitungsplatz für die menſchliche Maſchine durch ſie errichten, welcher, wie ſich bald ergeben wird, bey Feſtſetzung der Hautfarbe ſehr großen Antheil hat.

Das Fell iſt mit einem ſehr zarten Schleime überzogen, welchen man nach der irrigen Beſchreibung des Erfinders das Malpighiſche Netz nennt. Es macht dieſes gleichſam ein leimichtes Band aus, wodurch die äußerſte Lage der Bedeckungen, das die Oberfläche des Körpers überziehende und zu oberſt bedeckende, halb durchſichtige, und bey dem gebornen Menſchen zunächſt der atmoſphäriſchen Luft ausgeſetzte Fellhäutchen nähmlich, endlich mit der Haut zuſammen hängt.

Netz und Fellhaut ſind durch ihren ganz einfachen von Nerven und Gefäßen völlig entblößten Bau, von der Natur des Felles ſehr weit unter-

unterſchieden, kommen aber in mehr als einem Stücke mit einander überein, ſo daß eine Verwandſchaft dieſer gleichartigen Theile, ja gewiſſermaßen das Entſpringen der äußerſten Haut aus dieſem untergelegten Netze, ſehr wahrſcheinlich ſcheint.

Dieſe beyden verwandten Unterlagen beſtimmen in ſo fern den **Sitz der Farbe** der Bedeckungen, daß ſie bey den weißen Menſchen, wo ſie kein Pigment haben, die natürliche röthliche Weiße des Fells durchſchimmern laſſen; da bey den Oliven- oder anders farbigen hingegen das Hauptpigment der Haut auf dem malpighiſchen Netze haftet, und das, obſchon bläſſere Fellhäutchen offenbar an dem Farbenanſtrich deſſelben Theil nimmt; und daß, je ſchwärzer das Netz, es auch um deſto dicker und der Gattung Membran, davon es eine Art iſt, ähnlicher, je durchſichtiger hingegen es iſt, um deſto zarter wird, und nur die Beſchaffenheit eines flüſſigen Schleimes bekommt.

Wiewohl zwiſchen dem reinen Weiß der Europäerinn, und dem höchſten Schwarz der ſenegambiſchen Negerinn die Hautfarbe der Menſchen in zahlenloſen Nüancen zu ſpielen ſcheint; und keine von dieſen weder allen Menſchen eines und deſſelben Volkes gemein, noch irgend einem Volke ſo eigen iſt, daß man ſie nicht auch bisweilen bey andern, übrigens von dieſen ſehr verſchiedenen, antreffen ſollte: ſo ſcheinen doch im Allgemeinen alle Nationalverſchiedenheiten der Farbe ſehr bequem auf folgende fünf Hauptklaſſen zurückgeführt werden zu können.

1) Die weiße Farbe, wie bey den meiſten europäiſchen Völkern. Dieſe Varietät hat die

Röthe der Wangen eigenthümlich, welche man an den übrigen wenigſtens ſeltner bemerkt.

2) Die gelbe (engliſch yellow, olive tinge) welche gleichſam das Mittel hält zwiſchen der Farbe vom Weitzen und gekochten Quitten, oder getrockneten Citronenſchalen; bey den mongoliſchen Völkern gewöhnlich.

3) Kupferartige (engl. copper - colour, franz. bronzé) oder dunkel goldgelbe, und faſt roſtfarbige, dem Zimmt oder Lohfarbe nicht unähnlich; den Amerikanern faſt eigenthümlich.

4) Die braune (badius, engliſch tawny, franz. baſané) oder Mittelfarbe zwiſchen neuem Mahagonyholze, und den Gewürznägelein oder Kaſtanien; der malayiſchen Race, und den Südſeeinſulanern gemein.

5) Endlich die ſchwarze (engliſch tawny-black), welche bey gewiſſen äthiopiſchen Völkerſchaften pechſchwarz (engl. iet - black) iſt; doch iſt dieſe Rußſchwärze keinesweges den Aethiopiern eigenthümlich, ſondern man trifft ſie auch an andern ſehr verſchiedenen, und von einander weit entfernten Varietäten des menſchlichen Geſchlechts, in Miſchung mit der Hauptfarbe der Haut an, wie bey den Braſiliern, Californiern, Indiern und Südſeeinſulanern, wo die Neukaledonier z. B. einen in dieſer Hinſicht unmerklichen Uebergang von der hellbraunen Farbe der Otaheiter durch die kaſtanienbraune der Bewohner der Inſel Tongatabu u der ſchwarzen der Neuholländer machen.

Der Sitz der Hautfarbe iſt zu unſern Zeiten außer allem Zweifel geſetzt. Allein die Urſachen dieſer Verſchiedenheit aufzuſuchen — dies iſt das Schwierige bey der Sache. Und zwar beſonders haben die Schriftſteller mit der Erklä-

rung der Negerfarbe ſich gemartert, welche vor allen übrigen Nationalfarben ſchon in den älteſten Zeiten den Europäern auffallen, und die Köpfe zu Unterſuchungen reitzen mußte. Kein Wunder denn, daß zu dieſem Behuf mancherley Hypotheſen erdacht wurden. Dem Klima z. B. ſchreiben das Meiſte zu Büſſon hiſtoir. natur. Th. 3. S. 526. Zimmermann geogr. Geſchichte des Menſchen, u. ſ. w. Th. 1. S. 77. Der Abt Nauton im Journal de Phyſique. Th. 18. 1781. — Der Galle Peter Barrere in einer Diſſ. Sur la cauſe phyſique de la couleur des negres 1741. 12. — Dem Blute, außer ſo viel andern beſonders Th. Towns in den philoſophical Transactions Th. 10. S. 398, welcher im Gegentheile an der Wirkſamkeit der Sonne bey dem Färben der Haut der Neger zweifelte. — Den Kügelchen im Blute, welche an der Haut anſchießen, der Verf. der mehr als einmal z. B. von des Moles im Jahr 1742 von Mounier 1775 vertheidigten Periſer mediciniſchen Unterſuchung. — Einem Eiſenüberfluſſe im Negerblute, welcher durch die Tranſpiration der Phosphorſäure auf dem Schleimnetze präcipitirt werde. Kant in Engels Philoſophen für die Welt, Th. 2. S. 151 ꝛc.

Blumenbach glaubt, daß man die nächſte Urſache der verbrannten oder ſchwarzen äußern Hautbedeckungen, in einem Uebermaße von Kohlenſtoff (carbonaceum elementum) im menſchlichen Körper ſuchen müſſe, welcher mit dem Hydrogen durch das Fell ausgeſondert, durch den Zutritt eines atmosphäriſchen Oxygens aber präcipitirt, und an dem malpighiſchen Schleime angeſetzt wird.

Es iſt allgemein bekannt, daß ſelbſt den Negern ihre Nationalfarbe nicht angeboren wird, ſondern daß ſie dieſelbe nach der Geburt, wenn das Band, welches die Frucht mit der Mutter zuſammengehalten hatte, getrennt iſt, durch Hinzukunft der äußern Luft erhalten.

Ferner ſcheint zum Abſondern und Anſetzen des Kohlenſtoffes die Wirkung der blutführenden Gefäße des Fells erforderlich. Denn wird dieſe geſtört, oder hört ſie gar auf, ſo bekommen auch die Schwarzen und Neger zuweilen eine widernatürliche fehlerhafte Weiße der Haut. Dagegen hat man die Erfahrung gemacht, daß auf der weißen Haut, wenn jene Wirkung der Fellgefäße hervorgebracht worden, Sommerſproſſen und Flecken von ſchwarzer Farbe entſtanden ſind, ja daß ſie faſt eine Negerſchwärze angenommen hat.

Jener Kohlenſtoff ſcheint nun im Allgemeinen bey Schwarzgallichten am häufigſten zu ſeyn; denn zwiſchen der Verrichtung der Galle und der allgemeinen Bedeckungen (wozu auch die Haare gehören) iſt eine offenbare Uebereinſtimmung, indem beyde Organe, Leber nähmlich und Haut, zu den hauptſächlichſten und wechſelſeitig zuſammen ſtimmenden Reinigungsörtern der Blutmaſſe gehören.

Dann aber iſt die Einwirkung der Klimate auf das Geſchäft der Leber überaus ſtark, welches durch die heftigere Sonnenhitze zwiſchen den Wendezirkeln außerordentlich aufgeregt und verſtärkt wird. Deshalb giebt es zwiſchen den Wendekreiſen mannichfaltige und endemiſche Gallenkrankheiten. Deshalb ferner iſt das Temperament der meiſten zwiſchen den Wendekreiſen eingebornen Völker choleriſch und zum Zorn geneigt.

neigt. Deshalb iſt auch, wie die Aerzte vorlängſt beobachtet haben *), die Beſchaffenheit und der Habitus derer in Indien lebenden Europäer, und hauptſächlich ihrer daſelbſt gebornen Kinder gallicht.

Kein ander Klima kann in Heftigkeit und Anhalten der Hitze, und den ganz beſondern hievon abhängigen chemiſchen Eigenſchaften der Atmoſphäre, z. B. ſpezifiſchen Winden, Regen u. a. m. mit jenem heißen und brennenden Himmel verglichen werden, welcher über den naſſen und ſumpfigen Gegenden des öſtlichen und weſtlichen Afrika unter der heißen Zone hängt.

Die eingebornen Aethiopier ſind am längſten und ſchon durch eine lange Reihe von Generationen hindurch, der Wirkung jenes Klima's ausgeſetzt geweſen, indem ſie ohne Zweifel unter die älteſten Völker der Erde zu zählen ſind **). Deshalb iſt es auch kein Wunder, wenn ſie dieſelbe Beſchaffenheit, welche ſeit ihrem entfernten Urſprunge in ihren Voraltern ſo tiefe und feſte Wurzeln geſchlagen, auch unter fremden Himmelsſtrichen auf die nächſten Zeugungen unverändert fortpflanzen. Andererſeits aber ſcheint auch aus eben dieſer bleibenden Anhänglichkeit des äthiopiſchen Habitus um ſo deutlicher zu erhellen, daß er nur in langen Reihen von Zeugungen habe anarten können, und daß es alſo

zu

*) G. v. Haen praelectiones in Boerhavii inſtitut. pathologicas. Th. 2. S. 155.

**) Für wen dieſe Unterſuchung Intereſſe hat, der ſehe die Werke dreyer groſer Gelehrten: Jac. Bryant new Syſtem of ancient mytholog. Th. 1.

Jac. Bruce Reiſen zur Entdeckung der Quellen des Nils. Th. 1.

Und Wilh. Jones Diſſert. in den Asiatic Researches Th. 2 und 3.

zu den widernatürlichen Wundern gehören würde, wenn die Erzählung, welche wir hin und wieder leſen, wahr wäre, daß die heutigen Enkel im 15ten Jahrhundert nach Guinea gezogner, portugieſiſcher Koloniſten in einem ſo kurzen Zwiſchenraume von wenigen Jahrhunderten blos durch die Macht des Klima *) jenen äthiopiſchen Habitus ſchon angenommen hätten.

Was wir eben von den Urſachen der Hautfarbe als Reſultat und in einzelnen Sätzen aufgeſtellt haben, wird bey einem genauern Forſchen durch vielfache aber richtig mit einander überein kommende und aus Beobachtungen über die Natur des Menſchen ſelbſt hergenommene Beweiſe, ungemein beſtätigt.

Daß der Kohlenſtoff zu den Grundſtoffen (radicalia elementa) des thieriſchen Körpers gehöre, und auch der Grund einer dunklern Farbe, gleich viel ob einer gelben, braunen oder ſchwarzen ſey, hat die antiphlogiſtiſche Chemie der Franzoſen gelehrt **).

Das Zuſammenſtimmen der Werkſtätte der Galle, mit den gemeinſchaftlichen Bedeckungen, erläutert, außer den ſchon erwähnten Erſcheinungen, auch die Pathologie, welche, wie oft ſo auch hier

*) Daß man an dem Gambiafluß Schwarze findet, deren Voraͤltern Portugieſen waren, iſt allgemein bekannt. Daß aber der Grund ihrer Schwärze in einer Verbindung der Väter mit eingebornen Negerinnen zu ſuchen ſey, wird auch dadurch ſehr wahrſcheinlich, weil bekanntlich Europäerinnen, welche unmittelbar aus ihrem Vaterlande nach Guinea gebracht worden, nur ſehr ſelten dort dauern konnten, indem die Macht des Klima ſie zu ſtarken monatlichen Reinigungen ausſetzte, welche, wiewohl nicht immer, in kurzer Zeit in tödliche Mutterblutflüſſe auszuarten pflegen.

**) S. Hrn. Girtanners Anfangsgründe der antiphlogiſtiſchen Chemie. S. 202. Aa).

hier, die Phyſiologie belehrt. Denn wiewohl man die Analogie zwiſchen der Gelbſucht und der Nationaltinktur der Farbe nicht zu weit treiben darf, ſo ſtößt man doch auf mancherley beſondere, Aufmerkſamkeit verdienende Erſcheinungen, welche die Gelbſüchtigen und gefärbten Völker gemeinſchaftlich haben, wohin z. B. die in den Augen gelbgetünchte weißliche Haut (albugo) gerechnet werden kann, welche die ſchwarzen Völker und namentlich die Indier[1]), Amerikaner[2]) und Aethiopier[3]) gewöhnlich haben.

Und auch daß die Gelbſüchtigen ihre nach der Verſchiedenheit der Krankheit ſelbſt mehr oder minder gefärbte, der farbigen Völker ihrer ſehr ähnliche Haut, nach gehobener Krankheit nicht ſelten behalten[4]).

Aber

1) An denen dieſſeit des Ganges hat es Blumenbach beobachtet. Von denen jenſeit des Ganges merkt es an: Laubere in Déſcription du Royaume de Siam. Th. 1. S. 81. Th. 3. S 151. Von den Nicobaren Nic. Fontana in Asiatik Reſearches. Th 3 S. 151. Von den Maynas, den Einwohnern vom ſüdlichen Amerika am obern Maragnon ſ. Xav. Veigl in v. Muers Journal zur Kunſtgeſchichte. Th. 16. S. 115. „In ihren Augen iſt das, was bey uns weiß iſt, ein wenig gelb gefärbt"

2) Von den Karaiben ſ. Rochefort Hiſtoire naturelle des Antilles. S. 383.

3) Sömmering über die körperl. Verſchied. des Negers vom Europäer. S. 11.

4) S. z. B. Stracks obſervationes de febribus intermittentibus Buch 3. Kap. 2. de ictero ex febre intermittente.

„Ich habe geſehen, ſagt er S. 194, daß die von einer Gelbſucht entſtandene Olivenfarbe, wie ſie die Aſiaten haben, in der Folge geblieben iſt.

„Einer wurde durch ein Fieber faſt ſo ſchwarz als ein Indianer.

„Ein anderer behielt eine ſchwarze Haut am ganzen Körper, als wenn er von einem Indianer mit einer Europäerinn erzeugt worden wäre, und auf ähnliche Weiſe waren die flache Hand und die Fußſohlen weiß."

Aber auch davon hat man Beyſpiele, daß bey ſchwarzgallichten Krankheiten ſich unterweilen gleichſam durch eine kritiſche Verwandlung eine wahre Rußſchwärze in der Haut feſtgeſetzt habe [1]).

Aus der Verwandtſchaft der Galle mit dem Fette [2]) ergiebt ſich ferner ganz deutlich die an den ſchwarzen Völkern beobachtete [3]) Wachstinctur deſſelben.

Hiervon muß der Grund hergeleitet werden, warum die Völker, welche häufig das Fette von den Thieren eſſen, nicht nur nach dieſem Fette riechen, ſondern auch eine ſchwarze Hautfarbe annehmen [4]); da hingegen die reinlicheren Otaheiter, die gern eine blaſſe Hautfarbe haben wollen, alljährlich einige Monate hindurch bloß von der Frucht des Brotbaums leben, welchem Nahrungsmittel ſie eine große Wirkung auf das Bleichen der Haut zuſchreiben [5]); ob ſchon ein Theil dieſer Wirkung daraus herzuleiten iſt, daß ſie zugleich dieſe Zeit über zu Hauſe bleiben, und mit einer Menge Kleider angethan, ſich nicht öffentlich ſehen laſſen.

Wieviel

1) Vergl. z. B. Lorry de melancholia Th. 1. S. 273.

2) S. Fourcroy philoſophie chimique. S. 111

3) An den Mohren bemerkte ſie J. Fr. Meckel, ſ. Hiſtoire de l'Académie de ſciences de Berlin, Jahr 1753. S. 92. Und Sömmering a. a. O. S. 43.

4) Die ſchwarze Haut der Grönlander z. B., ſchreibt Cranz in ſeiner Hiſtorie von Grönland Th. 1. S. 178 hauptſächlich ihrer thranigen Speiſe zu.

Sloane berichtet, daß die Haut der Europäer in Weſtindien von dem häufigen Genuß der grünen Schildkröten (teſtudo mydas) gelblich werde. S. deſſen voyage de Jamaica. Th. 1. Einl. S. 18 und Th. 2, S. 331.

5) S. den Bericht des Wundarztes Anderſon in Cooks voyage to the northern hemiſphere, Th. 2, S. 147.

Wieviel ein ſolches Enthalten von freyer Luft und offnem Himmel dazu beyträgt, die Haut weiß zu erhalten, lehrt auch bey unſern Landsleuten die jährliche Erfahrung; im Frühlinge haben die den Winter hindurch eingezogner lebenden Frauenzimmer eine glänzendweiße Haut, welche aber bey denen, die für die Erhaltung dieſer Schönheit weniger beſorgt ſind und ſich nachher der Sommerluft und Sonne ausſetzen, vor Anfang des nächſten Herbſtes, jenen Frühlingsreiz verliert, und allmählig bräunt.

Aus der Menge von Zeugen, welche dieſe ſehr bekannte Wirkung der Lebensart auch unter andern Erdgürteln beobachtet haben, will ich nur einen anführen. Poiret, welcher in voyage en Barbarie Th. 1. S. 31, von den Mohren ſpricht: „Die Mohren ſind nicht von Natur ſchwarz, wie das Sprichwort ſagt, und wie mehrere Schriftſteller glauben; ſondern ſie kommen weiß zur Welt und bleiben Lebenslang weiß, wenn ihre Arbeiten ſie nicht der Sonnenhitze ausſetzen. In den Städten ſind die Weiber ſo glänzend weiß, daß ſie die meiſten unſerer Europäerinnen verdunkeln würden; aber die mohriſchen Bergbewohner, welche unaufhörlich von der Sonne gebraten werden und faſt immer halb nackt gehen müſſen, werden von Kindheit an ſo braun, daß ſie beynahe ruſſig ausſehen.“

Wenn nun verſchiedene Jahreszeiten unter einem und demſelben Himmelsſtriche die Farbe der Haut ändern, was Wunder, wenn Klimate, von ſo weſentlicher Verſchiedenheit als oben angeführt worden iſt, eine ſehr große und dauernde Macht auf die Nationalfarbe haben; welche zuweilen ſchon innerhalb weniger Grade geographi-

ſcher Breite [1]), ja ſogar, bey dem Zuſammenfluſſe der oben genannten Urſachen [2]), auch unter einerley Breite ſich an den Einwohnern offenbar verſchieden zeigt.

Eine vortrefliche Erläuterung über die Macht des Klimas auf die Bereitung der Farben geben die (ſelbſt von klaſſiſchen Schriftſtellern hin und wieder fälſchlich mit den Mulatten verwechſelten) Kreolen, oder diejenigen Menſchen, welche in Oſt- und Weſtindien, von europäiſchen Aeltern geboren worden ſind. Dieſe haben eine ſo unverkennbare, gleichſam Süden athmende Geſichtsbildung (vultus) und Farbe, auch beſonders der Haare und der brennenden Augen, daß man die weißeſten und ſchönſten Weiber durch dieſe Eigenheit leicht von andern, und ſelbſt von ihren in Europa gebornen Blutsverwandten

1) Es wird genug ſeyn, von vielen Beyſpielen nur einige auszuheben: Es iſt bekannt, daß die Biskayerinnen glänzend weiß, die Granaderinnen hingegen ſchwärzlich ſind, daß ſogar Ol. Toree Reiſe nach Surate u. ſ. w. S. 9 beobachtet hat, daß man in dieſer ſüdlichern Provinz ſelbſt die Bilder der Maria von eben dieſer Nationalfarbe mahlt.

Von den Malabaren wird ausdrücklich geſagt, daß ihre ſchwarze Farbe ſich immer mehr der braunen und gelben nähere, je weiter ſie nach Mitternacht wohnen. In den tranquebariſchen Miſſionsberichten 22ſte Fortſ. S. 896

Die Negern am nördlichen Ufer des Senegal ſind braun, die am ſüdlichen ſchwarz. S. außer andern Barbot in Churchill's Collection of voyages, Th. 5. S. 34.

2) So bemerkt z. B. Marsden die Wirkung der Seeluft auf die Hautfarbe in hiſtory of Sumatra, S. 43. und Wallis in Hawkesworths Collection of voyages, Th S. 260.

Der Waldluft, Hartſink Beschryving van Guiana, Th. 1. S. 9.

Der Bergluft, Bouguer figure de la terre, Einl. S. 101.

Der Erdhöhenluft, de Pinto in Robertſons hiſtory of America.

wandten unterſcheiden kann. Ja dies gilt nicht bloß von den Europäern, ſondern auch von Aſiaten, welche in Oſtindien von dahin gezogenen perſiſchen oder mongoliſchen Aeltern erzeugt werden.

Merkwürdig iſt ferner die bleibende Mittelſchattirung der Hautfarbe, welche die Nachkommen von Aeltern verſchiedener Farbe, gleichſam als Miſchung von dieſen beyden an ſich haben. Denn wiewohl uns hin und wieder ſonderbare Beyſpiele von dergleichen Baſtardkindern berichtet worden ſind, welche aus einer ſolchen Verbindung verſchiedener Raçen entſproſſen waren und bloß die Farbe des Einen von den Aeltern hatten [z]; ſo iſt jene gemiſchte Schattirung im Allgemeinen doch ſo feſt und erblich, daß Jac. Bruce's Erzählung von den Negern in gewiſſen Gegenden des Königreichs Tigre, welche die ſchwarze Farbe unverſehrt erhielten, auch wenn einer von ihren Aeltern eine andere gehabt hätte; und von den Arabern, welche mit Negerinnen weiße, bloß dem Vater ähnliche Kinder zeugten [a]), verdächtig ſcheint.

Solche Baſtardgeburten von Aeltern verſchiedener Farbe, werden mit beſondern Nahmen bezeichnet, welche im Art. **Leibesfarbe**, Th. 71. S. 678, nachzuſehen ſind.

Dem, was wir oben S. 457 fl. über die Wirkung der blutführenden Gefäße des Fells zur Ausſonderung des Kohlenſtoffs, welcher nachher durch

z) Vergl. z. B. Jac. Parſons in den philoſophical Transactions, Th. 55 S. 47.

a) Reiſen nach den Quellen des Nils, Th. 3, S. 106. und Th. 4, S. 470. Vergl. zu dieſer Stelle Herrn Tychſens Anmerkungen, Th. 4, S. 352.

durch Zutreten des Oxigens präcipitirt werden muß, geſagt haben, dem geben die Beyſpiele ſchwarzfarbiger Menſchen noch ein beſonderes Gewicht, beſonders derjenigen Negern, bey welchen ſich die Haut und zwar faſt immer, von der erſten zarteſten Kindheit an *), durch weiße Flecke auszeichnet. (franz. Negres - pies, engl. piebald - Negroes.)

Blumenbach hat einen ſolchen Neger, Nahmens Joh. Richardſon, zu London geſehen, welcher bey T. Clarke diente, welcher (in Exeter - change - houſe) lebendige ausländiſche Thiere ſehen läßt und verkauft. Der junge Menſch war vollkommen ſchwarz bis an den Unterleib um die Oberbauch, und Nabelgegend, und in der Mitte beyder Füße, welche die Kniee mit den Gegenden des Oberſchenkels und der Tibia einnimmt, war die Haut, wiewohl ſie durch eine glänzende, man möchte ſagen, Schneeweiße ſich auszeichnete, wiederum mit einzelnen ſchwarzen Flecken, gleichſam pantherartig geſprenkelt. Sein Haar war ebenfalls zweyfarbig. Der mittlere Theil des Hinterhaupts nähmlich, welcher von dem Scheitel nach der Stirne in einen ſpitzigen Winkel zuläuft, war weiß, doch nicht ſo, wie die eben genannten Hautſtellen ſchneeweiß, ſondern fiel ein wenig mehr ins Gelblichte. Sonſt war er wie die übrigen Haare, wie es bey den Negern gewöhnlich iſt, kraus: und die Probe der Haare, die Blumenbach von beyderley Farbe von ihm kaufte, behält noch nach mehrern Jahren unverſehrt ihre Krausheit.

Beyde

*) Ein Beyſpiel von einem Negerknaben, an welchem die Flecke erſt im vierten Jahre zum Vorſchein gekommen waren, und mit Verlauf der Zeit an Umfang zugenommen hatten, erzählt W. Byrd, in Philoſophical Transactions. Th. 19. S. 781.

Beyde Aeltern dieſes Negers, wie man dieſes auch von andern ähnlichen Beyſpielen weiß, ſind vollkommen ſchwarz geweſen, daß alſo Büffons Muthmaßung, der dieſe Geburten einer Verbindung der Neger mit weißen Negerinnen von krankhafter Beſchaffenheit der Haut und Augen, wovon unten mehr, zuſchreibt, auf ſchlechtem Grunde ruht.

Auch muß man ſich im Allgemeinen ſehr vorſehen, um dieſe Flecke, von welchen hier geredet wird, nicht mit einander zu verwechſeln. Bey dieſen bleibt das Fellhäutchen, und ſie unterſcheiden ſich von der übrigen Haut bloß durch ein glänzendes Weiß, da hingegen jene andern, womit die Bedeckungen zuweilen behaftet ſind, nicht bloß an der verſchiedenen Farbe, ſondern auch an einer verdorbenen, rauhen, gleichſam ſchuppichten Textur des Felles ſelbſt erkannt werden. Dieſe Hautkrankheit haben die Schriftſteller, beſonders bey den Malabaren *) und tſchulymiſchen Tatarn **) beobachtet.

Allein jene weißen und weichen Flecke, welche nur bey einer veränderten Wirkung der kleinſten Fellgefäßchen erfolgen, kommen nicht bloß bey den Negern, ſondern auch zuweilen in unſern Gegenden vor; und Blumenbach hat Ge-

*) Tranquebariſche Miſſionsberichte. Fortſetzung 21, S. 741 heißt es: „es ſey ein mit dem Ausſatz verwandtes Uebel."

**) v. Strahlenberg ſagt, Nord-Oſtlich Europa und Aſien, S. 166, es habe ſonſt eine einzige tatariſche Horde der Art gegeben, welche Plegaja oder Peſtraja Orda geheißen.

J. G. Gmelin ſchreibt ſie einer Krankheit zu, Reiſe nach Sibirien, Vorr. Th. 2.

Und zwar einem ſcorbutiſchen Uebel. J. Bell Travels from St. Petersburg to diverſe parts of Aſia. Th. 1. S. 218.

legenheit gehabt, zwey ſolche Beyſpiele an Teutſchen, an einem jungen und einem ſechzigjährigen Manne zu beobachten. Bey beyden war die ſchwärzliche Haut hin und wieder mit den weißeſten Flecken von verſchiedener Größe untermiſcht: keinem von beyden aber waren ſie angebohren, ſondern bey dieſem in der Kindheit, bey jenem hingegen im Mannesalter nach und nach und von freyen Stücken entſtanden.

Dieſe oben angeführten Beyſpiele ſcheinen die Wirkung der kleinſten Fellgefäße auf die Bereitung der Hautfarbe zu beweiſen; es kommen aber hin und wieder auch andere hieher gehörige Erſcheinungen vor, welche die oben angeführte Vermuthung beſtätigen, daß jene Farbe den nächſten Grund in einem auf dem malpighiſchen Schleime angeſetzten Ueberfluſſe von Kohlenſtoff habe.

Hierher gehört vor allen eine beſondere, an Europäerinnen nicht ſeltene Veränderung der Haut *). Bey Frauenzimmern, welche ſonſt ſehr weiß waren, färbten ſich während der Schwangerſchaft mehrere oder wenigere Theile des Körpers mit einer Kohlenſchwärze; dieſe aber ſchwand allmählich nach der Entbindung, und die vorige friſche Farbe des Körpers kam wieder. Eine Anwendung der neuern Chemie auf die Phyſiologie der Schwangerſchaft wird dieſes räthſelhafte Problem uns auflöſen. Bey der nicht ſchwangern Mutter nähmlich ſondert ſich die überflüſſige Kohlenſtoffmaſſe des eignen Körpers durch eine mäßige Ausdünſtung der Haut,

*) „Bey vielen Weibern wird der Unterleib und die Ringe um die Brüſte, ſo oft ſie ſchwanger ſind, ganz ſchwarz.“ Camper kleinere Schriften, Th. 1, Abſchn. 1, S. 471.

Haut, bequem aus, bey der ſchwangern hingegen kommt zu jener eigenen Maſſe noch eine andere von dem Fötus hinzu, welche in dem Schafwaſſer (liquor amnii) enthalten iſt und noch nicht ausdünſtet. Das Blut der Mutter hat alſo jetzt einen zu großen Ueberfluß von Kohlenſtoff; denn dieſer iſt aus zwey Körpern gleichſam in einen einzigen zuſammen geführt worden. Natürlich kann ſich alſo die ganze Maſſe deſſelben nicht wie gewöhnlich durch Ausdünſtung abſondern, ſondern bleibt zum Theil präcipitirt auf dem malpighiſchen Schleime hangen, und färbt die Haut, bis nach der Entbindung das ehemalige Gleichgewicht zwiſchen dem Kohlenſtoff des eignen Körpers, und den Ausdünſtungsgefäßen der Haut wieder hergeſtellt iſt, und das Oberhäutchen, welches ſich mit ſeiner beſtändigen Schleimunterlage nach und nach abnutzt, und wieder neu herſtellt, ſeine natürliche Weiſſe wieder erlangt hat.

Dieſelbe Bewandniß ſcheint es auch, nach den nöthigen Veränderungen, mit ſo viel andern Beyſpielen von Europäern zu haben, an welchen einige Körpertheile widernatürlich mit einer Rußſchwärze gefärbt waren. Es mag ebenfalls ein Zuſammenfluß von Kohlenſtoff ſtatt gefunden haben. So hat man eine ähnliche Schwärze an Weibern bemerkt, die niemals einen Monatsfluß gehabt hatten *). Auch an andern Menſchen **), beſonders aus der niedrigſten Volksklaſſe, an Schwarzgallichten, und Cachektiſchen, Entkräfteten und Schmutzigen; zuweilen auch an Skorbutiſchen und andern.

 Dage-

*) Vergleiche z. B. Jac. Yonge in philoſ. Transact. Bd. 26, S. 425.
**) S. im Art. Leibesfarbe, Th. 71, S. 711. ff.

Dagegen hat die Erfahrung gelehrt, daß ſelbſt die Schwärze der Neger zuweilen lichter, oder gar in die weiße Farbe verwandelt werden könne. Denn man hat allerdings Nachrichten, daß Neger, wenn ſie in zarter Kindheit aus ihrem Vaterlande in gemäßigtere Zonen verſetzt wurden, nach und nach gelblichter geworden ſind. Ein Schuſter von dieſer Nation lebt zu Venedig, deſſen Schwärze, durch den langen Zwiſchenraum von Jahren, (denn er kam als Knabe von dieſer Küſte) ſich allmählig ſo vermindert hat, daß er bloß eine gelinde Gelbſucht zu haben ſcheint *). Daſſelbe pflegt, und zwar weit ſchneller, bey den Negern ſich zu ereignen, welche ſchwere Krankheiten überſtehen, und man hat ihrer ſo gebleichte geſehen, daß man ſie kaum von einem ſchwächlichen Weißen unterſcheiden konnte **).

Aber auch davon hat man ſehr bekannte Beyſpiele ***), daß ſich ohne eine bedeutende Krankheit die angeborne Schwärze der Negerhaut von freyen Stücken allmählig in Weiß, wie das der Europäer iſt, verwandelt hat.

Außer der Farbe legt man der Haut einiger Völker zuweilen auch noch andre Beſchaffenheiten bey, welche wir wenigſtens mit einigen Worten berühren wollen. Dahin iſt zu rechnen die ſammtne Glätte und Weichheit der Haut, welche

*) Caldani inſtitutiones physiologicae, S. 157. Ausgabe 1786.
Vergl. auch Pechlin de habitu et colore Aethiopum, S. 125.
Und Oldendorp Th. 1. S. 406.

**) Labat Relation d'Afrique occidentale. Th. 2 S. 260 Hh).

***) Vergl. z. B. Jak. Bate in philoſophical Tranſactions Band 51. St. 1. S. 175.

welche von Schriftſtellern hin und wieder an verſchiedenen Völkern, z. B. den Karaiben, Negern, Otaheiten, ſelbſt an den Türken [1]) bemerkt worden iſt. Es liegt am Tage, daß ſie bey allen entweder von einem zartern Fellhäutchen, oder einer dickern Unterlage von malpighiſchem Schleim herrühren.

Einen andern und mehr auf die chemiſche Verwandſchaft des Körpers und der Elemente der Atmoſphäre zu beziehenden Grund ſcheint gegentheils die an manchen afrikaniſchen [2]) und oſtindiſchen [3]) Völkern merkwürdige kältlich anzufühlende Haut zu haben.

Endlich gehört auch hierher die von Sanctorius zuerſt mit Genauigkeit beobachtete Ausdünſtungsmaterie, welche ebenfalls bey gewiſſen Nationen, z. B. den Karaiben [4]), Negern und andern einen beſondern Geruch hat. Man bemerkt etwas ähnliches an gewiſſen Raßen von Hausthieren, wo unter den Hunden, z. B. der ägyptiſche, unter den Pferden die Rothſchimmel bekanntlich auch eine ſpecifiſche und ganz beſondere Ausdünſtung haben.

1) „In Aſien (der Türkey) iſt keine Frau eines Tagelöhners oder Bauers, deren Haut nicht ſo glatt wäre, daß ſie ſich nicht wie feiner Sammet anfühlte.“ Belon Obſervations, S. 198. Ll).

2) Bruce's Reiſen nach den Quellen des Nils. Th. 2. S. 562. Th. 4. S. 471 u. 489.

3) Von den Indianern ſ. Kant in Engels Philoſoph für die Welt. Th. 2. S. 154.
Von den Sumatranen Marsden, S. 41 ſeines klaſſiſchen Werks.

4) „Sie haben alle einen ſtarken und unangenehmen Geruch. Ich finde nichts ähnliches ihm zu vergleichen. Wenn man anderwärts einen ähnlichen Geruch findet, ſo nennt man ihn auf den Inſeln (den Antillen) Karaibengeruch: welches die Schwierigkeit beweiſt, worin man iſt, ihn zu bezeichnen.“ Thibault von Chanvalon voyage à la Martinique. S. 44. Na).

II. Uebereinſtimmung des Haupthaars mit der Haut.

Da die Haare, und zwar hauptſächlich die Haupthaare von den allgemeinen Integumenten erzeugt und genährt werden, ſo treffen ſie auch im Allgemeinen mit dieſen ſehr und vielfach überein. So haben aus dieſem Grunde die gefleckten Neger, von welchen wir geredet haben, auch Haare von ungleicher Farbe, und die Menſchen, deren weiße Haut Sommerſproſſen hat, rothes Haupthaar u. ſ. Ja die Haupthaare ſtehen ſogar im Verhältniß mit der ganzen Conſtitution und Miſchung des Körpers. Dies lehren ſelbſt pathologiſche Erſcheinungen; denn bey den Blonden brechen wegen des nachgiebigern Zellgewebes die Blattern und ähnliche Hautausſchläge leichter aus; die ſchwarzhaarigen hingegen haben beynahe alle einen feſtern Habitus und ſchwarzgallichte Säftemiſchung, weshalb man auch in Toll- und Zuchthäuſern bey weitem die meiſten Menſchen von ſehr ſchwarzem Haare findet.

Der Nationalunterſchied der Hauptfarbe ſcheint im Allgemeinen auf vier Hauptverſchiedenheiten zurückgebracht werden zu können.

1) Schwärzliches oder nußbraunes (franz. cendré) einer Seits ins Gelbe und anderer Seits ins Schwarze ſpielendes Haar. Weich, lang und wellenförmig flieſſend. Man trifft es häufig an den Nationen des gemäßigten Europa; ſonſt wurde es beſonders an den alten Germaniern gerühmt *).

2)

*) Conring de habitus corporum Germanicorum antiqui ac novi cauſis. S. 85.

2) Schwarz, ſtarrer, gerade und dünn, wie es gewöhnlich an den mongoliſchen Völkerſchaften und den Amerikanern iſt.

3) Schwarz, weicher, gelockt, dicht und reichlich, wie es die meiſten Bewohner auf den Inſeln des ſtillen Meeres haben.

4) Schwarz und kraus, welches man insgemein mit der Schafwolle vergleicht, haben es die Neger.

Eine ſolche Eintheilung wird im Allgemeinen ſtatt finden und von Nutzen ſeyn können. Indeß bedarf es jetzt keiner Erinnerung mehr, daß ſie von der Natur ſelbſt nicht mehr als die andern Eintheilungen der Nationalverſchiedenheiten im Menſchengeſchlecht beſchränkt worden iſt. Um jedoch dies, wiewohl es nicht eben nothwendig iſt, durch ein oder das andere Beyſpiel zu beweiſen, ſo iſt weder das Krauſe an den Negerhaaren, noch die Schwärze an den drey letztgenannten Verſchiedenheiten allen gemein und eigenthümlich. Es giebt nähmlich Stämme von Negern, welche langes Haar *) und gegentheils kupferfarbige Völker, welche krauſes Kopfhaar, wie die Neger, haben **). Es giebt andere, z. B. die Neuholländer, deren blondes Haar zwiſchen dem krauſen Haar der Neger und dem lockigen der Bewohner der Inſeln im ſtillen Meere, ſo vollkommen das Mittel halten, daß die

*) Vergl. z. B. von den Gallas Bruce Reiſen nach den Quellen des Nils. Th. 2. S. 214.
Von den Einwohnern des Königreichs Borün proceedings of the African Aſſociation. S. 201.

**) Z. B. die Einwohner der Inſel des Herzogs von York (the Duke of Yorks Island) unfern Neu-Irland im Südmeer. S. J. Hunters Hiſtorical Journal of the Transactions at Port Jackſon, u. ſ. w. S. 233.

Reiſebeſchreibungen von dem erſten der Holländer aus dem 17ten Jahrhunderte bis zu dem neueſten der Engländer, äußerſt uneinig darüber ſind, ob man es eher zu der einen oder richtiger zu der andern Verſchiedenheit der Haare rechnen ſolle.

In Betreff der verſchiedenen Farbe der Körperhaare aber, welche auch bey denen Völkern vorkommt, deren Haupthaar mehrentheils ſchwarz iſt, giebt es eine Menge gültige Zeugen, welche berichten, daß man in allerley Varietäten, außer der zuerſt angeführten, ſehr viel rothe gefunden habe.

III. Die Regenbogenhaut der Augen (Irides oculorum) kommt mit der Farbe der Haupthaare überein.

Daß die Haupthaare mit den gemeinſamen Bedeckungen des Körpers übereinkommen, haben wir geſehen. Daß aber die Farbe der Augen ſich nach der Hautfarbe richte, daß die Weißfarbigen blauäugig, die Schwarzen ſchwarzäugig ſeyen, ſah vorlängſt Ariſtoteles *). So z. B. haben die neugebornen Kinder bey uns meiſt blaue Augen und bleiches Haar, welches ſich bey denen, die nachher brünett werden, gleichſam in gleichem Schritte allmählig bräunt. So verliert gegentheils im Greiſesalter, wenn die Haare grau werden, auch das Pigment des innern Auges viel von der ſonſtigen dunkelbraunen Farbe. Die weißen Neger endlich, deren Haupthaar von einer beſonderen weißgelblichen Farbe iſt, haben gar

*) Problemat. Abth. 10. S. 416. in Caſanb. Ausg.

gar kein Pigment des Auges, und aus dieſem Grunde iſt die Iris blaßroth.

Auch iſt im Allgemeinen merkwürdig, daß nur bey denen Thieren eine Verſchiedenheit der Augen ſich findet, bey welchen auch die Farbe der Haut und Haare variirt, welches bekanntlich nicht nur bey den Menſchen und Pferden, wie die Alten meinten, ſondern auch bey andern, hauptſächlich aus der Ordnung der Hausthiere, ſich ereignet.

Ja man ſieht ſogar bey denen, deren Fell gefleckt iſt, daß auch die Regenbogenhaut ſehr oft in mehr als eine Farbe ſpielt. An den verſchiedenfarbigen Hunden z. B. hat man dieſe Bemerkung ſchon längſt gemacht *). Daß man an den Schafen und Pferden etwas ähnliches bemerke, an keinem andern Thiere aber ſo offenbar, als an den Kaninchen, iſt allgemein bekannt.

Blumenbach hat bey den weißlichen (die nähmlich die angeborne Farbe ihres wilden Zuſtandes behalten haben) die Iris durchaus braun, bey den gefleckten aber, deren Fell aus ſchwarz und Weiß beſtand, auch die Iris auf dieſe Art gefleckt gefunden. Bey den ganz weißen aber, welche Aehnlichkeit mit den weißen Negern haben, iſt ſie von bleicher Roſenfarbe.

Schon der oben angeführte Ariſtoteles hatte, und zwar ſehr gut, drey Originalfarben der Iris im menſchlichen Auge feſtgeſetzt, und zwar:

1) die blaue,

3)

*) Vergl. Molinelli in Commentar. inſtituti Bononienſis. Th. 3. S. 281.

2) die dunkelgoldgelbe, oder ſogenannte ziegenfarbige (franz. yeux de chévres) *) und

3) endlich die ſchwarzbraune.

Alle drey kommen zwar unterweilen an Perſonen von einem und demſelben Volke vor, allein man beobachtet ſie auch an verſchiedenen Stämmen eines Landes innerhalb des Bezirks weniger Grade geographiſcher Breite in größerer Beſtandheit und gleichſam als national. So z. B. legte Linné **) unter den ſchwediſchen Völkern den Gothen weißes Haupthaar, aber gräulichblaue Sehen; den Finnen mit blondem Haupthaar, braune; den Lappen endlich mit ſchwarzem Haare ſchwärzliche bey.

Blaue Augen und blondes Haar rechnete man ſonſt zu den angebornen Kennzeichen der alten Germanen. Allein zuweilen trifft man ſie auch unter den entfernteſten Nationen ***).

Bey den Negern ſind die Regenbogenhäute am ſchwärzeſten, ſo daß man ſie, beſonders in lebhaften Augen, nur nach näherer Unterſuchung von dem Sehpunkt ſelbſt unterſcheiden kann.

IV. Nationale Geſichtebildung.

Von den Augen gehen wir nun ſehr füglich zu der übrigen Geſichtsbildung fort, welche im Allgemeinen bey den einzelnen Menſchen ſo ſehr und

*) Die Mittelfarbe zwiſchen blau und goldgelb iſt ein beſonderes lauchfarbiges Grün, welches man öfters an Menſchen mit faſt feuerrothem Haar und einer Haut voll Sommerſproſſen beobachten kann.
Vergl. ein beſonderes Werk: De coloribus oculorum vom Sim. Portius. Florenz, 1550. 4.

**) Fauna Suecica. S. 1.

***) Beyſpiele hat Blumenbach zuſammengetragen in den Anmerkungen zu Jak. Bruce Reiſe zu den Quellen des Nils. Th. 5. S. 259.

und ſo merkwürdig verſchieden iſt, daß es nahe an Wunder gränzen dürfte, wenn man auch nur zwey mit nicht unterſchiedenem, und, wie man gemeiniglich ſagt, in eine Form gegoßnem Munde fände. Ja es iſt nur mehr als zu gewiß, daß man dieſe Geſichtsunterſchiede nicht blos an Europäern, ſondern auch an unkultivirten Völkern beobachten kann. Obſchon aber dieſe Wahrheit völlig ausgemacht iſt, ſo iſt doch nicht minder keinem Zweifel unterworfen, daß verſchiedene Varietäten des Menſchengeſchlechts (ja zuweilen ſogar Bewohner einzelner Provinzen) im Allgemeinen eine nationale, jeder derſelben eigenthümliche und gemeinſame Geſichtsbildung haben, wodurch man ſie von den übrigen Varietäten leicht unterſcheiden kann.

Blumenbach hat deshalb, nachdem er ſich eine ziemliche Anzahl von geſchickten Künſtlern nach dem Leben gemachte Abbildungen ausländiſcher Menſchen mit groſſer Mühe angeſchaft, und dann eine groſe Anzahl derſelben auf Meſſen, welche vorzüglich von fremden Völkern bezogen werden, beſonders zu London und Amſterdam, ſelbſt geſehen hatte, einen Verſuch gemacht, dieſe Verſchiedenheiten der Nationalgeſichter in ſichere Klaſſen zu bringen, und da ergeben ſich fünf, welche Muſter und Hauptformen der übrigen Verſchiedenheiten von minderer Erheblichkeit ſind. Es können wohl beſondere Ausnahmen dabey ſtatt finden, allein ſie ſind doch wirklich der Natur gemäß.

1) Ein ovales, ziemlich gerades Geſicht mit nicht zu ſtark hervor ſpringenden einzelnen Theilen.

Flächere Stirn.

Schmah-

Schmahlere, leicht gebogene Naſe, oder mit nur etwas erhöhtem Rücken.

Die Backenbeine nicht ſehr hervor ſtehend, der Mund klein, mit nur ſanft geſchwellten Lippen, (welches beſonders von der Unterlippe gilt).

Volles gerundetes Kinn.

Dies iſt im Allgemeinen, nach unſerm Urtheile von Symmetrie, die ſchönſte und wohlgebildeteſte Geſichtsform.

Sie iſt gleichſam die Mittelform, welche nach beyden Seiten hin durch Verartung in die entgegen geſetzteſten Extreme übergegangen iſt, wovon das eine ein in die Breite gezogenes, das andere ein nach unten verlängertes Geſicht darſtellt.

Beyde aber enthalten wiederum zwey verſchiedene Unterarten, welche ſich hauptſächlich im Profil von einander unterſcheiden. Bey der einen dieſer Unterarten ſind nähmlich die Naſe und übrigen Theile nicht ſo regelmäßig, und flieſſen gleichſam in einander. Bey der andern aber ſind ſie gleichſam von einander abgeſchnitten und winklicht hervor ſpringend.

Demnach müſſen, außer jener erſten Mittelform des Geſichts, die folgenden vier Varietäten feſtgeſetzt werden. Als

A) Zwey, mit in die Breite gezogenen Geſichtern.

2) nähmlich, ein breites und zugleich plattes Geſicht, alſo mit minder von einander geſonderten, ſondern gleichſam in einander flieſſenden Theilen.

Die Glabelle (der unbehaarte Zwiſchenraum zwiſchen den Augenbraunen) iſt ſehr breit.

Stumpfe Naſe.

Eng

Enggeſchlitzte linienförmige Augenlieder (franz. yeux bridés).

Hervorſtehendes Kinn.

Dieſe Geſichtsbildung haben die mongoliſchen Völkerſchaften (und deshalb heißt ſie nach dem gewöhnlichen Sprachgebrauch, der die Tatarn mit den Mongolen vermengt, wovon wir unten ſprechen werden, bey den Engländern the Tartar face).

3) Ein zwar breites Geſicht mit ſehr vollen Backen, aber nicht flach und platt, ſondern en profil beſehen von ausgebreitetern, gleichſam tiefer ausgegrabenen Theilen.

Kurze Stirn.

Tiefer liegende Augen.

Zwar etwas ſtumpfe, aber doch hervor tretende Naſe.

Dies iſt das Geſicht der meiſten Amerikaner.

B) Zwey nach unten verlängerte Geſichtsvarietäten.

1) Ein ſchmäleres, unterwärts hervorſtehendes Geſicht.

Kleine höckerichte Stirn.

Hervorragendere Augen (à fleur-de-tête).

Dicke und mit den vorſtehenden Backen gleichſam zuſammen gefloſſene Naſe (le nez épaté).

Wulſtige Lippen (beſonders Unterlippe).

Hervorragende Kiefern.

Zurückgezogeneres Kinn.

So iſt die Geſichtsbildung der Negern (engl. the Guinea face).

Ein etwas breiteres Geſicht, doch unterwärts ein wenig herausſtehend, im Profil beſehen aber mit

mit hervorſpringendern und von einander abgeſonderten Theilen.

Vollere, ziemlich breite, gleichſam ausgedehnte Naſe, mit dickerer Spitze (engl. bottled).

Großer Mund,

iſt das Geſicht des malayiſchen Stammes, beſonders der Südſeeinſulaner.

Urſache der Nationalgeſichter.

Vor allen Dingen muß ich erinnern, daß hier nicht von der Geſichtsbildung im phyſiognomiſchen Sinne (Blick, Ausdruck) dem Zeiger der Gemüthsbeſchaffenheit, die Rede ſey, welche indeß doch auch bisweilen national, gewiſſen Völkerſchaften eigenthümlich ſeyn, und ebenfalls aus jenen Urſachen hergeleitet werden kann.

Als Urſache dieſer phyſiognomiſchen Geſichtsbildung könnte man z. B. nicht ohne Grund die Nahrungsmittel mit in Anſchlag bringen, denn es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß die ſanften Mienen der enthaltſamen Braminen und Banianen in Indien, und gegentheils die wilde der menſchenfreſſeriſchen Boticuden in Braſilien von ihnen herrührt.

Eben ſo auch die Religion, welche Madonnengeſichter hervorgebracht hat, wodurch ſich beſonders das andere Geſchlecht in einigen Ländern des ſüdlichern Europa auszeichnet:

Oder auch Verfeinerung und Luxus, worin z. B. die weichen und weibiſchen Otaheiten ſo weit über den männlichen und feſten Neu-Seeländern ſtehen.

Nicht von dieſer phyſiognomiſchen Geſichtsform alſo, ſondern von den Urſachen der Nationalgeſichter, der eigenſten Figur, Verhältniß und Richtung ihrer Theile handeln wir, in welchen

Stücken

Stücken allen die verſchiedenen Racen des Menſchengeſchlechts allerdings, wie wir geſehen haben, etwas Eigenthümliches und Charakteriſtiſches haben.

Allein die Unterſuchung dieſer Urſachen hat ſo große Schwierigkeiten, daß man wohl bloße Wahrſcheinlichkeit durch Muthmaßung herausbringen dürfte.

Mich überzeugen beſonders drey Gründe, ſagt Herr Hofrath **Blumenbach**, daß in der That das Klima eine Haupturſache des Nationalgeſichts ſey.

1) Sehen wir, daß das Nationalgeſicht bey gewiſſen Völkern eines gewiſſen beſtimmten Himmelsſtriches ſo gemeinſam, und bey den Menſchen verſchiedener Stände und Lebensarten immer eins und daſſelbe ſey, daß man es kaum einer andern Urſache zuſchreiben kann. Zum Beyſpiel dienen die Sineſer, welche alle ihr gleichſam flaches Geſicht eben ſo gut charakteriſirt, als bey uns Europäern die Engländer und Majorkaner *) ſymmetriſche und ungemeine Schönheit.

2) Auch findet man Beyſpiele von Völkern, welche, nachdem ſie ihre Wohnſitze verändert haben, und anderwärts hingewandert ſind, im Verlauf der Zeit auch die vorige Geſichtsbildung in eine neue, dem neuen Klima eigenthümliche, verändert haben. Die Jakuten z. B. werden von den meiſten Geſchichtſchreibern der ältern nordiſchen Geſchichte als ein Zweig von den Tatarn aufgeführt. Genaue Augenzeugen aber verſichern, daß ſie jetzt mongoliſche Geſichtsbildung haben.

Daß

*) S. Memoires du Cardinal de Retz, Th. 3, S. 343.

Daß gleicherweiſe die von engliſchen Aeltern und Voraͤltern auf den Antillen entſproſſenen Kreolen endlich die natuͤrliche Phyſiognomie der Englaͤnder mit der charakteriſtiſchen der amerikaniſchen Eingebohrnen einigermaßen vermiſcht, und die tiefern Augen und hervortretendern Backen der letzteren angenommen haben, hat man ſchon vorlaͤngſt beobachtet *).

Allein die augenſcheinlichſten Beyſpiele liefern Aegypten und die Halbinſel jenſeit des Ganges.

Die erſten Einwohner waren in einem ſo entnervenden Klima weichlich geworden, und wurden immer von andern tapferern nordiſchen Voͤlkerſchaften beſiegt. Es wurde alſo dieſe Halbinſel von den verſchiedenſten Voͤlkern nach und nach unterjocht, allein jedesmal ſcheint ſich die Geſichtsbildung dieſer neuen Ankoͤmmlinge nach dem neuen Himmel gleichſam umgewandelt zu haben, daß man z. B. die nationale und voͤllig charakteriſtiſche Phyſiognomie der aͤlteſten Beſitzer Indiens jetzt bloß aus den aͤlteſten Kunſtwerken Indiens, die ungeheuren mit ungemeiner Kunſt in den unterirdiſchen Tempeln der Inſeln Salſette und Elephanta ausgegrabenen Statuͤen kennt, von welchen Blumenbach zu London im brittiſchen Muſeum und unter den antiquariſchen Schaͤtzen des Herr Karl Townley **) bewundernswerthe Proben geſehen hat. Daß aber auch die neuern Eroberer Indiens, die Mongolen naͤhmlich, ſeit Timurs Zeiten viel von ihrer angebohrnen Geſichtsbildung unter dem neuen Himmel verlohren, und der indiſchen ſich

*) Hiſtory of Jamaica. Th. 2, S. 261.
**) Archaeologia. Th. 7, Taf. 25. 26. 27.

ſich genähert haben, hat ihm eben daſelbſt ein großer Kenner Indiens, Herr Jo. Walſh, mit Belegen von Portraits augenſcheinlich dargethan.

Im Betreff der Nationalgeſichtsbildung der Aegypter, ſo kann Blumenbach ſich nicht genug wundern, wie die berühmteſten Archäologen, die größten Unterſucher alter ägyptiſcher Kunſt, allen und jeden eine und dieſelbe Phyſiognomie haben beylegen können [1]); da eine genauere Betrachtung und Vergleichung dieſer Denkmale ihn völlig deutlich gelehrt hat, man habe drey Geſichtsgattungen bey ihnen zu unterſcheiden; eine den Negern, die andere den Indianern ziemlich ähnliche, die dritte aber, in welche im Verlauf der Zeit, und durch Einfluß des ſpezifiſchen, Aegypten eigenthümlichen, Klimas, beyde übergegangen ſind, iſt an dem ſchwammichten und ſchlappen Habitus, kurzem Kinn, und hervortretenden Augen kennbar [2]).

3) Sehen wir, daß Völker, welche bloß für Zweige eines und deſſelben Stammes gehalten werden, unter verſchiedenem Himmelsſtriche auch eine verſchiedene Nationalgeſichtsbildung bekommen haben. Die Ungarn z. B. werden mit den Lappen zu derſelben Urrace gerechnet [3]).

 Dieſe

1) S. B. Winkelmann Deſcription des pierres gravées de Stoſch. S. 10 und noch an andern Orten.
d'Hancarville, Recherches ſur l'origine des arts de la Grece, Th. 1, S. 300.

2) Weitläuftiger hat Blumenbach über dieſen dreyfachen Charakter der Denkmäler alter ägyptiſcher Kunſt gehandelt in den philoſophical Transactions. Jahr 1794, St. 2, S. 191.

3) Vergl. Ol. Rudbecks des Sohns analogia linguae Finnonicae cum Ungarica am Ende des ſpecim. uſus linguae Gothicae, Upſal 1717, 4. hauptſächlich S. 77.

Dieſe aber haben im äußerſten Norden eine den nördlichen Völkern hauptſächlich eigene Geſichtsbildung angenommen, da jene gegentheils in der gemäßigten Zone in der Nachbarſchaft Griechenlandes und der Türkey eine ſchönere Geſichtsform bekamen.

Allbekannt iſt übrigens hierbey, daß auch den ehelichen Verbindungen zwiſchen verſchiedenen Völkern vieles beyzumeſſen ſey, und hier wird bald einiges von der Macht derſelben auf die Umänderung des Nationalgeſichts folgen. Ja es wird ſogar ſehr wahrſcheinlich, daß das Klima ſchon an und für ſich eine große Gewalt auf ſie habe.

Schwieriger iſt es indeß, den Grund anzugeben, warum ein Klima dieſes und ein anderes jenes Nationalgeſicht bilde; und doch haben die ſcharfſinnigſten Männer den Verſuch gemacht, die Verſchiedenheit der Nationalgeſichter zu erklären; wie **Kant** des mongoliſchen[1]), **Volney** des äthiopiſchen. Der letztere ſagt: [2])

„Wirklich beobachte ich, daß die Züge der Neger genau jenen Zuſtand von Verziehung des Geſichts darſtellen, welche es annimmt, wenn es vom Lichte und den ſtarken Strahlen einer Flamme geblendet wird. Die Stirn runzelt ſich dann, die Wange zieht ſich in die Höhe, das Augenlied ſchließt ſich, der Mund wird aufgeworfen. Dieſe Verziehung des Geſichts, welche in den nackten und heißen Ländern der Neger unaufhörlich vorkommt, mußte endlich ihrer Phyſiognomie eigenthümlich und charakteriſtiſch an ihr werden?“

Daß

Und noch andere Neuere z. B. J. **Hager** Neue Beweiſe der Verwandſchaft der Hungarn mit den Lappländern. Wien, 1794, 8.

1) In **Engels** Philoſoph für die Welt, Th. 2, S. 146.

2) Voyage en Syrie et en Egypte, Th. 1, S. 74.

Daß zuweilen endemiſche, einem beſondern Klima eigene, Urſachen, z. B. beſtändige Wolken von Schnacken, etwas zur Bereitung einer eigenthümlichen Geſichtsbildung der Einwohner beytragen können, ſcheint Dampiers Beobachtung über die Bewohner des weſtlichen Neu-Holland, zu lehren [1]).

Ob die Muthmaßung unſers Leibnitz von der Aehnlichkeit der Nationen mit denen in ihrem Lande eingebornen Thieren, daß nähmlich die Lappländer in ihrer Phyſiognomie dem Bäre ähnelten, die Neger den Affen, von welchen aber auch die äußerſten Morgenländer etwas hätten [2]) u. ſ. w., ob dieſe auch von dem Einfluſſe des Klimas auf die Bildung der Menſchen und großen Landthiere erklärt werden müſſe, darüber läßt ſich wohl nicht mit Beſtimmtheit entſcheiden.

Daß aber außer dem Klima auch die Lebensart etwas zur Nationalgeſichtsform beytragen könne, wird aus dem Beyſpiel der Neger behauptet, deren dicke Naſe und ſchwellende Lippen hin und wieder der Art und Weiſe zugeſchrieben werden, auf welche ſie in ihrer zarteſten Jugend von den ſäugenden Müttern, während dieſe Reiß ausdreſchen oder andre harte und ſchwere Arbeiten verrichten, gewöhnlich auf dem Rücken getragen werden [3]).

1) „Die Augenlieder ſind immer halb geſchloſſen, um zu verhindern, daß die Mücken nicht in die Augen kommen, — Daher kommt es, daß ſie, weil ſie von Kindheit an von dieſen Inſecten beunruhigt werden, die Augen niemals öfnen wie andere Völker.“ Th. 2, S. 169 Rr.

2) S. Fellers Otium Hannoveranum, S. 150.

3) Vergl. z. B. außer ſo vielen andern, Barbot in Churchills Collection of voyages. Th. 5, S. 36.

Ja durch ſehr häufige Beyſpiele der glaubwürdigſten Augenzeugen iſt es außer Zweifel geſetzt, daß bey verſchiedenen rohen Völkern, Negern [1], Braſiliern [2], Karaiben [3], Sumatranern [4], den Bewohnern der Geſellſchaftsinſeln im Südmeere [5], u. a. die Naſe der neugebohrnen Kinder mit Gewalt eingedrückt wird; obſchon die Erzählungen von ſolchen verquetſchten oder aus den Fugen getriebenen Naſenknochen zuweilen übertrieben ſeyn mögen [6].

Allein kaum bedarf es einer Erinnerung, daß durch einen ſolchen gewaltſamen und lange wiederholten Druck der Naſe ihre natürliche Bildung bloß verſtärkt und nur ſo erhalten, keinesweges aber erſt geformt werde, da es allgemein bekannt iſt, daß man ſchon in abortirten Früchten das Nationalgeſicht erkennen könne.

Endlich aber wird dieſe Nationalgeſichtsbildung bey der Nachkommenſchaft aus Verbindung verſchiedener Varietäten des Menſchengeſchlechts eben ſo wie ihre Hautfarbe gemiſcht, und fließt gleichſam zuſammen, ſo daß ſie dann ein Mittelgeſicht zwiſchen dem beyder Aeltern ausmacht. Daher ſchreibt ſich die gemiſchte Geſichtsbildung der Mulatten, daher die durch Vermiſchung mit den Kalmucken verunſtaltete Nachkommenſchaft der

1) S. nach ſo vielen andern Zeugen: Report of the Lords of the Committee of Council for the conſideration of Slave-Trade, 1789. Fol. Erſte Abth. C. 1. 6.
2) Lery Voyage en la terre du Bréſil. S. 98. 265.
3) de la Borde Relation des Caribes, in Melchiſ. Thevenots kleinerer Samml. Paris 1674. 4. S. 29.
4) Marsden Hiſtory of Sumatra. S. 38.
5) J. R. Forſter Bemerkungen auf ſeiner Reiſe um die Welt, S. 482. 516.
6) S. z. B. Kolbe Beſchreibung des Vorgebirges der guten Hofnung, S. 567.

der Koſacken und Kirgiſen [1]), und gegentheils die verſchönerte der nogayiſchen Tatarn durch Miſchung mit Georgiern [2]).

Beyſpiele von Veränderlichkeit der Geſichtszüge bey Völkern, welche ſich nicht durch Heyrathen mit andern Nationen vermiſcht haben, gaben ſonſt die alten Germanen [3]), jetzt aber die ächten Zigeuner, eingeborne Siebenbürger [4]) und vor allen die jüdiſche Nation, die unter jedem Himmelsſtriche ihre urſprüngliche Geſichtsbildung beybehält, und ſich durch den, dieſem Volke faſt durchgängig eigenen Nationalcharakter auszeichnet, ein Charakter, der auch ohne Kenntniß der Phyſiognomik beym erſten Anblick unterſchieden, obwohl ſchwer durch Worte bezeichnet und ausgedrückt werden kann.

V. Nationalform der Schädel.

Daß zwiſchen der äußern Oberfläche des Geſichts und dem ihr untergelegten Knochenbau ein weſentliches Verhältniß ſey, erhellet an ſich [5]), ſo daß ein Blinder ſogar, wenn er nur einige Kenntniß von dem großen Unterſchiede hätte, wodurch die mongoliſche von der Negergeſichtsbildung abweicht, durch das bloße Gefühl ſogleich den Hirnſchädel eines Kalmucken von dem eines Negers ſicher unterſcheiden könnte, und daß man auch

1) Von den Koſacken ſ. Blumenbach's Erſtes Zehend von Hirnſchädeln, S. 18.
Von den Kirgiſen zweytes Zehnd, S. 8.
2) Peyſſonel Sur le commerce de la mer noire. Th. 1. S. 177.
3) Tacitus de moribus Germanorum, C. 4.
4) Zweytes Zehend der Hirnſchädel, S. 5.
5) Vergl. Th. Brown's Diſcourſe of the Sepulchral Urns found in Nonfolk, S. 13.

auch den Unkundigſten nicht würde überreden können, daß einer von beyden ein Geſicht von jener Bildung an ſich getragen habe, nach welcher die göttlichen Werke altgriechiſcher Kunſt gebildet worden ſind. Und eben dies gilt im Allgemeinen von jedem National-Habitus.

Eine genauere anatomiſche Unterſuchung ächter Schädel *) von verſchiedenen Völkerſchaften würde auch deshalb auf das Studium der Verſchiedenheit des Menſchengeſchlechts vieles Licht verbreiten, weil die von den weichen und veränderlichen Theilen des Geſichts, entblößten Schädel, das feſte und bleibende Fundament des Kopfes aufſtellen, und bequemer bey der Unterſuchung gebraucht und in verſchiedenen Anſichten betrachtet und mit einander verglichen werden können.

Zwar zeigen ſich bey einer ſolchen Vergleichung, der Schädelformen eben ſolche ſtufenweiſe Abweichungen, wie bey der Hautfarbe oder andern ſolchen Eigenheiten, doch ſo, daß verwandte Schädel ſich nur durch unmerkliche Uebergänge einander nähern. Im Allgemeinen behaupten ſie jedoch eine ſo unleugbare, ja auszeichnende Beſtändigkeit der Charaktere, welche zum National-Habitus ſehr viel beytragen, und mit der, den Nationen eigenthümlichen Geſichtsbildung im Ganzen übeinſtimmen. Dieſe Beſtändigkeit der Form hat einige vortrefliche Anatomen ſeit Adr. Spiegel **) darauf geführt, ein allgemeines Maas und Verhältniß feſtzuſetzen, durch welches man

*) Die Regeln und Kriterien, deren Blumenbach ſich bey Beurtheilung der Schädel in jener Hinſicht bedienet, hat er in dem erſten Zehend der Schädelſammlung S. 5 aufgezählt.

**) De corporis humani fabrica. S. 17.

man die Schädelverſchiedenheiten gleichſam nach Graden berechnen, und in Claſſen abtheilen könnte; worunter denn vor allen übrigen des ſcharfſinnigen Campers *) Geſichtslinie einer beſondern Erwähnung verdient.

Er ſtellt ſich nähmlich im Profil des Hirnſchädels zwey grade, ſich durchſchneidende Linien vor. Die erſte iſt horizontal durch den äußern Gehörgang und den Naſengrund gezogen; die andere aber fällt von dem hervorragenden Theile des Stirnknochens herab bis zum äußerſten Zahnhöhlenſaum der obern Kinnlade. Nach dem Winkel, in welchem ſich dieſe beyden Linien durchſchneiden, glaubte dieſer ſcharfſinnige Forſcher den Unterſchied der Schädel ſowohl bey den Thieren, als bey den verſchiedenen Nationen des Menſchengeſchlechts berechnen zu müſſen.

Bey allen dieſen Zeichnungen, ſagt Camper **), habe ich eine große Genauigkeit und Nettigkeit angewendet. Ich zog nähmlich eine Horizontallinie längs dem unterſten Theile der Naſe, N Fig. 5123 a—d, und dem Gehörgange C, und ordnete alle vier Schädel auf die verlängerte Linie AB ſo genau als möglich, indem ich vorzüglich die Richtung des Wangenbeins im Auge behielt.

Um die wahre Geſtalt und die wechſelſeitige körperliche Beziehung der Theile auf einander genau zu beſtimmen, brauchte ich einen wandelnden Augenpunkt, ſo daß meine Augenlinie allemahl in einem rechten Winkel auf den Mittelpunkt des Gegenſtandes fiel, gerade wie es Baumeiſter mit Hintanſetzung der Regeln der Perſpektive, welche den Theilen jederzeit eine Ungeſtaltheit giebt, folglich ſie nicht an ihre wahre Stelle bringt, zu thun gewohnt ſind; deßhalb

*) S. deſſen kleinere Schriften, Th. 1. Abſchn. 1. S. 15. Deſſen Naturgeſchichte des Orang-Utang, S. 181, 212. Und ein beſonderes Werk über den natürlichen Unterſchied der Geſichtszüge, u. ſ. w.

**) Ueber den natürlichen Unterſchied der Geſichtszüge. Ueberſetzt von Sömmering. Berlin, 1792. 4. S. 17 ff.

habe ich auch beſtändig nur mit einem Auge geſehen.

Zu mehrerer Bequemlichkeit machte ich mir ein kleines Werkzeug, welches jedoch groß genug war, um den größten Schädel darauf zu ſtellen. Es beſteht aus einem horizontalen, viereckigen, rechtwinkeligen Brete oder Täfelchen, auf deſſen Mitte ein viereckiges rechtwinkeliges Rähmchen aufgerichtet iſt. Dieſes beſteht aus kleinen Latten, welche mit gleich weit entfernten Löcherchen durchbohrt ſind, daß man nach Gefallen lothrechte und horizontale Fäden durchziehen kann.

Die vordere Seite des viereckigen Brets iſt mit meſſingenen Stiftchen eben ſo wie das oberſte Lättchen des Rähmchens abgetheilt, um von dort aus ſchräge niederwärts gleiche Fäden ſpannen, und den wahren Punkt auf dem Bretchen finden zu können, indem man nähmlich das Auge ſo richtet, daß der ſchräge Faden mit dem ſenkrechten in Eins zuſammen trifft.

Wenn ich nun das Täfelchen ſo hoch vor mich hingeſteckt hatte, und die Höhe meines Auges mit der horizontalen Linie AB überein kam, ſo ſtellte ich einen Schädel nach dem andern auf das Täfelchen, hinter die Fäden des beſchriebenen Rähmchens. Mittelſt einer ſolchen Spannung der Horizontal-Fäden, daß ſie die vornehmſten Theile gleichſam abſchnitten, und mittelſt der ſenkrechten erhielt ich alle nöthige Schneidepunkte, um mit Sicherheit zu zeichnen.

Auf dieſe Art fand ich in allen Figuren die Linien ND und EF, welche ſich in C oder der vordern Seite des Gehörganges ſchnitten, ſo wie auch Berührungspunkte dem Hinterhaupte D gegen über, wodurch ſich die Größe oder das Verhältniß von MC zu CD ergiebt, welches in der Folge von vielem Nutzen und großem Gewichte ſeyn wird, weil der Punkt C im Menſchen gemeiniglich in die Schwerlinie (Linea propenſionis) des ganzen Körpers EF Fig. 5124. folglich in dem Mittelpunkt der Bewegung des Kopfes fällt, oder in der Stelle der Zuſammendeckung der Gelenkknöpfe des Grundbeins mit dem erſten Halswirbel PW, beſonders in der 5124ſten Fig. W.

Mittelſt deſſelben Rähmchens oder Inſtruments konnte ich die gehörige Höhe der Köpfe EF beſtimmen,

men, und ſo auch die verhältnißmäßigen Größen zwiſchen EC und CF oder HN bis NI, und folglich das Viereck HILK, in welches jeder Kopf gezeichnet werden kann.

Ferner, da ich durch den Schluß der Zähne den Mund in G beſtimmte, konnte ich von G längs des Naſenbeins Δ und der Stirn F eine ſchräge Linie GM ziehen, welche ihres großen Nutzens wegen zur Beſtimmung der beſondern Geſichter, mit Recht Geſichtslinie (Linea facialis) genannt werden kann.

Die Fig. 5123 a) zeigt das genaue Profil eines geſchwänzten Affen (die Species iſt mir nicht erinnerlich) *) zur Hälfte verkleinert. Er hat eine flache, über dem Rande der Augenhöhlen etwas erhabene Stirn, fünf Backenzähne und Backentaſchen, weil er aus Afrika war.

Die Geſichtslinie MG macht mit AD den Winkel MND von 42 Grad.

NC verhält ſich zu CD wie 8 zu $2\frac{1}{2}$ oder wie 16 zu 5.

EC zu CF wie 7 zu 7; das iſt, EC iſt gleich CF.

Fig. 5123 b) ſtellt den kleinen Orang-Utang zu einem Viertel verkleinert vor, eben den, welchen ich in meiner naturhiſtoriſchen Abhandlung über dieſes Thier (Amſterdam, bey den Erben P. Meyer u. C. Warnars **) Tab. II. Fig. 1 u. 2.) abgebildet und beſchrieben habe. Er hat, weil er noch ſehr jung war, überhaupt nur zwey Backenzähne.

Die Geſichtslinie MG macht mit AB oder ND einen Winkel von 58 Graden. NC verhielt ſich zu CD wie 7 zu 4, und EC zu CF wie 6 zu 4.

Die hohe Stirn giebt daher dieſem Thiere etwas mehr Menſchliches; die Augenhöhlen ſtehen weiter offen, wodurch die Augen ſelbſt ſich angenehmer zeigen. —

Seit kurzem hat man wieder den wahren Pongo auf Borneo entdeckt, und im dritten Theile der Verhandelingen van Batavia Seite 245 beſchrieben. Im Ganzen iſt dieß Thier gleichförmig mit dem kleinen, doch faſt noch einmal ſo groß. Ich beſitze den Kopf von einem, welcher 53 Zoll, das iſt, 4 Fuß 5 Zoll hoch

*) Sömmering merkt hierbey an, daß es, nach ſeinen Affen zu urtheilen, Simia Cynomolgus Linn. ſey.

**) Deutſch 1191. Düſſeldorf.

hoch war, da die kleinen ſelten mehr als $2\frac{1}{2}$ Fuß erreichen: doch iſt dieſer weniger menſchlich, weil ſein Kopf flacher, die Wangenlinie breiter, und die Kiefer vorſpringender ſind. Die Geſichtslinie macht mit dem Horizonte einen Winkel von 47 Graden.

Der Schädel des jungen eilfjährigen Negers Fig. 5123 c) verräth ſogleich eine menſchliche Geſtalt. Er war im Zahnwechſel begriffen, wie man im Oberkiefer am zweyten Backenzahne, und im Unterkiefer am Eckzahne erkennt, welcher, weil er ausgefallen iſt, den nachkommenden neuen Zahn ſehen läßt. Er hatte nicht mehr als vier Backenzähne auf jeder Seite. Den Körper dieſes Jungen zergliederte ich zu Amſterdam im Jahr 1758.

Die Geſichtslinie MG macht mit der Horizontallinie ND einen Winkel von 70 Graden.

NC verhält ſich zu CD wie $7\frac{1}{4}$ zu 8, oder wie 29 zu 32.

EC zu CF wie $8\frac{1}{2}$ zu 5, oder wie 17 zu 10.

NQ zu QC wie 4 zu 4, oder NQ iſt gleich QC.

Der vorſpringende Theil Q beſtimmt die Plattheit des Geſichtes, wie dieſes vortrefflich in der Münze von Bocchus (Fig. I. und II. der letzten Tafel) ausgedrückt iſt.

Obgleich Albrecht Dürer in ſeiner Abhandlung über die Geſtaltsverwechſelungen der Geſichtslinien nur zufällig den Mohren abbildet, ſo iſt doch der Winkel der Geſichtslinie, wie in dem meinigen, auf 69 bis 70 Grade gekommen. (Ueber die Proportien, S. 186).

Die Alten ſcheinen auf das Charakteriſtiſche der Geſichtslinien in Negern ſehr aufmerkſam geweſen zu ſeyn, wie man bey dem Grafen Caylus (Récueil d'Antiquités, Tome VII. Planche 51 Fig. 1 u. 2. und Planche 81. Fig. 5, ſo wie im Tome V. Planche 90 Fig. 2.) ſieht, wo die Profile von Negerköpfen zu Lampen geformt, ſehr genau wahrgenommen ſind.

Fig. 5123 d) zeigt den Schädel eines Kalmucken. Die Zähne und den Unterkiefer, welche fehlten, habe ich verhältnißmäßig nach dem Kopfe des bejahrten Negers, den ich zergliedert hatte, erſetzt.

Die Geſichtslinie MG macht mit der Horizontallinie ND gleichfalls einen Winkel von 70 Graden, Ferner verhält ſich

NC zu CD wie 11 zu $7\frac{1}{4}$ oder 44 zu 29 und

EC zu CF wie $10\frac{1}{2}$ zu 6, oder 21 zu 12.

QC iſt gleich 15.

Folglich verhält ſich NQ zu QC wie 7 zu 15.

Unter der großen Anzahl Europäiſcher Köpfe, welche ich beſitze, habe ich den ausgeſucht, welcher in der Fig. 5124 abgebildet iſt. In dieſem, ſo wie in andern, welche ich mit Genauigkeit gemeſſen habe, macht die Geſichtslinie MG mit der Horizontallinie ND oder AB einen Winkel von 80 Graden.

NC verhält ſich zu CD wie $7\frac{1}{2}$ zu $7\frac{3}{4}$, oder wie 30 zu 31.

EC zu CF wie 9 zu $5\frac{1}{2}$ oder wie 18 zu 11, und

NQ zu QC wie $3\frac{1}{2}$ zu 4 oder wie 7 zu 8.

Hieraus folgt, daß der Geſichtslinienwinkel in der Natur eine äußerſte Größe, und eine äußerſte Kleinheit (ein Maximum und ein Minimum) von 70 bis zu 80 Graden hat: alles was darüber iſt, iſt nach Kunſtregeln gemacht, und alles was ſich unter 70 Grad neigt, giebt eine Aehnlichkeit mit Affen ec. *).

Dieſes Verfahren zu Ausmeſſung der Schädel hält Blumenbach jedoch auf mehr als eine Weiſe für unrichtig. Denn 1) iſt, wie aus dem oben über die Varietäten der Nationalgeſichtsbildung geſagten von ſelbſt erhellt, dieſe ganze Geſichtslinie höchſtens nur auf diejenigen Varietäten des Menſchengeſchlechts anwendbar, welche

*) Dieſes ſey genug, um eine deutliche Vorſtellung von Camperſchen Geſichtslinie zu geben. Er ſetzt ſeine Betrachtungen a. a. O. noch viel weiter fort, und läßt ſich auch auf die Geſichtslinie bey den Antiken ein, welche zum Theil einen Winkel von 90 bis 100 Graden macht. Hierbey muß ich indeſſen bemerken, daß jetzt die größten Kenner der Antiken darüber einverſtanden ſind, daß die alten Griechiſchen Künſtler den Gehörgang aus Verſehen zum Theil ſo tief herunter geſetzt haben, wodurch eine ſo auffallend hohe Geſichtslinie entſtehen mußte; ſo wie man überhaupt ja auch manche andere Fehler in der Zeichnung und Nachläſſigkeiten in der Ausführung an manchen Antiken bemerkt.

welche in der Richtung der Kinnladen von einander abweichen, keineswegeſ aber auf jene, welche auf ganz entgegen geſetzte Weiſe ſich vielmehr durch ein in die Breite gezogenes Geſicht auszeichnen.

2) Trift es ſehr oft, daß an Hirnſchädeln ſehr verſchiedner Völker, welche, man möchte ſagen, wie Tag und Nacht, von einander unterſchieden ſind, daß die Richtung der Geſichtslinie die nähmliche, und umgekehrt, an mehrern Schädeln eines und deſſelben Volks, welche im Ganzen mit einander übereinſtimmen, einerley Habitus haben, die Geſichtslinie ſehr verſchieden iſt. Denn aus dem bloßen Umriſſe des Geſichts im Profil kann man wenig ſchließen, wenn man nicht zugleich auf ſeine Breite Rückſicht nimmt. So hat Blumenbach z. B. zwey Schädel, den eines Negers aus Congo *) und eines Litthauers **); an beyden iſt die Geſichtslinie faſt eine und dieſelbe; und der Habitus doch äußerſt verſchieden, wenn man den engen und faſt ſchiffförmigen Kopf des Negers mit dem viereckigtern des Litthauers vergleicht. Dagegen aber hat er zwey andere Schädel von Negern, die im Profil erſtaunlich weit von einander abweichen***) und beyde bezeugen, wenn man ſie von vorn betrachtet, durch die enge faſt zuſammen gedrückte Hirnſchale, höckerichte Stirn u. a. m. offenbar ihren Negerurſprung.

3) Bedient ſich Camper ſelbſt, in den ſeinem Werke beygefügten Abbildungen, ſeiner beyden Normallinien ſo willkührlich und unbeſtändig,

*) Zweytes Zehend der Schädelſammlung. Taf. 18.
**) Drittes Zehend. Taf. 22.
***) Vergl. des erſten Zehends Taf. 7 und 8.

dig, variirt ſo oft mit den fixirten Punkten, nach welchen er jene Linien richtet, und von welchen alle ihre Wirkung und Richtigkeit abhängt, daß er hierdurch ſelbſt ſtillſchweigend eingeht, er ſey über ihren Gebrauch ungewiß und zweifelhaft.

Blumenbachen kommt es deshalb unmöglich vor, die Nationalabweichungen, bey der ſo großen Verſchiedenheit in der Proportion und Bildung der mannichfaltigen einzelnen Theile der Schädel, welche mehr oder minder zum Nationalcharakter beyträgt, auf die Grade und Winkel einer gewiſſen Hauptlinie zurück zu führen.

Inzwiſchen hat dieſe Methode zu Beſtimmung der Schädelverſchiedenheiten den Vorzug, daß ſie die meiſten und die vornehmſten Theile des Kopfes, nach welchen ſich die Nationaleigenthümlichkeiten am leichteſten vergleichen laſſen, mit einem Blick überſehen läßt; und Blumenbach iſt durch Erfahrung überzeugt worden, daß ſie dieſem Zwecke vor allen ungemein entſpreche, wenn man die Schädel ohne die untern Kinnladen mit ihren Jochbeinen alle auf Einer horizontalen Linie richtet, und in Einer Reihe auf den Tiſch ſtellt, ſodann aber ſie von hinten betrachtet. Denn auf dieſe Art fällt alles, was hauptſächlich den Nationalcharakter der Hirnſchädel ausmacht, ſey es nun die Richtung der Kinnladen oder der Jochbeine, die Breite oder Enge der Hirnſchale, die Flachheit oder Erhabenheit der Stirn, u. ſ. w. auf einen Blick ſo deutlich ins Auge, daß man dieſe Anſicht nicht unſchicklich die Scheitelnorm nennen dürfte, deren Grund und Anwendung die Figur 5125 a—c leicht darthun wird, wo z. B. drey auf dieſe Weiſe geſtellte Schädel abgebildet ſind. Der mittlere (Fig. 5125 b.), der die meiſte Sym-

metrie und Schönheit hat, iſt von einer Georgierinn; von dieſem weichen die zu beyden Seiten geſtellten Schädel auf ganz entgegen geſetzte Art ab. Der eine (Fig. 5125 c.), welcher von vorn verlängert iſt, und gleichſam ſchnabelartig zuläuft, iſt von einer Negerinn aus Guinea; der andere aber (Fig. 5125 a.), welcher nach den Seiten hin ausgetrieben und gleichſam platt gedrückt iſt, iſt von einem Rennthiertunguſen.

In dem erſten verbergen ſich der Augenhölenrand, die ſchönverengten Jochbeine und ſelbſt die Kinnbacken unter der Peripherie des ſanftgeebneten Stirnknochens.

In dem zweyten hingegen ragen die auf beyden Seiten eingedrückten Kinnladenknochen hervor.

Und in dem dritten endlich ſtehen die Jochbeine, welche mit den Naſenknochen und der über ihnen befindlichen Vertiefung faſt in einer und derſelben horizontalen Fläche ſtehen, auf beyden Seiten unförmlich heraus.

Nationalverſchiedenheiten der Hirnſchädel.

Die ganze Verſchiedenheit des knöchernen Kopfes der verſchiedenen Nationen ſcheint ſich eben ſo gut, als die oben abgehandelte der Nationalgeſichtsbildung auf fünf Hauptabänderungen zurück bringen zu laſſen, und die Fig. 5126 a—e) enthält Beyſpiele davon, welche aus vielen heraus geſucht worden ſind *).

1) Das Mittel von allen hält der Kopf, an welchem man das meiſte Ebenmaß, eine ſanft gerundete Form, eine mäßig geebnete Stirn und engere

*) S. Blumenbach a. a. O. Tab. II.

engere Jochbeine findet, welche nirgends hervor ſpringen und von dem Jochfortſatze des Stirnknochens herablaufen.

Der Zahnhölenrand iſt ziemlich rund, die Vorderzähne in beyden Kiefern ſtehen ſenkrecht.

Zum Muſter dient Fig. 5126 c, ein ſehr ſchöner Schädel von einer Georgierinn.

Dieſe ſchöne Schädelform iſt das Mittel zwiſchen zwey Extremen, und an deren einem iſt

2) der Kopf gleichſam viereckig; die Jochbeine ſtehen heraus; die Naſenvertiefung und der Knochen der ſtumpfen Naſe ſtehen mit den Jochbeinen faſt horizontal; die Augenbraunenbogen ſind kaum merklich; die Naſenlöcher ſind enge; die Wangengrube nur leicht gehölt; der Zahnhölenrand macht vorwärts einen flachen Bogen; das Kinn ragt hervor.

Dieſe Schädelform iſt den mongoliſchen Völkerſchaften eigen.

Man findet eine ähnliche von einem Rennthiertunguſen Fig. 5126 a.

An dem andern Extreme hingegen

3) iſt der Kopf ſchmahl und an den Seiten eingedrückt; die Stirn ſehr uneben und höckericht; die Jochbeine hervorſtehend; die Naſenlöcher weit; die Wangengrube neben den Furchen am untern Rande der Augenhölen ſind tiefer gehölt; die Kinnbacken ſtehen hervor; der Zahnhölenrand iſt ſchmahler, länger und ovaler; die obern Vorderzähne ſtehen ſchräg hervor; die untere Kinnlade iſt groß und ſtark; der obere Hirnſchädel dick und ſchwer.

Solche Schädel haben die Neger, wie der von einer Negerinn aus Guinea Fig. 5126 e zeigt.

Endlich folgen zwey Varietäten, welche zwiſchen jener erſten, und den beyden Extremen das Mittel halten, nähmlich:

4) diejenige, welche zwar breitere aber doch gebognere und gerundetere Wangen hat, als die mongoliſche Varietät, und wo ſie nicht wie bey dieſer vorwärts ragen, und winklig ſind.

Sie hat gemeiniglich tiefe Augenhölen; die Form der Stirn und des Scheitels iſt bey den meiſten durch Kunſt bewirkt; die Hirnſchädel ſind leichter.

Dies iſt die amerikaniſche Varietät. S. Fig. 5126 b, welche den Kopf eines karaibiſchen Fürſten von der Inſel St. Vinzent vorſtellt.

5) Eine mäßig verengte Hirnſchale; eine etwas aufgeſchwollne Stirn; keine ſtark hervor ragende Backenknochen; der Oberkiefer etwas hervor ſtehend; die Scheitelbeine nach den Seiten ausgebogen.

So iſt der malayiſche Stamm in der Südſee. Eine Probe davon liefert der Hirnſchädel eines Otaheiten. Fig. 5126 d.

Und zwar bleibt ſich dieſe nationale Schädelform immer ſo gleich, daß ſie auch in den Köpfen ſehr zarter Kinder ſchon bemerkbar iſt. Denn ſo beſitzet Blumenbach z. B. den Schädel eines burätiſchen Kindes *), welcher offenbar den mongoliſchen Charakter an ſich trägt; und ein anderer von einem neugebornen Neger **) verräth den Neger-Habitus.

Urſa-

*) Drittes Zehend Taf. 29.

**) Daſelbſt Taf. 30.

Urſachen der Nationalverſchiedenheit der Schädel.

Zwar ſind die Knochen unter allen gleichartigen Theilen des menſchlichen Körpers die feſteſten und beſtändigſten, und dienen in der Verbindung mit den übrigen feſten Theilen gleichſam als Grundlage und Stützen. Nichts deſto weniger aber ſind ſie immerwährenden Veränderungen weit mehr als die weichen Theile des Körpers ausgeſetzt, wie dies phyſiologiſche Verſuche und pathalogiſche Erſcheinungen augenſcheinlich lehren.

Die Beſtandtheile der Knochen werden unmerklich aufgelöſt, und wieder eingeſogen; dagegen ſondern ſich aus dem Blute neue ab, ſetzen ſtatt jener an, werden feſt, und erſetzen den Verluſt.

Was alſo ſchon ſeit der erſten Bildung der Knochen geſchah, wird durch dieſe ununterbrochene Umwandelung der Knochenmaterie fortgeſetzt und vollendet; ſie fügen ſich nämlich nach der Form der benachbarten Theile, und werden durch ihre Einwirkung gleichſam geformt und ausgebildet.

Am augenſcheinlichſten erhellt dies beſonders an den Formen des knöchernen Kopfes eines bejahrteren Menſchen. Denn bey dieſem giebt die innere Oberfläche des Schädels gleichſam einen Abdruck der Lappen und Windungen des Gehirns ab, welchem ſie angepaßt war, von außen hingegen zeigt das Geſicht des Schädels unläugbare Spuren, ſowohl von der Einwirkung der Muskeln, als auch der ganzen Geſichtsbildung, deren allgemeinen Habitus und Verhältniß man ziemlich leicht aus dem fleiſchloſen Schädel beſtimmen könnte.

Wenn nun das Klima (wie es denn höchſt wahrſcheinlich iſt) zu der Nationalgeſichtsbildung ſehr mächtig mitwirkt: ſo folgt von ſelbſt, daß dieſelbe Urſache auch an der Bereitung der nationalen Schädelform, beſonders bey den Geſichtsknochen, großen, wiewohl mittelbareren Antheil habe.

Doch iſt zu glauben, daß außer dieſer Haupturſache auch andere Nebenurſachen, als ein gewaltſamerer, lange anhaltender Druck u. dgl. auf die Geſichtsknochen wirken können.

Blumenbachs Sammlung verdankt der Freygebigkeit des Herrn Baronet Banks den ſehr ſeltenen Schädel eines Neuholländers *) aus der Nachbarſchaft der Botany-Bay, der ſich unter andern durch eine beſondere Flachheit des Oberkiefers, da wo die vordern und Eckzähne ſtehen, auszeichnet. Nun iſt bekannt, daß jene rohen Völker die ſonderbare Sitte haben, ſich mit einem Querholze die Scheidewand der Naſe zu durchbohren, und die Naſenlöcher gleichſam mit einem Riegel ſo zu verſtopfen, daß ſie bloß mit offnem Munde Athem holen können. Es iſt alſo glaublich, daß jene Flachheit, durch den beſtändigen Druck dieſes Querriegels nach und nach entſtehe.

Weit häufiger aber erleiden die flachen Knochen der Hirnſchale durch einen langen Druck eine beſondere, und zuweilen auch wohl nationale Umwandlung der Bildung, die ſich entweder von der, gewiſſen Nationen eignen Sitte, die Kinder in Wiegen zu legen, oder von einem gewaltſamen, täglich abſichtlich wiederhohlten Druck der Hand herſchreibt.

Daher

*) Drittes Zehend Taf. 27.

Daher zeichneten ſich zu den Zeiten des **Veſalius**, nach deſſen Ausſage die Deutſchen mehrentheils durch eingedrücktes Hinterhaupt und einen breiten Kopf aus, weil die Knaben in der Wiege immer auf dem Rücken lägen.

Den Holländern aber ſchrieb er länglichere Köpfe als den übrigen zu, weil die Mütter ihre in Windeln gewickelten Kinder gewöhnlich auf der Seite und auf den Schläfen ſchlafen ließen.

Daher zeichnen ſich die rohen amerikaniſchen Völkerſchaften um Nord-Karolina bis nach Neu-Mexico hin, durch eine eingedrückte Hirnſchale aus, welche ſie den Kindern durch eine abſchüſſige Lage in der Wiege zuziehen, in welcher ſie mit dem Scheitel und mit dem ganzen Körpergewicht unbeweglich auf einem mit Sand gefüllten Sacke liegen [1]).

Mehrere dergleichen Gebräuche, die Köpfe neugeborner Kinder durch Drücken der Hände, durch Binden und andre Mittel in eine gewiſſe nationale Form zu bringen, ſind bey den älteſten, wie bey den neuern Völkern, und unter uns ſowohl, als unter den entfernteſten Nationen herrſchend geweſen.

Wir wiſſen aus mehreren Zeugniſſen, daß ſolche Gebräuche entweder ſonſt üblich geweſen, und es zum Theil in manchen deutſchen Provinzen [2]) noch ſind; bey den Holländern [3]), Fran-

 zoſen

1) S. **Adair's** Hiſtory of the North-American Indians, S. 9.

2) Von den jetzigen Vogtländern ſ. J. **Chr. Gottl. Ackermann** in **Baldingers** neuem Magazin für die Aerzte. Th. 2. S. 506.
Von den Hamburgern ſeiner Zeit ſ. **Laurembergs** Paſicompſe, S. 63.

3) **Spiegel** de humani corporis ſabrica. S. 17.

zoſen [1]), Italienern [2]), den griechiſchen Inſulanern des Archipelagus [3]), den Türken [4]), den alten Sigyniern [5]), und den Langköpfen an dem Pontus Euxinus [6]), den jetzigen Sumatranern [7]), den Nikobaren [8]), beſonders aber bey mehreren amerikaniſchen Völkern, z. B. den Anwohnern des Nootka-Sundes [9]), den Schakten, einer georgiſchen Nation [10]), den Warſawen in Karolina [11]), den Karaiben [12]), den Peruanern [13]), ja

1) Von den Pariſern ſ. Andry Orthopedie. Th. 2. S. 3.
2) Von den Genueſern z. B ſ. Veſalius de corporis humani fabrica. S. 23. Spiegel a. a. O.
3) Namentlich von den Chiern hat es dem Herrn Hofrath Blumenbach ein Augenzeuge erzählt, ſein ehemaliger Zuhörer, Herr Philites, Arzt zu Epirus.
4) Herr v. Aſch meldete dem Herrn Hofr. Blumenbach in einem Briefe vom 20ſten July 1788, daß zu Conſtantinopel die Hebammen nach der Geburt gewöhnlich die Mutter fragen, welche Form ſie für den Kopf ihres eben gebornen Kindes wünſche, und daß denn die Aſiaten diejenige vorzögen, welche durch eine, Stirn und Hinterhaupt feſt umſchließende Binde entſteht, weil ſie glauben, daß die rothen Turbane, welche ſie gewöhnlich tragen, dann beſſer ſitzen.
Vergleich die zweyte Tafel des erſten Zehnds von Hirnſchädeln.
5) Strabo B II. S. 358. Ausg. d. Caſaubonus.
6) Hippokrates de aeribus, aquis et locis. Charters Ausg Th 6. S. 206
7) Marsden Hiſtory of Sumatra, S. 38.
8) Nik. Fontana in den Aſiatik Reſearches, Theil 3, S. 151.
9) E. Meares's Voyages, S. 249.
10) Adair a. a. O S. 8 254.
Vergl. Taf. 9 des erſten Zehnds von Hirnſchädeln.
11) Lawſon's Hiſtory of Carolina, S. 33.
12) Oviedo Hiſtoria general de las Indias. Sevilla 1535, Fol. S. 256.
Raymond Breton, Dictionnaire Caraibe-Francois, Auxerre 1665, 8. S 58, 92, 145, 289.
Vergl. Taf. 10 des erſten Zehnds von Hirnſchädeln, und Figur 5126 b).
Auch Taf. 20 des zweyten Zehnds.
13) Torquemada Monarchia Indiana, Sevilla 1615. Fol. Th. 3, S. 623.

ja auch bey den freyen Negern auf den antilliſchen Inſeln [1]).

Es iſt in der That zu verwundern, daß neuerlich Schriftſteller aufgeſtanden ſind, welche dieſe ganze Künſteley mit der Kinderkopfsbildung in Zweifel ziehen wollten [2]); eine Sache, die durch einmüthige Uebereinſtimmung von Augenzeugen außer Zweifel geſetzt iſt; von welcher mehrere Nationen, ſowohl des ſüdlichen [3]), als nördlichen Amerika [4]) ihren Nahmen haben; welche bekanntlich ſchon vor zweyhundert Jahren auf den Concilien des ſpaniſchen Klerus den Wilden in der neuen Welt unterſagt wurde [5]); von deren Ausübung und den dazu gebrauchten Hülfsmitteln, Binden u. ſ. w. [6]), mit welchen ſie durch Jahre lang fortgeſetzten beſtändigen und einförmigen Druck der nachgiebigen Kindeshirnſchale

De Ulloa Relacion del viage para medir algunos Grados de Meridiano. Madrit 1748. Fol. Th. 2, S. 533.

1) Thibault v. Chawalen Voyage a la Martinique. S. 39.

2) z. B. Haller, Camper, Sabatier u. a.

3) „Der Name Omagnas bedeutet in der Sprache der Peruaner und der Name Campevas, welche ihnen die Portugieſen in der braſiliſchen Sprache geben, Flachkopf; wirklich haben dieſe Völker die ſeltſame Gewohnheit, die Stirn der eben gebohrnen Kinder zwiſchen zwey Bretter zu drücken, und ihnen die fremde Geſtalt zu verſchaffen, welche ſie, wie ſie ſagen, dem Vollmond ähnlicher machen ſoll.“ De la Condamine in den Mémoires de l'Acad. des ſc. de Paris 1745. S. 427.

4) Kugelköpfe und flache Köpfe. Vergleiche Charlevoix Hiſtoire de la nouvelle France. Th. 3, S. 187. 223.

5) Joſ. Saenz v. Aguirre Collectio maxima conciliorum omnium Hispaniae et novi orbis. zweyte Ausg. Rom 1755, Fol. Th. 6, S. 204, wo in der Geſchichte der dritten Synode limaiſcher Diöces vom Jahre 1585, den 17. July ein Beſchluß ſteht, daß die Indianer die Köpfe ihrer Kinder nicht durch Formen bilden ſollen.

6) Vergl. z. B. die genauen Abbildungen ſolcher Binden, deren die Karaiben ſich bedienen, in dem Journal de Phyſique, Monat Aug. 1791, S. 132.

ſchale die ihnen angenehme Form verſchaffen, wir die genaueſten Beſchreibungen haben; und welchen allen endlich die Schädel von jenen ro= hen Völkern ſelbſt, die nach Eurapa gebracht und hin und wieder ſchon früher abgebildet wor= den ſind [*]), aufs genaueſte und völlig entſpre= chen.

So ſehr indeß die Sache ſelbſt außer allen Zweifel geſetzt iſt, ſo läßt ſich doch jene ſeit Hip= pokrates öfters wiederholte geleſene Behaup= tung nicht ſo leicht annehmen, daß ſolche beſon= dere Schädelformen, die anfangs mit Fleiß und durch Künſteleyen gebildet und durch viele Ge= nerationen hindurch durch gleichen Gebrauch bey= behalten worden, dann durch die Länge der Zeit gleichſam erblich und zur andern Natur gewor= den wären.

Es findet ſich nähmlich in der vortrefflichen Schrift des Hippokrates von der Luft, den Waſſerarten und den Gegenden, eine berühmte Stelle von den Langköpfen, einem Volke aus der Nähe des Pontus Euxinus, von welchem er zuerſt und hauptſächlich handelt, weil überall kein anderes Volk ſich finde, das ähnliche Köpfe ha= be. Anfänglich, ſagt er, habe die bey ihnen üb= liche Gewohnheit dieſe langen Köpfe hervorge= bracht; ſpäterhin aber habe die Natur mit der Gewohnheit geſtimmt. Es werde aber bey die= ſem Volke für vornehm gehalten, einen ſehr lan= gen Kopf zu haben. Und zwar ſey der Anfang folgender Gewohnheit geweſen: Sie drückten den Kindern gleich nach der Geburt, den noch ganz wachsweichen und gleichſam einem feuchten und

*) Z. B. in den Mémoires de l'Acad. des ſc. de Paris, 1740, Taf. 16, Fig. 1.

und weichen Lehmen ähnlichen Kopf zwiſchen den Händen zuſammen und trieben ihn dadurch ins längliche; ſie zwängten ihn ſogar durch Binden und andere Hülfsmittel zuſammen, um die runde Form deſſelben in eine länglichte umzugeſtalten. Dieſe Gewohnheit ſey Anfangs die Urſache ſolcher langen Köpfe geweſen. In der Folge aber habe die Natur dieſe Form freywillig hervorgebracht, ſo, daß man ſie durch die vorige Gewohnheit nicht mehr zu erzwingen brauchte.

Hippokrates ſucht den Grund dieſes ſonderbaren Phänomens aus ſeiner berühmten Zeugungshypotheſe zu erklären, welche von der büffoniſchen nicht gar viel abweicht. Dieſer zufolge glaubte er, daß der Zeugungsſaft aus allen Gliedern des Körpers hervorkomme und gleichſam aus ihnen ausfließe, wodurch die Formen der Theile des zu bildenden Fötus gleichſam nach einer Urform gemodelt würden. Und dies ſey denn der Grund, warum von Kahlköpfen wieder Kahlköpfe, von Blonden Blonde und von Langköpfen Langköpfe erzeugt würden.

Etwas ähnliches hat man in neuerer Zeit auch von andern Völkern, z. B. den Peruanern [1]) und den Genueſern [2]) erzählt.

Einige Nationalverſchiedenheiten der Zähne, nebſt ihren Urſachen.

In der Ordnung folgen nun zunächſt auf die Formen der Schädel einige an gewiſſen Völkern bemerkte Verſchiedenheiten der Zähne.

1) Von den Einwohnern der Provinz Puerto Viejo Cardamus de rerum varietate. Th. 3, S. 162. Spons Ausg.
2) Jul. Cäſ. Scaliger Comment. in Theophraſtum de cauſis plantarum. S. 287.

So hat Blumenbach z. B. ſchon im Jahr 1779 ſowohl in einem Stücke von einem einbalſamirten ägyptiſchen Leichnam, als in dem ganzen Hirnſchädel einer Mumie [1]) eine beſondere Anomalie in den Vorderzähnen bemerkt, deren Kronen nicht in die Breite gezogen und mit einem dünnen Rande verſehen, ſondern dick und abgeſtumpften Kegeln ähnlich waren. Die Hundszähne aber konnte man in Anſehung der Krone blos durch ihren Stand von den benachbarten unterſcheiden. Und dieſelbe ganz beſondere Bildung hat man auch an andern Mumien bemerkt, wie an der zu Cambridge [2]), und zu Kaſſel [3]), auch etwas ähnliches an der zu Stuttgard [4]); auch fand Blumenbach, als er vor einigen Jahren zu London war, in einer jugendlichen Mumie, welche ihm ihr Beſitzer zu zerlegen erlaubte, ſehr ähnliche Schneidezähne [5]). Es bedarf aber freylich kaum einer Erinnerung, daß bey einer ſo großen Reihe von Jahrhunderten, ſeit das Einbalſamiren der Leichname in Aegypten Sitte war, und bey dem Wechſel ſo verſchiedener Herren und Bewohner dieſes Landes, auch eine große Verſchiedenheit unter den Mumien und deren Schädeln herrſchen müſſe, und daß man daher ſehr Unrecht haben würde, die erwähnte beſon-

der:

1) Zweytes Zehnd von Hirnſchädeln, Taf. 1.
2) Midleton monumenta antiquitatis. im 4ten Th. ſeiner Werke, S. 170.
3) Vergl. des braunſchweigiſchen Archiaters Brückmanns Bericht von dieſer Mumie. Braunſchweig, 1782. 4.
4) Storr prod. methodi mammalium. Tübingen 1778. 4. S. 24.
5) Philoſophical Transactions, J. 1794, Abſchn. 2, S. 184. S. auch Obſervations on ſome Egyptian Mummies opened in Londou by J. F. Blumenbach. From the Philoſophical Transactions. 4.

dere Form der Zähne an allen Mumien zu erwarten. Doch ſcheint es immer eine merkwürdige Varietät, die vielleicht noch einſt als unterſcheidendes Merkmal angewandt werden könnte, um die Mumien eines Zeitalters und Volks von den übrigen zu unterſcheiden. Die Urſachen dieſer beſondern Bildung auszumitteln, möchte freylich ſchwer ſeyn, doch iſt es nicht unwahrſcheinlich, daß ſie wenigſtens großentheils in den Nahrungsmitteln zu ſuchen ſeyen, von welchen Diodorus Siculus ausdrücklich anführt, daß ſie bey den alten Aegyptiern aus Stauden und Wurzeln beſtanden haben. Dadurch wurden die Zähne mehr abgerieben; daß aber Zähne, welche ſtärker abgerieben, oder mit Fleiß abgeſtumpft werden, in die Dicke wachſen, iſt eine Bemerkung, die man an Menſchen [1]) und Thieren [2]) gemacht hat.

Dieſe Muthmaßung bekömmt noch mehr Gewicht durch Winslovs [3]) Beobachtung, welcher in dem Hirnſchädel eines Grönländers von der Hundsinſel eine ſolche ungewöhnliche Dicke der Schneidezähne und Aehnlichkeit mit den Backenzähnen bemerkt hat, und ſie der Art und Weiſe zuſchreibt, wie jene Wilden das rohe Fleiſch eſſen.

Wirklich entſprechen dieſer Beobachtung die dicken und wunderbar abgeriebenen Zähne in zwey Hirnſchädeln von Eskimos, welche Blumenbach aus der Kolonie Nain von der Küſte Labra=

1) Birch's Hiſtory of the Royal Society, Th. 4, S. 3.
2) Von den elfenbeinenen Stoßzähnen der Elephanten, ſ. tranquebariſche Miſſionsberichte, 106te Fortſ.
3) Siehe Mémoires de l'Acad. de ſciences de Paris. 1722, S. 323.

Labrador erhalten hat [1]). Denn daß die Eskimos mit den Grönländern zu einem und demſelben Stamme gehören, und daß ſelbſt der Nahme dieſes Volks insgemein von dem Eſſen rohen Fleiſches abgeleitet wird, iſt längſt bekannt.

Mehrere Schriftſteller [2]) haben angemerkt, daß die Kalmucken längere und weiter aus einander ſtehende Zähne hätten; dieſe Nachricht haben ſie jedoch und zwar nicht mit gehöriger Genauigkeit aus dem im Jahr 1243 gelieferten Berichte **Yvo's**, eines Geiſtlichen zu Narbonne geſchöpft, ſie ſtimmt auch keinesweges mit den Schädeln jetziger Mongolen überein.

Andere Nationaleigenheiten der Zähne endlich rühren bloß von Künſteleyen her; wie bey einigen Negerſtämmen, welche ſich die Zähne durch Feilen [3]) wie Pfriemen ſpitzen; oder wie bey einigen malayiſchen Völkern, welche den glasartigen Ueberzug der Zähne großentheils vertilgen [4]), oder ihnen auch überdies Furchen eingraben [5]) u. ſ. w.

Etwas ähnliches hat **Blumenbach** an einigen Sineſen von Japan beobachtet, welche ſich die glasartige Rinde von dem äußerſten Rande

1) Siehe drittes Zehnd von Hirnſchädeln. Taf. 24, 25.
2) Vergl. z. B. **Büffon**, **Erxleben** u. a.
3) van **Linſchoten** Schipvaert naer Ooſt, Th. 1, S. 60.
von der Gröben guineiſche Reiſebeſchreibung, S. 51. 94.
Barbot in Churchill's collection of voyages. Th. 5, S. 139, 143, 385.
Schotte in Philoſophical Transactions, Th. 73, Abſchn. 1, S. 92.
Report of the Lords of the Committee of Council for the conſideration of Slave Trade. Fol. L. und M.
4) Von den Philippinen, Magindanao, ſ. **Forreſt** voyage to New-Guinea. S. 237.
5) Von den Peruanern, **Hawkesworth's** collection of voyages. Th. 3, S. 349.

Rande der Vorderzähne ſehr ſorgfältig weggerieben hatten.

VI. Einige andere Nationalverſchiedenheiten in Anſehung einzelner Theile des Körpers.

Bisher haben wir die Hauptvarietäten verſchiedener Völker, welche in Anſehung der Farbe (ihrer Haut, Haare und Augen), der Geſichtsbildung und Schädelform zu bemerken waren, erörtert.

Es finden indeß noch einige ſolche Abänderungen an den andern Theilen des Körpers ſtatt, welche zwar minder erheblich ſind, doch keineswegs übergangen werden können.

A. Aeußeres Ohr.

Den Alterthumsforſchern iſt bekannt, daß viele Götterbilder des alten Aegyptens, ſie mögen nun aus Erz oder Thon oder aus verſchiedenen Steinarten bereitet, oder aus ägyptiſchem Feigenholz geſchnitzt, oder endlich auf Sarkophagen gemahlt ſeyn, ſich durch ziemlich hohe Ohren auszeichnen. Einem neuern Schriftſteller hat es beliebt, dies kurz weg den Künſtlern als einen Fehler der Zeichnung anzurechnen*). Dies aber, ſagt Blumenbach, könne er um ſo weniger zugeben, da er an manchen ſolchen Werken eine nicht gemeine Kunſt und einen richtigen Geſchmack gefunden habe; dann aber auch, weil er es hauptſächlich an ſolchen Bildern beobachtet habe, welche indianiſche Geſichtsbildung hatten**), und

*) Récherches philoſophiques ſur les Égyptiens. Theil 1. S. 212.

**) S. Philoſophical Transactions. J. 1794. St. 2. S. 191. Taf. 16. Fig. 2.

und eine ähnliche äußerſt genau gezeichnete Stellung auch an ächt indianiſchen Portraits angetroffen wird. Im Allgemeinen aber iſt dieſe Verſchiedenheit nicht größer, als jene, welche wir auch an Varietäten der Hausthiere, beſonders der Pferde und der Schweine bemerken, bey welchen die Stellung und Lage der Ohren ſich verſchieden zeigt. Ja wenn wir an dieſen ägyptiſchen und indianiſchen Figuren zugleich auf die Richtung der Augenwinkel von der Naſenwurzel nach den Ohren zu, Rückſicht nehmen: ſo ſcheint dieſe Höhle der Ohren großentheils blos von der Art und Weiſe, wie ſie den Kopf tragen, nähmlich mit erhobenerem Hinterhaupte und geſenkterem Kinne herzukommen.

Daß auch die alten Batáver eine ganz beſondere Form und Lage der Ohren gehabt haben, bezeugen ſowohl Stellen alter Schriftſteller, als auch Bildniſſe [1]).

So ſollen ſich auch die Ohren der Bewohner Biscajas durch Größe auszeichnen [2]).

Daß bey den Wilden die Ohren mehr von dem Kopfe abſtehen und beweglich ſind, iſt eine ſehr bekannte Sache, ſo auch, daß viele Völkerſtämme, beſonders aus Oſtindien und dem ſtillen Meer ſie durch mancherley Künſteleyen ſehr groß und unnatürlich lang machen; welche ſeltſame Sitte zu den mährchenhaften Erzählungen einiger alten Schriftſteller von den ungeheuer großen

1) Abbildungen liefern des Smetius antiquitates Neomagenſes, S. 70 und Cannegieter de Brittenburgo, matibus Brittis u. ſ. w. S. 144.

2) Rélation du voyage d'Eſpagne, von der Gräfinn d'Aunoy, Th. 1. S. 23.
Auch beſtätigt dies Dieze in den Anmerkungen zu Puente's Reiſe durch Spanien. Th. 2, S. 271.

ßen Ohren gewiſſer Völker Veranlaſſung gegeben hat.

B. Brüſte.

Daß bey manchen rohen Völkern, beſonders in Afrika [1]) und auf einigen Inſeln des ſtillen Meeres [2]), die Weiber lange und ſchlaff herunter hangende Brüſte haben, iſt durch eine Menge Zeugen außer Zweifel geſetzt. Doch ſind dieſe Erzählungen zum Theil übertrieben [3]), auch findet ſich dieſe Eigenheit nicht an allen Weibern eines und deſſelben Volks; denn es giebt ſehr viele Südſeeinſulanerinnen [4]) und nicht weniger Negerinnen, die man täglich in europäiſchen Handelsplätzen ſehen kann, welche durch ſchön geformte Buſen ſich auszeichnen; endlich aber iſt auch dieſe Verlängerung keineswegs bloß den wilden Völkerſchaften eigen, ſondern man hat ſie hier und da auch bey europäiſchen Weibern, z. B. ſonſt an den irländiſchen [5]) und noch in neuern Zeiten bey den morlachiſchen [6]), gefunden.

Die

1) Ueber die Negerinnen, ſ. Fermin ſur l'oeconomie animale, Th. 1. S. 117.
Von den Hottentotten, Kolbe S. 474.

2) S. die Einwohner der Inſel Horn bey Schouten in Dalrymple collection, Th. 2. S. 58.

3) Z. B. Townſon's Behauptung in Hakluyt's collection, Th. 2. S. 26 von den Negern am St. Vinzenzfluße.
Bruce ſagt von den Brüſten der Schangallas, daß ſie bey einigen faſt bis auf die Knie herabhingen. Reiſen nach den Quellen des Nils, Th. 2. S. 546.
Eben ſo wenig Glauben verdienen Mentzels Erzählungen von den Tabaksbeuteln, welche aus den Brüſten von Hottentottinnen gemacht, und auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung in Menge feilgeboten würden. Beſchreibung des Vorgebirgs der guten Hoffnung, Th. 2. S. 564.

4) J. R. Forſter Bemerkungen u. ſ. w. S. 242.

5) Lithgow's rare Adventures and painefull peregrinations, S. 433.

6) Fortis viaggio in Dalmazia. Th. 1. S. 81.

Die Urſache davon ſcheint hauptſächlich in der Gewohnheit, die Kinder, auf dem Rücken der Mutter hangend, zu ſäugen, zum Theil auch in einem langen, mehrjährigen Säugen der Kinder zu liegen. Hin und wieder wird uns ſogar berichtet, daß bey Völkern, welche dieſe Verlängerung für ſchön hielten, die Brüſte durch Kunſt verlängert worden ſind [1]).

Andere Nationen zeichnen ſich durch weite und dicke Brüſte aus, wie die Aegyptier, und ſchon Juvenal ſpricht

„Von Warzen auf Meroens Bruſt
Die größer, als ein dickes Kind geweſen"

als von einer bekannten und nicht ungewöhnlichen Sache. Ja nicht die Weiber allein, ſondern auch die Männer in Aegypten ſollen ungewöhnlich ſtarke Brüſte haben [2]).

Unter den europäiſchen Nationen haben die Portugieſinnen die vollſten Brüſte, da ſie hingegen bey den Spanierinnen ſchwach und klein ſind; denn ſie ſuchten, wenigſtens im vorigen Jahrhundert, das Wachsthum derſelben durch Einpreſſen zu verhindern [3]).

Daß dagegen durch andere Mittel die Dicke der Brüſte noch vergrößert werden könne, iſt auſſer Zweifel; wie viel übrigens eine zu früh ausgeübte Befriedigung des Geſchlechtstriebes dazu beytragen könne, davon geben die noch nicht ganz erwachſenen und unmannbaren feilen Weibsperſonen

1) Von den Bewohnern der öſtlichen Küſte Afrikas, zwiſchen dem weißen Vorgebirge und dem Fluß Senega. Cadamoſto in Ramuſius Sammlung, Th. 1. S. 100. Vergl. L'admiral l'Afrique et le peuple Africain. Paris 1789. 8. S. 45.

2) Alpinus, hiſtoria naturalis Aegypti, Th. 1. S. 14.

3) Gräfinn d'Aunoy a. a. O. Th. 2. S. 128.

ſonen ein auffallendes Beyſpiel, welche nach London aus den nächſten Vorſtädten zuſammen ſtrömen, um ihren Körper für Geld Preis zu geben, und die Straßen des Abends in unglaublicher Menge durchſtreifen.

C. Geſchlechtstheile.

Von den Negern ſagt man insgemein, daß ihr Geburtsglied ziemlich lang ſey. Wirklich entſpricht dieſer Behauptung ein ausgezeichnetes Präparat von den Geburtsgliedern eines Negers, welches Blumenbach in ſeiner anatomiſchen Sammlung aufbewahret. Ob aber dieſe Eigenſchaft allgemein und der ganzen Nation eigen ſey, iſt nicht bekannt [1]). Sehr wollüſtige Frauenzimmer ſollen den Beyſchlaf mit den Negern andern vorziehen [2]).

Umgekehrt verſichert man auch, daß die Europäer die beſte Befriedigung bey den Negerinnen [3]) und Mulattinnen [4]) finden. Die Urſache dieſes Vorzugs wird nicht angegeben. Ob ſie etwa darin den mongoliſchen [5]) und amerikaniſchen

1) Daſſelbe ſagt Fauſt von den nördlichen Schotten, welche niemals in Beinkleidern gehen.
Wie der Geſchlechtstrieb der Menſchen in Ordnung zu bringen ꝛc. S. 52.
Daß aber dieſe Behauptung von den Schotten nicht ganz richtig ſey, hat Blumenbach durch ſehr gültige Zeugniſſe bewieſen in der mediciniſchen Bibliothek, Th. 3. S. 413.

2) Siehe Saar, oſtindiſche Kriegsdienſte S. 45.

3) Chanvalon voyage à la Martinique, S. 61.
Sparrmann Reiſe nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung, S. 72.

4) S. de Werken van W. V. Focquenbroch Theil 2. S. 421.

5) Georgi Beſchreibung aller Nationen des ruſſiſchen Reichs, Abſchn. 2. S. 220.

ſchen [1]) Weibern gewiſſer Völkerſchaften ähnlich ſind, von welchen man ſagt, daß ſie auch nach der Verheyrathung und ſelbſt nachdem ſie ſchon Kinder geboren haben, enge Geburtstheile behalten?

Eine ganz entgegengeſetzte Beſchaffenheit der Schamtheile ſchreibt Steller den Kamtſchadalinnen zu [2]).

Er behauptet, daß ſich viele unter ihnen durch lange und vorhängende Nymphen auszeichnen, die, wie von mehreren Schriftſtellern verſichert wird [3]), bey den Hottentottinnen zu fingerförmigen Läppchen werden ſollen. Doch ſcheint dieſer Schambuſen (Sinus pudoris), wie Linné ihn nannte, mehr in einer Verlängerung der Lefzen ſelbſt zu beſtehen [4]), welche nicht natürlich, ſondern erkünſtelt ſeyn ſoll [5]); und ſie hat eigentlich zu dem fabelhaften häutigen Bauchſchurz Veranlaſſung gegeben, von welchem leichtgläubige Schriftſteller glaubten, daß er von dem Unterleibe herabhänge [6]) und die Schamtheile dieſer Weiber bedecke.

D. Schenkel.

Ferner wiſſen wir, daß gewiſſe Völker in der Bildung und Proportion der Schenkel von ein-

1) S. Veſpucci Lettera a Lorenzo de Medici, S. 110. Bandinis Ausg.
Riolani des Sohns anthropographia, S. 306.
2) Beſchreibung von Kamtſchatka, S. 299.
3) Vergl. W. ten Rhyne de promontorio bonae ſpei. Schafh. 1686. 8. S. 33.
4) S. Hawkesworth's collection, Th. 3. S. 388.
5) Le Vaillant, voyage dans l'interieur de l'Afrique. S. 371.
6) S. eine Abbildung bey F. Leguat voyage et avantures, Th. 2. Taf. 13.

einander abweichen. So zeichnen ſich z. B. die Indianer durch die Länge ihrer Schenkel [1]), die Mongolen dagegen durch die Kürze derſelben aus [2]). Die Irländerinnen ſollen ſehr ſtarke Lenden haben [3]).

Den Neu-Seeländern legt man ſo dicke Schenkel bey, daß ſie die Speckgeſchwulſt zu haben ſcheinen [4]).

Andere ſagen, daß dieſe Antipoden von uns krumme und ungeſtaltete Schenkel haben, und dieſe Mißgeſtalt durch die Lage des Körpers bekommen, in welcher ſie zu ſitzen pflegen [5]).

Die ſehr krummen Schenkel der Kalmucken leitet man theils von der Beſchaffenheit ihrer Wiegen, theils von dem Reiten her, wozu ſie ſich ſchon in der zarteſten Jugend gewöhnen [6]).

Aeußerſt unförmlich werden die Füße der Feuerländer beſchrieben [7]), welche Bougainville Peſcherais benannt hat [8]).

Daß aber eine Mißgeſtalt der Schenkel und Füße, beſonders bey einigen afrikaniſchen Völkerſchaften, national ſey, haben ſchon die Alten, haupt-

1) De la Boullaye-le-Gouz, voyages et obſervations, S. 153, Kant in Engels Philoſoph für die Welt. Th. 2. S. 155.

2) Yvo von Narbonne in Matthäus Paris, hiſtoria majore nach Wats Ausg. S. 530.

3) Twiss's Tour in Ireland, S. 39.

4) Monneton in de la Borde hiſtoire de la mer du Sud, Th. 2. S. 97.

5) G. Forſters voyage round the world, Th. 2. S. 480.

6) Pallas über die mongoliſchen Völkerſchaften, Th. 1. S. 98.

7) J. R. Forſter Bemerkungen, S. 225. „Die Füße haben kein Verhältniß zu dem Oberleibe; die Schenkel ſind dünn und hager; die Beine gekrümmt, die Knie ausgedehnt, die Zehen auswärts gekehrt."

8) Voyage autour du monde, S. 147.

hauptſächlich von den Aegyptern [1]), Aethiopiern [2]) und Negerſklaven [3]) angemerkt. An den Schenkeln der ſchwarzen Sklaven muß man dreyerley Fehler unterſcheiden, welche auch von verſchiedenen Urſachen herrühren: erſtlich krumme Beine [4]) (jambes cambrées), dann eine verunſtaltende Dicke [5]), und endlich Striemen und Riſſe, welche häufig daran aufſpringen ſollen.

Jene Krümmung ſcheint hauptſächlich von der Stellung herzurühren, in welcher die Kinder auf dem Rücken der Mütter hängen und ſich mit ihren Knieen feſthalten [6]). Manche ſolche Unförmlichkeiten ſind auch Folgen von Krankheiten [7]).

Die Dicke der Füße (wo ſie nicht ebenfalls aus der Pathologie zu erklären iſt) kann auch von ſtarker und anhaltender Arbeit herkommen.

Daß aber die an der ſtarken Haut, vorzüglich auf der Fußſohle, der Neger aufſpringenden Spalten von dem brennenden ſandigen Boden herrühren kann, iſt nicht zu bezweifeln [8]).

Füße

1) Ariſtoteles problematum. 5. 14. S. 431 in Caſaubons Ausg.
2) Virgil moretum, V. 35.
Vergl. Heynens Anmerkungen zu dieſer Stelle im vierten Theil von Virgils Werken, S. 215 ff.
3) Petron Satyricon, K. 102.
4) Sömmering über die körperliche Verſchiedenheit des Negers u. ſ. w. S. 40.
Chanvalon voyage à la Martinique. S. 58.
5) Albrecht Dürer von menſchlicher Proportion, Fol. Th. 3. Ausg. vom Jahr 1528.
Ramſay on the treatment and converſion of African Slaves, S. 217.
6) Chanvalon a. a. O.
7) Fr. Allamand in den Novis actis academiae naturae curioſorum, Th. 4. S. 89.
8) S. Hier. Mercurialis de decoratione, S. 103.

Füße und Hände.

Endlich haben aufmerkſame Beobachter angemerkt, daß bey gewiſſen Nationen Hände und Füße verhältnißmäßig ſehr klein ſind.

Dies wird z. B. von den Indianern, Sineſern, Kamtſchadalen, Eskimos, Peruanern, Neuholländern und Hottentotten geſagt.

Daß hiezu oft Verkünſtelung mitwirken könne, lehren die ſtraußfüßigen Sineſerinnen. Sehr wahrſcheinlich mögen aber auch die harte Lebensart und die Nahrungsmittel Schuld daran haben.

VII. Nationalverſchiedenheiten in Anſehung der Statur.

Dieſer Theil der Geſchichte des Menſchen iſt bisher am meiſten durch fabelhafte und übertriebene Erzählungen verfälſcht und entſtellt worden, welche jedoch jetzt großentheils ſchon ſo weit widerlegt und berichtigt, und auf den wahren Grund zurück geführt worden ſind, daß ſie kaum einer weitern Erwähnung, geſchweige einer wiederholten genauen Unterſuchung, bedürfen.

So hat man z. B. bewieſen, daß in den äthiopiſchen Pygmäen der Alten nichts als eine ſymboliſche Bedeutung der Grade auf dem Nilmeſſer zu ſuchen ſey.

So hat man ferner nach einem ſorgfältigern Studium der Knochenlehre gefunden, daß die ſehr großen hin und wieder in unſern Erdgegenden ausgegrabenen Knochen, welche das Vorurtheil ſonſt Giganten beygemeſſen hatte, von großen Land- und Seethieren (belluae) herrühren, u. ſ. w.

Vielmehr beweiſen einſtimmig alle auf uns gekommene Ueberreſte und Alterthümer, wonach wir die Statur der alten Völker ſchätzen können, als Mumien, Knochen, beſonders Menſchenzähne, welche in den älteſten Grabmählern und Urnen gefunden worden ſind, Waffen u. a. m., daß jene Völker wenig oder gar nicht größer geweſen ſeyen, als die jetzigen.

Zwar findet man auch unter den neuen Völkern allerdings Nationalverſchiedenheiten hierin. So ſind z. B. unter den europäiſchen Nationen die Schonen, oder die Schweizer gewiſſer Kantons, z. B. die Schwytzer, langer, die Lappländer aber kleinerer Statur; in der neuen Welt ſind die Abiponer von größerem, die Eskimos von kleinerem Körperbau; doch ſo, daß keins zu ſehr von der Mittelgröße abweicht; und im Allgemeinen iſt unter den Nationen der jetzigen Welt keine Verſchiedenheit im Betreff der Körpergröße ſo abweichend von der Regel, daß ſie nicht nach der gewöhnlichen Degenerationsweiſe und analogen Erſcheinungen an andern Säugthieren leicht erklärt werden könnte.

Hier müſſen jedoch zwey ſolche Verſchiedenheiten beſonders berühret werden, wovon ſelbſt nach neueren Nachrichten, die eine weit über die gewöhnliche Menſchenſtatur hinausgehen, die andere aber weit unter ihr bleiben ſoll, nähmlich die gigantiſchen Patagonen im ſüdlichen Amerika, und die zwerghaften Quimos, die angeblichen Bergbewohner der Inſel Madagaskar.

In dem ſüdöſtlichen Theile des feſten Landes von Süd-Amerika iſt eine Nation, die ſeit Magalhaens Weltumſeglung den Europäern bekannt worden, welche ihnen den zuſammen geſetzten Nahmen der Pata-gonen gaben

ben, weil ſie ſie nämlich für verwandt mit den benachbarten Chonen hielten, ihre im Guanako⸗Felle eingewickelten Füße aber den behaarten Thierpfoten, welche die Spanier Patas nennen, ähnlich waren. Nach der eigenthümlichen und Landesbenennung aber heißen ſie Tehuelheten.

Von dieſen ſogenannten Patagonen nun fabelte zuerſt Anton Pigafetta, Magalhaens Reiſegefährte, in ſeiner Erzählung, ſie ſeyen Giganten, am Körperbau doppelt größer als die Europäer [1]). Von jener Zeit an bis nach drittehalb Jahrhunderten beſtreiten und widerſprechen ſich gegenſeitig die Berichte in den von Europäern nach dieſer Gegend der neuen Welt angeſtellten Reiſen in Betreff der Patagonen ſo ſehr, und ſind ſich ſo äußerſt ungleich, daß ſie ein merkwürdiges Warnungsbeyſpiel zur Behutſamkeit und zum Mißtrauen beym Gebrauch der Reiſebeſchreibungen abgeben können.

Nach den glaubwürdigſten neueſten Nachrichten ſind die Patagonen aber ein Menſchenſtamm, der ſich keineswegs durch gigantiſche Größe, obwohl durch einen langen Körper und noch mehr durch robuſten Habitus auszeichnet. Das Maß der Länge kann man zwar bey den ſo ſehr veränderlichen und ſchwankenden Berichten keineswegs mit Sicherheit beſtimmen; jedoch beträgt es nach der Autorität ſehr glaubwürdiger Zeugen kaum über ſechs und einen halben engliſchen Fuß.

Dieſe Länge aber iſt ſo außerordentlich nicht da man vorlängſt weiß, daß auch andere einge⸗

1) S. deſſen Viaggio atorno il' mondo, bey Ramuſi Th. 1. (4te Ausg.) S. 35, 36.

borne Stämme von Amerika (beſonders dem ſüdlichern) von ſehr langer Statur ſind, welches beſonders von den Völkern gilt, welche ſich, ſo wie es Tacitus von den alten Germanen meldet, nicht mit andern Völkerſchaften durch Heyrathen verbunden, ſondern ſich als einen eignen unvermiſchten, und daher keinem andern Volke ähnlichen Stamm erhalten haben.

Sie ſind Nomaden, wie die Bewohner des Feuerlandes und andere herumziehende Völkerſchaften in Süd-Amerika; deshalb es kein Wunder iſt, wenn die Europäer, welche zwar an einer und derſelben Küſte dieſes Landes, aber zu verſchiedenen Zeiten, landeten, nicht immer Menſchen von demſelben langen Stamme ſahen.

Von der andern Seite aber iſt es auch nicht ſchwer zu errathen, wie die Fabel von den gigantiſchen Patagonen habe entſtehen können.

Denn erſtlich waren uns aus der ältern Fabelgeſchichte ſchon Giganten aus der alten Welt bekannt; ſollten alſo wohl abentheuerſüchtige Reiſebeſchreiber in der neuen Welt nicht an ſie gedacht haben, da ſie in der That lange und ſtarke Menſchen, auch außerordentlich große Begräbniſſe [1]) und bey dieſen öfters Knochen von ungemeiner Größe fenden [2])?

Bey den Spaniern konnte noch die Abſicht dazu kommen, durch ſolche Nachrichten andere europäiſche Nationen von der Schiffahrt nach der Magellansſtraße abzuſchrecken [3]); bey dieſen aber

1) Vergl. Ed. Browns Travels. S. 50.

2) Nähmlich Knochen von Pferden, deren Skelette ſie bey den Gräbern der Verwandten aufſtellen. S. Falkner Beſchreibung von Patagonien, S. 149.

3) S. Jo. Winter in Hakluyt's Collection. Theil 3. S. 751.

Auch

aber kam leichtgläubige Furcht und der Hang zum Wunderbaren und zur Prahlerey dazu, wie denn noch in dieſem Jahrhundert der Verfaſſer der holländiſchen Beſchreibung von Roggeweins Erdumſeglung ſich verleiten ließ, die Bewohner der Oſterinſel im ſtillen Meere für Giganten von zwölf Fuß Länge auszugeben *).

Nach einer alten Sage, welche jedoch ſchon im vorigen Jahrhundert von Steph. Flacourt, einem ſehr glaubwürdigen Schriftſteller, für eine fabelhafte Erdichtung erklärt wurde, ſoll es in der innern Gebirgsgegend der Inſel Madagaskar ein zwar von Statur pygmäenmäßiges, allein von kriegeriſchem Geiſte beſeeltes Volk geben, welches die übrigen Einwohner oft durch plötzliche Ueberfälle beunruhigte ꝛc. Dieſem Völkchen hatte man den Nahmen **Quimos** oder **Kimos** beygelegt.

Dieſes Gerücht hat neuerdings wieder Vertheidiger an Moldave und dem berühmten Botaniker Commerſon gefunden. Nimmt man aber von dieſen Erzählungen das hinweg, was beyde nur vom Hörenſagen haben, und viele Dinge, in welchen ſie ſich einander ſelbſt widerſprechen, ſo läuft das übrige da hinaus, daß Moldave irgend eine Zwergart von Sklavin, welche man ihm für eine Quimotin verkauft, erhalten hätte, die ſich durch blaßgelbe Farbe, herabhängende Brüſte, und lange, faſt bis auf die Kniee gehende Arme auszeichnete. Allein der berühmte Freyherr von Clugny, welcher mit eben dieſer Pygmäin einen ganzen Monath lang

Auch Sir John Narborough's Voyage to the Streights of Magellan, S. 50.

4) S. eines Ungenannten tweejaarige Reyz rondom de wereld. Dordrecht 1728. 4.

auf einem Schiffe war, hat deutlich gezeigt, daß ſie blos durch fehlerhaften Wuchs und krankhafte Beſchaffenheit eine Zwergin geworden ſey; ſie habe einen dicken Kopf und einen ſehr blöden Verſtand gehabt, und habe nur in einzelnen abgeriſſenen Tönen geſprochen u. ſ. w; lauter Umſtände, nach welchen ihre Krankheit höchſt wahrſcheinlich für eine Art Kretiniſm zu halten war, da ſich bey den Kretinen gleiche Symptomen zeigen; denn auch die langen Arme ſind an vielen derſelben, und nahmentlich den ſalzburgiſchen, von Beobachtern ausdrücklich angemerkt worden.

Sonnerat hat dieſe ganze Tradition ſcharfſinnig ſo erklärt, daß man ſie von den Zephe-Racquimuſſen (Zaffeeramiten) oder den ſechs Oberhäuptern des Stammes zu verſtehen habe, welcher die Provinz Manatan auf dieſer Inſel bewohnt. Dieſe Oberhäupter ſollen noch von dem älteſten Stammvater dieſes Stammes abſtammen, welcher ein Zwerg geweſen ſeyn ſoll, worauf auch obiger Nahme in ihrer Sprache hindeutet.

Uebrigens ſehe man den Artikel **Leibesgröße**, Th. 72, S. 75—177.

Von den Urſachen der Nationalſtatur.

Es giebt alſo weder ganze Völker von Giganten noch Pygmäen. Die Nationalverſchiedenheit der Statur aber, welche wir oben beyläufig erwähnt haben, ſcheint verhältnißmäßig in engere Grenzen beſchränkt zu ſeyn, als jene, welche wir an Hausthieren hin und wieder finden. Auch wird ihre Erklärung nicht ſehr ſchwierig ſeyn.

Wie viel das Klima hierbey mitwirke, zeigt außer ſo vielen andern Beweiſen, die Vergleichung der Lappen mit den Ungarn, welche beyde

Völker

Völker von gemeinſchaftlichem Urſprunge abſtammen, jedoch unter verſchiedenen Himmelsſtrichen auch eine verſchiedene Statur angenommen haben.

Daß auch die Nahrungsmittel viel dazu beytragen, die Statur entweder zu vergrößern oder zu verkleinern, lehrt die Phyſiologie ſehr deutlich. So wird z. B. der ſchlanke Körper der vornehmern Otaheiter den feineren Nahrungsmitteln zugeſchrieben, welche ſie genießen [1]), und gegentheils wird uns berichtet, daß die Statur gewiſſer wilder Völker durch mehrere Generationen hindurch allmählig abgenommen habe, weil ſie ſich an den unmäßigern Genuß des Brantweins gewöhnt hatten [2]).

Ferner muß hier auch die bey verſchiedenen Völkern frühere oder ſpätere Mannbarkeit angeführt werden, welche gewiß in ſo fern auf die Nationalſtatur wirkt, daß bey Völkern, welche ſpäter reifen, der Wuchs durch dieſe längere Enthaltſamkeit allerdings befördert werde, (wie Cäſar von den alten Germanern angemerkt hat); wogegen nach den Beobachtungen glaubwürdiger Schriftſteller über die verſchiedenſten und entlegenſten Himmelsſtriche, eine zu frühe Ausübung des Geſchlechtstriebes den Körper hindert, zur vollen Länge auszuwachſen [3]).

Auch

1) T. R. Forſter Bemerkungen, S. 236.

2) Von den wilden Anwohnern der Hudſonsbay, ſ. H. Ellis Reiſe nach Hudſons Merbuſen, S. 201. Umfreville über den gegenwärtigen Zuſtand der Hudſonsbay, S. 21.

3) Vergl. z. B. nach ſo viel andern von den Kamtſchadalen: Behm in Cook's Voyage to the northern hemisphere, Th. 3.

Von den Otaheitern Cook in Hawkesworth's Collection, Th 2, S. 187.

Von den Sumatranern, Marsden, S. 41.

Auch erhalten ſich Nationen eine eigenthümliche Statur, ſo lange ſie ſich von der Vermiſchung mit Fremden enthalten; da hingegen die Nationalſtatur ſchon in einigen Generationen verändert wird, wenn ſie ſich mit fremden Nationen von anderer Statur durch Heyrathen vermiſcht haben [1]).

Daß eine gewiſſe Statur ſich auf die Nachkommenſchaft forterbe, iſt hierbey allerdings auch in Betracht zu ziehen, und wird durch unläugbare Beyſpiele von Familien beſtätigt, die ſich durch lange oder kleine Statur auszeichnen.

VIII. Erkünſtelte Varietäten des Menſchengeſchlechts [2]).

Beſchneidung.

Es giebt auch noch verſchiedene Theile, welche dieſe oder jene Nationen mit Hülfe der Kunſt zu verändern pflegen; und da will ich zuerſt von den Verſtümmelten ſprechen, wo Glieder und Theile des Körpers abgeſchnitten oder abgeriſſen werden. Die älteſte von dieſen Verſtümmelungen iſt die **Beſchneidung**, wie die Bibel, **Herodots** Berichte von Kolchiern, Aegyptiern und Aethiopiern, und die weite Verbreitung dieſes Ritus bezeugen. Und zwar iſt er nicht nur bey dem männlichen, ſondern unter mehreren morgenländiſchen Völkern auch beym ſchönen Geſchlechte im Gebrauche, welchem jener Theil der Scham, der dem Vorhäutchen des männlichen Gliedes entſpricht, abgeſchnitten wird; von welcher Ceremonie **Martin Schurig** [3]) und

1) **Maupertuis** Venus phyſique, S. 131.
2) S. **Blumenbach** a. a. O. S. 279 ff.
3) Muliebr. p. 116 ſq. 142. ſq. parthenol. p. 379. ſq.

und Theodor Tronchin [1]) eine Menge Zeugniſſe und Geſchichten aus alten und neuen Schriftſtellern geſammelt haben.

Monorchiden.

Die Eunuchen gehören nicht ſowohl zur gegenwärtigen Materie, als die Monorchiden, denen in der Kindheit die eine Hode ausgeſchnitten wird. Dieſe Sitte iſt beſonders bey den Hottentotten im Gebrauche geweſen, welche mehrentheils im achten, ja wenn man Kolben [2]) trauen darf, bisweilen erſt im achtzehnten Jahre zu Monorchiden gemacht worden. Sie glauben dadurch ſchneller im Laufen zu werden, allein die Reiſebeſchreiber erinnern zugleich, daß es der Fruchtbarkeit ſchade [3]). Einen ähnlichen Verluſt der Hode erleiden nicht ſelten die Bauern in der Schweiz, denn die Quackſalber pflegen durch denſelben nach alter Sitte die Brüche zu heilen [4]).

Die unbärtigen Amerikaner.

Zu den Verſtümmelungen rechne ich auch, daß einige Völker an verſchiedenen Theilen des Körpers das Haar auszuraufen pflegen. So erhalten die Buratten blos den Bart unter dem Kinne, den übrigen reiſſen ſie aus [5]); alle Türken vertilgen außer dem Hauptһaare und Barte die übrigen Haare an dem Körper durch verſchiedene Salben [6]); die Otaheiten reiſſen die Haare unter

1) Diſſ. de clitoride p. m. 75 ſq.
2) Vorgebirge der guten Hofnung, S. 141.
3) Jo. Schreyer oſtindiſche Reiſe S. 34.
4) v. Haller adv. Buff. operum minor. T. III. p. 183.
5) Le Brun Voyage p. 120. Mémoir. ſur les Samojedes etc. p. 39 ſq.
6) Leonh. Rauwolf Raiß p. 31. ſq. Buff. T. III. p. 438 ſq.

unter den Achſeln aus [1]); und die mehreſten amerikaniſchen Völkerſchaften rotten den Bart aus, welcher Umſtand zu jener alten Meinung Anlaß gegeben hat, daß die Amerikaner von Natur bartlos ſeyen. Blumenbach hat aber ſchon anderwärts beynahe aus allen Zonen von Amerika Beyſpiele von wirklich bärtigen Völkern angeführt [2]) und umſtändlich aus einander geſetzt, daß, wenn bey einigen von Natur kein Bart kommt, dies nach den Erſcheinungen der Erzeugung und den Geſetzen des Bildungstriebes geſchehe [3]).

Andere Verſtümmelungen.

Das bey den Bewohnern einiger Inſeln des ſtillen Meeres gebräuchliche Abſchneiden des kleinen Fingers, das künſtliche Schärfen der Zähne bey andern und andere Verſtümmelungen von eben ſo wenig Belange, kann man übergehen.

Ungeheure Ohrläppchen.

Zu den Verunſtaltungen der Theile ſind vorzüglich die ungeheuren und hängenden Ohrläppchen zu rechnen, in welche ſich ſo viele Völker ſeit langer Zeit verliebt hatten, daß ſie zu der alten Fabel von den ſcythiſchen Völkern im Pontus Veranlaſſung gegeben haben, welche ſo große Ohrläppchen gehabt haben ſollen, daß ſie den ganzen Körper mit denſelben bedecken konnten [4]). Von den Malabaren [5]), Beynaren, den Einwohnern der Molucken [6]) und Mallikolo wiſſen

1) Hawkesworth T. II. p. 188.
2) S. auch Herrn Zimmermann's geograph. Geſchichte des Menſchen S. 70 ff.
3) Blumenbach, über den Bildungstrieb und das Zeugungsgeſchäfte, S. 66 ff. Ausg. 1781.
4) Plin IV. 13. VII. 2. Pompon. Mela Lib. III. de Hiſp. et Septentr. inſulis.
5) Schreyer a. a. O. S. 117.
6) Maximil. Tranſylv. bey Zahn ſpec. T. III. p. 99.

ſen wir es mit Gewißheit, daß ſie dieſelben durch verſchiedene Künſte überaus groß und wirklich monſtrös machen. An dem Gemählde eines Südländers bey Cornelius le Brun ſehen wir es auf eine wunderbare Weiſe zerfleiſcht [1]).

Andere Verunſtaltungen.

Die Berichte von Reiſebeſchreibern belehren uns, daß einige Völker die Vorhaut des männlichen Gliedes mit Fleiß verlängern, wie die Anwohner der Magellansſtraße [2]), Neuſeeländer [3]) und andere. Die großen Nägel der Chineſen [4]), die durchbohrten Wangen und Lippen ſo vieler anderer Völker, oder die durchbohrten Scheidewände der Naſe und Ohrläppchen, um Ringe hinein zu hängen, und anderes mehr, liefern eben ſo viele Beweiſe der bewundernswürdigen Sucht die natürliche Schönheit des Körpers durch Kunſt zu erhöhen, und von der vielartigen, ſo ſehr verſchiedenen Meinung über das Ideal des Schönen.

Gemahlte Körper.

Der Gebrauch der Mahlereyen und der verſchiedenen Arten von Schminke verändert zwar die Form der Glieder nicht, iſt aber doch bey gewiſſen Völkern ſo conſtant, daß es unrecht wäre, ihn gar nicht zu berühren. Einige überſtreichen blos die Haut mit verſchiedenen Farben, aber andere durchſtechen ſie erſt mit einer Nadel, und reiben hernach die Farben ein, wo ſie dann beſtändig haften. Beyderley Ritus iſt bey den

1) n. 197.
2) Oliv. v. Noort, p. 21.
3) Hawkesworth Vol. III. p. 50.
4) Die Abbildung bey Gregor Sharpe de lingua Sinenſ. zu Ende des Syntagm. diſſertationum Thomae Hyde, Vol. II. p. 512.

den entfernteſten und verſchiedenſten Nationen im Gebrauche geweſen. Die Kanagyſten z. B. Kalifornier, Türken, die Bewohner der Inſel Santa Cruz, Mallikolo, Neuholland, des grünen Vorgebirgs u. a. mahlen ſich. Die Tunguſen aber, Tſchuktſchen, Araber, Eskimos, Neuſeeländer, Otaheiten und viele Völkerſchaften aus ganz Amerika tatowiren ſich (acu in ipſa cute lineas ducunt).

Mehr hiervon ſ. im Art. Leibesfarbe, Th. 71, S. 722 fl.

IX. Fabelhafte Verſchiedenheiten des Menſchengeſchlechts.

Faſt unzählig ſind die Nachrichten, welche ſeit Herodot aus verſchiedenen Quellen, hauptſächlich aus dem Ariſteus, Ktheſias und Megaſthenes durch die Erdbeſchreiber von der monſtröſen Bildung mancher Nationen auf uns gekommen ſind. Als z. B. von einäugigen Arimaſpen; von Cinamolgen mit Hundsköpfen; von einfüßigen Monoſkelen; von Waldmenſchen auf dem Imaus, mit hinterwärts gekehrten Füßen u. dgl. m. *).

Hier iſt nun freylich der Ort nicht dazu, bey dieſen Dingen länger zu verweilen; wiewohl eine Unterſuchung der Umſtände, welche zu jenen Erdichtungen Veranlaſſungen gegeben haben mögen, gewiß nützlich und unterhaltend ſeyn würde, denn es iſt bey der Geſchichte des Menſchen eben ſo gewiß, als bey den übrigen Theilen der Naturgeſchichte, daß nicht leicht in ſie eine ſo unge=

*) Vergl. Jo. Alb. Fabricius Abh. de hominibus orbis noſtri incolis etc. Hamburg 1721, 4.

ungereimte und widerſinnige Fabel hineingebracht worden ſey, bey welcher nicht etwas Wahres zum Grunde läge, welches blos durch hyperboliſche Uebertreibung oder Misverſtand entſtellt worden iſt.

Aus jenem Schwall von Abentheuerlichkeiten will ich nur ein einziges Beyſpiel anführen: Das ſo oft wiederholte Gerücht von **geſchwänzten Völkern**, deren Exiſtenz von mehreren Schriftſtellern in verſchiedenen Zeitaltern wiederholt behauptet worden iſt [1]).

Zu allererſt haben Plinius und nach ihm Ptolomäus und Pauſanias geſchwänzter Völker in Indien erwähnt; dann hat ſie im ſogenannten Mittelalter der Geograph Nubiens, der Venezianer Marko Polo, und andere neuerdings behauptet; und in den neuern Zeiten endlich haben mehrere Reiſebeſchreiber ähnliche Dinge von verſchiedenen geſchwänzten Inſulanern des indiſchen Archipelagus [2]), andere von ſolchen Einwohnern einer gewiſſen ruſſiſchen Provinz [3]), und noch andere Schriftſteller von andern Ländern [4]) angeführt.

Wenn man nun dieſe Behauptungen näher beleuchtet, ſo findet man leicht, wie wenig darauf zu achten ſey. Die meiſten Schriftſteller hatten

1) Der neueſte Vertheidiger und Behaupter geſchwänzter Menſchen war Monboddo in den beyden Werken nähmlich: of the origin and progreſs of language Th. 1, S. 234 und ancient Metaphyſics, Th. 3, S. 250.

2) Harvey de generatione animalium, S. 10 von den Borneern.

3) Rytſchkow orenburgiſche Topographie, Th. 2. S. 34. Falk Beyträge zur Kenntniß des ruſſiſchen Reichs, Th. 3. S. 525.

4) Z. B. auf dem Feuerlande ſiehe die Karten bey Alonzo d'Ovaglie relatione del Regno di Cile. Rom 1646. Fol.

hatten dieſe Nachrichten blos von Hörenſagen; überdies iſt die Glaubwürdigkeit mancher vorgeblichen Augenzeugen davon ſchon an ſich ſehr verdächtig.

Ferner aber werden ihre Berichte über dieſen Umſtand ſchon durch ihre widerſprechende Verſchiedenheit verdächtig, wovon Blumenbach a. a. O. S, 193 Beyſpiele anführt.

Die aufrichtigſten und genaueſten Unterſucher jener Gegenden aber ſchweigen entweder ganz von dieſen abentheuerlichen Misgeſtalten, oder erklären ſie nach dem Zeugniß der Einwohner geradezu für fabelhafte Erdichtungen ¹).

Andere endlich merken ausdrücklich an, was zu dem falſchen Gerücht Veranlaſſung gegeben haben könne, z. B. ein von dem Rücken herabhängender Zipfel der Kleidung ²), oder menſchenähnliche geſchwänzte Affen.

So daß auch nicht ein einziges ächtes, von mehreren glaubwürdigen Augenzeugen beſtätigtes Beyſpiel von einem geſchwänzten Volke übrig bleibt; ja nicht einmal von einer Familie, welche durch dieſe widernatürliche Bildung ſich ausgezeichnet hätte, da doch ſonſt Beyſpiele von Familien, in welchen manche Misgeſtalten, z. B. die Ueberzahl des ſechſten Fingers, in mehreren Generationen erblich bleibt, allgemein bekannt ſind.

Daß aber von einzelnen Menſchen, welche auch unter den Europäern hin und wieder durch einen monſtröſen Auswuchs am Schwanzbeine ſich aus-

1) So von den Philippinern le Gentil Voyages dans les mers de l'Inde, Th. 2. S. 52.

2) Nic. Fontana on the Nicobar Isles in Asiatik Releasches, Th. 3. S. 151.

ausgezeichnet haben, hier eben ſo wenig, als von den andern Misgeburten die Rede ſeyn könne, bedarf keiner Erinnerung.

X. Nationalverſchiedenheit als Folge von Krankheit.

Es iſt bekannt, daß kränkliche Schwäche die äußere Geſtalt der Thiere und ſonderlich ihre Farbe ſo verändert, daß ſie endlich, wenn ſie ſich durch mehrere Generationen hindurch fortgeerbt hat, gleichſam zur andern Natur wird, und in manchen Thiergattungen ſonderbare und bleibende Varietäten hervorbringt, wohin unter andern die weiße Hausmaus und das Kaninchen gehört, deren weißes Fell und rothe Augenſterne ohne allen Zweifel von einer krankhaften Schwäche, der **Leukäthiopie**, herrühren.

Eben dergleichen angeerbte Krankheiten findet man auch hin und wieder bey Menſchen. Doch zeigten ſie ſich bey ihnen nie ſo allgemein und bleibend, als unter den eben benannten Thieren, in ſo fern ſie nähmlich zu einer beſondern und zahlreichen Varietät ausgeartet iſt.

Deſſen ungeachtet müſſen wir hier jene menſchliche Leukäthiopie noch berühren, und zwar nur beyläufig, weil ſie bey den Menſchen eigentlich nicht als eine beſondere Varietät angeſehen werden kann, und weil im Artikel **Leibesfarbe**, Th. 71, S. 706 fl. ſchon etwas davon geſagt iſt.

Dieſer krankhafte Zuſtand ſchein unter die Kachexien zu gehören: man erkennt ihn, und zwar immer, an zwey Symptomen *).

*) S. **Blumenbach** in den Commentation. soc. Reg. ſcientiar. Götting. Th. 7. S. 29, und mediziniſche Bibliothek, Th. 2. S. 537.

Das eine iſt eine ungewöhnlich fehlerhafte Weiße der Haut, zu welcher oft eine unnatürliche Röthe hinzu kommt, die einem leichten Ausſchlage gleicht *), dann aber in einem anomalen Weiße der Haare und der Scham, nicht jener Schneeweiße, wie bey Greiſen, noch dem ſchönen blaſſen, etwas ins Grau ſpielenden Gelb, wie bey Perſonen, welche ſehr blond ſind, ſondern einem Weiß, welches vielmehr mit dem gelblichen Weiß des Milchrahms (cream colour der Engländer) verglichen werden kann.

Das zweyte Symptom zeigt ſich in den Geſichtsorganen, welches der dunkeln Farbe beraubt iſt, daß einige innere Häute des geſunden Auges überzieht, zum Einſaugen des allzu vielen Lichtes beſtimmt, und für ein richtiges und gutes Sehen von höchſter Wichtigkeit iſt. Deshalb iſt die Regenbogenhaut des Auges der Leukäthiopier blaß roſenfarb und halb durchſichtig, die von einem dunkleren Roth ſchimmerde Pupille aber gleicht an Farbe einem bleichen Karneol.

Dieſe Symptome findet man ſtets beyſammen, ſo daß man dieſe ſonderbare Röthe der Augen nie allein und ohne jenes fehlerhafte Weiß der Haupt- und übrigen Haare geſehen hat. Daß aber jene Röthe der Pupillen von den Beobachtern öfters nicht bemerkt worden, iſt kein Wunder, da die übrigen genannten Symptome ihnen mehr in die Augen fielen, die Leukäthiopier aber, welche das Licht nicht gut vertragen können, die Augenlieder mehrentheils geſchloſſen halten.

Stets iſt dieſe Krankheit angeboren, niemals nach der Geburt entſtanden. Sie iſt ſtets unheil-

*) Vergl. z. B. Hawkesworth's Collection. Theil 2. S. 188.

heilbar; denn es findet ſich kein einziges Beyſpiel, daß ſich jemals nach der Geburt eine dunklere Farbe noch angeſetzt habe.

Nicht ſelten iſt ſie erblich, denn fälſchlich ſind die Leukäthiopier von einigen für unfruchtbar und entweder zum Zeugen oder zum Empfangen für untüchtig ausgegeben worden.

Im Allgemeinen aber iſt die Kenntniß von dieſer merkwürdigen Krankheit durch vielerley irrige Meinungen verfälſcht worden. So z. B. ſind einige ungewiß geweſen, ob ſie die Leukäthiopie für einen wirklich krankhaften Zuſtand halten ſollten; andere haben ſie unrichtig mit dem Kretiniſm, andere mit der Geſchichte des Orang-Utang verwechſelt; und noch andere haben ohne Grund behauptet, man finde ſie blos innerhalb der Wendekreiſe, u. ſ. w.

Freylich hat man ſie zuerſt unter den Aethiopiern beobachtet, denn das Weiß auf der Haut und den Haaren einer ſchwarzen Nation mußte beſonders in die Augen fallen, und deshalb erhielten die mit dieſem Zuſtande Behafteten den Namen weiße Neger (franz. Negres blancs, die Holländer in Oſtindien nennen ſie verachtungsweiſe mit dem Namen eines lichtſcheuen Inſekts Kackerlacken, die Spanier Albinos, die Franzoſen Blaſards u. ſ. w.). Allein man findet ſie doch nicht blos unter den Negern, oder wohl gar blos in der heißen Zone, ſondern es iſt vielmehr nur zu gewiß, daß es keine Gegend der Erde giebt, wo ſich dieſe Krankheit nicht erzeugen könne.

Denn Blumenbach weiß ſchon ſechszehn Beyſpiele von Leukäthopiern, die in verſchiedenen Provinzen von Deutſchland geboren worden ſind, und noch mehrere von andern europäiſchen Ländern, von Dänemark, England, Irland, Frank-

reich, der Schweitz, Italien, den Inſeln des Archipelagus und Ungarn. Ferner außerhalb Europa, unter den Arabern, Malabaren, Madagaſſen, Kaffern und Negern, ſowohl unter den in Afrika ſelbſt gebornen, als unter den Negerkreolen der neuen Welt. Dann auch unter den Amerikanern auf der Landenge von Darien und in Braſilien. Endlich unter den wilden Inſulanern des indiſchen und ſtillen Meeres; z. B. auf Sumatra, Bali, Amboina, Manila, Neu-Guinea, den Freundſchafts- und Societäts-Inſeln, von welchen allen Blumenbach a. a. O. die weiteren Nachweiſungen giebt.

Dieſen krankhaften Zuſtand findet man jedoch nicht blos an Menſchen, ſondern auch an vielen andern warmblütigen Thieren; die bekannteſten Beyſpiele geben die Kaninchen, Mäuſe, Marder und Pferde (bey welchen vier Thierarten jene kränkliche Beſchaffenheit durch Länge der Zeit gleichſam zur andern Natur geworden iſt, doch findet man dies auch an Affen, Eichhörnchen, Ratten, Hamſtern, Halbkaninchen, Maulwürfen, Beutelratten, Mardern, Wieſeln und Rehen.

Unter den Vögeln findet man dies an Raben, Amſeln, Kanarienvögeln, Rebhühnern, Hühnern und Pfauen.

An kaltblütigen Thieren aber hat man auch nicht ein einziges merkwürdiges Beyſpiel von dieſem kranhaften Zuſtande beobachtet.

* * *

Es

Es giebt fünf Hauptvarietäten des Menſchengeſchlechts, jedoch nur Eine Art (ſpecies) deſſelben *).

Unter allen im vorſtehenden erwähnten wirklichen Varietäten im Menſchengeſchlechte iſt auch nicht Eine, welche nicht auch bey andern warmblütigen Thieren, beſonders den Hausthieren, und zwar bey dieſen meiſt noch weit deutlicher gleichſam vor unſern Augen aus den bekannten Urſachen der Verartung entſtände; und eben ſo findet man hingegen keine Varietät in Farbe, Geſichtsbildung, oder Geſtalt, ſo auffallend ſie auch ſey, die nicht mit andern Varietäten ihrer Art durch einen unmerklichen Uebergang ſo zuſammenflöſſe, daß daraus deutlich erhellet, ſie ſeyen alle blos relativ, und nur in Graden von einander unterſchieden.

Eben darum iſt es auch nicht zu verwundern, wenn eine blos willkührliche Eintheilung dieſer Varietäten ſtatt finden kann.

Unter mehreren Eintheilungen ſcheint mir indeſſen die von dem Herrn Hofrath **Blumenbach** entworfene der Natur am angemeſſenſten zu ſeyn, weshalb ich dieſe hier vortragen und zu ihrer Erläuterung aus dem angeführten Werke noch folgendes hinzufügen will.

Der Herr Hofr. **Blumenbach** theilt nämlich das ganze bis jetzt bekannte Menſchengeſchlecht in folgende fünf Hauptvarietäten ein, welche ſich mit den Nahmen

A) der kaukaſiſchen,
B) der mongoliſchen,
C) der äthiopiſchen,

*) S. **Blumenbach** a. a. O. Seite 203 ff.

D) der amerikaniſchen und
E) der malayiſchen

bezeichnen und von einander unterſcheiden laſſen.

Der kaukaſiſchen hat er den erſten Platz gegeben, weil man ſie, aus ſpäter aufzuführenden Gründen, für die urſprüngliche Race halten muß.

Von beyden Seiten ging dieſe in die zwey entfernteſten und verſchiedenſten Extreme über, von der einen Seite nähmlich in die mongoliſche, von der andern in die äthiopiſche Varietät.

Die übrigen zwey aber halten zwiſchen jener Urvarietät und dieſen Extremen das Mittel. Die amerikaniſche nähmlich zwiſchen der kaukaſiſchen und mongoliſchen. Die malayiſche wieder zwiſchen der kaukaſiſchen und äthiopiſchen.

Ueberhaupt laſſen ſich dieſe fünf Varietäten durch nachfolgende Merkmale und Beſchreibungen unterſcheiden und beſtimmen. Hier iſt jedoch im voraus zu erinnern, daß man erſtlich, wegen ihrer mannigfaltigen Verſchiedenheit dem Grade nach, nicht blos eines oder das andere dieſer Merkmahle, ſondern mehrere in Verbindung mit einander betrachten müſſe; dann aber, daß auch ſelbſt dieſe zuſammen genommenen Kennzeichen nicht ſo bleibend ſeyen, daß ſie nicht in jeder Varietät unendlichen Ausnahmen unterworfen ſeyn ſollten. Indeß iſt doch dieſe Ueberſicht ſo abgefaßt, daß ſie im Allgemeinen hinlänglich deutliche und klare Begriffe giebt.

A) Kaukaſiſche Varietät.

Von weißer Farbe, mit rothen Wangen, ſchwärzlichem oder nußbraunem Haar, gerundetem Kopf.

Mit

Mit ovalem regelmäßigerem Geſicht, in welchem die einzelnen Theile nicht zu ſtark ausgezeichnet ſind, flacherer Stirn, engerer, leicht gebogner Naſe, kleinem Munde.

Mit ſenkrecht unter einander ſtehenden Vorderzähnen des obern und untern Kiefers.

Mit ſanft hervorſtehenden Lippen (vorzüglich der Unterlippe), vollem runden Kinn.

Ueberhaupt von jener, nach unſern Begriffen von Ebenmaß, reizenden und ſchönen Geſichtsform.

Zu dieſer erſten Varietät gehören die Europäer, (mit Ausnahme der Lappen und übrigen Finnen), die weſtlichern Aſiaten bis zum Fluß Obi, dem kaſpiſchen Meere und Ganges. Endlich die Einwohner des nördlichen Afrika.

B) Mongoliſche Varietät.

Von gelbbrauner Farbe.

Von ſchwarzem, härtern, weder krauſem noch dichtem Haar.

Mit gleichſam viereckigem Kopfe, breitem und plattem Geſicht; und deshalb mit minder abgeſonderten, ſondern gleichſam in einander fließenden Zügen, eine flache ſehr breite Glabelle, eine kleine eingedrückte Naſe, runde herausſtehende Bausbacken, die Oeffnung der Augenlieder enger gradliniger, das Kinn hervorragend.

Zu dieſer Varietät gehören die übrigen Bewohner Aſiens (mit Ausnahme der Malayen auf der letzten Halbinſeln des Ganges) die finniſchen Völker in dem kalten Theile von Europa, Lappen und andere, und aus dem nördlichen Amerika die von der Beringsſtraße bis zum äußerſten bewohnten Grönland verbreiteten Eskimos.

C) Die äthiopiſche Varietät.

Von ſchwarzer Farbe, ſchwarzem und krauſem Haar, ſchmalem an den Seiten eingedrücktem Kopfe, mit unebener, höckerichter Stirne, herausſtehenden Jochbeinen, mit mehr hervorliegenden Augen, mit einer dicken und mit den herausſtehenden Oberkiefern gleichſam zuſammenfließenden Naſe, mit engerer vorwärts verlängerten Kinnladenwölbung, ſchräg hervorragende Oberſchneidezähne, wulſtige Lippen (beſonders die Oberlippe) und ein zurückgebogneres Kinn.

An vielen krumme Beine.

Zu dieſer Varietät gehören alle Afrikaner, bis auf die nördlichen.

D) Amerikaniſche Varietät.

Von Kupferfarbe, ſchwarzem, hartem und ſchwachem Haar, die Stirn niedrig, die Augen tief liegend, eine ſtumpfe, jedoch heraus ſtehende Naſe.

Das Geſicht iſt zwar insgemein breit und dickwangig, jedoch nicht flach und platt, ſondern die Theile drücken ſich en profil deutlich aus, und ſondern ſich von einander ab.

Die Form von Stirn und Scheitel iſt bey den meiſten erkünſtelt.

Hierzu gehören alle Bewohner Amerikas bis auf die Eskimos.

E) Malayiſche Varietät.

Ihre Farbe iſt ſchwarzbraun, das Haar ſchwarz, weich und kraus, dabey dicht und voll, die Stirn ſchmahler, die Naſe fleiſchiger, breiter und kolbig; der Mund groß, der Oberkiefer etwas

was hervorragend, die Geſichtszüge, im Profil beſehen, ziemlich hervorſpringend, und von einander abgeſondert.

Dieſe letzte Varietät enthält die Südſeeinſulaner nebſt den Bewohnern des marianiſchen, philippiniſchen, molukkiſchen, ſundiſchen Inſeln und der Halbinſel Malakka.

A) Kaukaſiſche Varietät.

Dieſe Race erhielt ihren Nahmen von dem Berge Kaukaſus, weil die ihm benachbarten Länder, und zwar vorzüglich der Strich nach Süden, von dem ſchönſten Menſchenſtamme, dem georgiſchen, bewohnt ſind *); und weil alle phyſiologiſchen Gründe darin zuſammen kommen, daß man das Vaterland der erſten Menſchen nirgends anderswo ſuchen könne, als hier. Denn erſtlich hat dieſer Stamm, wie wir geſehen haben, die ſchönſte Schädelform, aus welcher, gleichſam als aus ihrer urſprünglichen Mittelform, die übrigen, bis zu den zwey äußerſten Extremen hin (der mongoliſchen auf einer Seite und der äthiopiſchen auf der andern) durch ganz einfache ſtufenweiſe Abweichungen entſprungen ſind.

Dann iſt dieſer Stamm von weißer Farbe, welche wir ebenfalls für die urſprüngliche, ächte Farbe

*) Es wird genug ſeyn, aus der Menge von Augenzeugen einen einzigen, aber klaſſiſchen, anzuführen, Jo. Chardin Th. 1. S. 171. — „Der Stamm der Georgier iſt der ſchönſte des Orients, und ich kann wohl ſagen der Welt. Ich habe in dieſem Lande kein häßliches Geſicht unter keinem der beyden Geſchlechter bemerkt; aber ich habe Engelsgeſichter geſehen. Die Natur hat hier die meiſten Weiber mit Reizen geſchmückt, welche man ſonſt nirgends ſieht. Mir ſcheint es unmöglich ſie zu ſehen und ſie nicht zu lieben. Reizendere Geſichter, ſchönern Wuchs als der Georgierinnen, kann man nicht mahlen, u. ſ. w.

Farbe des Menſchengeſchlechts halten können, da aus ihr, wie wir oben dargethan haben, eine Verartung in Schwarz leicht iſt, weit ſchwerer hingegen aus Schwarz in Weiß (wenn nähmlich die Secretion und Präcipitation dieſes Kohlen-Pigments durch Länge der Zeit Wurzel gefaßt hat).

B) Die mongoliſche Race.

Sie iſt eben dieſelbe, welche man ſonſt ziemlich unbeſtimmt die tartariſche nannte, eine Benennung, welche bey der Unterſuchung der Racen des Menſchengeſchlechts, zu wunderbaren Irrthümern Veranlaſſungen gegeben hat, ſo daß z. B. Büffon und deſſen Anhänger, von dieſem Ausdrucke verführt, die von alten Schriftſtellern entlehnten Nationalcharaktere der Mongolen, welche ſie unter dem Namen Tatarn beſchrieben hatten, auf die wahren Tatarn ſelbſt, (welche ohne Zweifel zu der genannten erſten Race gehören) fälſchlich übertragen.

Uebrigens fließen freylich die Tatarn durch die Kirgiſen und angrenzenden Völker eben ſo mit den Mongolen zuſammen, wie dieſe durch die Tibetaner zu den Indianern, und durch die Eskimos zu den Amerikanern, ja ſelbſt gewiſſermaßen durch die Bewohner der Philippinen zur malayiſchen Race übergehen ſollen.

C) Aethiopiſche Race.

Dieſe Race hat, beſonders wegen ihrer von der unſrigen ſo weit abweichenden Farbe, ſehr viele bewogen, ſie mit dem witzigen Gelehrten, aber ſchlechten Phyſiologen, Voltaire, für eine beſondere Art des Menſchengeſchlechts zu halten. Doch iſt es nicht nöthig, ſich mit ihrer Widerlegung

legung hier lange aufzuhalten, da ſchon aus dem vorhergehenden erhellet, daß die Aethiopier keine ſo bleibende und charakteriſtiſche Eigenheit haben, die man nicht hier und da auch unter andern Menſchenracen fände, und welchen nicht auch ſelbſt manchen Negern mangelte, und keine endlich, welche nicht auch bey dieſer Menſchenrace durch unmerkliche Gradation mit den benachbarten in einander flöße, wie jeder finden wird, der die Verſchiedenheit nur einiger Stämme dieſer Race, z. B. der Fuhls, Wulafs und Madingonen, und wie ſie ſich durch die Gradationen dieſer Verſchiedenheit immer mehr den Mauren und Arabern nähern, genauer erwogen hat.

Was man aber von den Aethiopiern behauptet hat, daß ſie ſich den Affen mehr nähern, als die andern Menſchen, das, ſagt Blumenbach, gebe ich in dem Sinne ſehr gern zu, als man z. B. ſagen kann, daß ſich jene Race von Hausſchweinen mit Hufen dem Pferde mehr nähere, als die übrigen Schweine; indeß erhellt ſchon daraus, daß eine ſolche relative Vergleichung im Allgemeinen doch ohne Gewicht ſey, weil es auch unter den übrigen Hauptvarietäten des Menſchengeſchlechts keine einzige giebt, aus der nicht ebenfalls ein oder das andere Volk, und zwar von genauen Beobachtern, in Anſehung der Geſichtsbildung mit den Affen verglichen worden wäre; wie uns z. B. von den Lappländern, Eskimos, den Caaiguern in Südamerika, und den Bewohnern der Inſel Mallikollo ausdrücklich erzählt wird.

D) Amerikaniſche Race.

Es iſt in der That wunderbar, wie viele und

und ſeltſame Erdichtungen man von charakteriſtiſchen Eigenheiten dieſer Race verbreitet hat.

Einige ſprachen den Männern den Bart ab, andere den Weibern die monatliche Reinigung. Einige gaben allen Amerikanern nur einerley Farbe, andere eine vollkommen gleiche Geſichtsbildung.

Daß die Amerikaner nicht von Natur unbärtig ſind, iſt jetzt durch das einmüthige Zeugniß genauer und wahrer Beobachter überzeugend dargethan, durch deren Ausſage beſtätigt wird, daß es durch ganz Amerika von den Eskimos bis zu den Feuerländern ganze Stämme von Einwohnern gebe, welche Bärte tragen; und daß es ſich auch von den übrigen Bartloſen beweiſen läßt, daß ſie mit Fleiß die Wurzel des Barthaars ausreißen, wie dies auch viele, beſonders mongoliſche und malayiſche Völker thun.

Daß das Barthaar bey den Amerikanern wie bey vielen mongoliſchen Nationen allerdings dünn und ſchwach ſey, iſt bekannt; doch kann man ſie deshalb eben ſo wenig mit Recht bartlos nennen, als man etwa Menſchen mit wenig Haaren kahl nennen könnte.

Die alſo die Amerikaner von Natur für bartlos hielten, fielen in denſelben Fehler, welcher die Alten verleitete, ſich und andere zu bereden, der Paradiesvogel, dem man die Füße abzuſchneiden pflegt, habe von Natur keine Füße.

Die andere fabelhafte Sage, daß nähmlich die Amerikanerinnen keinen monatlichen Reinigungen unterworfen wären, ſcheint dadurch entſtanden zu ſeyn, daß die Europäer, welche in die neue Welt kamen, an den unzähligen, faſt ganz nackten Einwohnern vom andern Geſchlechte,

welche

welche ſie ſahen, niemals Spuren dieſer Reinigung ſahen. Davon giebt es aber wahrſcheinlich einen doppelten Grund; theils werden bey jenen amerikaniſchen Völkern die Weiber, während ihrer Reinigungszeit, durch ein heilſames Vorurtheil gleichſam für giftig gehalten, und von allem geſellſchaftlichen Umgange ausgeſchloſſen; und ſie genießen indeß in abgelegeneren Hütten und von dem Anblick der andern entfernt, eine für ſie wohlthätige Ruhe; theils aber hat man auch bemerkt, daß ihre geprieſene Reinlichkeit und beſcheidene Umwickelung der Schenkel dazu beytragen, daß keine Spur des Blutabgangs ſichtbar wird.

Ueber die Hautfarbe dieſer Race iſt ſchon oben angemerkt worden, daß ſie keinesweges ſich immer ſo gleich bleibe, daß ſie nicht hin und wieder ins Schwarze ſpielen ſollte; und anderer Seits ergeben ſich aus der Beſchaffenheit des amerikaniſchen Klimas *) und aus den Geſetzen der Verartung, welche man auf den ſehr wahrſcheinlichen Urſprung der Amerikaner aus dem nördlichen Aſien anwenden muß **), die Gründe ſehr deutlich und leicht, weshalb ſie nicht ſo auffallenden Farbenverſchiedenheiten unterworfen ſeyn können, als die übrigen Nachkommen der urſprünglichen Bewohner Aſiens, welche ſich über die alte Welt verbreitet haben.

Faſt daſſelbe gilt von der Geſichtsbildung der Amerikaner. Schon haben ſehr ſorgfältige Augenzeugen die Ungereimtheit der faſt lächerlichen Behauptung gezeigt, daß die ſämtlichen Bewoh-

*) Zimmermann's geographiſche Geſchichte des Menſchen, Th. 1, S. 87.

**) Kant im teutſchen Merkur, Jahrg. 1788. St. 1, S. 119.

Bewohner der neuen Welt in ihren Geſichtszügen ſich durchaus ſo gleich wären, daß, wer einen geſehen hätte, ſagen könne, er habe ſie alle geſehen u. ſ. w. [1]). Vielmehr beweiſen es viele von den größten Künſtlern verfertigte Abbildungen von Amerikanern, und die Zeugniſſe der glaubwürdigſten Augenzeugen, daß unter dieſer Race des Menſchengeſchlechts allerdings eben ſo gut, als unter den übrigen Verſchiedenheit der Geſichtszüge ſtatt finde; ob ſchon im Allgemeinen jene Nationalbildung, welche wir ihnen oben beygelegt haben, für ihre fundamentale zu halten iſt. Daß ſie zunächſt an die mongoliſche grenze, haben ſchon die erſten Europäer, welche auf das feſte Land der neuen Welt kamen, richtig angemerkt, [2]) und dies beſtätigt aufs neue die ſehr wahrſcheinliche Meinung, daß die Amerikaner aus dem nördlichen Aſien herübergekommen, und von einer mongoliſchen Völkerſchaft entſprungen ſind; daß aber mehrere ſolcher Auswanderungen in langen Zwiſchenräumen erfolgt ſind, wozu ſo wohl phyſiſche und geogeniſche als politiſche Kataſtrophen Veranlaſſung geben konnten, iſt wahrſcheinlich; und hieraus iſt, wenn eine Vermuthung bey ſolchen Erörterungen ſtatt finden kann muthmaßlich der Grund abzuleiten, warum die Eskimos noch weit mehr als die übrigen Amerikaner die Geſichtsbildung an ſich haben, theils nähmlich, weil ſie weit ſpäter, durch eine neuere Kataſtrophe vertrieben, aus dem nördlichen Aſien angekommen ſind; theils weil das Klima der neuen Erde, die ſie jetzt bewohnen, dem Klima des

1) S. Molina ſulla ſtoria naturale del Chili. S. 336.
2) S. Lettere di Amer. Veſpucci S. 9. nach Bandinis Ausgabe.

des vorigen Vaterlandes ähnlicher iſt. Ja man muß ſogar, vielleicht derſelben Macht des Klimas auf Erhaltung oder Wiederherſtellung der Nationalgeſichtsbildung, wovon wir oben geſprochen haben, es zuſchreiben, daß die Bewohner des äußerſten ſüdlichen kalten Amerika, wie die wilden Bewohner der Magelhansſtraße, wieder der vorigen Geſichtsbildung ſich nähern, und gleichſam wieder darein zurückfallen.

E) Malayiſche Race.

Wie die Amerikaner in Anſehung der Nationalbildung zwiſchen dem Mittelſchlage im Menſchengeſchlechte, welchen wir die kaukaſiſche Race nannten, und einem der beyden Extreme, dem mongoliſchen nähmlich, gleichſam das Mittel halten, ſo macht die malayiſche einen ähnlichen Uebergang von dieſer Mittelrace zur andern äußerſten, der äthiopiſchen.

Die malayiſche kann man ſie nennen, weil bey weitem die meiſten Menſchen aus dieſer Raſe, beſonders der an Malakka liegenden indianiſchen Inſeln, der Sandwichs=, Societäts= und Freundſchaftsinſeln, ja ſelbſt die Madagaſſen, bis zu den Bewohnern der Oſterinſeln hinauf, die malayiſche Sprache reden [*]).

Indeß ſind auch dieſe durch mannigfache Grade der Schönheit und des übrigen körperlichen Habitus ſo ſehr von einander unterſchieden, daß es nicht an Leuten gemangelt hat, welche z. B.

*) Zuerſt lehrte dies der Baronet Banks in Hawkesworth's Collection, Th. 3, S. 373.
Nach ihm Bryant in Cooks voyage to the Northern hemiſphere, Th. 3, Anh. No. 2, zu S. 528.
Und Marsden in Archaeologia, Th. 6, S. 154.

z. B. ſelbſt die Otaheiter in zwey von einander verſchiedene, Racen theilten [1]), die eine nähmlich, von bläſſerer Farbe, ſchlanker Statur und einer von der europäiſchen wenig oder gar nicht verſchiedenen Geſichtsbildung; die andere hingegen von mittlerer Statur, an Farbe und Geſichtsbildung wenig von den Mulatten verſchieden, mit krauſem Haar u. ſ. w. [2]) Dieſe letzere alſo iſt den Bewohnern der weſtlichen Inſeln im Südmeer am ähnlichſten, unter welchen beſonders die Bewohner der neuen Hebriden ſich allmählich den Papus und Neuholländern nähern, welche ſelbſt endlich durch einen ſo unmerklichen Uebergang mit der äthiopiſchen Race zuſammen fließen, daß man ſie ſogar, wenn man wollte, nicht unſchicklich zu derſelben zählen könnte.

Und eben dieſer unmerkliche Uebergang, durch welchen auch andere Racen, wie wir geſehen haben, in einander fließen, führt uns endlich zu dem Schluſſe, welcher aus den Principien der Phyſiologie, wenn ſie mit Hülfe der zoologiſchen Kritik auf die Naturgeſchichte des Menſchengeſchlechts angewendet wird, ſich von ſelbſt zu ergeben ſcheint: „daß nähmlich unſtreitig **alle bisher bekannt gewordene Abarten des Menſchen nur zu Einer und derſelben Art (ſpecies) gehören.**

Von

1) Z. B. Bougainville in Voyage autour du monde, S. 214.

2) Deshalb hat auch ſchon der unſterbliche de Quiros, welcher die Societätsinſeln zuerſt entdeckte, dieſe Varietät der Inſulaner des ſtillen Meers genau unterſchieden, da er einige für weiblich ausgiebt, andere aber den Mulatten, und noch andere den Aethiopiern vergleicht. S. Dalrymple collect. of voyage to the South-pacific Ocean, Th. 1, S. 164.

Von andern Eintheilungen des Menſchengeſchlechts.

Außer dieſer Eintheilung des Menſchengeſchlechts in fünf Hauptvarietäten, welche der Herr Hofrath Blumenbach in Göttingen in ſeinem, oben S. 426, genannten Werke über die natürlichen Verſchiedenheiten im Menſchengeſchlechte am ausführlichſten und mit ſo vieler Beleſenheit vorgetragen hat, und aus welchem ich das vorſtehende entlehnte, weil über dieſen Gegenſtand zur Zeit nichts Gründlicheres und Einleuchtenderes geſagt werden kann, — müſſen hier noch einige andere Eintheilungen angeführt werden [1]).

Den erſten Verſuch zu einer ſolchen Eintheilung hat ein gewiſſer Ungenannter am Ende des 17ten Jahrhunderts gemacht; er vertheilt das Menſchengeſchlecht in vier Stämme, wo denn unter den Erſten ganz Europa bis auf das einzige Lappland, dann Südaſien, Nordafrika und ganz Amerika, unter den zweyten das übrige Afrika, unter den dritten das übrige Aſien, nebſt denen gegen den Vulturnus gelegenen Inſeln, und unter den vierten Lappland gehört [2]).

Leibnitz brachte die Menſchen in vier Ordnungen. Zwey nähmlich waren die Extreme: 1) Lappländer und 2) Aethiopier; die andern beyden ſtanden zwiſchen ihnen inne; 3) der Orientaliſche nähmlich (mongoliſche) und 4) Occidentaliſche, den Europäern ähnliche [3]).

1) S. Blumenbach a. a. O. S. 209 ff.

2) Im Journal des Sçavans, J. 1684, S. 133. Vergl. Rob. de Vaugondy des Sohns Nouvel Atlas portatif. Paris 1778, 4. 4tes Blatt.

3) Bey Feller in otio Hannoverano, S. 159.

Linné folgte der gemeinen Erdbeſchreibung, und theilte die Menſchen ein 1) in den rothen Amerikaner, 2) den weißen Europäer, 3) den gelben Aſiaten und 4) den ſchwarzen Afrikaner [1])

Büffon unterſchied ſechs Menſchenracen, 1) die Lappländiſche, oder Polarrace, 2) die Tatariſche (ſo nannte er nähmlich nach der gemeinen Sprache die Mongoliſche), 3) die Südaſiatiſche, 4) die Europäiſche, 5) die Aethiopiſche und 6) die Amerikaniſche [2]).

Unter denen, welche drey Urvölker des menſchlichen Geſchlechts nach der Anzahl von Noahs Söhnen annehmen, zeichnet ſich der berühmte Gouvernör Pownall aus, welcher bey dieſer Unterſuchung zu allererſt ſeine Aufmerkſamkeit auf die Nationalform der Schädel gerichtet hat. Er theilt jene Stämme nach den Hauptfarben, 1) in den weißen, 2) rothen und 3) ſchwarzen. In einem mittlern faßt er die Mongolen und Amerikaner zuſammen, weil ſie außer andern Kennzeichen noch in der Geſtalt der Hirnſchädel und der Beſchaffenheit der Haare mit einander übereinträfen [3]).

Der Abt de la Croix theilt die Menſchen in weiße und ſchwarze. Jene aber 1) in eigentlich ſogenannte weiße und 2) braune (bruns)

1) In allen ſeit 1735 erſchienenen Ausgaben ſeines unſterblichen Werks. Der neuerlichen Ausgabe hat der berühmte Gmelin, der Herausgeber derſelben, die Blumenbachiſche Eintheilung beygefügt. Th. 1, S. 23.

2) Dieſe ſechs Varietäten findet man vortreflich beſchrieben und mit lebendigen Farben geſchildert in Herders klaſſiſchem Werke: „Ideen zur Philoſophie der Geſchichte der Menſchheit. Th. 2. S. 273.

3) Vergl. a new collection of voyages, u. ſ. w. London 1767, 8. Th. 2, S. 273.

(bruns), gelbe (jaunâtres) und 4) olivenfarbige ein [1]).

Der berühmte Kant leitet aus einer urſprünglichen Menſchenrace, einer weißen von brünetter Farbe, vier Abarten ab: 1) die weiße des nördlichen Europa, 2) die kupferfarbige amerikaniſche, 3) die ſchwarze ſenegambiſche und 4) die olivenfarbige indianiſche [2]).

Doct. John Hunter zählt ſieben Varietäten auf: 1) ſchwarze Menſchen, als Aethiopier, Papus u. a. 2) die ſchwärzlichen Bewohner von Mauritanien und dem Vorgebirge der guten Hoſnung, 3) die kupferfarbigen in Oſtindien, 4) die rothen Amerikaner, 5) die braunen, als Tataren, Araber, Perſer, Sineſer u. a. 6) die bräunlichen, als die mittägigen Europäer, z. B. Spanier u. a. die Türken, Abeſſinier, Samojeden und Lappen, 7) die weißen, als die übrigen Europäer, Georgier, Mingrelier und Kabardiner [3]).

Herr Zimmermann tritt denen bey, welche den Urſtamm des menſchlichen Geſchlechtes auf die aſiatiſche Gebirgsebene zwiſchen den Quellen des Indus, Ganges und Obi ſetzen, und und leitet davon folgende Varietäten ab: 1) die europäiſche, 2) die nordaſiatiſche und nördlichſte amerikaniſche, 3) die arabiſche, indiſche und des indiſchen Archipelagus, 4) die ſüdöſtliche aſiatiſche, ſineſiſche, corea'ſche u. a. Er findet es wahrſcheinlich, daß die Aethiopier entweder aus

1) S. deſſen Géographie moderne, Th. 1, S. 62. 5te Ausgabe und Vaugondy a. a. O. 3tes Blatt.

2) In Engels Philoſoph für die Welt, Th. 2, und in der Berl. Monatsſchr. 1785. Th. 6.

3) Diſputatio de hominum varietatibus, Edinb. 1775. S. 9.

der erſten oder dritten dieſer Varietäten ſtammen [1]).

Herr **Meiners** führt alle Völker auf zwey Stämme zurück: 1) von ſchönen und 2) von häßlichen Völkern; zu jenen rechnet er die weißen, zu dieſen die dunkelfarbigen. Zu dem ſchönen Stamme gehören nach ihm die Celten, Sarmaten und morgenländiſchen Völker. Zu dem häßlichen hingegen das übrige menſchliche Geſchlecht, ſo weit es verbreitet iſt [2]).

Herr **Klügel** unterſcheidet vier Stämme, 1) den Urſtamm der erſten Menſchen auf der eben genannten aſiatiſchen Gebirgsebene, von welchen er die Bewohner des ganzen übrigen Aſiens, des ganzen Europa, des nördlichſten Amerika und nördlichen Afrika herleitet. 2) Die Neger, 3) die Amerikaner, (jene nördlichſten ausgenommen) und 4) die Südſeeinſulaner [3]).

Herr **Metzger** ſetzt nur zwey Hauptvarietäten als Extreme: 1) den weißen Menſchen in Europa, und den nördlichen Gegenden von Aſia, Afrika und Amerika, 2) den ſchwarzen, oder Mohren im übrigen Afrika. Den Uebergang zwiſchen beyden machten die übrigen Aſiaten, die ſüdlichen Amerikaner und Südſeeinſulaner [4]).

Herrn Profeſſor **Wünſch** [5]) ſieht bey ſeiner Eintheilung des Menſchengeſchlechts nicht bloß auf die verſchiedene Farbe und den Haarwuchs,

1) In dem ſehr reichhaltigen Werke: Geographiſche Geſchichte des Menſches u. ſ. w. Th. 1
2) S. deſſelben Grundriß der Geſchichte der Menſchheit, 2te Ausg. Lemgo 1793. 8.
3) Vergl. deſſen Encyklopädie, Th. 1, S. 523. 2te Ausg.
4) S. deſſen Phyſiologie in Aphorismen, S. 5.
5) S. Unterhaltungen über den Menſchen. I. Th. Zweyte Aufl. Leipzig 1796, S. 149.

wuchs, ſondern zugleich auch auf die mannig= faltige Kopfbildung und verſchiedene Statur, und bringt alle Menſchen unter ſieben verſchiedene Rubriken oder Völkerſchaften. Auch weiſet er jeder dieſer Völkerſchaften ihren eigenen Diſtrikt auf Erden an, welchen entweder große Sandwüſten, oder mächtige Flüſſe, oder der Ozean ſelbſt, oder endlich die Polarkreiſe begränzen. Denn da die ganze bewohnbare Oberfläche des Erdballes ohnehin durch ſolche Merkzeichen von der Natur ſelbſt gleichſam ſchon in verſchiedene Diſtrikte eingetheilet iſt: ſo kann man ihr hierin deſto leichter nachfolgen. Den erſten dieſer Diſtrikte nennt er Amerika, den zweyten Südindien, den dritten Oſtindien, den vierten Afrika, den fünften Europa, den ſechſten Aſien, und endlich den ſiebenten Polarland, und die ſieben Hauptvölkerſchaften, welche dieſe Länder bewohnen, alſo Amerikaner, Südindier, Oſtindier, Afrikaner, Europäer, Aſiaten oder Mongolen und Polarmenſchen.

* * *

Allgemeine Bemerkungen über die fünf Hauptvarietäten des Menſchengeſchlechts; über das Charakteriſtiſche ihrer Religionen, Geiſtescultur, Künſte, Nahrungsmittel, Sitten und Gebräuche.

A. Bemerkungen über die kaukaſiſche Menſchen=Race *)

Die Gränzen desjenigen Theils der Erdfläche, den die hierher gehörigen überaus zahlreichen Völker

*) Ich entlehne hier das Weſentlichſte aus den hierher gehörigen Abſchnitten des oben angeführten ſchätzbaren Werke

Völker bewohnen, ſind: gegen Norden der kalte Erdgürtel, gegen Oſten theils der Indus und Sihun mit dem kaſpiſchen Meere, theils die Wolga mit der uraliſchen Gebirgskette, gegen Weſten der Miſſiſſipi Fluß nebſt dem atlantiſchen Ozean, und gegen Süden die große afrikaniſche Wüſte, genannt Sahara, oder vielmehr eine gerade Linie, die ſich vom weißen Vorgebirge dieſer Wüſte über die Katarakten des Nils bis an den perſiſchen Meerbuſen erſtreckt. Mithin umgeben dieſe Gränzen nicht nur diejenigen Länder, die man ſonſt gewöhnlich zu Europa rechnet, ſondern zugleich auch ganz Perſien, einen großen Theil von Arabien, ganz Armenien, Georgien, Tſchirkaſſien, die nördlichen Küſten von Afrika nebſt Niederägypten, und ſogar denjenigen Theil der Erde, den die vereinigten amerikaniſchen Staaten beſitzen.

In Hinſicht auf das äußerliche Anſehen des Körpers unterſcheiden ſich die Europäer von andern Menſchenraßen durch die ſchöne Wölbung des Hirnſchädels, beſonders aber durch die angenehme Krümmung und beträchtliche Höhe der Stirn, ferner durch das erhabene Antlitz mit weit geöffneten Augen von gehöriger Größe, dann durch die ziemlich weit hervorſtehende Naſe, wie auch durch den mehr kleinen als großen Mund, welcher weder ſehr aufgeworfen noch zurück gezogen iſt, und endlich durch das lange, etwas lockige, auch ſehr dichte und feine Haupt- und Bart-Haar, welches bey den meiſten Individuen ent-

Werkes des Herrn Prof. Wünſch in Frankfurt a. d. O., deſſen Eintheilung der Menſchenvarietäten mit der Blumenbachiſchen ziemlich übereinkommt, ſich wenigſtens leicht damit verbinden läßt.

entweder braun oder blond, und nur bey wenigen vollkommen ſchwarz iſt. Was die herrſchende Farbe der Haut betrifft: ſo iſt ſie in den nördlichen Gegenden blond, oder weiß mit äußerſt wenig röthlichen Gelb vermiſcht, in den ſüdlichern Ländern hingegen iſt ſie ſehr brünet. Aber in Anſehung der Statur iſt zu merken, daß man wenigſtens in Georgien und Armenien einige Familien der erſtern Größe findet; in allen übrigen hierher gehörigen ländern hingegen kann man ihnen, im Allgemeinen genommen, blos die mittlere Statur beymeſſen, und nirgends giebt es ganze Familien von der niedrigſten Größe unter ihnen.

Bey einem recht regulär gebildeten Europäer ziehen ſich die innern Augenwinkel nicht ſchief gegen die Naſe herab, oder gegen die Stirn hinauf, ſondern ſtehen einander gerade entgegen, indem die Augenlieder vollkommen horizontal geſpalten ſind. Eben ſo horizontal ſtehen auch die Augenbogen, die zugleich angenehm gekrümmt ſind und ſich nicht, wie bey manchen andern Völkern, von der Naſenwurzel nach den obern Gegenden der Schläfe ſchief in die Höhe richten. Dazu iſt ſein Antlitz länglich, wie ein Ey, deſſen dünneres Ende das Kinn, das dickere hingegen den Scheitel vorſtellet. Von der ganzen Länge des Antlitzes nimmt die Stirn ein Drittel hinweg, ſo, wie die Länge der Naſe das zweyte, und endlich der übrige Raum bis an das Ende des Kinnes das dritte Drittel einnimmt. Der Naſenrücken iſt nicht eingedrückt, nicht einwärts gebogen, ſondern er neigt ſich in einer ſchiefen Richtung, ohne ſich merklich zu krümmen und ohne daß die Naſenwurzel tief zwiſchen den Augen verſteckt liegt, von der Stirn

vorwärts herab. Der Raum zwiſchen den beyden innern Augenwinkeln iſt genau ſo breit, als jedes Auge ſelbſt, oder vielmehr ſo breit, als die Spalte der Augenlieder, von einem Winkel bis zum andern gerechnet; und eben dieſes gilt auch von dem untern Theile der Naſe ſowohl, als von dem Munde, indem weder dieſer noch jener breiter, als der Raum zwiſchen den beyden innern Augenwinkeln ſeyn darf. Theilt man endlich das unterſte Drittheil des Antlitzes der Länge nach ebenfalls in drey gleiche Theile ein: ſo gehört für den Raum zwiſchen der Naſe und Spalte des nicht geöffneten Mundes das erſte dieſer Drittel, weil das zweyte von der Spalte des Mundes bis an die über dem Kinne befindliche Vertiefung, und endlich das dritte bis an das Ende des Kinnes reicht. Dies iſt ohngefähr diejenige Geſichtsbildung, die man die griechiſche oder tſchirkaſſiſche zu nennen pflegt, und wozu überdieſes nicht nur ein weißer mit einem angenehmen Roth und Blau erhöheter Teint, ſondern auch ein Körper von zwar ſchlanken, aber dabey vollen und wohlgebildeten Gliedmaßen erfordert wird.

Alles dieſes erhellet vorzüglich aus den Statüen und Bildern, welche uns die griechiſchen Künſtler von ihren Göttern, das heißt, von den perſonificirten Tugenden und andern guten Eigenſchaften der Menſchen hinterlaſſen haben. Wie oft und wie merklich aber die Natur von dieſer ſchönen Bildung auch bey den Griechen und andern Europäern in manchen Stücken abweiche, iſt zur Genüge aus der täglichen Erfahrung bekannt.

Was die geſetzmäßigen und erlaubten Religionsmeinungen der Europäer, überhaupt genommen,

men, betrifft: ſo unterſcheiden ſie ſich nicht nur von allen übrigen Völkern in vielen Stücken gar ſehr, ſondern ſie ſind auch unter einander ſelbſt bey weitem nicht einig. Von den fremden Völkern unterſcheiden ſie ſich vorzüglich dadurch, daß unter ihnen die Brandopfer aller Art ſchon längſt aufgehöret haben, ein Unterſchied, welcher von großer Wichtigkeit und von ſehr guten Folgen für die Menſchen iſt. Man ſchenkt zwar der Gottheit noch allerley Güter der Erde; aber dieſe Geſchenke werden keinesweges mehr verbrannt, oder vergeſſen, ſondern theils zu gottesdienſtlichem Gepränge, theils zur beſſern Ernährung der Prieſter und Religionslehrer angewandt. Auch gründen ſie ihre Religionen, welches bekanntlich die jüdiſche, die chriſtliche und die mahometaniſche ſind, in ſo viele ſich einander zum Theil verfolgende Secten ſie auch zerfallen ſeyn mögen, gar nicht, oder doch nicht vorzüglich, wie die meiſten übrigen Völker der Erde, auf bloße, von der veränderlichen Willkühr der Prieſter angeordnete heilige Ceremonien, ſondern auf geoffenbarte und längſt feſtgeſetzte Religionslehren, oder ſogenannte Dogmen, die in den heiligen Büchern unabänderlich enthalten ſind. Nun weiß man aber aus der Geſchichte, daß diejenigen Völker, welche ſolche Dogmen haben ungemein eiferſüchtig auf ihre Götter, und überhaupt ſehr intolerant gegen fremde Religionen geſinnet ſind, indem ſie dieſelben allenthalben auszurotten und ihre eigenen dafür einzuführen ſuchen. Mithin unterſcheiden ſich die Europäer von den Völkern, die ſich ihre Götter ſelbſt wählen, überdieſes noch durch den erſtaunlichen Feuereifer, womit ſie ihre Religionslehren vertheidigen und ausbreiten. Die meiſten Heiden verdammen nähmlich die Menſchen, die

in

in Religionsmeinungen von ihnen abgehen, des-halb gar nicht, ſondern glauben vielmehr, daß andere ebenfalls ganz gute Götter haben können. Auch fällt es ihnen nicht ein, fremden Religions-verwandten ihren eigenen Glauben nachdrücklich zu empfehlen, viel weniger ihnen denſelben mit Gewalt aufzudringen. Hiervon thun aber die Europäer, im Ganzen genommen, wie geſagt, ge-rade das Gegentheil faſt allenthalben. Denn ſie glauben, daß der wahre Gott keine falſchen Göt-ter dulden, oder deren Anbetung leiden könne, ſondern ſich vielmehr darüber erzürne, und nicht nur große Strafen deshalb über die Welt erge-hen laſſe, ſondern auch alle diejenigen zum ewi-gen Feuer verdamme, die ihn unter andern Bil-dern, oder unter andern Nahmen verehren, als unter denen, die unter ihnen ſelbſt üblich ſind. Um alſo die erzürnte Gottheit zu beſänftigen, und um ſich derſelben gefällig zu machen, oder viel-mehr um in dem zukünftigen Leben das Himmel-reich zu ererben, haben ſie vor Alters ihre Reli-gionsmeinungen mit Feuer und Schwert unter alle ihnen bekannte Völker zu verbreiten, und wohl gar manche ungläubige Nationen gänzlich von der Erde zu vertilgen geſucht. Gegenwärtig läßt ſich aber freylich dieſe Bekehrungsmethode nicht mehr überall recht in Ausübung bringen, ſondern man ſiehet ſich vielmehr genöthigt, ſolche Mittel anzuwenden, die minder grauſam ſind, z. B. die Entbindung von der Sklaverey, oder die Gewährleiſtung des Himmelreiches und allerley irdiſcher Güter, die blos den Rechtgläubigen zu-ſtehen. Allein ehemals hat gedachte ſtrenge Me-thode, wie geſagt, ziemlich oft ſtatt gefunden, und in vielen Gegenden bedient man ſich des Feuers und Schwertes auch jetzt noch, um wenigſtens

die

die daſelbſt bereits einmal eingeführten Glaubenslehren ſo lange, bis die Welt untergehet, zu erhalten.

Die allgemeine Speiſe der Europäer beſtehet bekanntlich im Brote, welches aus dem Mehle verſchiedener Samenkörner verſchiedener durch ſorgfältige Kultur veredelter Grasarten bereitet wird, und mit deſſen Erzielung ſich wenigſtens der fünfte Theil aller hierher gehörigen Menſchenhände beſchäftigt. Ihr vornehmſtes Getränke hingegen iſt neben dem Waſſer der Wein, den ſie theils aus guten ſaftreichen Früchten preſſen, theils aus ähnlichen Gewächſen durch die Deſtillation verfertigen, wiewohl den Mahomedanern ihre Religion den Genuß deſſelben, wegen ſeiner berauſchenden Kraft, verbietet. Auch kochen ſie Getreidekörner, die auf eine beſondere Weiſe dazu vorgerichtet ſind, und brauen daraus ebenfalls ein wohlſchmeckendes weinartiges Getränke, welches unter dem Nahmen des Bieres bekannt iſt, bald aber durch ein Dekokt von gebrannten weſtindiſchen Bohnen verdrängt werden dürfte. Außerdem erzielen ſie zur Speiſe nicht nur vielerley eßbare Wurzeln, Keime, Kräuter und Baumfrüchte, ſondern bereiten ſich auch aus verſchiedenen Schalthieren und Amphibien, beſonders aber aus Fiſchen, Geflügel und einer großen Menge von zahmen und wilden vierfüßigen Thieren, die mannigfaltigſten Tiſchgerichte, deren herrlicher Geſchmack öfters noch mit verſchiedenen koſtbaren Produkten des Thier- und Gewächsreiches beyder Indien durch die ſehr hoch getriebene und viel umfaſſende Kochkunſt erhöhet wird.

Gleichwie ſich nun die Europäer nicht nur in Anſehung ihrer ſchönen Geſtalt und Farbe,

ſon,

ſondern auch in ihren Religionslehren und beſſern Speiſen von andern Menſchenraßen beträchtlich unterſchieden: ſo unterſcheiden ſie ſich auch von ihnen in Anſehung ihrer Kleider und in Hinſicht auf ihren Schmuck, indem ſie hierin alle Völker der Erde an gutem Geſchmack, Schönheit, Mannigfaltigkeit, Fülle und Abwechſelung bey weitem übertreffen. Die dazu erforderlichen Stoffe die aus Lein, Baumwolle, Schafwolle, Seide, Silber und Gold gewebet ſind, oder aus gegerbten Fellen und Häuten der Thiere beſtehen, ziehen ſie nicht nur aus ihren eigenen Ländern in großer Menge, ſondern ſetzen auch die beyden Indien, ja die ganze Welt, und zwar die Meere ſowohl, als die Länder, deshalb in Contribution, beſonders aber holen ſie bey weit entfernten Völkern prächtiges Pelzwerk, ſchöne Farbewaaren, ſtolzirende Straußfedern, glänzende Edelſteine, koſtbare Perlen, und vielerley andere ſchöne Sachen, die vorzüglich zum Schmucke des weiblichen Geſchlechtes dienen. Aber die Form ihrer Kleider iſt eben ſo, wie die Art und Weiſe, ſich zu ſchmücken, bey verſchiedenen einzelnen europäiſchen Völkern ſehr verſchieden, und bey vielen ſogar höchſt veränderlichen Moden unterworfen, welches bey andern Menſchenraßen der Fall nicht zu ſeyn ſcheint. Alles dieſes iſt jedoch, wie leicht zu erachten, blos von den reichen und bemittelten europäiſchen Individuen, nicht aber von den ganz armen zu verſtehen; denn dieſe gehen zum Theil entweder aus wahrer Armuth, oder aus Lüderlichkeit, oder auch aus einer gewiſſen Demuth ſo, wie bey andern Völkern, ziemlich nackt einher, indem ſie ſich nur etwa mit höchſt elenden und zerriſſenen Matten ein wenig bedecken.

Auf gleiche Weiſe laſſen die Europäer alle übrigen Völker der Erde in Anſehung der guten Beſchaffenheit und geſchickten Führung ihrer Waffen unendlich weit hinter ſich. Sie führen daher auch ſehr oft erſtaunlich große Kriege unter einander, die nicht ſelten in einem einzigen Tage vielen Tauſenden von Menſchen theils das Leben, theils die geſunden Glieder, und vielen Tauſenden ihre Wohnungen ſowohl, als ihr tägliches Brot rauben. Denn die Kriegskunſt, oder die Kunſt, alles was groß und feſt, was tapfer und mächtig iſt, ſchnell zu zerſtören und nieder zu ſchlagen, iſt bey den Europäern ſo hoch geſtiegen, und allmählig mit ſo vielen wichtigen Erfindungen bereichert worden, daß die Kriegskunſt aller andern Menſchenraßen nicht einmal als ein Schattenbild von jener betrachtet werden kann, daher denn auch beynahe alle dieſe übrigen Völker von europäiſchen Kriegern gar leicht überwunden und beſiegt werden, beſonders diejenigen, die noch nicht mit Feuergewehr umzugehen wiſſen, oder die Europäer wohl gar für Götter halten, welche Donner und Bliß umher ſchleudern.

Doch ſo groß und mannigfaltig die Künſte des Krieges und des Verderbens bey den Europäern ſind, und ſo weit ſie hierin alle übrigen Völker übertreffen: eben ſo weit übertreffen ſie auch alle andere Völker der Erde in den Künſten, alles wieder zu bauen, zu vermehren, zu verbeſſern, und zu verſchönern, ja, was hierbey beſonders erfreulich iſt, es wird von ihnen in Friedenszeiten weit mehr Gutes und Schönes hervorgebracht, oder gleichſam erſchaffen, als in Kriegszeiten verwüſtet und verderbt wird, wiewohl ſie jetzt auch im Kriege ſelbſt nicht unter-

laſſen,

laſſen, den erlittenen Schaden, wo möglich, ſogleich wieder gut zu machen. Sie haben daher faſt alle nicht nur geräumige und bequeme Häuſer zu Wohnungen, ſondern bauen auch viele herrliche Paläſte, ſchöne Schlöſſer, prächtige Tempel, und allerley andere koſtbare Monumente, die an Kunſtfleiß, Größe, Dauerhaftigkeit und gutem Geſchmack alles weit übertreffen, was man in dieſer Art bey andern Menſchenraßen nur immer finden mag. Vorzüglich aber übertreffen ſie alle übrige Völker der Erde in der Schiffbau- und Schiffahrtskunſt; daher denn auch viele dieſer fremden Völker ſchon beym Anblick der europäiſchen Kauffahrteiſchiffe, die doch jenen großen ſchwimmenden Feſtungen oder Kriegsſchiffen lange noch nicht gleich kommen, öfters in das größte Erſtaunen gerathen, und ſich ſogleich der Botmäßigkeit ihrer, auf ſolchen wunderbaren Gebäuden angelangten neuen Herren gutwillig unterwerfen. Darum hat auch kein Volk ſo viel Handelsverkehr, als das europäiſche, welches auf ſeinen Waſſerpalläſten die Wogen des ganzen Ozeans durchſchneidet, und keinen Winkel der Erde verfehlet, wo etwas zu holen, oder wo durch den Handel etwas zu gewinnen iſt. So bemächtigen ſich die Europäer aller Arten von brauchbaren Natur- und Kunſt- Produkten der übrigen Reiche der Welt, und verbinden ſie mit ihren eigenen Natur- und Kunſtwerken, wodurch eine unſägliche Menge von Menſchen die vortheilhafteſte Beſchäftigung findet, und ſich nicht nur gut ernähren, ſondern auch oft beträchtliche Reichthümer erwerben kann.

Dies alles würde aber nicht geſchehen, wenn ſie nicht alle andere Völker in Hinſicht auf jede Art von gelehrten Kenntniſſen und Wiſſenſchaf-

ten

ten faſt unendlich weit hinter ſich zurück ließen. Sie beſitzen nähmlich außer der Geſchicklichkeit, welche ſie in den ſchönen und allerley andern guten Künſten zeigen, eine erſtaunlich große Maſſe von wiſſenſchaftlichen Kenntniſſen, die ſich über Himmel und Erde und alles, was darin iſt, oder ſich zugetragen hat, und noch zuträgt, erſtrecken. Aber gleichwie der große Dichter gewöhnlich kein berühmter Bildhauer, der geſchickte Maler gewöhnlich kein vorzüglicher Tonkünſtler, der Tiſchler kein Schloſſer, und ſo weiter iſt: eben ſo befindet ſich auch die Maſſe der wiſſentlichen Kenntniſſe, die ohnehin faſt unzähliger Art ſind, bey weitem nicht in jedem Europäer beyſammen, ſondern iſt vielmehr unter viele vertheilt, ſo, daß der eine blos in dem einen, der andere in einem andern Fache ſich berühmt und nützlich zu machen weiß. Dazu nehmen auch bey weitem nicht alle Individuen an gedachten gelehrten Kenntniſſen und Wiſſenſchaften einigen Antheil, ſondern überlaſſen ſie blos den dazu fähigen Köpfen, die jedoch in einer beträchtlichen Anzahl ſich unter ihnen befinden, und auf die Erlernung des einen oder des andern Zweiges derſelben ſehr viele Mühe und anhaltenden Fleiß verwenden.

Allein obgleich die Wiſſenſchaften und ſchönen Künſte auch bey den Europäern ſelbſt, in Vergleichung mit ihrer erſtaunlich großen Volksmenge, blos das Eigenthum einiger wenigen Individuen ſind, und obgleich der große Haufen ſeine Seelenkräfte weit weniger, als der Gelehrte und Künſtler übt: ſo unterſcheidet ſich doch dieſer große Haufen von allen übrigen Nationen, die Sineſen vielleicht ausgenommen, zu ſeinem beſondern Vortheile, und zwar dadurch, daß er größtentheils gleich von Kindheit auf in den Schu-

 len

len einigen Unterricht nimmt, wo er gewöhnlich wenigſtens leſen, ja auch wohl ſogar ſchreiben lernt, folglich ſich doch in der Folge der gedruckten Bücher bedienen kann, und auch in der That öfters aus eigenem Triebe ziemlich viel daraus lernt. Alles dieſes aber findet bey andern Menſchenraßen gar nicht ſtatt, und eben darum kann man allerdings behaupten, daß die Europäer alle übrige Völker auch in Anſehung der wiſſenſchaftlichen Kenntniſſe, man mag ſelbige nun blos nach ihrer Menge und Höhe, oder zugleich ihrer Ausbreitung nach betrachten, im Ganzen genommen überaus weit hinter ſich zurück laſſen.

Was aber die Sitten und Gebräuche der Europäer betrifft: ſo ſollte man denken, ſie müßten in denſelben die beliebteſten Muſter für alle übrige Völker der Erde ſeyn, und zwar darum, weil ſie hierin, im Allgemeinen betrachtet, nach überaus guten moraliſchen Vorſchriften unterrichtet werden, die mit ihren Religionen verwebt ſind. Allein durch ihr ſittliches Betragen pflegen ſie ſich doch bey dieſen übrigen Völkern ſelten beliebt zu machen. Denn die gar zu große Menge von allerley irdiſchen Gütern, die ſie nun einmal kennen gelernet haben, reizen ſie leider nur zu oft, Handlungen zu begehen, die allen moraliſchen Vorſchriften geradezu entgegen laufen. Oft ſcheuet ſich nähmlich der Arme und Niedrige ſo wenig, als der Hohe und Reiche, die Moralität gänzlich aus den Augen zu ſetzen, wenn jener dadurch nur zu dem Beſitz irgend eines gewünſchten Gutes, dieſer aber zu der Befriedigung ſeiner durch allzu große Reichthümer aufgeregten unordentlichen Begierden gelangen kann; daher wir auch mit jenem berühmten Weiſen des hohen Alterthums ganz richtig behaupten,

ten, daß weder zu große Armuth, noch gar zu viel Reichthum der Weisheit zuträglich ſey. Inzwiſchen zeichnen ſie ſich in ihren Sitten noch dadurch vor allen Völkern aus, daß die Tugenden unter ihnen allgemein mit vorzüglicher Achtung und Ehre belohnt, viele Laſter hingegen, die bey den meiſten übrigen Nationen der Erde nicht einmal als Laſter gelten, wie zum Beyſpiele der Diebſtahl, der Betrug, die Trunkenheit, viehiſche Begierden, und ſo ferner, mit großer Schande verfolgt, oder auch wohl geſetzlich beſtraft werden. Hierzu kommt noch, daß das weibliche Geſchlecht hier nicht ſo ſklaviſch, wie faſt in allen übrigen Reichen der Welt, behandelt wird, ſondern wenigſtens bey den Juden und Chriſten eben die politiſche Freyheit genießt, welche dem männlichen zuſtehet. Auch erlauben hier die Geſetze keinem Manne, mehr als eine Frau auf einmal zu freyen, und dieſe kann er nicht mit Gelde erkaufen, ſondern erhält mit ihr oft ſogar noch das ganze Vermögen, welches ihr ihre Aeltern oder Anverwandten hinterlaſſen. Alles dieſes iſt aber bey den übrigen Völkern meiſtentheils ganz anders, wiewohl auch die Mahomedaner und einige Chriſten und Juden unter den Europäern ſelbſt von dieſer Seite eine Ausnahme machen.

Doch die Frauen der Europäer pflegen ſich zum Theil auch ſelbſt von den Frauen der andern Völker durch beſondere Sitten zu unterſcheiden. Viele von ihnen bemalen oder ſchminken ſich nähmlich verſtohlnerweiſe, und würden es überaus übel aufnehmen, wenn man deshalb ihre Geſchicklichkeit bewundern wollte; da doch im Gegentheile die Frauen der minder kultivirten Nationen ſich eine Ehre daraus machen, wenn man

man ihnen ſagt, wie fett und ſchön ſie ihre Schminke aufgetragen haben. Auch unterſcheiden ſie ſich von dieſen letztern durch ihre mannigfaltigen und oft veränderlichen Moden, ſo, wie auch dadurch, daß ſie zum Unterricht und Zeitvertreibe allerley unterhaltende Bücher leſen, welches alles bey den Frauen anderer Völker weder Sitte noch Mode iſt.

Aber auch in Hinſicht auf die politiſche Verfaſſung zeichnen ſich die Europäer, im Ganzen genommen, vor allen übrigen Menſchenraßen auf eine vorzüglich vortheilhafte Weiſe aus. Faſt nirgends herrſchen da die Könige und Fürſten und andere Regenten über das Leben und Eigenthum der übrigen Menſchen ganz nach Willkühr und unumſchränkt, ſondern regieren beynahe allenthalben nach beſtimmten Geſetzen und Verträgen, die ſie bey ihrer Thronbeſteigung oder Erwählung entweder mit ihren Vaſallen, oder mit ihren Mitbürgern eingegangen ſind.

Im übrigen giebt es auch unter einigen europäiſchen Völkern verſchiedene Stände und Klaſſen von Menſchen, die ihre Vorzüge vor andern hauptſächlich blos durch die adeliche Geburt, zuweilen aber auch durch überwiegende Kunſt- und Verſtandesfähigkeiten, öfters auch durch Geld erlangen.

B. Bemerkungen über die mongoliſche Menſchen-Race.

Die characteriſtiſchen Kennzeichen dieſer Menſchen-Race, ſo wie die Länder, welche ſie bewohnt, ſind oben, S. 537. ſchon angegeben worden. Da der Umfang der letztern ſo groß, und das Klima und andere Eigenthümlichkeiten darin

darin ſo überaus verſchieden ſind: ſo kann es nicht fehlen, daß auch die ſie bewohnenden Völker ſelbſt in ſo vielen Stücken von einander abweichen. Sie alle auch nur nach dem dürftigſten Umriſſe zu ſchildern, verbiethet hier daher der eingeſchränkte Raum. Es wird deshalb genug ſeyn, hier einige Eigenheiten auszuheben, welche verſchiedene mongoliſche Völker characteriſiren *).

Ueber große Vermehrung ihrer Individuen dürfen ſich die Menſchen dieſer Race, die Chineſen und einige im ſüdlichen Aſien wohnenden Völker abgerechnet, von welchen weiter unten die Rede ſeyn wird, jetzt gar nicht beklagen. Sie ſcheinen ſich vielmehr zu vermindern, oder wohl gar nach und nach von der Erde zu verſchwinden, wie denn einige ihrer Stämme, zum Beyſpiele die Baſchkiren, ſich in der That ſchon beynahe gänzlich verloren haben. Daher ſind auch die länder, die ſie bewohnen, größtentheils überaus arm an Menſchen, und man kann dort wohl hundert Meilen weit reiſen, ehe man ein Dorf antrifft, wo ſich einige Familien aufhalten; denn der Boden, der ſie trägt, iſt gegenwärtig meiſtentheils überaus undankbar und ſtrenge, folglich dem menſchlichen Geſchlecht überhaupt ſehr abhold.

Was ihre Religion betrifft: ſo haben zwar viele von ihnen den chriſtlichen, und viele den mahomedaniſchen Glauben angenommen, aber im Ganzen ſind und bleiben ſie alle ihren alten Religionen ergeben. Sie kommen nähmlich ſowohl mit einander ſelbſt, als mit andern heidniſchen Völkern darin überein, daß beynahe jede Horde

*) S. Wünſch a. a. O. S. 269.

von ihnen ihre eigenen Volks- und Familien-Götter verehret, wie auch, daß ihnen allen der Glaube an die Fortdauer der Seele nach dem Tode, an Hexerey, an Geiſterbeſchwörung, und an einen höchſten Gott, oder Weltſchöpfer, der ſich aber ſeiner Hoheit wegen weiter nicht mehr um die gegenwärtige Welt bekümmert, gemein iſt. Aber in Anſehung ihrer vermeinten untergeordneten Götter, die die Schickſale der Menſchen zu dirigiren haben, und großentheils von ſehr böſer Art ſind, unterſcheiden ſie ſich nicht nur von den meiſten übrigen Menſchenracen merklich, ſondern ſind auch unter einander ſelbſt in ihren darüber gefaßten Meinungen gar ſehr getheilt. So verehren diejenigen mongoliſchen Horden, die gegenwärtig den Nahmen der Tataren und Kalmucken vorzugsweiſe führen, den berühmten La der Thibetaner, oder den Fo der Sineſen göttlich. Dieſer morgenländiſche Götze iſt nähmlich einſt, zu Folge der Mythologie jener ſogenannten Lamas und Bonzen, die ſeine Prieſter ſind, von einer oſtindiſchen Königinn auf eine wunderbare Weiſe gebohren, und, nachdem er ſelbſt in der Folge durch Thaten und neue Lehren allerley große Wunder auf Erden bewirket hatte, von dem höchſten Gott in einen Fo oder La, das heißt in eine beſondere Gottheit verwandelt worden, welche nun in Geſtalt von allerley Thieren und Menſchen immerdar auf Erden fortlebt, folglich viele tauſendmal aufs neue gebohren wird. Bey gedachten tatariſchen Völkern lebt er jedoch nur in dem Dalailama, das iſt, in dem oberſten Hohenprieſter, fort, welcher daher ebenfalls göttlich verehret und angebetet wird; ja die Verehrung dieſes menſchlichen Götzen iſt ſo groß, daß die Fürſten und Vornehmen im Volke ſogar die Excremente

kremente ſeines Leibes in koſtbaren goldenen Gefäßen als heilige Reliquien aufbewahren, weil ſie in dem Wahne ſtehen, er ſey der leibhafte La ſelbſt, und könne daher nie ſterben. Auch ſind ſie, wie leicht zu erachten, der Lehre von der Seelenwanderung ſehr ergeben. Denn der La ſoll dieſe Lehre ſchon vor drey tauſend Jahren auf Erden bekannt gemacht haben, und ſeine eigene beſtändige Gegenwart in dem Dalailama gründet ſich darauf. Sie glauben daher, die Seele eines geringen aber frommen Menſchen fahre zuerſt in den Leib eines Edelmannes, dann in einen Fürſten, und zuletzt werde ſie in den Himmel unter die Götter aufgenommen, ſo, wie im Gegentheile die Seele eines vornehmen aber böſen Mannes zuerſt in einen geringen Menſchen, dann in einen Hund, hernach in ein Schwein, und ſo weiter, fahre. Den höchſten Gott, zu dem ſie blos um Verſtand und Weisheit beten, ſtellen ſie ſich unter keinem Bilde vor; aber den La, nebſt ſeinen Weibern und Kindern, verfertigen ſie aus Filz, und beſtreichen ihm den Mund, ſo oft ſie eſſen wollen, mit Fett, wobey ſie ihn um Lebensmittel und um eine zahlreiche Nachkommenſchaft anrufen.

Faſt eben ſo denken auch die Tſchuwaſchen, die jedoch dem einzigen höchſten Gott und Weltſchöpfer nicht etwa den La, ſondern die Sonne, als ein ſehr erhabenes göttliches Weſen an die Seite ſetzen, und ihr für ihre Wohlthaten öfters beträchtliche Dankopfer darbringen, wiewohl ſie auch noch obendrein eine große Menge ſehr kleiner Götzen göttlich verehren. Ganz andere Meinungen hegen hierin die Tunguſen, Buräten, Jakuten, Kamtſchadalen und verſchiedene andere zu dieſer Race gehörende Nationen. Denn alle dieſe

Völker verehren weder die Sonne, noch den Fo oder La, ſondern haben ſo vielerley untergeordnete und geſchnitzte Götter, als ihnen Bedürfniſſe bekannt ſind, oder als es Dörfer und Familien unter ihnen giebt, beſonders aber beten ſie die vermeinten Götter der Wälder, die Berge, die Flüſſe, die Winde, den Donner, die Erdbeben, die Wolken, die unterirdiſchen Geiſter u. ſ. w. an. Auch füttern ſie lieber die böſen als die guten mit Fett oder andern Opfern, und zwar darum, weil dieſe letztern ihrer Meinung nach den Menſchen ohnehin weiter nichts als Gutes erzeigen können, folglich nicht erſt mit Branntwein und einer fetten Mahlzeit, wie die böſen, erkauft werden dürfen. Im übrigen führen bey allen dieſen Völkern die Prieſter, als bloße Gaukeler, den Nahmen der Schamanen, und ihre Beſchäftigung beſtehet bloß in der ſo genannten Geiſterbeſchwörung, Chiromantie und Hexerey, das heißt in der Kunſt einfältige Menſchen zu betrügen, daher ſie hierin den Lamas ähnlich ſind, welche ſich gleichfalls für große Wunderthäter oder Hexenmeiſter ausgeben, um, wie die Schamanen, dadurch zu Reichthümern, vorzüglich aber zu einem großen Anſehen zu gelangen.

Hiernächſt zeichnen ſich dieſe Völker auch in Hinſicht auf ihre Speiſen, und in der Art, ſie zu genießen, vor andern Völkern beträchtlich aus. Menſchenfleiſch eſſen ſie zwar eigentlich nicht, und kommen folglich den Europäern und Oſtindiern hierin gleich. Allein ſie haben ſämmtlich, bis auf die Baſchkiren, Tſchuwaſchen, und einige tatariſche Stämme, welche ein wenig Hafer und Gerſte bauen, nicht nur keinen Reiß, und kein Getraide, wie etwa die letztgenannten

beiden

beiden Hauptnationen, ſondern auch keine Brodfrüchte, die den Südindiern zur Speiſe dienen, und keinen Maiz, keine Phaſeolen, womit ſich viele Amerikaner nähren, woraus denn abzunehmen, daß ihnen unſer Brot völlig unbekannt iſt, wie wohl ſie ſich aus getrockneten und gepülverten Fiſchen und Wurzeln mancherley Speiſen bereiten, die mit unſern Mehlſpeiſen einigermaßen überein kommen. Doch von ſolchen Wurzeln, verbunden mit Knoblauch, Fiſchen, wilden Enten, Seehunden, Seebären, und allerley andern Seethieren und unverdaulichen Schwämmen, leben hauptſächlich nur die Bewohner der Fuchsinſeln, desgleichen die Kamtſchadalen und Kurilen, die daher auch ſtets ganz abſcheulich nach Knoblauch, Kaviar und Fiſchthran riechen. Die Tunguſen, Kirgiſen und Jakuten hingegen eſſen zu ihrem Fiſch- und Wurzelbrote nicht nur wilde Enten, Haſen, Rehe, Rennthiere, Hermeline, Zobel und Eichhörner, ſondern auch Füchſe, Hunde, Bären, Vielfraße, Adler, Störche, Reiher, u. ſ. w., beſonders aber halten ſie die großen Mäuſe, die kleinen Murmelthiere und allerley Ungeziefer, ja ſogar die Nachgeburten und andere Sachen, die der Wohlſtand zu nennen verbietet, für delikate Leckerbiſſen, die nur bey großen Schmauſereyen den Gäſten vorgeſetzt werden. Gleichwohl verabſcheuen dieſe Menſchen das Fleiſch der Schweine, weil dieſe Thiere allen Unrath freſſen, oder wenigſtens darin wühlen. Sie ſind alſo hierin eben ſo geſinnet, wie die Tataren, Tſchuwaſchen, Kalmücken und Baſchkiren, die aus eben der Urſache nicht nur keine Schweine und keine Hunde, ſondern auch keine Enten, und überhaupt kein Geflügel eſſen, dafür aber gefallene Kamele, Pferde, Schlangen, Raub-

vögel, Mäuſe, Füchſe und allerley ſtinkende Aeſer verſchlingen. Auch iſt überhaupt zu bemerken, daß alle dieſe Völker überaus gefräßig ſind, und gefallene halb verfaulte Thiere zur Speiſe weit höher als geſchlachtete ſchätzen, folglich ihre Hunde, Schafe, Rinder, Pferde, u. ſ. f., erſt aus Alter oder Krankheit ſterben laſſen, ehe ſie das Fleiſch derſelben verzehren, welches dazu nicht einmal ordentlich gebraten oder gekocht wird. Aber ihr liebſtes Getränke iſt neben dem Waſſer ſauere Pferdemilch und Branntwein, den ſie aus dieſer Milch bereiten. Doch trinken auch viele von ihnen gern Thee, wie die Sineſen, und andere kochen ſich eine Art von Bier aus Kräutern mit Honig, ſo wie diejenigen, welche an der öſtlichen Ecke von Sibirien wohnen, mithin weder Milch noch Thee haben, ihren Durſt mit Fiſchthran ſtillen.

Nackend gehen dieſe Völker nicht, weil die meiſten Länder, die ſie bewohnen, ſehr hoch liegen und kalt ſind. Nur die Weiber der Koriäken ſitzen gewöhnlich nackend in ihren Jurten oder Hütten, um ihre ſchönen Tättowiren, das iſt, ihre in die Haut gleichſam eingenäheten Figuren deſto beſſer bewundern zu können; denn dieſe weiblichen Geſchöpfe ſind auch ſehr eitel und kokett. Sonſt kleiden ſie ſich auch in die Felle von ihren Schafen, Füchſen, Wölfen und Rennthieren, indem ſie ſich Pelze und weite Stiefeln daraus verfertigen, und die rauchen Seiten gewöhnlich einwärts kehren, um die Näthe von außen mit allerley farbigen und weißen Streifen von Hundeleder verzieren zu können. Doch kleiden ſich auch einige, z. B. die Kalmücken, ſehr gern in Tuch, beſonders in rothes. Alſo zeichnen ſich die ordentlichen Menſchen unter

ter dieſen Völkern zwar nicht ſonderlich durch ihre Kleidung aus; aber deſto größer iſt der Kontraſt, welchen die prieſterlichen Kleider ihrer Schamanen mit den Kleidern aller übrigen Menſchenkinder machen; denn dieſe beſtehen in großen Häuten, die mit einer Menge von Ringen, Stäben und allerley magiſchen Sachen belaſtet ſind, folglich ein abſcheuliches Geräuſch machen, ſo, daß man einen ſolchen Schaman ſchon von weitem kommen hört, auch wenn er ſeine Zaubertrommel, die er bey Amtsverrichtungen allezeit in den Händen trägt, noch nicht rührt.

Auch ihre Wohnungen ſind elend und ſchlecht. Bey den Tunguſen und Jakuten beſtehen ſie im Sommer aus aufgerichteten, mit Birkenrinden bedeckten Stangen, und im Winter aus zuſammen gefügten kleinen Baumſtämmen, welche mit Mos umwickelt ſind. Bey den Kamtſchadalen und Kurilen hingegen lebt man, wie bey den Koriäken, im Sommer faſt gänzlich ohne Obdach, und im Winter gräbt man auf Anhöhen weite Löcher in die Erde, welche man bis auf eine kleine Oeffnung, die theils zur Einfahrt, theils zum Schorſteine dient, mit ſtark belaubten Baumgipfeln bedeckt, ſo daß man an einem Baumſtamme, worein ſchmale Stufen gehauen ſind, und welcher von dem Boden der Grube bis an gedachte Oeffnung reicht, aber nicht ſchief, wie eine andere Treppe oder Leiter, ſondern ſenkrecht ſtehet, in eine ſolche Wohnung hinab und wieder herauf klettern muß *). Aber die Kalmücken und Baſchkiren nebſt den Kirgi-

ſen

*) Dieſe unterirdiſchen Wohnungen (Jurten genannt) hat die Kaiſerinn Katharina II. zwar ſchon verboten, weil ſie für die Geſundheit ſo nachtheilig ſind; man trift ſie aber in dem öſtlichſten Aſien noch hin und wieder an.

ſen und Woriaken wohnen meiſtentheils in runden Gezelten, welche die Geſtalt ſpitziger Hüte haben, und aus Filze beſtehen. Doch pflegen ſich ihre Fürſten und Hauptleute auch ordentliche Häuſer aus Holz und Steinen bauen zu laſſen. Gleichwie nun dieſe Völker in der Kunſt bequeme Wohnungen zu bauen ſehr unerfahren ſind: eben ſo ſind ſie auch in allen andern Künſten und Wiſſenſchaften als Kinder zu betrachten, die alles bloß nach den erſten ſinnlichen Eindrücken beurtheilen, und über nichts gehörig nachdenken. Daher haben ſie keine andern Schiffe, als Fiſcherkähne, die aus gröblich ausgehölten Baumſtämmen beſtehen. Auch ſind ihre Waffen eben ſo ſchlecht, wie ihre muſikaliſchen und übrigen Werkzeuge beſchaffen, und ihre Aexte ſind großentheils nichts anders, als geſchliffene Kieſelſteine, ihre Nadeln und Bohrer hingegen nichts anders, als Zobelknochen, oder etwas dergleichen. Mit ſolchen Werkzeugen laſſen ſich aber ohnſtreitig keine zierlichen Hausgeräthe verfertigen, und eben darum darf man ſich auch nicht wundern, daß da die Menſchen aus groben hölzernen oder ſteinernen Trögen mit ihrem Viehe gleichſam um die Wette eſſen und nach elenden Trommeln tanzen. Dafür verfertigen ſie jedoch auch ganz hübſche Körbe und gute Schlitten, die von Hunden gezogen werden. In Anſehung der Kriegeskunſt ſind ſie ſämtlich ſchlechte Helden, und wenigſtens von den Europäern allenthalben ſehr leicht zu überwinden, beſonders da ſie gar keine Taktik haben, ſondern in zerſtreuten Haufen ohne alle Ordnung fechten. Dazu iſt ihnen weder von der Bilder- noch Buchſtaben-Schrift etwas bekannt. Denn obgleich die Religionslehren derjenigen, die an die Seelenwan-

derung

derung und an den Fo glauben, in gewiſſen ſo genannten heiligen Büchern geſchrieben ſtehen: ſo können doch ſogar die Lamas nicht einmal leſen, geſchweige denn ſchreiben, ſondern müſſen ihren Unterricht bloß durch die mündliche Tradition empfangen, und eben dies gilt auch von den Schamanen, die ſich zwar zu ihren Geiſterbeſchwörungen allerley ſonderbar gebildeter Figuren und Charaktere bedienen, von eigentlichen Schriftzügen aber noch weniger als die Lamas wiſſen, folglich genöthiget ſind, ihre Geiſterbeſchwörungskünſte gleichfalls nur durch die mündliche Tradition auf die Nachwelt fortzupflanzen.

Auch durch ihre übrige Lebensart, ich meine durch ihre Sitten und Gewohnheiten, zeichnen ſich dieſe Völker vor vielen andern beträchtlich aus. Von dem Ackerbau wiſſen ſie, wie geſagt, faſt alle nichts, indem bloß den Tſchuwaſchen und Baſchkiren, nebſt einigen andern etwas weniges davon bekannt iſt. Daher beſtehet ihr Gewerbe entweder allein in der Jagd, oder in der Viehzucht, und bloß diejenigen treiben zugleich die Fiſcherey, die an den Flüſſen oder nahe am Meere wohnen. Die letztern haben ſich zwar meiſtentheils an feſte Wohnſitze gebunden; aber ihre Anzahl iſt gar nicht groß, und alle die übrigen ſind entweder unſtäte Jäger oder Nomaden, das heißt, ſie ziehen mit ihrer ganzen Haabe beſtändig im Lande umher, und halten ſich an jedem Orte nur ſo lange auf, als es noch Füchſe, Zobel, Hermeline u. dgl. daſelbſt zu jagen giebt, oder ſo lange ihr Vieh noch gute Weide findet.

Reinlichkeit findet man ferner daſelbſt nirgends unter den Menſchen, wohl aber allenthalben Schmutz und Unflath, beſonders da ſie ſich nie waſchen. Ja die Kamtſchadalen beſchmieren

ſich

ſich noch obendrein mit unfläthigen Sachen, und reinigen ſich daher ſo, wie man ſich bey andern Völkern beflecket.

Auch kennen dieſe Menſchen diejenigen ſeligen Empfindungen des Herzens gar nicht, welche unter den Europäern glückliche und aus gegenſeitiger Liebe geſchloſſene Ehen gewähren. Denn dort kaufen ſich die Männer, wie bey allen rohen Völkern, ſo viele Weiber, als ihnen gefällig iſt. Sie betrachten ſie daher bloß als Dienſtboten, die ſie wieder verſtoßen können, ſobald ſie wollen, ohngeachtet ſie ſie mit großen Heirathszeremonien heim holen. Als Mütter ſtehen dann dieſe Weiber in großer Verachtung bey ihren Kindern, die dafür den Vätern außerordentlich viel Ehrerbietung erzeigen müſſen. Aber in dem Begriffe von derjenigen Tugend, welche wir die eheliche Treue nennen, unterſcheiden ſich dieſe Völker nicht allein von den übrigen Menſchenracen, ſondern auch unter einander ſelbſt beträchtlich. Bey den Kurilen und nomadiſchen Koriäken wird nicht etwa das Weib, welches die Ehe bricht, unehrlich, ſondern bloß ihr Mann, der daher gleichſam gezwungen iſt, ſeinen Nebenbuhler zu tödten, um dadurch wieder ehrlich zu werden. Die ſeßhaften Koriäken hingegen übergeben ihre Töchter und Weiber den fremden Gäſten, die ſie beherbergen, und würden denjenigen tödten, der ſich eine ſolche ihm zugeſellte Beyſchläferin verbitten wollte; denn die Zurückweiſung dieſer gaſtfreundlichen Höflichkeit bringt ihnen die größte Schande, welche anders nicht, als durch Tod getilget und ausgelöſcht werden kann. Von der eigentlichen zärtlichen Jalouſie ſcheinen alſo dieſe Völker, im Ganzen genommen, ſämtlich nichts zu empfinden, und leben daher, wie leicht zu erachten,

achten, auch in dieſer Hinſicht ziemlich viehiſch. Bey einigen derſelben pflegen die Mütter überdieſes auch allemal, ſo oft ſie zwey Kinder zugleich gebähren, das eine davon umzubringen. Sonſt iſt ihr ſittlicher Charakter meiſtentheils leutſelig, ſanftmüthig und luſtig; daher ſie auch in ihrer Art gern ſchmauſen, tanzen und ſingen, beſonders wenn ſich fremde als Gäſte bey ihnen zur Herberge einfinden. Dagegen haben ſie wieder gar keinen Begriff von der Schande, die bey uns der Diebſtahl nach ſich ziehet, und ſtehlen daher ihren Gäſten mit großer Unbefangenheit alles, was ihnen gefällt. Von dem gemünzten Gelde wiſſen die meiſten von ihnen jedoch gar keinen Gebrauch zu machen, ſondern tauſchen bloß für Pferde, Rennthiere, Schafe, Rinder, Zobel, Hermeline u. ſ. w., zuweilen fremde Sachen ein, und einige haben auch gediegene Goldkörner, für welche ihnen die Europäer ebenfalls gern etwas geben. Im übrigen pflegen nur wenige Völker dieſer Menſchenrace ihre Leichen auf die gewöhnliche Weiſe zu beerdigen. Die meiſten verbrennen ſie und ſetzen dann die Aſche auf hohen Bergen in ſteinernen Gefäßen bey. Die Koriäken verbrennen ſogar diejenigen Rennthiere, Geräthe und Waffen, die dem Verſtorbenen im Leben vorzüglich lieb geweſen ſind, mit ihm zugleich, damit er ſie in jener Welt auch lieb haben kann. Aber die Kamtſchadalen geben ihre Todten den Hunden zu freſſen, und zwar darum, weil dieſe von den Hunden gefreſſenen Körper, ihrer Meinung nach, in der zukünftigen neuen Welt ganz vorzüglich ſchön und glänzend wieder erſcheinen werden.

Was endlich ihre politiſche Verfaſſung betrift: ſo iſt ſelbige im Grunde diejenige, die man

die

die patriarchaliſche zu nennen pflegt, wo jeder Hausvater zugleich König oder Geſetzgeber und Richter ſeiner ganzen Familie iſt.

Die Polarmenſchen, welche mit zu dieſer Varietät gehören, bewohnen die nördlichſten Länder in Aſien und Europa, und in Amerika theils die Hudſonsbai-Länder, theils den Polarkreis, theils das nördliche ſtille Meer; aber auch die Bewohner des ſüdlichſten Theils von Amerika, jenſeits der Magelhan-Straße, kann man vielleicht hierher rechnen, weil das Klima ihnen eine den nördlichſten Aſiaten und Amerikanern ähnliche Bildung gegeben hat, wiewohl Blumenbach dieſe zu den Amerikanern zählt.

Alle dieſe Menſchen halten ſich alſo bloß an den äußerſten Enden des bewohnbaren Erdbodens auf, und ſind nur an den Seeküſten zu finden. Auch iſt ihre Anzahl gar nicht groß, ohngeachtet ſie ſich in eine Menge von verſchiedenen Völkern, nähmlich in Lappländer, Samojeden, Oſtiaken, Tſchuktſchis, Bewohner der nordweſtlichen Ecke von Amerika, Eskimos, Grönländer und Peſcherás eintheilen laſſen.

Die vorzüglichſten Merkmale, wodurch ſich dieſe Völker in Hinſicht auf ihre äußerliche Bildung unterſcheiden, beſtehen fürs erſte in der kleinen Statur, die nicht viel über vier Fuß beträgt, und fürs zweyte in den ſehr erhobenen Backenknochen, die jedoch auch ihre Nachbaren, die Kamtſchadalen und Bewohner von Onalaska mit ihnen gemein haben. Außerdem haben ſie auch alle ſehr flache Angeſichter, große Ohren, ziemlich dicke Köpfe, niedrige Hälſe, kurze Schenkel, kleine Füße, einen ſchmutzig braunen Teint, ſtruppige Haupthaare, kleine ſchwarze aber matte Augen, und kleine niedrige Naſen, die ſich nicht

über

über die Backenknochen erheben. Hiezu kommt noch, daß die Bruſtwärzchen bey dieſen Menſchen völlig ſchwarz, und nicht röthlich oder braun, wie bey andern Menſchen ſind. Aber in vielen andern Stücken ihrer äußerlichen Bildung weichen ſie ſelbſt unter einander merklich ab. So findet man bey den Peſcherás nicht nur ſehr niedrige Stirnen und breitgequetſchte Naſen mit breiten Seitenflügeln und weiten Oeffnungen, ſondern auch einen ſehr großen Mund mit kleinen häßlichen Zähnen; ferner flache Brüſte mit unförmlich dicken Hängebäuchen, die auf elenden dünnen Schenkeln ruhen, und woran magere ausgemergelte Arme herabhangen; dazu haben ſie auch am ganzen Leibe kein Haar als nur am Kopfe, und ihnen fehlt alſo der Bart gänzlich. Bey den meiſten Eskimos und Grönländern hingegen findet man zwar auch faſt nirgends weiter, als auf dem Kopfe etwas Haar, weil ſie ſich daſſelbe an allen andern Theilen des Leibes mit Fleiß ausraufen: aber dafür haben ſie volle Wangen, einen runden kleinen Mund mit aufgeworfenen Lippen, erhobene Brüſte, breite Schultern, und ausgeſtopfte Arme und Schenkel, woran man kleine, zarte, fleiſchige Hände und Füße wahrnimmt. Auch iſt bey dieſen Völkern die Naſe nicht breit gequetſcht, ſondern ziemlich wohlgebildet, ob ſie gleich wegen ihrer Kleinheit nicht über die Backenknochen empor ſtehet. Mit eben dieſen Eskimos und Grönländern kommen die Lappländer bloß in Anſehung der kleinen Statur, des bräunlichen Teints, der ſtark erhobenen Backenknochen, der breiten Angeſichter, der kurzen Hälſe, der dicken Köpfe, der kleinen Augen und ſteifen Haupthaare überein, unterſcheiden ſich aber von ihnen durch ihre breit ge-

quetſchte Naſe, durch einen großen Mund mit magern dünnen Lippen, durch die rothe Farbe ihres Haares, durch übermäßig große Ohren, durch ein ſpitziges mit ziemlich langen Barthaaren bewachſenes Kinn, durch lange magere Arme, und endlich durch ziemlich dicke Bäuche, die auf kurzen krummen Schenkeln ruhen; dazu haben ihre Weiber faſt gar keine Brüſte, und können daher ihre Kinder gewöhnlich nicht ſäugen, ſondern müſſen ſie mit Rennthiermilch tränken. Eben ſo ſind auch die Samojeden, Oſtiaken, Tſchuktſchis und Bewohner der äußerſten nordweſtlichen Ecke von Amerika gebildet, nur daß dieſe etwas mehr breitſchultrig ſind, und ebenfalls am ganzen Leibe kein Haar haben, ausgenommen auf dem Kopfe, wo es überdies nicht roth, wie bey den Lappländern, ſondern wie bey den übrigen Polarmenſchen kohlſchwarz iſt, wie wohl die Oſtiaken hievon ebenfalls eine Ausnahme machen, weil ſie in Anſehung der Farbe ihrer Haare den Lappländern wieder gänzlich gleich kommen.

Die gewöhnlichen Speiſen dieſer Menſchen ſind Rennthiere, Bären, Füchſe, Hermeline, Seehunde, Fiſche, Wallroſſe, Waſſervögel, Muſcheln, Seegras, Natterwurzeln, und fette Moſe, die ſie theils gekocht und gebraten, theils roh eſſen. Schweinefleiſch verabſcheuen ſie. Als Brot bedienen ſich diejenigen Lappländer, die am Meere wohnen, folglich der Fiſcherey obliegen, der gebackenen Fiſche, die ſie zermalmen und mit klein geſtoßenen Fichtenrinden und Moſen oder Seegräſern vermengen. Die Berglappen hingegen, die keine Fiſche haben, bereiten ſich Brot aus gedörretem Rennthierblute und Natterwurzeln, oder eſſen an deſſen Statt gefrorne Rennthiermilch

milch und Käſe, der aus dieſer Milch bereitet wird. Auch laſſen ſich die Lappen, die überhaupt ihre Speiſen ordentlich kochen, und aus hölzernen Schüſſeln eſſen, außer dem Rennthierfleiſche, ihr wildes Geflügel und ihre Biber und Bären wohl ſchmecken, eſſen aber dafür keine Hunde, Füchſe und Wölfe, ausgenommen bey großer Hungersnoth, in welcher ihnen jedoch gar bald alte Kühe und alte Pferde zur Speiſe von den Europäern zugeführet werden. Eben ſo kochen auch die Grönländer ihre Speiſen, und nehmen ſie aus hölzernen Trögen oder Schüſſeln mit beinernen Löffeln zu ſich, haben aber faſt gar keine Rennthiere, ſondern blos Wallfiſche, Seehunde, Fiſche, Muſcheln und Meergras zu eſſen. Die Samojeden und Oſtiaken hingegen verſchlingen, ſo wie die Tſchuktſchis und Bewohner der nordweſtlichen Ecke von Amerika, das Fleiſch von ihren gefallenen und halb verfaulten Rennthieren, Katzen, Hermelinen, Zobeln, Mardern, Füchſen, Eichhörnern, Bibern, Bären, Wölfen, Seehunden und andern Fiſchen, meiſtentheils roh; doch eſſen viele von ihnen auch eine Art von Brot dazu, welches entweder aus mehlreichen Wurzeln, oder aus zermalmten Fichtenrinden mit klein geſtoßenen dürren Fiſchen beſtehet, und einige kochen ſogar das Fleiſch ein wenig, ehe ſie es genießen. Am allerſchlimmſten ſcheinen jedoch die Peſcherás daran zu ſeyn; denn dieſe haben weiter gar nichts, als einige Fiſche und Muſcheln, womit ſie ihren Hunger ſtillen. Menſchenfleiſch eſſen dieſe ſämtlichen Völker gleichfalls nicht, aber einige von ihnen ſollen doch die Leber ihrer Feinde, die ſie im Kampfe tödten, aus Aberglauben verzehren. Im übrigen ſind ſie alle ganz erſtaunlich gefräßig, und eſſen, ſo lange ſie etwas

vorräthig haben, über die maßen viel. Dafür können ſie aber auch, wenn ihr Vorrath aufgezehret iſt, welches gewöhnlich alle Jahre gegen das Ende des Winters geſchiehet, ſehr lange Hunger leiden. Quält er ſie jedoch zu ſehr: ſo eſſen ſie nicht nur trockene Baumrinden, ſondern auch ihre alten ledernen Stiefeln und Wämſer, die ſie in Fiſchthran ein wenig kochen. Da ſterben nun viele vor Hunger, wenn ihnen die Lebensmitteln zu früh vor Ende des Winters ausgegangen ſind, und ein ſolches Unglück ertragen ſie immer mit Geduld, und ohne daß die Nachgelaſſenen eine gute Lehre daraus ziehen, oder im nächſtfolgenden Winter die Lebensmittel ſparſamer eintheilen.

Außer dem Waſſer und geſchmolzenen Schnee beſtehet ihr liebſtes Getränk im Rennthierblute und Fiſchthran, wiewohl auch einige den Brantewein ſehr hoch ſchätzen, den ihnen die Europäer zuweilen mitbringen.

Was die Kleider dieſer Völker anbelangt: ſo beſtehen dieſelben in Pelzen, womit ſie vor der Kälte, und in Hemden oder Unterröcken aus Wallfiſchdärmen, womit ſie ſich vor der Näſſe ſchützen. Auch pflegen ſie weite Stiefeln zu tragen, die ſie zum Theil mit Fiſchbein ſteifen. Die gemeinen Lappländer geben ihren Kleidern, die ſie aus Rennthierfellen verfertigen, zwar blos die Form der Säcke, umgürten ſich aber dafür über den Hüften mit ledernen Gürteln, die mit Silberblech beſchlagen ſind, und woran ſie ihr kleines Geräthe tragen. Mützen verfertigen ſie ſich aus dicht beſiederten Vogelhäuten, welchen ſie zu dieſem Behufe die Federn laſſen. Die vornehmen Lappen hingegen kleiden ſich gegenwärtig in europäiſches Tuch, und überziehen auch

ihre

ihre Mützen damit. Aber bey den übrigen hierher gehörigen Völkern pflegt man immer noch die alte Tracht beyzubehalten, wiewohl ſich die reichern Grönländer und Oſtiaken ebenfalls des europäiſchen Tuches dazu bedienen, und ſich gegenwärtig nicht nur Hemden aus Leinwand und Kattun verfertigen, ſondern auch zum Putz feine Kopfbinden von europäiſcher Manufaktur lieben, oder ſelbige auch wohl eigenhändig aus den Fäden gewiſſer Neſſeln bereiten. Die ärmern machen jedoch ihre Hemden theils aus Vogelhäuten, theils aus Wallfiſchdärmen, und ihre Röcke, die mit Kapuzen verſehen ſind, aus Rennthier- und Seehundsfellen, die rauchen Seiten einwärts gekehrt. Hierin kommen auch die Eskimos mit ihnen überein, nur daß dieſe keine ſeehundsledernen Strümpfe und Schuhe, ſondern ſehr weite Stiefeln tragen. Im übrigen aber bedienen ſich die Oſtiaken, Samojeden, Tſchuktſchis und nordweſtlichen Amerikaner zu Oberkleidern vorzüglich der Felle von Rennthieren, Bären, Wölfen und Füchſen, indem ſie nur ihre Unterkleider aus den Därmen großer Fiſche verfertigen, und bey ſehr ſtrenger Kälte tragen ſie zwey Pelze oder Wämſer über einander. Ohngeachtet nun ihre Nadeln weiter nichts, als Fiſchgräten oder zarte Vogelknochen, und ihre Zwirnsfäden blos feine lederne Riemen ſind: ſo nähen ſie doch damit ziemlich ſauber, und verbrämen die Nähte und Säume ihrer Kleider mit gefärbten Streifen von den feinſten Fellen, die ſie dazu beſonders gerben. Blos die Peſcherås haben den Verſtand nicht, ſich bequeme und warme Kleider zu verfertigen, ſondern werfen ihre Seekalbfelle ungegerbt über die Schultern, und bedecken die Köpfe nur darum mit Vogelhäuten, daß die überſtehenden Flügel der-

ſelben ihren Augen den nöthigen Schutz vor dem blendenden Schnee, welcher auf ihrer Inſel auch im Sommer über liegen bleibt, gewähren ſoll.

Die Waffen dieſer ſämmtlichen Völker ſind bloße Werkzeuge der Jagd und Fiſcherey, das heißt Pfeile, Spieße und Harpune, die ſie aus Holz, Wallfiſchknochen und harten Steinen verfertigen, nur daß man etwa die Lappländer davon ausnehmen muß, weil dieſe ſich zugleich auch des Eiſens zu ihren Waffen und andern Werkzeugen bedienen.

Schöne Gebäude darf man bey ihnen gar nicht ſuchen. Denn ihre Sommerwohnungen beſtehen aus dünnen hölzernen Stangen, welche zeltförmig zuſammengeſtellt, und theils mit Reisholz, theils mit zuſammengenäheten Birkenrinden, theils auch mit allerley Thierfellen bedeckt ſind, jedoch ſo, daß unten ein kleines Loch zum Eingange für die Menſchen, oben hingegen ein anderes zum Ausgange für den Rauch daran zu ſehen iſt. In ſolchen Hütten würden alſo die Menſchen im Winter erfrieren. Daher ziehen viele von ihnen, ſo oft der Sommer zu Ende gehet, auf Anhöhen in die Erde, und wohnen dann daſelbſt unter dem Schnee, wie die Kamtſchadalen und Kurilen. Andere bauen ſich zu Anfange des Winters blos wärmere Hütten, und hierin zeichnen ſich vorzüglich die Grönländer zu ihrem Vortheile aus. Dieſe begeben ſich, ſo oft ihnen die Sonne zu entweichen beginnt, von den Ufern des Meeres aus ihren Sommerzelten auf die Anhöhen zurück, und bauen ſich daſelbſt Wohnungen, die ſie aus vier dicken Wänden von Feldſteinen und Mos zuſammen ſetzen, und mit Stangen und Reisholz bedecken. Aber dieſe

Wohnungen ſind nicht über fünf oder ſechs Fuß hoch, ſo daß ein Europäer kaum gerade darin ſtehen kann, ja ſie liegen im Winter gewöhnlich ganz unter dem Schnee begraben; daher ſie auch überaus warm halten, ohngeachtet weiter kein Feuer darin unterhalten wird, als das Feuer der Thranlampen, die dann beſtändig brennen, und worüber dieſe Menſchen zugleich ihre Speiſen kochen. Fenſter hat ein ſolches Gebäude, wie leicht zu erachten, gar nicht, ſondern, wie bey den Kamtſchadalen und Kurilen, nur eine einzige Oeffnung, die theils zum Aus- und Eingange, theils zum Schorſteine dient; aber dieſe Oeffnung iſt nicht oben angebracht, ſondern gehet unten an der Erde heraus, und beſtehet blos aus einem engen ſteinernen Schlauch, wodurch man auf dem Bauche aus- und einkriechen muß.

Eben ſo leicht und klein, wie die Sommerwohnungen dieſer Völker, ſind auch ihre Kanoes gebauet. Sie beſtehen theils aus kleinen ausgehöhlten Bäumen, theils aus leichten hölzernen Gerippen, die mit Seehundsfellen oder andern Seethierhäuten überzogen ſind, und welche die Menſchen auf dem Rücken forttragen, wenn ſie von einem Orte zum andern ziehen. Dafür haben aber nicht nur die Lappländer und Samojeden, ſondern auch die Tſchuktſchis und Oſtiaken, ganz artige Schlitten, welche, wie bey den Kamtſchadalen und Kurilen, theils von Rennthieren, theils von Hunden gezogen werden. Da nun der Schnee in dieſen kalten Ländern ſich gar bald ſehr derb zuſammen ſetzt, und überaus hart gefrieret: ſo ſchneiden dieſe Schlitten nicht in denſelben ein, ſondern glitſchen auf ſeiner Oberfläche fort, und man kann daher in den dortigen Gegenden ganz erſtaunlich ſchnell reiſen, zumal da

ſich die Hunde, deren wohl oft zwanzig an einem Schlitten ziehen, dort ſchon an einen ſehr ſchnellen Lauf gewöhnt haben, die Rennthiere hingegen ohnehin mit unglaublicher Geſchwindigkeit rennen.

Wiſſenſchaften und gute Künſte mangeln dieſen Völkern, wie leicht zu erachten, gleichfalls gänzlich, und von Buchſtaben oder andern Schriftzeichen wiſſen ſie eben ſo wenig, wie von der Bilderſchrift, womit einige andere Völker wichtige Nachrichten auf ihre Nachkommen zu bringen ſuchen, oder ſolches doch ehemals gethan haben. Sobald ihre Jünglinge die Geſchicklichkeit erlangt haben, Jagd- und Fiſchergeräthe, und etwa ſteinerne oder eiſerne Keſſel zum Kochen der Speiſen zu verfertigen, desgleichen Kanoes und Schlitten zu bauen, oder Seehunde, Füchſe, Zobel und Hermeline zu fangen, oder Bären, Wölfe und Wallfiſche zu tödten: ſobald ſind ſie gebildete Männer, welche ſofort heyrathen und ihre eigenen Haushaltungen führen dürfen. Beynahe das nähmliche iſt auch von den Mädchen zu bemerken. Dieſen dürfen die Mütter nur gelehrt haben, Hütten zu bauen, Kleider zu verfertigen, das getödtete Wildpret, oder die gefangenen Seehunde, zu zerlegen, und einige Speiſen zu bereiten, um ſie für ziemlich hohe Preiſe, in welchen ſie dann bey den Männern ſtehen, los zu werden. Denn alle dieſe Menſchen hegen weiter keinen Wunſch in ihren Herzen, als den, allezeit recht viel Fiſchthran und Speiſe, aber wenig Arbeit zu haben, und bey den Weibern das Vergnügen in Ruhe genießen zu können. Aus dieſem Grunde ſind ſie auch ſtets luſtig, wenn ſie ſatt ſind. Sie eſſen, ſo lange ſie etwas haben, wie alle unkultivirte Völker, zu jeder Stunde des

Tages,

Tages, oder ſo oft es ihnen beliebt, und werden nur dann traurig, wenn ihnen die Lebensmittel zu gebrechen beginnen.

Sie wiſſen übrigens, im Ganzen genommen, zwiſchen Tugenden und Laſter keinen Unterſchied zu machen, und zeichnen ſich daher weder durch dieſe noch jene beträchtlich aus. Ehrgeiz und edler Eigennutz, dieſe beyden mächtigen Triebfedern, wodurch kultivirte Menſchen bekanntlich zu den wichtigſten Unternehmungen angeſpornt werden, ſind ihnen allen weder in der That, noch dem Nahmen nach bekannt. Auch kennen ſie viele bey uns übliche Laſter gar nicht. Neid, Verſtellung, Ränke, Ungerechtigkeit, Rachgier, Meineid, Lügen, Verläumdung, und ſo weiter, kommen in ihren Herzen nicht zum Aufkeimen, und ſie haben daher keine Wörter in ihren Sprachen, um die Begriffe damit auszudrücken, die wir mit obigen Nahmen zu verbinden pflegen. Aber freylich ſcheinen ihnen auch manche Handlungen gar nicht laſterhaft zu ſeyn, die es dennoch ſind. So ſtehlen ſie zum Beyſpiele den Europäern, die ſich unter ihnen aufhalten, mit größter Unbefangenheit alles, was ihnen gefällt, und wiſſen gar nicht einmal, daß eine ſolche Handlung ſchändlich iſt. Sie ſelbſt hingegen beſtehlen einander nie, weil jeder von ihnen höchſtens nur das hat, was jedem andern die freye unbearbeitete Natur ebenfalls darbietet, und was daher auch jeder andere auf der Jagd und Fiſcherey eben ſo leicht, oder auch wohl noch leichter, als auf dem Wege der Dieberey erlangen kann. Faulheit bringt ihnen gleichfalls keine Schande; daher ſammeln ſie im Sommer öfters nicht ſo viele Lebensmittel ein, als im Winter verzehret werden, und verhungern lieber, um nur

nicht fleißig fiſchen und jagen zu müſſen. Aus bloßer Faulheit ſind ſie überdieſes noch überaus unreinlich, und ziehen ſich dadurch den vorhin erwähnten fahlbraunen Teint zu, da ſie vielleicht doch eben ſo weiß, wie wir, ſeyn würden, wenn ſie ſich zuweilen wüſchen oder badeten, und ſich folglich von dem ſcharfen Rauche, der im Winter ihre Wohnungen ſtets erfüllt, nicht braun beizen ließen. Sittengeſetze haben ſie gar nicht, und folgen daher blos den Trieben der Natur, die ohnehin weder Mord noch Raub, noch andere Verbrechen und große Laſter geſtatten, daher auch dergleichen unter ihnen, wie geſagt, äuſſerſt ſelten, ja faſt nie ſtatt finden. Vielmehr bemerkt man mit Vergnügen, daß die Spuren der guten Wirkungen gedachter Naturtriebe in den Keimen mancher Tugenden, beſonders aber in der kindlichen Liebe, bey dieſen Völkern ſich ſehr deutlich zeigen. Denn die Söhne ernähren da ihre abgelebten Aeltern, die ſich ſelbſt nicht mehr forthelfen können, mit äußerſter Sorgfalt, und erweiſen ihnen große Achtung, wie es dankbaren Kindern geziemet. Alſo unterſcheiden ſie ſich hierin gar ſehr von einigen andern unkultivirten Nationen, bey welchen die Kinder ihre unbehülflichen Aeltern, die des hohen Alters wegen nicht mehr im Stande ſind, ſich ihre Lebensmittel ſelbſt zu verſchaffen, ſogar tödten, und ihnen dadurch über dieſes noch eine Wohlthat zu erzeigen wähnen. Vielmehr bitten ſich die Kinder der meiſten Polarmenſchen zu allen ihren Unternehmungen guten Rath von ihren Vätern aus, dem ſie jedoch blos freywillig und aus beſonderer Achtung nachkommen, ihn aber nicht als einen Befehl befolgen müſſen, und zwar darum nicht, weil ſie gleich von Kindheit auf eben ſo unab-

unabhängig, eben ſo frey, wie ihre Väter geachtet werden; daher ſich auch dieſe gar keiner väterlichen Gewalt bedienen, und ſie nie mit Schlägen behandeln: denn eine ſolche Behandlung würde ſie, ihrer Meinung nach, außerordentlich beſchimpfen, beſonders wenn ſie ein Mädchen auf ſolche Weiſe züchtigen wollten.

Die Polygamie iſt ihnen zwar allen erlaubt, und ſtreitet gar nicht gegen ihre Sitten; aber auch da hat ein Mann dennoch ſelten mehr als zwey Weiber zur Ehe, ja oft nur ein einziges, und nur die Reichen heyrathen zuweilen deren etliche zuſammen; denn die Aeltern geben ihre Töchter hier ebenfalls nicht umſonſt hin, ſondern fordern von dem, der ſie gern haben will, große Geſchenke dafür, die theils in Seehunden, theils in Rennthieren, theils in andern dergleichen Sachen, und bey einigen, welche Verkehr mit Europäern treiben, auch wohl in Branntweine beſtehen. Gar zu reichlichen Eheſegen halten jedoch die Weiber dort für ſchimpflich, und wundern ſich gar ſehr, wenn ſie hören, daß bey andern Völkern eine einzige Frau wohl zehn und mehrere Kinder nach und nach gebähren kann. Sie ſelbſt ſind nähmlich ſehr unfruchtbar, indem ſie ſelten über zwey bis drey Kinder haben, die ſie gewöhnlich ſehr leicht, ja ohne alle Schmerzen zur Welt bringen, und ſogleich im Schnee baden, um ihnen Härte und Feſtigkeit zu ertheilen.

Aber ſo ſehr die hierher gehörigen Nationen nicht nur in den meiſten hier beſchriebenen Sitten und Gebräuchen, ſondern auch darin ſämmtlich überein zu kommen ſcheinen, daß ihre Todten nicht verbrannt, ſondern beerdiget werden: eben ſo ſehr weichen ſie in manchen anderen

Stücken

Stücken ihrer Lebensart von einander ab. So erfordert es bey den Grönländern die Sitte, daß ihre Töchter, ſobald ſich Freyer für ſie finden, den Aeltern mit großem Geheul entfliehen, und mit großer Mühe auf den Bergen wieder geſucht werden müſſen, wo ſie jedoch gewöhnlich mit Fleiß gar bald ſich wieder finden, und nach der älterlichen Hütte als Bräute zurück führen laſſen, weil ſie meiſtentheils doch ganz gern heyrathen. Fliehen ſie aber im Ernſte: ſo raufen ſie ſich auf der Flucht zum Zeichen ihrer aufrichtigen Trauer einige Hände voll Haare aus dem Kopfe, und alsdann werden die Freyer mit ihren Geſchenken wirklich abgewieſen, weil man die Kinder da zu nichts, am wenigſten zu einer Heyrath, welche ihnen mißfällt, zu zwingen pflegt.

Gleichwohl ſind bey dieſem Volke nicht nur die alten Wittwen, die keine Söhne und keine Schwiegerſöhne haben, ſondern auch die alten Jungfrauen, der größten Verachtung und Noth Preis gegeben, und ſollten daher lieber den erſten den beſten Mann, der ſie verlangt, heyrathen, als Gefahr laufen, am Ende gar ſitzen zu bleiben. Da nähmlich die Weiber dort keine Seehunde und Wallfiſche, ſondern höchſtens nur etwas Heringe und einige Schalthiere fangen können: ſo ſind ſie nicht im Stande, ſich ſelbſt hinlänglich mit Lebensmitteln zu verſorgen, ſondern müſſen hierin ſich blos auf ihre Männer, oder Söhne und Väter verlaſſen, weil ihnen weiter niemand etwas mittheilt. Haben ſie nun keine Söhne, und ſind ihnen die Männer oder Väter geſtorben: ſo müſſen ſie, um im Winter nicht zu verhungern, ihre Zuflucht zur Wahrſagerkunſt und Hexerey nehmen, womit in dieſem Volke allerdings auch noch etwas zu erwerben iſt. Allein

lein zum Unglück für dieſe ſogenannten klugen Frauen iſt nur dieſes Gewerbe allemal von gar zu kurzer Dauer; denn kaum beginnen ſie daſſelbe, ſo finden ſich auch ſogleich Menſchen, welche von ihnen bezaubert zu ſeyn wähnen, und nun werden dieſe Hexen ſogleich entweder von hohen Felſen ins Meer geſtürzt, oder gar lebendig begraben. Bey den Berglappen hingegen erhält jedes neugeborne Mädchen von ſeinem Vater ſogleich ein Paar der beſten Rennthiere zum Geſchenk, und läuft folglich nie Gefahr, verhungern zu müſſen, weil ſich dieſe Thiere vermehren, ſo daß ihre Jungen bey deſſen Verheyrathung ſchon eine Heerde ausmachen, die es zur Mitgift erhält, und wovon es lebenslang ſich nähren kann. Auch geben dieſe den Todten, wie die Samojeden und Oſtiaken, ihre Waffen und Geräthe mit in die Gräber, und zerſtören hernach die Hütten derſelben, auf daß die Seelen, die ihrer Meinung nach ſonſt in dieſen Hütten fernerhin hauſen, den Hinterlaſſenen keinen Schaden zufügen ſollen.

Von den Sitten und Gewohnheiten der Eskimos und Peſcherás iſt weiter nichts von beſonderer Merkwürdigkeit hier beyzufügen. Aber von den Tſchuktſchis und nordweſtlichen Amerikanern ſind noch einige beſondere Gebräuche zu bemerken, die ſich auf ihre übertriebene Eitelkeit und eingebildete Verſchönerung ihrer Körper beziehen. Sie tättowiren ſich nähmlich nicht nur am ganzen Leibe ſowohl, als im Antlitze, ſondern durchbohren auch die Backen, die Ohren und Naſe, um Wallroßzähne, Federſittige, lange Muſchelſchalen, und andere ſolche Sachen, in dieſe Löcher zu ſtecken, oder eine Menge von Schneckengehäuſen hinein zu hängen, weil alles dieſes,

ihrem

ihrem Wahne nach, ſehr ſchön läßt. Ja die Bewohner von Wilhelmſund machen ſich ſogar unter dem natürlichen Munde noch einen künſtlichen, ſo daß es läßt, als ob ſie von Natur zwey Mäuler hätten, beſonders da ſie die Zunge durch das künſtliche Maul eben ſo gut, wie durch den natürlichen Mund hervorſtrecken können, und ſogar einen Wallroßknochen mit ausgeſchnitzten Zähnen darin tragen.

Muſik findet man im übrigen bey allen Polarvölkern eigentlich gar nicht. Aber einige erfreuen ſich doch bey einem ſehr erbärmlichen Geſange, und andere tanzen nach dem Schalle fiſchbeinerner Trommeln, die mit Häuten von Wallfiſchzungen überzogen, oder auch aus andern dergleichen Materien verfertiget ſind. Tabak ſchätzen die meiſten ſehr hoch, indem ſie ihn bey Freudenfeſten, wo ſie ſich öfters über ganz geringfügige Sachen, wie die Kinder über ihr Spielzeug freuen, nicht blos rauchen und ſchnupfen, ſondern verſchlingen.

Obrigkeit und poſitive Geſetze giebt es unter ihnen allen, in ſo weit ſie ſich noch nicht zum Chriſtenthume bekehrt haben, ganz und gar nicht. Sie ſind vielmehr die ausgemachteſten Anarchiſten, und richten ſich in allen ihren Handlungen lediglich nach den einmal hergebrachten Sitten, an welchen ſie jedoch allezeit ſehr feſt halten, wiewohl ſie dabey auf den guten Rath ihrer Aelteſten achten, der aber nie Befehl für ſie iſt. Auch entrichten diejenigen, die unter der Botmäßigkeit europäiſcher Mächte ſtehen, ihren Tribut in koſtbarem Pelzwerke ohne Murren, weil ſie wohl wiſſen, daß dieſes nichts helfen kann. Sie ſcheinen im Grunde gar keiner beſondern Obrigkeit zu bedürfen. Denn fürs erſte gehört ihnen

allen die Erde, wie das Meer, gemeinſchaftlich zu, und es giebt mithin dort keine beſondern Wildgehege, keine privilegirte Fiſcherplätze, welche anderwärts manche Streitigkeiten und manche neue Geſetze veranlaſſen. Fürs zweyte beſitzt auch dort jeder Hausvater nichts weiter eigenthümlich, als was er durch die Jagd und Fiſcherey ſelbſt gewinnt, oder was er ſich mit ſeinen Weibern und Kindern eigenhändig verfertigt. Fürs dritte kennen dieſe Menſchen ſogar weiter noch keine Güter der Erde, als nur diejenigen, zu welchen ſie mit geringer Mühe gelangen können. Mithin können viele böſe Begierden, die bey uns durch Strafgeſetze im Zaum gehalten werden, unter ihnen gar nicht erwachen. Und hieraus erhellet zur Genüge, warum dieſe Völker dem Laſter weit weniger noch, als der Tugend fröhnen, folglich auch keine Richter, keine Obrigkeit nöthig zu haben ſcheinen. Mordthaten fallen im übrigen unter ihnen, wie geſagt, höchſt ſelten vor. Begehet aber dennoch Einer dieſes Verbrechen: ſo wird er ſo, wie die vermeinten Hexen in Grönland, von den Anverwandten des Getödteten aufgeſucht, und ohne förmlichen Prozeß hingerichtet. Man ſollte freylich denken, dieſe Menſchen müßten wenigſtens bey der Jagd und Fiſcherey öfters in Kampf auf Tod und Leben gerathen, da doch nicht ſelten dem einen derjenige Seehund, oder derjenige Fuchs in die Hände fällt, in welchen der andere die Harpune geworfen, oder den Pfeil abgeſchoſſen hat; allein auch in ſolchen Colliſionsfällen hat bey ihnen das alte Herkommen gewiſſe feſte Regeln beſtimmt, nach welchen ſie ſich in die Beute theilen, und welche ſie nie übertreten, folglich nie darüber einen Streit anfangen.

Was

Was endlich die Religion dieſer Völker betrift: ſo kann man ſich leicht vorſtellen, welche kindiſche Begriffe ſie ſich davon machen mögen. Viele von ihnen ſind zwar durch die Bemühungen der europäiſchen Miſſionarien zum Chriſtenthume bekehret worden, und haben daher ihre alten Sitten, die dem Chriſtenthume entgegen ſtehen, bereits ein wenig zu verändern angefangen. Aber auch dieſe Neubekehrten führen im Grunde nur den Nahmen der Chriſten, und bleiben im Herzen der alten Denkungsart ihrer Väter immer noch getreu, oder ſchieben wenigſtens unſern Religionslehren ihre eigenen alten Volksideen unter. So können ſich z. B. die Lappländer, die doch ſchon längſt keine Heiden mehr ſind, noch nicht von der Meinung loswinden, daß Gott ein großer Stein ſey, um welchen viele kleinere Steine als Kinder herum liegen, und welchen ſie mit Rennthierblut und Fett beſtreichen oder gleichſam füttern, wenn er ihnen Wohlthaten erzeigen ſoll; und ſo machen es die übrigen neubekehrten Menſchen unter dieſen Völkern ebenfalls. Doch glauben ſie auch, als Heiden, alle, ſo weit man ſie kennt, an ein Leben nach dem Tode, ja zum Theil auch ſogar an die Seelenwanderung, nur daß ihre Ideen von der zukünftigen Glückſeligkeit und von dem Orte, wo ſie ſich dereinſt aufhalten werden, ſehr ſonderbar ſind, indem einige dieſen Ort in ein ſchönes Jagdrevier, andere in ein ſeehundreiches Meer ſetzen, und ſich dabey vorſtellen, daß man dort Lebensmittel die Fülle haben werde, ohne daß man ſie erſt mühſam durch fiſchen und jagen erwerben müſſe. Aber in ihren Begriffen von Gott ſtimmen ſie bey weitem nicht ſo gut mit einander überein. An einen Weltſchöpfer denken

denken viele, z. B. die Grönländer und Eskimos, gar nicht, und haben daher in ihren Sprachen nicht einmal ein Wort, welches ihn bezeichnet. Fragt man ſie, wer wohl das Meer oder Himmel und Erde gemacht habe: ſo antworten ſie, daß dieſes wohl ein ſehr geſcheuter Mann gethan haben müſſe, oder auch, daß dieſes alles von ſich ſelbſt immer ſo geweſen ſey, und auch wohl fernerhin beſtändig ſo bleiben werde. Aber die Samojeden, Oſtiaken, Tſchuktſchis und einige andere hieher gehörige Völker behaupten allerdings, daß es einen guten Gott gebe, welcher aus lauter Liebe die Welt erſchaffen habe, und gar nichts Böſes thun könne. Gleichwohl verehren ſie dieſen höchſten guten Gott eben ſo wenig durch Anbetung und Opfer, als die Sonne oder den Mond und andere Geſtirne, die ſie gleichfalls für gute Götter halten. Dagegen opfern ſie den böſen Göttern deſto mehr, daß dieſe ihnen die Jagd und Fiſcherey nicht erſchweren, oder ſonſt kein Leid zufügen ſollen. Auch machen ſie ſich allerley Haus- und Familien-Götter aus kleinen Baumſtämmen, die ſie dazu bloß an dem einen Ende verkohlen, an dem andern hingegen vier ſchwarze Flecken hinein brennen, welche die Augen, die Naſe und den Mund vorſtellen. Sind ſie nun auf der Jagd glücklich: ſo ziehen ſie dieſen Götzen ſchöne Kleider an und beſtreichen ſie mit Fett, um ihnen ihre Dankbarkeit hierdurch zu bezeigen, welche ſich aber auch nach einer übel abgelaufenen Jagd in große Mißhandlung verwandelt. Ueberdies halten ſie die Seelen aller Thiere für eben ſo unſterblich, wie ihre eigenen, beſonders aber ſcheinen ſie von den Bären ſehr hohe Ideen zu haben. Denn ſie glauben nicht nur, daß derje-

nige, den die Bären auf der Jagd zerreiſſen, nothwendig ſelig werde, ſondern begehen auch gewiſſe religiöſe Feyerlichkeiten, wenn ſie ein ſolches Thier getödtet haben. Sie hängen ſeinen Kopf und ſeine Haut an einen Baum, um welchen ſie dann in großer Prozeſſion mit ſehr traurigen Geberden und Wehklagen herum gehen. Wer hat dir das Leben genommen? fragen ſie hierbey. Die Ruſſen: antworten ſie ſich auch ſelbſt. Wer hat dir den Kopf abgehackt? ein ruſſiſches Beil. Wer hat dir den Bauch aufgeſchnitten? ein ruſſiſches Meſſer. Wir bitten dich in ihrem Nahmen um Vergebung; u. ſ. f. Aber von beſtimmten oder feſtgeſetzten gottesdienſtlichen Gebräuchen wiſſen im übrigen alle Polarvölker, in ſo fern ſie noch keine Chriſten heißen, gar nichts. Vielmehr verehrt hier jeder ſeinen Götzen, wie er will, und aus dieſer Urſache haben ſie auch keine Religionsdiener oder Prieſter, ſondern an deren Statt nur Hexenmeiſter oder Gaukeler, die mit ihren Zaubertrommeln und einigen kleinen Taſchenſpielerkünſten ſich als große Magier darſtellen, folglich dadurch bey dieſen abergläubiſchen Menſchen zu großem Anſehen gelangen.

Alles dieſes gilt jedoch nur von denjenigen Polarvölkern, welche ſich auf der nördlichen Halbkugel der Erde aufhalten, keineswegs aber von jenen, die auf dem Feuerlande wohnen. Dieſe können nicht einmal fünf oder zehn zählen, wie andere ganz rohe Völker, ja ſie ſprechen überhaupt ſo wenig, daß man ſie kaum als Menſchen betrachten darf. Man hat von ihnen bisher noch kein anderes Wort, als peſcherä, gehöret: und aus dieſem Grunde ſowohl, als aus verſchiedenen andern Urſachen, muß man ſie zwar

freylich

freylich für menſchliche Geſchöpfe halten, aber doch nur für ſolche, die weder von Tugend noch Laſter, weder von Gott noch Unſterblichkeit im geringſten etwas wiſſen.

Zu dieſer Menſchen-Race gehören noch einige Hauptnationen, die die bisher genannten ſowohl an Zahl als Cultur übertreffen, nähmlich mehrere oſtindiſche Völkerſchaften, die Tibetaner, Sineſen, Japaner ꝛc.

Faſt alle dieſe Reiche und Inſeln ſind mehrentheils wegen ihrer Fruchtbarkeit ungemein bevölkert. Dennoch würden in einigen hieher gehörigen Ländern wohl noch dreymal mehr Menſchen leben, wenn die Hohen mit ſo vieler Milde über die Niedrigen herrſchen wollten, daß dieſe die Kultur des Bodens nicht verabſcheuen müßten.

Was die Religion dieſer Völkerſchaften betrift: ſo haben zwar die Chriſten und die Muhamedaner viele Proſelyten gemacht, eigentlich aber bleibt ihre Religion immer vielfach und heidniſch. Denn außer einem höchſten Weſen und Schöpfer der Welt, welchen einige, nähmlich die ſo genannten Parſen und Guebren, unter dem Bilde des Feuers anbeten, und ſolches deshalb für ein heiliges Weſen halten, verehren ſie nicht nur Sonne und Mond, ſondern auch eine Menge anderer Götter oder Geiſter, die jedoch alle entweder von den Geſtirnen, oder von wichtigen Naturwirkungen abſtrahirt ſind, ſo daß auch die in Hindoſtan berühmten drey großen Götter, genannt Brahma, Buſſinna und Mais, davon der erſte das Reich der Geiſter, der zweyte das Reich der Körper, oder das Wachsthum der Lebensmittel, der dritte aber das Reich der Todten zu verwalten hat, im Grunde keinen

andern Urſprung haben. In Sina, wo man bloß den Fo, oder Himmel und Erde, Sonne und Mond göttlich verehrt, opfert man doch auch den vier Jahreszeiten, die gleichfalls ihre reich vergoldeten und ſchön lackirten Tempel haben. Doch da die Götter nicht ſelbſt eſſen: ſo werden auch da, wie in Japan und ſonſt allenthalben, die Opfer von den Prieſtern verzehrt, welche den Göttern dafür nur ein wenig Rauch von Brod und Wein, oder von Honig und Oehl, zum ſüſſen Geruch aufſteigen laſſen. Von der Fortdauer der Seele nach dem Tode ſind ferner dieſe Völker innnigſt überzeugt, ja die eigentlichen Oſtindier, zu welchen man ſonſt die Thibetaner, Sineſen und Japaner eigentlich nicht zählet, glauben ſogar die Seelenwanderung, das heißt, ſie glauben: der höchſte Gott habe von Anbeginn bloß eine gewiſſe Menge von Seelen aus dem Weſen ſeiner Selbſtheit hervorgebracht, und vom Himmel auf die Erde geblaſen, wo ſie nun, um geprüft und geläutert zu werden, zuerſt in allerley Gewächſe, dann in verſchiedene Thiere, und endlich in menſchliche Körper fahren, auch dieſen Kreislauf bis ans Ende der Welt öfters von neuem anfangen, ja zuweilen ſogar, wenn ſie böſe leben, zur Strafe in wilde Beſtien wandern müſſen.

Die ihnen von Natur beſtimmten Speiſen ſind Reiß, Weizenbrot, Sagu, Hirſche, Schafe, Rinder, und vielerley andere gute Sachen, welche alle dort zum Theil in großem Ueberfluß vorhanden ſind. Verſchiedene dieſer Menſchen eſſen indeß das viele Gute, welches ihnen ihre Länder darbieten, aus wunderlichen Religionsbegriffen nicht; und einige von ihnen, z. B. die Sineſen der niedrigſten Klaſſe eſſen ſogar die

Aeſer

Aeſer der gefallenen Pferde, der halb verfaulten Hunde und Ratten.

Nackend gehen dieſe Völker nicht, ſondern kleiden ſich in allerley Stoffe von Seide und Baumwolle, die ihrer Schönheit und Güte wegen auch bey uns bekannt genug ſind, und ſehr geſchätzt werden. Den ganzen Leib aber bekleiden jedoch nur die Vornehmen und Reichen, um ſich dadurch von den Armen und Geringen zu unterſcheiden, welche, beſonders in den heißen Gegenden, an der obern Hälfte des Leibes gewöhnlich unbedeckt einher gehen. Dabey ſchmücken ſie ſich, mit Edelſteinen, Perlen und allerley goldenen Zierathen, die ſie theils in den Haaren theils am Halſe und in den Ohrlappen tragen. Beſonders merkwürdig iſt es aber, daß die Frauen der vornehmen Sineſen ihre Füſſe von Kindheit an in eiſerne Schuhe zwingen, um dadurch das Wachsthum derſelben zu verhindern, weil ſie glauben, daß ganz kleine Füſſe, worouf ſie nicht einmal ordentlich gehen können, mit zur Schönheit gehören.

Ehemals beſtanden ihre Waffen in Pfeilen, Lanzen, Schwertern und Hackemeſſern, jetzt aber haben ſie auch Feuergewehr, und in Sina hat man eher noch als in Europa Gebrauch vom Schießpulver gemacht. Aber alle dieſe Völker ſind im Kriege ſchlechte Helden, und von den Europäern ſowohl als von den Tataren allenthalben ziemlich leicht zu überwinden geweſen.

Doch in Hinſicht auf ihre Bauart geben ſie den Europäern wenig nach, beſonders in Sina und Japan, wo zwar in einem ganz beſondern Geſchmack, aber ſehr zierlich und feſt gebauet wird, und wo es viele große Städte mit glänzenden Tempeln, prächtigen Palläſten, künſtlichen

Brücken, koſtbaren Waſſerleitungen, ſchönen Fontänen u. ſ. w., in großer Menge giebt. Nur in der Schiffsbaukunſt ſtehen ſie alle hinter den Europäern ſehr weit zurück: denn ſogar die Sineſen, die doch ſonſt alles ins Große treiben, und alſo auch große Schiffe mit vieler Kunſt verfertigen, ſegeln äußerſt ſchlecht. Dagegen giebt es unter dieſen Völkern viele kunſtreiche Gold- und Silberarbeiter, viele überaus geſchickte Weber, vortrefliche Schmiede u. ſ. f. ſind, indem daſelbſt faſt alle Handwerke und Künſte mit großem Fleiß betrieben werden, ſo daß man ſagen kann, unter dieſen Völkern herrſche ſchon ſehr viele Kultur, die aber freylich wegen der gar zu großen Reichthümer aller Art und aus andern Urſachen ſobald noch keine wahre Aufklärung bewirken wird.

Sie beſitzen ſogar auch längſt ſchon die Kunſt, ordentlich mit Schriftzügen zu ſchreiben, und haben folglich dadurch in der Kultur einen überaus großen Schritt weiter gethan, als die Südindier und Amerikaner, welche weder Bilderſchrift noch Buchſtabenſchrift kennen, ſondern bloß Fäden oder Stäbe haben, worein ſie bey merkwürdigen Begebenheiten verſchiedene Knoten knüpfen und Ringe ſchneiden, um dadurch ihrem Gedächtniſſe zu Hülfe zu kommen, wenn ſie etwa dieſe Begebenheiten einſt wieder erzählen wollen; doch muß man die Mexikaner davon ausnehmen, welche ihre alte Geſchichte in ſchlechten Bildern aufbewahret, folglich wenigſtens Bilderſchrift haben.

Was die Sitten und Gewohnheiten dieſer Völker betrift: ſo iſt zu merken, daß dieſelben überhaupt genommen ziemlich artig und gut, aber hin und wieder viel zu zeremonienreich und zu über-

übertrieben ſtrenge ſind. Für die Tunkineſen und Sineſen war nähmlich Confucius ein vortreff-licher Lehrer, deſſen Sittenſprüche und weiſen Geſetze ſie heut zu Tage noch auf das genaueſte befolgen, ohngeachtet er ſchon vor drittehalb tau-ſend Jahren gelebt hat. Für die meiſten übri-gen Oſtindier hingegen haben bloß die Bramis-nen und Lamas, ein paar Arten heidniſcher Mön-che, die Sittengeſetze entworfen, die jedoch zum Theil auch ziemlich gut ſind. Redlichkeit, Wahr-heitsliebe, Sanftmuth, und faſt alle andern Tu-genden werden daher allenthalben hoch geſchätzt und geehrt. Grobe Laſter hingegen werden ver-achtet, ja der Diebſtahl und Ehebruch wird ſo gar bey einigen dieſer Völker mit dem Tode be-ſtraft. Können ſie aber die Fremden auf eine feine Art oder mit Liſt hintergehen und betrügen: ſo pflegen ſie in einer ſolchen Geſchicklichkeit eine gewiſſe Ehre zu ſuchen. Frauen können ſich die Männer ſo viele heyrathen als ihnen beliebt. Aber von dieſer Erlaubniß pflegen doch nur die Vornehmen und Reichen öfters Gebrauch zu machen, weil Sitte und Wohlſtand ſolches hei-ſchen, oder vielmehr, weil viele Frauen dort mit zum State eines vornehmen Mannes gehören. Unter den geringen und niedrigen Ständen hin-gegen iſt es gewöhnlich, nur eine zu freyen. Auch iſt es bey keinem dieſer Völker mehr Sitte, die Bräute von ihren Vätern zu erkaufen, ſondern hier geben die reichen Väter ihren Töchtern ſchon etwas Heirathsgut mit, obgleich nicht viel. Bey denjenigen, welche die Seelenwanderung glauben, werden die Leichname der Vornehmen und Reichen verbrannt, und alsdann müſſen ſich die vorzüglichſten und geliebteſten Frauen der Verſtorbenen zugleich mit verbrennen, weil ſie

außerdem nicht mehr ehrlich bleiben, ſondern für vogelfrey geachtet werden. Sie ſetzen ſich alſo getroſt und unter großen Ceremonien zu den Leichnamen ihrer Männer auf die Scheiterhaufen und laſſen ſich lebendig verbrennen. Stirbt aber gar ein König, ſo verbrennen ſich nicht nur alle ſeine Weiber, ſondern auch alle ſeine übrigen Vertrauten, die bey ſeinem Leben ſeine Leibwache ausgemacht haben, mit ihm. Doch dieß iſt eine Ehre, die nur den Frauen und Günſtlingen der Großen wiederfahren kann; denn die Leichname der Niedrigen werden nicht verbrannt, ſondern ſchlechthin begraben, und ihre Weiber werden ohnehin, ſo wie die Männer dieſer unterſten Klaſſen, für unehrlich und gewiſſermaßen für vogelfrey geachtet. Aber in Thibet, Sina, Tunkin, Japan und einigen andern Ländern danken auch die vornehmen Frauen ſelbſt für dieſe Ehre, und ſterben freywillig nicht mit, wenn ihnen die Männer ſterben. Auch werden daſelbſt die Leichname der Vornehmen keinesweges verbrannt, ſondern wie bey uns, nur mit viel mehr Gepränge, beerdiget. Dafür herrſcht in dieſen Reichen, Thibet etwa ausgenommen, die böſe Sitte, daß viele arme Weiber ihre neugebohrnen Kinder auf die Straßen legen, oder ſie auch wohl gar ſogleich von den Hebammen tödten laſſen, und ſolches darum, weil ſie zu träge ſind, ſo viel zu arbeiten, als zu deren Ernährung nöthig iſt, und weil dort freylich in dieſem Fache noch keine europäiſchen Polizeyanſtalten getroffen ſind.

Getanzt wird bey allen dieſen Völkern bey weitem nicht ſo viel, wie bey den Amerikanern und Südindiern, und zwar darum, weil die Ar-

men weder Geſchicklichkeit noch Muße, die Reichen hingegen zu viel Stolz dazu haben, welchen man ihnen aber auch deſto leichter verzeihen kann, je ſchändlicher das Gewerbe iſt, welches die eigentlichen Tänzerinnen in jenen Ländern treiben. Es giebt nähmlich unter ihnen eine gewiſſe Art von ſogenannten Kupplern, welche durch allerley niederträchtige Kunſtgriffe die ſchönſten jungen Dirnen aus fremden Ländern an ſich zu bringen wiſſen. Dieſe laſſen ſie dann in wollüſtigen Tänzen, in allerley unzweydeutigen Geberden, in lüderlichen Geſängen, und überhaupt in allen Künſten der Buhlerey unterrichten, um ſie dann an reiche Herren mit großem Gewinn zu verleihen. So lange nun dieſe Geſchöpfe noch jung und ſchön ſind, ſo lange werden ſie bey allen Freudenfeſten der Großen zur Beluſtigung hervorgeſucht, und ſtehen mit ihren Anführern in großer Achtung; im Alter aber erleben ſie lauter Schimpf und Schande, und werden, wenn ſie ſterben, gleich ihren Anführern, wie die Miſſethäter, an unehrlichen Oertern begraben. Urſache genug, daß Tanz und Muſik bey dieſen Völkern in Verachtung hat kommen müſſen. Auch ſind ihre muſikaliſche Inſtrumente eben nicht weit her; denn ſie beſtehen blos, wie bey der bekannten Janitſcharenmuſik, aus kupfernen Becken, ſchlechten Schalmeyen, Cymbeln, Schellen, Poſaunen, kleinen Trommeln, Lauten mit drey Saiten, oder dergleichen Sachen.

Dieſe Völker ſind übrigens jeder Art von groben Aberglauben ergeben. Sie alle, die ſonſt klügern Sineſen ſelbſt nicht ausgenommen, haben ſogar auch ihre Adepten der hermetiſchen Kunſt, ihre Tagewähler, Nativitätſteller, Wahrſager, Zeichendeuter, Geiſterbeſchwörer und Hexenmeiſter,

ja einige treiben ein ordentliches Gewerbe mit ſolchen Künſten, und ſolches kann man beſonders an den Zigeunern abnehmen, welche ſich zwar bis nach Deutſchland verbreitet haben, eigentlich aber zu den Menſchen der geringſten Klaſſen von Hinduſtan gehören.

Die politiſche Verfaſſung iſt bey allen dieſen Völkern, ſo wie im ganzen Oriente, überaus deſpotiſch, und die verſchiedenen Volksklaſſen ſind hier weit ſchärfer als anderswo von einander abgeſchnitten. Und gleichwie ſämmtliche Volksklaſſen ihren Königen oder Kaiſern in allen Stücken den blindeſten Gehorſam zu leiſten ſchuldig ſind: eben ſo werden auch die niedrigern Kaſten oder Stände von den höhern in der ſtrengſten Subordination erhalten. Dieſe wunderbare Subordination iſt ſo groß, daß in manchen Reichen die Menſchen der untern Klaſſen den Höhern ſchon von weitem auf der Straße eine große Strecke weit aus dem Wege gehen müſſen, wenn ſie ſich nicht, wie tolle Hunde, wollen erſchlagen oder erſchießen laſſen. Auch werden die Geringern von den Vornehmern gar keiner Anrede gewürdigt, ſondern müſſen ſich blos nach ihren ſtummen Winken richten, und letztere machen ſich ſogar unehrlich, wenn ſie ſich zu den erſtern gutmüthig herablaſſen, welches daher auch faſt nie geſchiehet. Alle dieſe großen Vorzüge der verſchiedenen Klaſſen des Adels werden faſt bey allen hierher gehörigen Völkern blos durch die Geburt erlangt, und keinesweges durch perſönliche Verdienſte oder löbliche Thaten erworben. In Sina giebt es aber nur eine einzige Klaſſe von erblichem Adel, der weiter kein Verdienſt zu haben braucht, als zur Nachkommenſchaft jenes berühmten Confucius zu gehören, und ſelbige fort-

fortpflanzen zu helfen. Doch erlaubt man deshalb den Männern dieſer Klaſſe noch nicht, Antheil an den Regierungsgeſchäften zu nehmen, oder Staatsämter zu bekleiden; denn ſolche Vorzüge werden hier blos durch Verdienſte und Gelehrſamkeit erworben, indem der eigentliche Adel daſelbſt blos aus den ſogenannten Mandarinen, oder Gelehrten und Kriegsbeamten beſtehet, welche bey der Aufnahme und Promotion ihrer Mitglieder keinesweges auf hohe oder niedrige Geburt, ſondern ganz allein auf die dazu erforderlichen Kenntniſſe ſehen. Aber ſo gelehrt auch dieſe Herren immer ſeyn mögen: ſo ſehr muß es ihnen doch noch am geraden ſchlichten Sinne fehlen, weil ſie gleichfalls die Thorheit begehen, ſich äußerlich durch prachtvolle Ceremonien und Kleider über die Menſchen der untern Klaſſe hoch zu erheben. Sie ſind nähmlich der Meinung, daß es ihnen große Schande bringen würde, wenn andere Menſchen wähnen könnten, ſie müßten durch die Arbeit ihrer Hände ihren Unterhalt erwerben. Um alſo dieſen Wahn ſogleich in der Geburt zu erſticken, laſſen ſie die Fingernägel ſo lang wie Adlerklauen wachſen, damit ja ſogleich Jedermann ſehen möge, daß es ihnen unmöglich iſt, mit ihren Händen irgend eine Arbeit zu verrichten. Auf gleiche Art ſuchen ſie auch in andern ſolchen kleinlichen Dingen ihren hohen Rang zu affektiren. So grüßen ſie ſich zum Beyſpiele wechſelſeitig blos durch ein ſanftes Kopfnicken, wenn ſie auf ihren Trageſeſſeln einander begegnen. Begegnet aber einem Mandarin ein Menſch der untern Klaſſen: ſo muß dieſer von ſeinem Trageſeſſel herab, und ſich öfters bis zur Erde vor ihm beugen, oder ſich auch wohl gar der ganzen Länge nach niederwerfen,

und

und für dies tiefe Kompliment darf ihn der Mandarin auch nicht einmal eines Anblickes würdigen. Doch ſolche Demüthigungen, die den Menſchen geringer Klaſſen widerfahren, wenn ſie ihre Vorgeſetzten erblicken, ſind im ganzen Oriente gewöhnlich. Faſt allenthalben müſſen ſie ſich vor ihnen zur Erde niederwerfen, um ihnen Gelegenheit zu geben, ſie zu zertreten. Etwa nur in Japan iſt man hierin ein wenig beſcheidener. Denn da ziehen die Geringern vor den Vornehmern zum Gruß nur die Schuhe oder Sandalen ab, laſſen dann beyde in einander geſchlagene Hände mit Ehrerbietung ganz langſam vor ſich zu den Knien herab ſinken, und gehen mit kurzen abgemeſſenen Schritten hin und her wankend vor ihnen vorbey, wobey ſie jedoch, vermuthlich aber aus Furcht, auh! auh! rufen.

C. Bemerkungen über die äthiopiſche Menſchen-Race *).

Die hierher gehörigen Völker ſind oben, S. 538, nach ihren äußeren Merkmahlen und Wohnſitzen angegeben.

Für die überaus große Ausdehnung des Welttheils, der alle dieſe ſchwarzen Menſchen ſämmtlich ernährt, iſt ihre Anzahl aber gar nicht groß. Doch vielleicht giebt es im Innern von Afrika zahlreiche Völkerſchaften, von welchen wir noch nichts wiſſen; denn gegenwärtig kennen wir faſt nur die Bewohner der Seeküſten, deren Wohnungen ſich aber freylich allenthalben ziemlich weit in das feſte Land hinein erſtrecken.

Was

*) S. Wünſch a. a. O. S. 216 ff.

Was ihre Religion betrifft: ſo glauben ſie ſämmtlich, wie alle heidniſche Völker, an die Fortdauer der Seele nach dem Tode und an ein höchſtes Weſen, welches aus lauter Güte die Welt erſchaffen, zugleich aber auch eine große Menge von kleinern Göttern oder ſogenannten Fetiſchen und Heiligen gemacht habe. Dieſen iſt, ihrer Meinung nach, die Direktion aller Naturwirkungen und aller Angelegenheiten der Menſchen anvertraut. Auch ſind ſie, wie die Genoſſen aller andern Lokalreligionen, in ihren Glaubensmeinungen ſehr tolerant, oder vielmehr leichtſinnig, indem es ihnen einerley iſt, ob ihre Götter oder ſogenannten Fetiſche, dieſe oder jene Namen führen, ob ſie aus Holz oder Stein, aus Thieren oder Menſchen, aus Gewächſen oder Metallen, aus Bergen oder Meeren und Flüſſen beſtehen. Daher laſſen ſie ſich auch ſehr leicht zum Chriſtenthume und zum mahometaniſchen Glauben bekehren, doch thun wenigſtens das erſtere die Hottentotten nicht leicht, und zwar darum nicht, weil ſie glauben, die Chriſten wären tyranniſch, ungerecht, neidiſch, geizig, und überhaupt gar zu laſterhaft, wozu ihnen die auf dem Cap anſäſſigen holländiſchen Bauern ſo viele Veranlaſſungen gegeben haben. Doch in Habiſſinien und Nubien giebt es lauter Chriſten, Juden und Mahometaner, die aber auch eben ſo leichtgläubig, oder vielmehr eben ſo abergläubiſch, wie die übrigen Afrikaner ſind.

Sonſt aber pflegen dieſe Völker faſt nirgends das höchſte Weſen ſelbſt zu verehren, und nirgends ihm Opfer darzubringen. Denn ſie glauben, daſſelbe wohne viel zu hoch über dem Monde, und ſey viel zu erhaben, als daß es von ihren Opfern etwas genießen, oder ſich um die

Men-

Menſchen und ihre Angelegenheiten im geringſten weiter bekümmern möge, beſonders da es die Regierung der Welt nun einmal den geringern Göttern übertragen habe. Dafür vergöttern ſie in Benguela nicht nur einen ſehr böſen Götzen in Geſtalt eines abſcheulichen, aus Holz und Erde gebildeten Rieſen, dem ſie, um ſeine Huld zu gewinnen, oder ſeine böſen Tücke zu bezähmen, ihre im Kriege erſchlagenen Feinde, wie auch die ſchönſten Elephantenzähne, Palmenwein ꝛc. opfern, ſondern ſie verehren auch mancherley gute untergeordnete Götter in Geſtalt kleiner Schafböcke mit Schildkrötenköpfen, Bockshörnern und Pfauenfedern, die ſie ſich ſelbſt machen, und als ihre Schutzpatrone betrachten. Die Kaffern und Hottentotten hingegen halten den Mond für den Repräſentanten des höchſten Weſens, und bekomplimentiren ihn theils mit Opfern, theils mit andern großen Feyerlichkeiten, ſo oft er ihnen aufs neue mit wachſendem Lichte erſcheint. Bey vollem Lichte aber dauern die Opfer, welche aus Milch und Kuhfleiſch beſtehen, ſogar die ganze Nacht hindurch, wobey ſie ihn zugleich um gutes Wetter, um gutes Futter für ihr Vieh, und um recht viel Milch bitten.

Außer dieſem guten Schutzheiligen giebt es dort noch einen andern kleinen wohlthätigen Fetiſch, welcher nichts anders, als ein ſchöner grüner Käfer mit weißem Bauche iſt, und welchem jede Gemeine ſogleich einen fetten Ochſen unter großen Freudentänzen opfert, ſobald er ſich in ihrem Dorfe ſehen läßt. Von dieſen guten Göttern kommt ihrer Meinung nach alles Gute zu ihnen. Alles Böſe hingegen, womit ſie in der Welt geplagt ſind, wird ihnen einzig und allein von dem Satanas zugefügt, von welchem ſie ſagen,

gen, daß er ihnen zuweilen in Geſtalt eines kleinen, häßlichen, allenthalben mit Haaren bewachſenen weißen Männchens erſcheine, welches nicht nur einen Pferdekopf, ſondern auch Pferdefüße habe. Auch wird jeder von ihnen, der nach ihrer Art einen recht frommen Lebenswandel führt, nach dem Tode ſelbſt ein kleiner gütiger Gott, oder Fetiſch, an welchen ſie dann ihre Gebete richten. Vor den minder guten abgeſchiedenen Seelen fürchten ſie ſich aber gewaltig. Sie brechen deshalb ſogar das ganze Dorf ab, und bauen es in eine andere Gegend, wenn einer von ihnen ſtirbt, dem ſie nichts gutes zutrauen.

Doch dieſe Thorheiten dürften anderwärts wohl noch ihres Gleichen finden. Aber die allerſonderbarſten Götter wird man wohl nur in Sierra Leona und in andern dort herum liegenden Ländern finden. Denn da erwählt ſich der eine zu ſeinem Schutzpatron, oder Fetiſch, ein Ochſenhorn, der andere eine Krebsſcheere, der dritte einen Nagel, der vierte einen Kieſelſtein, der fünfte ein Schneckenhaus, der ſechſte einen Vogelkopf, der ſiebente eine Wurzel, und ſo weiter, und alle dieſe Götter werden in Beuteln, die mit Glaskorallen, oder auch mit Gold oder Perlen beſetzt ſind, gewöhnlich am Halſe getragen. Sollen ſie nun ihren Klienten einen Gefallen oder eine Wohlthat erzeigen: ſo nehmen dieſe ſie vom Halſe ab, ſetzen ihnen gute Speiſen vor, und beten zu ihnen. Erfolgt aber etwa keine Erhörung: ſo geben ſie ihnen anfänglich blos tüchtige Schläge, nach öftern vergeblichen Bitten aber werfen ſie dieſelben gar von ſich, und wählen andere dafür.

Nicht viel beſſer machen es hierin die Bewohner von Madagaskar, die doch ſonſt einen ziem-

ziemlich glücklichen, zu Künſten und Wiſſenſchaften geneigten Genius zeigen. Hier hat nähmlich ebenfalls jede Familie ihren eigenen guten Götzen, welcher gewöhnlich eine Grille iſt. Dieſe ſitzt in einem ſchön geflochtenen und mit allerley Geſchmeide beſetzten Korbe, wird mit großer Sorgfalt gefüttert, und hat alle Koſtbarkeiten des Hausherrn bey ſich im Korbe liegen. Den ganzen Kram zuſammen genommen pflegen ſie ihr Oly zu nennen, und glauben, daß es ihnen alles Thun und Laſſen, ja alle ihre Einfälle und Reden in den Sinn gebe, daher ſie auch öfters wie Wahnſinnige aus Devotion um daſſelbe herum tanzen. Man ſollte denken, dieſer Wahn wäre aus den finſtern Gegenden unſers Vaterlandes dahin gekommen. Denn auch bey uns giebt es noch Menſchen, die an ein ſo genanntes Goldhänchen glauben, welches den Leuten, die es beſitzen, Reichthum bringen ſoll. Doch in der Thorheit geben leider die Menſchen der entfernteſten Erdzonen einander oft nichts nach; und eben deshalb findet man unter den Prieſtern aller afrikaniſchen Völker auch eben ſo viele Teufelsbanner, Geiſterbeſchwörer, Hexenmeiſter, vermeinte Goldmacher, Wahrſager, Tagewähler, Zeichendeuter u. ſ. w., wie bey andern Völkern, ja es giebt ihrer dort noch weit mehr, als unter uns.

An Lebensmitteln kann keine dieſer Nationen irgend einen Mangel haben; denn allenthalben, wo ſie ſich aufhalten, iſt ihr Land überaus fruchtbar, ſo daß die meiſten von ihnen Reiß, Hirſe, Gerſte, Erbſen, Mais, Bohnen, Weintrauben, verſchiedene eßbare Wurzeln u. ſ. w., mit wenig Kultur des Bodens in großer Menge erzielen. Kokosnüſſe hingegen, wie auch Datteln,

Feigen, Bananen, Piſangfrüchte, Tamarinden, und allerley Obſtarten, wachſen in vielen Gegenden häufig wild, und mit Fiſchen, Schildkröten, Hühnern, Gänſen, Enten, Tauben, Antelopen, Pferden, Ziegen, Schafen, Hirſchen, Rindern, Schweinen, Elephanten, Löwen, Tiegern u. ſ. w. ſind ſie ſo wie mit Milch und Honig ebenfalls reichlich geſegnet. Gleichwohl eſſen viele auch mancherley Unrath, den der Wohlſtand kaum zu nennen erlaubt, z. B. rohe Gedärme von gefallenem Viehe, ohne ſie erſt zu reinigen, ja die Hottentotten eſſen überdies nicht nur Maulwürfe und jenes ekelhafte Ungeziefer, das auf ihren eigenen Körpern wächſet, mit großem Appetit, ſondern verſchlingen auch alte lederne Schuhe ſehr begierig, die ſie jedoch vorher ein wenig kochen. Doch über den Wohlgeſchmack der Speiſen muß man mit keinem Menſchen ſtreiten. Aber abſcheulich iſt es, daß man in Monomotapa, ſo wie in einigen andern dort herum liegenden Ländern, immer noch Menſchenfleiſch frißt, welches in einer Art von Fleiſchbänken ordentlich zum Verkaufe dazu ausgeboten wird. Alle dieſe Völker tödten überhaupt ihr Vieh nicht gern, ſondern eſſen lieber das Fleiſch der gefallenen Thiere, ohne daſſelbe erſt lange zu braten oder zu kochen. Denn ſolches Fleiſch iſt ihrer Meinung nach der Geſundheit weit mehr zuträglich, als dasjenige, welches die geſchlachteten Thiere liefern. Merkwürdig iſt es im übrigen, daß die Hottentotten an ihren Speiſen weder Salz noch irgend ein Gewürz jemals leiden können, ſondern alles ungeſalzen eſſen, da doch die übrigen Afrikaner viel Salz an ihren Speiſen lieben. Dagegen ſind ſie, die Hottentotten, mit allen übrigen Afrikanern wieder äußerſt begierig nach ſau-

rem Wein, Branntewein, Arak und andern ſtarken Getränken, wiewohl ſie ihren Durſt gewöhnlich nur mit Waſſer und Milch, oder auch mit Meth und Palmwein löſchen.

Auf Kleider verwenden ſie nirgends viel, weil ſie der großen Hitze wegen allenthalben beinah ganz nackend einher gehen. Sie bedecken bloß die Geſchlechtstheile in einigen Gegenden mit Lappen von Kattun, oder mit kleinen Schürzen von Ziegenfellen, und an andern Orten tragen ſie theils baumwollene, theils leinene Hemden, die ſie jedoch oft nur nachläſſig über die Schultern hängen. Auf den biſſagotiſchen Inſeln, zu welchen Kazegut gehöret, und wo die Menſchen, beſonders die Frauen, viel ſchöner, als andere Afrikaner und Afrikanerinnen gebildet ſind, machen ſie ſich nicht nur kurze Röckchen von Schilf, ſondern auch kleine Mäntel mit Kapuzen von eben dem Stoffe, welche letztern ſie jedoch nur bey kühler Witterung und Regen über den Kopf und über die Schultern werfen. Die vornehmen Hottentotten und Kaffern hingegen bereiten ſich ihre großen Mäntel aus den Häuten der Tieger und Löwen, indem die Geringern bloß die Felle der Schafe oder die Häute der Kühe dazu anwenden. Allein da dieſe Mäntel nicht weit genug ſind, um zugleich den vordern Theil des Leibes zu umhüllen: ſo pflegen die Männer dieſes Volkes ihre Geſchlechtstheile mit elfenbeinernen Platten, die Weiber hingegen mit kleinen Schürzen zu bedecken. Noch etwas mehr bedeckt als die Hottentotten gehen die vornehmen Madakaſſen einher. Denn dieſe tragen nicht nur ganz artige Leibchen von ſehr ſchönen ſeidenen Stoffen, ſondern auch lange baumwollens Gewänder, die von den Schultern bis auf

die

die Füße reichen. Die Armen und Geringen aber haben zu ihrer ganzen Bedeckung, ſo wie die meiſten andern Schwarzen, weiter nichts als einen ſchmalen Gürtel von Baſt, welchen ſie zwiſchen den Schenkeln hindurch ziehen, und am Leibe befeſtigen.

Deſto fleißiger aber pflegen ſich alle dieſe Völker auf mancherlei Weiſe zu ſchmücken und zu putzen, wiewohl ihr Schmuck und ihr Putz gewöhnlich von gar ſonderbarer Art iſt. So beitzen ſich die Frauen der Kazeguter ihre ſchwarzen Wollhaare mit Palmöhle roth, und beläſtigen ihre Schenkel mit großen kupfernen Ringen, die nach ihrer Meinung ſehr ſchön laſſen. Die vornehmen Frauen der Hottentotten hingegen tragen zwar auch Ringe von Kupfer und Elfenbein an den Armen, Schenkeln und Ohren, und freuen ſich ebenfalls, wenn ſie beim Tanze tüchtig damit klirren können; aber ihr Haar beitzen ſie nicht roth, ſondern überſchmieren es täglich mit einem Pflaſter aus Talg und Ruß, dazu ſalben ſie auch täglich den ganzen Leib mit Ruß, den ſie in zerlaſſene Butter einrühren, und alles dieſes thun ſie bloß, um recht glänzend ſchwarz zu erſcheinen. Gold und Perlen haben dieſe Völker faſt allenthalben. Dennoch ſchmücken ſich die meiſten lieber mit aufgereiheten Glaskorallen und andern Dingen, die wir verachten, z. B. mit Pferdeſchweifen, die in Bengalen ſo hoch geſchätzt werden, daß einer öfters für zwey Sklaven gekauft wird. Aber allen Afrikanern läßt ſich dieſer ſchlechte Geſchmack doch nicht aufbürden, indem vielmehr die reichen Madekaſſen auch lange Schnüre von aufgereiheten Goldkörnern und ziemlich große, mit Goldplatten belegte, hölzerne Klötzchen an den Ohren, die vornehmen Be-

wohner von Sierra Leona hingegen große Diamanten in der Naſe tragen.

Die Waffen dieſer Völker beſtehen theils aus Hackemeſſern, theils aus eiſernen Lanzen und Pfeilen, die zuweilen vergiftet ſind. Aber die Tapferkeit ſcheint nicht mit zur Natur der Schwarzen zu gehören. Vielmehr laſſen ſie ſich von den Europäern faſt allenthalben ſogar jetzt noch ziemlich leicht überwinden, ohngeachtet ſie an vielen Orten bereits längſt auch mit Feuergewehr und Schwertern zu fechten gelernet haben.

Baukunſt muß man bey allen dieſen Völkern ebenfalls nicht ſuchen. Denn ihre Hütten, die ſie bloß von ſchwachen hölzernen Stangen errichten, und entweder mit Stroh, oder mit Matten und Palmblättern bedecken, haben gewöhnlich nur die Form der Bienenkörbe, und ſind nicht viel größer als die Oefen, worin bey uns die Bewohner des platten Landes ihr Brot backen. Doch pflegen allezeit mehrere Familien ihre Hütten ordentlich dorfweiſe nahe an einander zu bauen, um ſich und ihr Vieh gemeinſchaftlich vor den Tiegern und Löwen zu beſchützen, da dann dergleichen Dörfer von weitem wie zahlreiche Bienenſtände erſcheinen. Manche ſchwarze Familien ſtreifen auch von einem Orte zum andern, ohne irgend ein anderes Obdach zu haben, als welches ihnen alle Abende die Natur ſelbſt bereitet hat. Von ſchönen Tempeln oder Pagoden wiſſen ſie alle gar nichts, und ihre größten Kähne ſind wie bey allen ganz rohen Völkern nichts weiter, als gröblich ausgehöhlte Bäume, die ſie mit ihren elenden Rudern kaum zu regieren wiſſen. Eben ſo ſind auch ihre übrigen Künſte und Handwerke nicht weit her,

ja ſelbſt ihre Methode, das Feld zu beſtellen, würde wenig fruchten, wenn der Boden an ſich nicht ſo ergiebig wäre. Bey den Hottentotten giebt es zwar Fleiſcher, Gerber, Schneider, Elfenbeinarbeiter, Mattenmacher, Seiler, Töpfer, Schmelzer, Schmiede u. ſ. w. Aber ihre Gerber gerben bloß mit Fett und Kuhmiſt, und ihre Schneider nähen nur mit Schafſehnen, die ſie wegen Mangel an ordentlichen Nadeln in Vogelknochen einfädeln. Doch verfertigen ihre Schmelzer und Schmiede ganz gute Geräthe aus Kupfer und Eiſen, ſo wie ihre Seiler feſte Seile aus Gras, und ihre Mattenmacher ſchöne Matten aus Binſen und Schilfe flechten.

Bücher giebt es unter ihnen, wie leicht zu erachten, ebenfalls gar nicht, weil ſie, wie die meiſten Amerikaner und alle Südindier, weder Bilder: noch Buchſtabenſchrift haben, und weil ihre Prieſter, auch ſogar chriſtliche, nicht einmal Geſchriebenes oder Gedrucktes leſen, geſchweige denn ſchreiben können.

Von ihren Sitten und Gebräuchen iſt ebenfalls nicht viel zu melden, was löblich und nachahmungswürdig wäre. Denn die meiſten leben gänzlich wie das Vieh, ohne die geringſte Rückſicht auf Schicklichkeit und Wohlſtand zu nehmen, ja, was das allerſchlimmſte iſt, ſie verkaufen ſogar einander an die Europäer ſelbſt, ſo daß der ſtärkere Bruder ſeine ſchwächern Geſchwiſter, der Vater ſeine Weiber und Kinder für ein wenig Brannteweín hingiebt, und ſie dadurch in harte Sklaverey ſtürzt, welche ihrer auf den Schiffen und in fernen Landen wartet. Aber noch ſchrecklicher iſt es, daß unter manchen hieher gehörigen Völkern der Stärkere den Schwächern ordentlich ſchlachten und ſein Fleiſch ver-

kaufen darf. Man ſollte denken, dieſe Völker müßten von den Menſchen-Racen gänzlich abgeſondert und zu den Raubthieren geſellet werden. Aber nein, ſie haben dennoch auch menſchliche Herzen, nur daß die beſſern Gefühle ſich noch nicht in denſelben regen. Doch ſolche abſcheuliche Gemüther, wie die angeführten, findet man auch nicht einmal bey allen afrikaniſchen Völkern, ſondern, wie geſagt, nur bey einigen. Denn die Hottentotten und Kaffern eſſen nicht nur kein Menſchenfleiſch, ſondern verkaufen auch einander nicht. Aber ihre alten abgelebten Aeltern, die ſich nicht mehr forthelfen können, und ihre überflüſſigen kleinen Kinder, beſonders die zu vielen Mädchen, die ihnen zur Laſt fallen, geben ſie dennoch in abgelegenen Hütten dem Hungertode und den wilden Thieren Preis, oder begraben ſie wohl gar lebendig, und zwar hauptſächlich darum, weil ſie ihnen, ihrer Meinung nach, eine Wohlthat erzeigen, wenn ſie ſie auf ſolche Weiſe von ihrem elenden Leben befreyen. Daß aber auch ihre Religion zu ſolchen böſen Gebräuchen oft vieles mit beytrage, das zeigen die Madakaſſen, welche alle Kinder verhungern laſſen, die an ſogenannten unglücklichen Tagen gebohren werden, ſo wie ſie dafür diejenigen, die an glücklichen Tagen zur Welt kommen, als unmittelbare Geſchenke der Olys, oder der Götter höchlich verehren.

Um jedoch wieder auf die Gemüthsart und Sitten der Hottentotten zu kommen: ſo findet man im übrigen doch noch manches Gute unter ihnen, nur daß es immer mit lächerlichen und uns höchſt abgeſchmackt ſcheinenden Ceremonien verknüpft iſt. Gutherzigkeit, Freundſchaft, Gaſtfreyheit, Redlichkeit und Keuſchheit ſind ihre

vornehmſten Tugenden, die ihnen vor vielen andern Völkern einen großen Vorzug zu gewähren ſcheinen. Sie ſuchen alle Gelegenheiten hervor, ſich einander gefällig zu bezeigen. Sie helfen einander mit allen ihren Kräften aus der Noth, und finden ein großes Vergnügen daran, wenn ſie Fremde, wovon die Europäer ſelbſt nicht ausgenommen ſind, gaſtfreundlich bewirthen können. Kurz ihre Redlichkeit, ihre geſchwinde Handhabung der Gerechtigkeit, und ihre Keuſchheit haben bey wenig andern Völkern ihres gleichen. Doch muß man nicht glauben, daß gar keine Gewaltthätigkeiten unter ihnen Statt finden. Denn man hat Beyſpiele, daß zuweilen ſogar ihre Hauptleute oder Fürſten andern Männern ihre Weiber mit Gewalt entführen, und ſodann den Männern, die ſolches nicht leiden wollen, ein Verbrechen andichten, um ſie mit Landesverweiſung, oder wohl gar mit dem Tode beſtrafen zu können. Sonſt iſt ihnen allen erlaubt, ſo viele Weiber zu nehmen als ihnen beliebt. Aber jeder heyrathet immer nur eine, obgleich die Reichen deren zuweilen zwey nehmen. Auf den Ehebruch ſetzen ſie die Strafe des Todes, weil ſie ſich ſcheiden und anderwärts verheirathen können, wenn ſie Urſache dazu haben, wiewohl dieſes Recht nur den Männern zuſtehet, indem die abgeſchiedenen Weiber erſt nach dem Tode der abgeſchiedenen Männer wieder freyen dürfen und ſich dann allemal einen Finger abſchneiden müſſen, ſo oft ſie ſich aufs neue verehelichen. Bey ihren Hochzeiten pudern ſich die Männer am ganzen Leibe mit gelben Staube, von gedörreten Blättern eines gewiſſen Krautes, nachdem ſie ſich vorher mit ihrer übelriechenden Pomade beſtrichen haben, und eben dieſes thun auch die Wei-

ber, die jedoch ihre Pomade nicht mit jenem gelben Staube, ſondern mit rother Erde verſetzen um an ſolchen Tagen ſchön roth geſchminkt zu erſcheinen. Aber höchſt ſonderbar iſt ihre Kopulation; denn dieſe geſchiehet bloß dadurch, daß der Prieſter das Brautpaar vom Kopfe bis zu den Füſſen mit ſeinem Harne benetzt und Segensworte dazu ſpricht. Ihren neugebohrnen Kindern drücken ſie ſogleich die Naſenknorpel nieder, damit die Naſen recht breit und flach werden. Hernach beſchmieren ſie dieſelben mit Kuhmiſt, und wenn es Knaben ſind, laſſen ſie in der Folge auch eine gewiſſe Art von Beſchneidung an ihnen vollziehen. Dazu erlangen die Knaben, nachdem ſie ſich unter großen Feyerlichkeiten und Opfern für majorenn haben erklären laſſen, das Recht, ihre Mütter mit Schlägen zu mißhandeln, ſo, daß es ihnen ſogar zur Ehre gerechnet wird, wenn ſie von dieſer Sitte viel Gebrauch machen. Doch beklagen ſich die Mütter über dieſe böſe Sitte gar nicht, ſondern halten ſie für nützlich und gut. Alle ihre fröhlichen Feſte werden mit luſtigen Tänzen beſchloſſen, wozu die Muſik mit kupfernen Pauken und hölzernen Maultrommeln gemacht wird. Die meiſten übrigen Afrikaner hingegen tanzen nach ſehr elenden muſikaliſchen Inſtrumenten, die bloß in ausgehöhlten Klötzen oder Trommeln beſtehen, und nicht mit Häuten beſpannt, ſondern mit Bretern bedeckt ſind. Auch iſt bey dieſen andern Völkern faſt allenthalben die Polygamie und lauter viehiſche Sitte mit höchſter Dummheit verknüpft, mode, ja die Dummheit gehet bey vielen ſo weit, daß ihre Weiber aus Haß dem Mondr ſtets den Rücken zukehren, weil er, ihrer Meinung nach, an der monatlichen Reinigung

gung und an den damit verbundenen Unpäßlichkeiten ſchuld iſt.

Von metallenen Münzen wiſſen ſie alle keinen Gebrauch zu machen, ſondern führen entweder einen bloßen Tauſchhandel, oder gebrauchen ſtatt ordentlicher Münzen kleine Kattunſtreifen, von beſtimmtem Werthe, und ahmen alſo hierin den Oſtindiern nach, welche ſich ſtatt allerley Scheidemünze kleiner Muſcheln bedienen.

Was endlich ihre Verfaſſung betrifft: ſo herrſchen ihre Könige faſt allenthalben, ausgenommen bey den Hottentotten und Kaffern, über Leben und Eigenthum der Unterthanen ebenfalls ganz unumſchränkt. Auch giebt es, dem Range nach, verſchiedene Klaſſen von Menſchen unter ihnen: nähmlich fürs erſte die Klaſſe des Adels, welche aus den Leibwachen und Höflingen ihrer Könige und Fürſten beſtehet, zweytens die Klaſſe der Freyen, drittens die Klaſſe der Sklaven, die den Freyen eigenthümlich zugehören. Wo aber die Europäer herrſchen, da halten ſie ſich ſelbſt alle für geborne Sklaven derſelben; doch muß man die Hottentotten und einige andere kleine Völker hiervon ausnehmen. Hieraus iſt aber auch leicht abzunehmen, daß es weiter keine Menſchen-Race auf Erden giebt, bey welcher ein Bruder dem andern die Früchte ſeiner Arbeit und ſein Leben, ja ſogar ſeinen ganzen Willen ſo blindlings und ſo unbedingt unterwirft, wie hier, oder wo der blindeſte Gehorſam und die allerſtrengſte Subordination ſo tief, wie unter dieſen Schwarzen, eingewurzelt iſt.

Freylich gewähren ſolche Sklaven ihren Herren manche Vortheile, und eben darum zeigen die Europäer den Afrikanern nicht nur nicht, wie abſcheulich der Menſchenhandel iſt, ſondern ſie be-

ſtärken ſie vielmehr noch in dieſer grauſamen Sitte, indem ſie ihnen ſelbſt jährlich viele Tauſende ihrer Brüder und Schweſtern abkaufen.

D. Bemerkungen über die amerikaniſche Menſchen-Race *).

Die zu dieſer Hauptvarietät gehörigen Völkerſchaften zeichnen ſich unter einander, wie es auch bey andern Racen der Fall iſt, wieder durch allerley abweichende Merkmahle aus. So haben zum Beyſpiele die urſprünglichen Bewohner von Mexiko große Augen und überaus weite Naſenlöcher, da doch bey den Caraiben gerade das Gegentheil ſtatt findet. Letztere zeichnen ſich überdieſes noch durch ihre ſehr ſchief zurück gelehnten Stirnen vor andern Völkern aus, und zwar vorzüglich darum, weil ſie wegen dieſer zurück liegenden Stirnen und faſt gar nicht merklich erhobenen Augenbogen, die Augen vertikal gegen den Himmel richten können, ohne zugleich den Kopf im geringſten rückwärts zu beugen, wie andere Völker thun müſſen, wenn ſie gerade in die Höhe ſehen wollen. An den Bewohnern von Terrafirma oder Neucaſtilien bemerkt man durchgängig eingedrückte Naſen, dünne Lippen und einen ſehr kleinen Mund, welcher im Gegentheile bey den großäugigen Braſilianern, die zugleich breit gequetſchte Plattnaſen haben, ſehr groß iſt. Bey den Patagonen findet man ferner meiſtentheils kleine Naſen und kleine Augen, um welche ſie ſchwarze und weiße Ringe malen, nachdem ſie vorher das ganze Angeſicht mit rothbrauner Erde beſtrichen haben. Den eigentlichen Bewohnern von

*) S. Wünſch a. a. O. S. 152 ff.

von Chili und Peru ſind kleine Stirnen und Habichtsnaſen eigen. Die heutigen Californier hingegen unterſcheiden ſich von den übrigen Amerikanern theils durch ihren ſchlanken und magern Wuchs, theils auch dadurch, daß ihre innern Augenwinkel nicht ſo, wie bey uns und andern Menſchen, ſich verengern, ſondern vielmehr wie ein Halbkreis gebildet ſind, welche Merkwürdigkeit jedoch auch die nationalen Braſilianer mit ihnen gemein haben. Die Patagonen und Akanſas unterſcheiden ſich endlich von andern amerikaniſchen Völkern auch durch ihre größere Statur, und letztere über dieſes noch durch ihre blonden Haare, weiße Haut und ſchöne Bildung, als worin ſie alle Nationen der ſogenannten neuen Welt übertreffen.

Alſo ſind alle einzelne Nationen der amerikaniſchen Völkerſchaft in einigen Stücken ihrer körperlichen Form von einander verſchieden, und kommen nur etwa in den oben, S. 538, bereits gedachten Hauptmerkmahlen mit einander überein.

Man ſollte denken, die Anzahl der Individuen dieſer Völker müßte ſich ungemein hoch erſtrecken, da ſie ſo viele und weitläuftige Länder einnehmen. Allein ſie iſt zwar vormals, ehe die Europäer dahin gekommen ſind, ſehr groß geweſen, wie man ſchon daraus abnehmen kann, daß in einer einzigen Stadt, in Mexiko, wohl ſechzig tauſend Familien gewohnt haben; jetzt aber iſt ſie, in Vergleichung mit jener weiten Ausdehnung der Wohnſitze dieſes Menſchen, überaus klein; denn die Europäer, beſonders aber die Spanier, haben bey der Beſitznehmung ihrer Länder theils aus Religionseifer, theils aus Goldſucht und andern politiſchen Urſachen, viele Millionen derſelben

ben geſchlachtet und verbrannt, ja ſie haben ganze Stämme von ihnen gänzlich ausgerottet, und nicht nur viele reiche Städte, ſondern auch eine Menge ziemlich wohl eingerichteter und großer Staaten zerſtört, blos um Selbſtherrſcher über die Länder dieſes Welttheils zu werden, oder ſich des vielen Goldes und Silbers derſelben zu bemächtigen. Als dieſe gold- und herrſchbegierigen Menſchen zuerſt nach der Halbinſel Oſtflorida kamen, um ſie zu erobern, ließen ſich die gaſtfreundſchaftlichen Bewohner derſelben gar nichts Böſes träumen, ſondern kamen aus Neugierde haufenweiſe herbey, und brachten Silber und Perlen in Menge, um dieſe ſonderbaren Fremdlinge, die ſich für ihre neuen Freunde ausgaben, und von ihnen auch dafür gehalten wurden, brüderlich zu umarmen, und ihre großen Schiffe in Augenſchein zu nehmen. Allein dieſe brüderliche Vertraulichkeit nahm ſehr bald einen überaus tragiſchen Ausgang für ſie; denn kein einziger Menſch von allem Volke, welches eines Tages auf die ſpaniſchen Schiffe zum freundſchaftlichen Beſuche gekommen war, durfte wieder an das Land zurück kehren, und ſo führte man auf einmal drey große mit ſolchen treuherzigen Menſchen angefüllte Schiffe davon, um ſie nach Sanct Domingo, einer großen Inſel der Antillen, zu bringen, und ihnen hier das harte Sklavenjoch auf den Nacken zu legen. Aber zwey von dieſen Schiffen gingen unterwegens mit Mann und Maus zu Grunde, und auf dem dritten hungerten ſich dieſe tiefgekränkten Floridaner alle freywillig zu Tode, ſo daß die Spanier von allen dieſen ſo grauſamer Weiſe geraubten Menſchen keinen einzigen auf dieſe Inſel bringen konnten. Eine faſt eben ſo ſchreckliche Begebenheit ereignete

nete ſich einſt in einer andern amerikaniſchen Provinz, die ſehr goldreich war, und wo die vorher freyen Einwohner von den Spaniern wie erkaufte Sklaven mit harten Schlägen gezwungen werden ſollten, Gold aus der Erde und aus den Bächen herbey zu ſchaffen; denn hier erhenkten ſich in einer einzigen Nacht mehr als funfzig Familien, und ſo war des Morgens eine große Gegend von Menſchen gänzlich leer. An andern Orten hat man dieſe Völker auch aus der Urſache ausgerottet und vertrieben, daß man, außer Gold und Silber, auch ihr ſchönes Land zu Kaffee-, Zucker-, Baumwollen- und andern Pflanzungen hat gewinnen wollen. Dies iſt beſonders den Caraiben begegnet, welche ſich ehemals über alle Antillen verbreitet hatten, und ſehr zahlreich waren, jetzt aber nur noch einen Winkel auf der Inſel Sanct Vincent zu ihrem Aufenthalte übrig behalten haben. Ungemein leicht war es freylich, alle dieſe zahlreichen Völker zu vertreiben und auszurotten; denn ſie hatten bekanntlich damals noch kein Feuergewehr, und konnten folglich den Europäern auf keine Weiſe widerſtehen. Ob es aber auch menſchlich und chriſtlich war, das wollen wir hier nicht beurtheilen. Auf dieſe Weiſe hat man alſo viele zahlreiche Völker zerſplittert, ſo daß die geringen Ueberbleibſel von ihnen jetzt nur noch zerſtreuet unter den Europäern leben. Diejenigen aber, die dem Feuer und Schwerte, oder der Sklaverey der Europäer noch entronnen ſeyn mögen, die ſind von den Kinderblattern, die ihnen die neuen Herren ihrer Länder zugeführt haben, vollends zu Grunde gerichtet worden; daher denn gegenwärtig freylich nur noch wenig kleine Völker,

ker, die ihre eigenen Staatsverfaſſungen haben, von ihnen übrig ſind.

Gleichwie nun ferner die zu unſerer allgemeinen amerikaniſchen Menſchen-Race gehörigen einzelnen Völker in Hinſicht auf ihre äußerliche Bildung in einigen Stücken überein kommen, in vielen andern aber ſich merklich von einander unterſcheiden; eben ſo ſcheinen ſie auch in einigen ihrer alten Religionsmeinungen ziemlich überein zu ſtimmen, in andern hingegen beträchtlich von einander abzuweichen, ohngeachtet ſie die Spanier und Portugieſen jetzt größtentheils zu Chriſten gemacht haben. Darin nähmlich, daß nur ein einziges allerhöchſtes Weſen ohne Nahmen exiſtire, durch welches Himmel und Erde nicht nur erſchaffen worden ſey, ſondern auch erhalten werde, und welches, ihrer Sage nach, ſeinen Hauptſitz in der Sonne, oder doch nahe dabey aufgeſchlagen habe, über dieſes auch die tugendhaften Menſchen, wenn ſie ſterben, zu ſich aufnehme, die böſen hingegen in finſtere Höhlen der Erde hinabſtoße, darin ſage ich, ſcheinen ſie beynahe durchgängig einerley Meinung zu hegen. Aber auf welche Art, oder durch welche Untergewalten und kleineren Götter, dieſes höchſte Weſen die Welt erhalte und regiere, das iſt ehemals die große Frage geweſen, die ihre älteſten Religionsdiener auf eine verſchiedene Weiſe aufzulöſen geſucht haben.

Die Bewohner von Terrafirma erzeigen daher blos der Sonne, oder vielmehr dem höchſten allgütigen Weſen, welches ihrer Meinung nach in der Sonne ſeinen vornehmſten Sitz hat, göttliche Verehrung, und bedienen ſich dazu keines andern Tempels, als des freyen Feldes oder der Berge, wo ſie ihm ihre Opfer ohne viele Cere-

monien

monien darbringen. Doch ſcheinen ſie auch einen zwar minder mächtigen, aber ſehr böſen Gott zu fürchten, welcher jenem höchſten Weſen unterworfen, und etwa dem Teufel ähnlich ſeyn mag.

Faſt eben der Meinung ſind auch die Floridaner, nur daß die Sonne, oder der oberſte Gott bey ihnen ein Mann iſt, dem ſie den Mond zum Weibe geben, mithin dieſen ebenfalls als eine Gottheit betrachten, die jedoch an Macht ihrem Eheherrn bey weitem nicht gleich kommt. Auch pflegen dieſe Amerikaner ihre Götter nicht mit Opfern zu beehren, und gebrauchen daher ihre Tempel entweder nur zu Verſammlungsplätzen, oder um ihre Todten daſelbſt zu begraben. Wegen dieſer großen Simplicität jenes alten heidniſchen Glaubens wollen auch die noch übrigen urſprünglichen Bewohner gedachter Gegenden in dem angenommenen Chriſtenthum gar keine Fortſchritte machen.

Bey den Peruanern gilt zwar die Sonne gleichfalls für den höchſten Gott, welcher ſeine Befehle durch Donner und Blitz vollziehen läßt, und eine gütige Mutter, den Mond zum Weibe hat. Aber dieſe Amerikaner gehen doch ſchon etwas weiter, als die vorigen, da ſie nicht nur das Meer, ſowohl als hohe Berge und gewiſſe Steine, ſondern auch Adler, Schlangen, Eidexen, Fiſche und andere Sachen als kleine Götter verehren, wiewohl dieſe kleinen Götter, dieſe Diener des höchſten Weſens, urſprünglich nichts weiter, als Bilder der Geſtirne, oder göttlicher Wohlthaten und unglücklicher Begebenheiten geweſen ſeyn mögen, zu welcher Vermuthung uns eine alte Fabel, die ſie den Europäern ſelbſt erzählen, hinlänglich zu berechtigen ſcheint. Sie ſagen nämlich:

lich: „der Fiſch am Himmel iſt unter allen Fiſchen der erſte und vornehmſte. Dieſer zeugt auch alle andere Fiſche, und ſchickt uns jährlich eine große Menge ſeiner Kinder vom Himmel herab, damit ſie uns zur Nahrung dienen ſollen.“ Bey Sonnen- und Mond-Finſterniſſen gerathen dieſe Menſchen in große Angſt und Betrübniß, weil ſie glauben, daß nun dieſe ihre höchſten Gottheiten tödlich krank, oder wohl gar mit dem böſen Geiſte, Maboya genannt, im Kampfe begriffen, und in Gefahr wäre, aufgefreſſen zu werden. Dabey erheben ſie nicht nur ſelbſt ein gräßliches Geſchrey, ſondern ſchlagen auch die Hunde, und rühren die Trommeln, um die Klagetöne dadurch zu vermehren. Sind aber die Finſterniſſe vorüber: ſo bedanken ſie ſich bey den großen Weltlichtern, und freuen ſich, daß dieſelben auf ihre Klagen gehöret haben, und nicht geſtorben ſind, auch ſich nicht haben freſſen laſſen. Dies alles thun auch die Bewohner von Cumana, die Caraiben, die Huronen, die Irokeſen und andere Nordamerikaner; denn alle dieſe Völker verehren gedachte Himmelskörper als Gottheiten, und etwas dem ähnliches iſt zweifelsohne ehemals auch bey vielen Völkern der alten Welt üblich geweſen.

Vor allen andern Nationen waren aber die Mexikaner und urſprünglichen Bewohner von Sanct Domingo ſchon vor der Ankunft ihrer neuen europäiſchen Herren von jenem einfachen Glauben an einen einzigen höchſten unnennbaren Gott am weiteſten abgewichen. Dieſe verehrten wohl ein paar tauſend Götter, davon einige zwar für ſehr groß gehalten wurden, aber demohngeachtet noch dem höchſten Weſen, deſſen Symbol die Sonne war, unterworfen blieben, und von wel-

chen jeder nur einem einzigen Geſchäft, zum Beyſpiel der Anordnung der Jahreszeiten, der Fiſcherey, der Witterung, der Arzneykunde, der Jagd, und ſo weiter, vorzuſtehen hatte. Der oberſte dieſer kleinen Götter hatte das Kriegsweſen zu beſorgen, hieß Viztilipuztli, und war in Geſtalt eines Menſchen, der einen Helm von goldenen Federn auf dem Haupte, eine goldene Kugel zu ſeinen Füßen, ein paar goldene Schlangen in ſeinen Händen, und im Angeſichte große Wunden hatte, aus Holze geſchnitzt. Nach ihm folgte die Gottheit, welche von den Menſchen um Verzeihung ihrer begangenen böſen Thaten angeflehet wurde, und gleichfalls in Geſtalt eines Menſchen, aber aus weißem Stein gebildet, und nicht nur mit goldenen Attributen verſehen, ſondern auch mit Edelſteinen geſchmückt war. Man hatte dieſen Göttern in der Hauptſtadt des mexikaniſchen Reiches und in andern Städten viele prächtige Tempel errichtet, und allenthalben den abſcheulichen Gebrauch eingeführt, ihnen Menſchenopfer zu bringen, zu welchem Endzwecke ſie daher alle ihre Kriegsgefangenen ganz kaltblütig ſchlachteten. Unglücklicher Weiſe war man über dieſes noch der Meinung, daß dieſe Götter erſtaunlich ſtarke Freſſer wären, ſo daß zuweilen ein einziges Opfermahl wohl zwanzig tauſend Menſchen das Leben koſtete; denn die Götter ſelbſt empfingen immer nur einen kleinen Theil von jedem geſchlachteten Menſchen, weil das übrige die Prieſter und Vornehmen im Volke ſelbſt verzehreten. Hatte man irgend einmal keine Kriegsgefangenen mehr vorräthig: ſo durften die Prieſter nur ſagen, ihre Götter wären hungerig, und ſogleich griffen alle Mexikaner zu den Waffen, um ein benachbartes Volk, dem ſie je-

doch vorher den Krieg ankündigten, zu überfallen, neue Kriegsgefangene zu machen, ſie zu mäſten, und hernach zu ſchlachten. Doch das ganze mexikaniſche Reich iſt nun mit allen ſeinen Götzen zerſtört, und jene abſcheulichen Menſchenopfer, die von vielen beſſer denkenden Mexikanern auch ſchon vor der Ankunft ihrer neuen europäiſchen Herren verabſcheuet wurden, ſind in den dortigen Gegenden bereits längſt abgeſchaft, zumal da man die Reſte aller überwundenen amerikaniſchen Völker beynah durchaus zu Chriſten gemacht, folglich wenigſtens hierin etwas überaus Gutes geſtiftet hat.

Die gewöhnlichen vegetabiliſchen Speiſen der Amerikaner beſtehen hauptſächlich in geröſtetem Ma s oder türkiſchem Weitzen, ferner in Pataten, Kartoffeln, Manihok und andern mehlreichen Wurzeln, die ſie auf mancherley Weiſe zuzurichten wiſſ n. Viele erzielen auch verſchiedene Arten von Baumfrüchten, und Phaſeolen oder Bohnen, die ihnen ebenfalls zu einer angenehmen Speiſe dienen. Unter den Thieren hingegen iſt faſt keine einzige Art zu finden, die ſie nicht entweder ganz roh, oder doch nur halb gebraten, mit großem Appetit verzehren; denn ſie ſind alle ganz erſtaunlich gefräßig. Zwar die Anwohner des Meeres oder der Seen und Flüſſe ziehen zu dieſem Behufe freylich die Fiſche den meiſten übrigen Thieren vor; aber ſie verſchlingen doch auch eben ſo begierig, wie andere hieher gehörige Nationen, die Mangel an Fiſchen haben, und ſich gewöhnlich an das Fleiſch der Hunde und vieler andern vierfüßigen Thiere halten, allerley Ungeziefer, ſogar dasjenige, welches an ihren eigenen Körpern haufenweiſe herumkriecht. Manche von ihnen, zum Beyſpiel die

Califor-

Californier und Cumener, freſſen auch Ratten, Mäuſe, Schlangen, Eidexen, Raupen, Spinnen, Fledermäuſe, allerley Würmer, todte Aeſer und Gedärme, die ſie nicht einmal von dem darin befindlichen Unrathe ſäubern. Die Huronen und Irokeſen hingegen und andern Bewohner von Canada verzehren nicht nur eine ungeheure Menge von Fiſchen, Bibern, Haſen und großen canadiſchen Ochſen, ſondern auch viele andere Thiere, die wir nicht eſſen, zum Beyſpiele die Füchſe, Wölfe und Bären, ohngeachtet ſie dieſe letztern zunächſt nach der Sonne göttlich verehren. Ja die Caraiben, und einige alte Völker von Terra-firma, die am Orenokofluß wohnen, bereiten ſich ſogar, um ihren unnatürlichen Appetit zu ſtillen, kleine Kugeln aus Kreide, oder auch aus zartem Thon, den ſie mit halb verfaultem türkiſchen Weitzen vermengen, und mit Schildkrötenfett beträufeln. Doch dergleichen Freſſereyen dürfte man ihnen wohl noch zu gute halten; aber abſcheulich iſt es, daß die vornehmſten und leckerhafteſten Mahlzeiten bey allen dieſen Völkern ehemals aus Menſchenfleiſch beſtanden haben, und bey einigen von ihnen gegenwärtig noch daraus beſtehen. Doch ſchlachten ſie dazu nur ihre Feinde, die ſie im Kriege zu Gefangenen machen, und nicht begnadigen, das heißt nicht als Kinder und Verwandte in ihre Familien aufnehmen. Ihre gewöhnlichen Getränke, die zum Theil ſehr berauſchend ſind, wenn ſie gegohren haben, pflegen ſie aus mancherley Gewächſen und Wurzeln, beſonders aus Mais und Manihok, zu bereiten. Auch machen ſie in den Gegenden, wo Cacaobohnen wachſen, eine Art von Chokolade, indem ſie dieſe Bohnen zu Schaum ſchlagen, welchen ſie ſodann verdünnen. Und in Nordamerika brauen

ſie jetzt nicht nur Bier, ſondern keltern ſich auch Apfelwein, der ihnen ſehr wohl behagt, daher ſie ſich daſelbſt auch gegen die Europäer, die ihnen dieſe und andere gute ökonomiſche Arbeiten gelehrt haben, ziemlich dankbar bezeugen.

Aber in Hinſicht auf die Kleider ahmen dieſe Völker gegenwärtig faſt allenthalben den Europäern ſo viel als möglich nach, wenigſtens gebrauchen ſie jetzt, wofern ſie nur nicht gar zu arm ſind, lauter europäiſche Stoffe dazu, ausgenommen in denjenigen Gegenden, wo die Europäer weder herrſchen, noch großen Handelsverkehr treiben. Vormahls beſtand nähmlich die Kleidung der Canadier und anderer Bewohner von Nordamerika blos aus Thierhäuten und Pelzen, die ſie auf eine ſehr geſchickte Weiſe nicht nur zu Hemden und Unterkleidern, ſondern auch zu Mänteln und andern Oberkleidern verarbeiteten. Jetzt verfertigen ſie aber ihre Hemden aus europäiſcher Leinewand, ihre Mäntel und Unterkleider theils aus Tuch, theils aus gegerbtem Leder, und ihren Putz aus mancherley andern europäiſchen Stoffen, wobey ſie jedoch die Form der alten Tracht noch beobachten. Die Bewohner von Paraguay und Anwohner des Amazonenfluſſes, wie auch die Braſilianer, Peruaner, Caraiben, Mexikaner, Floridaner und andere Völker der warmen Gegenden dieſes vierten Welttheils gingen ehemals faſt ganz nackend, oder ſchmückten höchſtens nur Kopf und Lenden mit aufgereiheten bunten Federn, Muſcheln und Knochen, wobey ſie jedoch in den Ohren, Naſen und Lippen allerley Putzwerk trugen, ja über dieſes auch zuweilen einzelne bunte Federn am ganzen Leibe herum mit einem klebrigen Safte aufklebten. Gegenwärtig tragen ſie meiſtentheils Hemden, oder

doch

doch kleine Schürzen, die ſie aus Baumwolle und Kaninchenhaaren verfertigen, welche Kunſt ſie jedoch auch ſchon ausübten, ehe die Europäer dahin kamen. Aber einige von ihnen, zum Beyſpiel die Californier, gehen ſogar jetzt noch großentheils nackend, ohngeachtet ihr Land nicht ſonderlich warm iſt, und andere, zum Beyſpiele die Patagonen, bedecken ſich blos mit rauchen Thierhäuten, die nicht gegerbt ſind.

Auch in Hinſicht auf die Form ihrer Wohnungen kommen die zu den Amerikanern gehörigen Völker nicht alle überein, wie man ohnehin ſchon zum voraus vermuthen kann, da ſie bey weitem nicht alle unter einerley Klima wohnen. Viele haben eigentlich gar keine ordentlichen Hütten, ſondern ſpannen blos Matten oder Häute zwiſchen etliche Bäume aus, um darauf zu ſchlafen, und ſich darunter aufzuhalten. Solches geſchieht nun zwar vorzüglich blos in heißen Gegenden; aber in Californien und Patagonien, wo ſchon eine ſehr gemäßigte Temperatur herrſcht, ſind gleichwohl ebenfalls keine beſſern Hütten mode. Alle einheimiſchen Nordamerikaner hingegen bauen ſich ordentlich geräumige hölzerne Hütten, die theils mit Baumrinden und Reiſern, theils mit Häuten und Fellen bedeckt ſind, ſo daß ganze Familien ſich bequem darin aufhalten können. Doch muß man nicht etwa wähnen, daß die ſchöne und gute Baukunſt bey gar keinen amerikaniſchen Völkern jemahls im Gebrauch geweſen ſey. Denn in den Reichen Mexiko und Peru gab es, außer Mexiko und Quito, noch viele andere Städte und Flecken, die von den ehemahligen Beſitzern unter der Leitung ihrer Fürſten, der Ynkas und Kaziken, welchen das Volk den Titel der Kinder der Sonne gab, faſt

nach allen Regeln der Kunſt erbauet, und nicht nur mit prächtigen ſteinernen Pallåſten geſchmückt, ſondern auch mit koſtbaren Waſſerleitungen, Dåmmen und Schleuſen verſorgt waren, und worüber man ſich um ſo viel mehr verwundern muß, je weniger dieſe Vőlker ehemals den Gebrauch des Eiſens kannten, folglich meiſtens bloß kupferne Werkzeuge dazu hatten. Die meiſten dieſer Stådte haben freylich die Spanier bey deren Eroberung zerſtőrt und neue an ihre Stellen gebauet; aber die Nahmen derſelben und viele Denkmåler von ihnen exiſtiren doch immer noch.

Von den Sitten und Fähigkeiten dieſer Vőlker will ich nur folgendes kürzlich bemerken. Sie haben im Allgemeinen eine tückiſche Gemüthsart, und üben, wenn ſie gewahr werden, daß man ſie hintergangen hat, grauſame Rache, ſobald ſie Gelegenheit zur Ausführung derſelben finden, ſollten ſie auch ſelbſt ihr eigenes Leben dabey verliehren, welches ohnehin ſchon aus den vorhin angeführten Thaten derer, die ſich ſelbſt mit Fleiß zu Tode hungerten, zur Genüge erhellet. An vielem Denken finden ſie im Allgemeinen ebenfalls gar keinen Geſchmack, ſondern überlegen alles nur obenhin, und ſind mithin faſt in allen Dingen ſehr unwiſſend. Eben ſo tråge benehmen ſie ſich auch bey den Arbeiten des Kőrpers, zu welchen ſie ſich nicht eher entſchließen kőnnen, bis die hőchſte Noth dazu da iſt, oder bis der Hunger ſie auf die Jagd und zur Fiſcherey treibt. Haben ſie dabei etwas Feldbau, welcher jedoch nirgends viel bedeutend iſt, weil ſie von dem dazu erforderlichen Geråthe keinen Gebrauch machen: ſo überlaſſen ſie ihn ihren Weibern, die ſie ſich von den Våtern durch Geſchenke

ſchenke erkaufen, und überhaupt ungemein hart behandeln, ja ihnen nicht einmal erlauben Wochen zu halten, wenn ſie gebohren haben, ſondern an ihrer Statt ſich ſelbſt von ihnen mit guten Speiſen und ſorgfältiger Pflege bedienen laſſen. Doch dieſe ſcheinen die Härte, der ſie unterworfen ſind, gar nicht zu empfinden, und in ihren Herzen iſt gewiß eben ſo wenig Anlage zu einem wahrhaft zärtlichen Gefühl wie in den Herzen ihrer Männer zu finden, welches auch aus dem folgenden erhellen wird. Nähmlich diejenigen hieher gehörigen Völker, welche noch nicht unter europäiſcher Bothmäßigkeit ſtehen, führen immer noch zuweilen ſehr blutige Kriege mit einander, obgleich ihre Armeen oft kaum aus etlichen hundert Mann beſtehen. Mit ihren Kriegsgefangenen verfahren ſie alsdann größtentheils außerordentlich grauſam. Erſtlich leſen ſich zwar die Weiber diejenigen davon aus, die ihnen gefallen, um ſie ſtatt ihrer erſchlagenen Männer und Söhne zu adoptiren, worauf dieſen dann freylich lauter Gutes und gar nichts Böſes wiederfähret. Hernach aber binden die nähmlichen Weiber alle die übrigen an Pfähle, woran ſie ſie unter abſcheulichem Siegsgeſchrey nicht ganz, ſondern nur halb zu Tode braten, um ihnen lebendig noch obendrein die Haut vom Kopfe zu ziehen, wobei jedoch auch die Gefangenen, aus Haß gegen ihre Ueberwinder, kein einziges Merkmal ſchmerzhafter Empfindung blicken laſſen, ſondern ihren Mörderinnen vielmehr noch ſagen: wir würden es noch weit ärger mit euren Männern und Söhnen gemacht haben, wenn wir den Sieg davon getragen hätten. Sind ſie endlich tod und gehörig zugerichtet: ſo wird zur großen Siegesmahlzeit geſchritten. Die abgezogenen Häute der

Köpfe oder ſogenannten Skalpe hingegen werden als merkwürdige Siegestrophäen aufbewahret. Hernach wird bey ſolchen abſcheulichen Schmauſereyen ſowohl als bey andern fröhlichen Zuſammenkünften ſehr viel getanzt und geſungen. So viel Kunſt ſie aber in ihren Tänzen durch mancherley ſonderbare Geſtikulationen und Sprünge zeigen: ſo zeigen ſie doch darin auch eben ſo viel rohe Ausgelaſſenheit, und ihr wilder Geſang, den ſie mit Schalmeyen aus Rohr oder Knochen, wie auch mit Hörnern aus Meerſchnecken und mit hölzernen, äußerſt grob ausgearbeiteten Trommeln begleiten, iſt einem europäiſchen Ohr vollends gar unerträglich.

Bey denen, die in warmen Ländern wohnen, giebt es verſchiedene Arten von Edelleuten, die den Adel bloß durch die Geburt erlangen, und welche nicht nur ſelbſt unter einander die ſtrengſte Subordination beobachten, ſondern auch ſämmtlich von den Menſchen der geringern Klaſſen den blindeſten Gehorſam mit großer Deſpotie fordern. Bey denen hingegen, die ſich in kälteren Gegenden aufhalten, ſcheint hauptſächlich Freyheit und Gleichheit zu herrſchen. Dieſe wiſſen nichts von den Vorzügen, die bey vielen andern Völkern die Geburt gewährt, ſondern erwählen ſich zu ihren Anführern oder Fürſten bloß diejenigen aus ihrer Mitte, welchen ſie den meiſten Verſtand oder die meiſte Geſchicklichkeit zutrauen. Aber das wohlthätige ſittliche Gefühl der Schamhaftigkeit ſcheint ihnen allen wieder nicht ſonderlich bekannt zu ſeyn. Denn ſie verhüllen oder bedecken gewiſſe Theile des Leibes nicht etwa hauptſächlich darum, weil in wärmern Gegenden, wo die allergeringſten und ärmſten Menſchen ohnehin völlig nackend einher gehen, die hergebrachte

brachte Mode und ein gewiſſer Hochmuth, in kältern Ländern hingegen Mode und Klima ſie dazu nöthigt: auch ſchämen ſie ſich nicht mancherley Bedürfniſſe vor den Augen anderer Menſchen zu befriedigen. Aber die Keuſchheit unter den Jünglingen und Jungfrauen ſcheint, ſo wie die eheliche Treue unter den Verheyratheten, bey den meiſten von ihnen dennoch in ziemlich großer Achtung zu ſtehen, wenigſtens können lüderliche Dirnen keine Männer bekommen, und Weiber, welche die eheliche Treue brechen, ſetzen ſich der Gefahr aus, von ihren Männern getödtet zu werden, doch bieten ſie fremden vornehmen Gäſten, die ſich über Nacht in ihren Hütten aufhalten, die Töchter zu Beyſchläferinnen an, weil bey ihnen das Gaſtrecht ſolches zu heiſchen ſcheint. Ueberdies iſt zwar den Männern erlaubt, ſo viele Frauen zu nehmen, als ihnen beliebt: aber dennoch nimmt faſt jeder nur eine, und zwar auf Zeitlebens, weil die Väter ihre Töchter anders nicht, als nur für anſehnliche Geſchenke von ſich laſſen. Doch kann der Mann die Frau in den erſten paar Wochen nach der Verheyrathung wieder verſtoßen, wenn ſie ihm nicht gefällt, und eine andere heirathen. Alsdann aber muß auch der Vater der erſtern, der nun ſeine verſtoßene Tochter wieder zu ſich nimmt, alle von ſeinem geweſenen Schwiegerſohn erhaltene Geſchenke zurück geben.

Ferner iſt es unter ihnen allenthalben Sitte, kein einziges Haar an ihrem ganzen Leibe, außer auf dem Kopfe und an den Augenliedern zu dulden. Die Natur hat ſie zwar ohnehin ſpärlich genug mit Haaren geſchmückt, und ihre Körper durchaus, nur den Kopf ausgenommen, ziemlich bloß gelaſſen; aber zuweilen wachſen ih-

nen doch welche am Kinn und an einigen andern Stellen, die ſie dann ſofort ſorgfältig ausraufen. Deſto höher ſchätzen ſie ihr borſtiges aber doch ziemlich langes Haupthaar, deſſen Schönheit ſie durch Salben, Schwärzen, Flechten, Vertheilen u. ſ. w. mit äußerſter Sorgfalt zu erhöhen ſuchen, ſo daß ihnen die Toilette öfters mehr Stunden vom Tage raubt, als mancher Europäerinn, deren Hauptgeſchäft es iſt, ſich geſchmackvoll zu kleiden und aufs zierlichſte zu putzen. Ja manche färben nicht allein das an ſich ſchon ſchwarze Haar noch ſchwärzer, ſondern auch den an ſich ſchon röthlichen oder kupferfahlen ganzen Leib noch röther, daher ſie dann oft beynah wie geſottene Krebſe ausſehen. Hiezu gebrauchen ſie eine Farbe, welche Ruku heißt, und beynahe die Konſiſtenz des Indigos hat auch faſt wie dieſer bereitet wird, aber nicht aus der Indigopflanze, ſondern aus den Körnern einer Baumfrucht, welche unſern Fichtenäpfeln einigermaßen ähnlich iſt.

Viele von ihnen tättowiren ſich auch, das heißt: ſie ſtechen mit Fiſchgräten oder andern ſpitzigen Werkzeugen allerley Figuren in die Haut, gerade ſo, wie bey uns junge Mädchen zuweilen allerley Blumen oder Buchſtaben mit Nadeln in die Fächer ihrer Freundinnen ſtechen; hernach reiben ſie in die noch blutenden feinen Löcherchen eine ſchwarze Farbe, die ſofort in die Haut einheilet, und nun die einpunktirten Figuren, die nach der dortigen Volksmeinung ſchön laſſen, beynahe Lebenslang darſtellet. Andere durchbohren noch obendrein nicht nur an drey und mehreren Stellen die Ohren, ſondern ſchneiden ſich auch Löcher durch die Naſe ſowohl als durch die Lippen, um in dieſen Löchern geglättete

glättete Knochen, farbige Steine, bunte Federn, röhrenförmige Schneckengehäuſe und mancherley andere Körper zu tragen, weil dieſe Art von Staat bey dieſen Völkern vorzüglich mit zu dem feinen Ton gehöret.

E. Bemerkungen über die malayiſche Menſchen-Race *).

Die Hauptkennzeichen dieſer Varietät, und die Wohnplätze derſelben ſind oben, S. 538 ff. angegeben. Aber unter dieſer ſehr weitläufig zerſtreuten großen Völkerſchaft giebt es manche kleinere Völker, die ſich theils in der Abſtufung ihrer Leibesfarbe, theils in den Geſichtszügen theils in dem Wuchſe immer merklich von einander unterſcheiden. So ſind z. B. die Bewohner der ſüdlichen Ecke von Neuholland, welche van Diemensland heißt, beynahe ſo ſchwarz wie die Neger, und haben auch faſt eben ſo krauſiges Haupthaar, wie dieſe, da doch im Gegentheile die vornehmen Otaheiter, die ſich in dichte Kleider hüllen, wenn ſie in den Sonnenſchein zu gehen genöthiget ſind, mit einem ziemlich weißen und angenehmen Teint prangen. Und obgleich auf den meiſten ſogenannten tropiſchen Inſeln die herrſchende Leibesfarbe die kupferfahle iſt: ſo fallen dennoch die Bewohner der neuen Hebriden und Sandwichinſeln, eben ſo, wie die Neuſeeländer, ziemlich dunkelbraun aus. Das nähmliche gilt, wie geſagt, auch von ihrem Wuchſe; denn die meiſten Bewohner der gedachten tropiſchen Inſeln ſind zwar mehr dickbäuchig und fett, als hager und ſchlank, aber viele ſind auch ſo ſchön gewachſen, daß die Mahler ſie zum Modellſtehen gebrau-

*) S. Wünſch a. a. O. S. 177 ff.

gebrauchen können, doch muß man in den Mißverhältniſſen der Theile ihrer Angeſichter keine Schönheit ſuchen. Was im übrigen noch die Statur betrift: ſo ſind ſie, im Allgemeinen betrachtet, eigentlich von der mittlern Größe, und es giebt nur da oder dort einzelne Individuen, welche darüber hinaus reichten.

Was aber die Menge derſelben anbelangt: ſo iſt ſelbige auf den kleinen tropiſchen Inſeln, die an vielerley Lebensmitteln überaus fruchtbar ſind, ungemein groß, indem auf mancher, die kaum ein paar Meilen im Umfange hat, viele Tauſende derſelben leben. Dafür iſt aber ihre Anzahl auf Neuguinea und Neubrittanien, ſo wie auf andern ſüdindiſchen Ländern deſto kleiner. Solches gilt ganz vorzüglich von Neuholland, wo man bisher kaum hundert Eingebohrne gefunden hat, obgleich dieſes Land nicht nur faſt eben ſo groß wie ganz Europa iſt, ſondern auch unter einem ſehr milden Himmelsſtriche liegt.

In Hinſicht auf Religion kommen ſie alle ſo viel man aus ihren gottesdienſtlichen Handlungen und mündlichen Nachrichten hat abnehmen können, erſtlich in dem Glauben an einen höchſten Gott, welchen ſie auf den meiſten Inſeln Eatuá, auf einigen aber auch Kallafutongá nennen, und zweitens in der Hofnung auf ein zukünftiges Leben überein. Aber in Anſehung vieler andern Religionsbegriffe unterſcheiden ſie ſich faſt eben ſo ſehr, wie die verſchiedenen amerikaniſchen Völker von einander. Sie nehmen ebenfalls viele untergeordnete, theils gute, theils böſe Götter und eine ungeheure Menge von Geiſtern an, ſo daß nicht nur die verſchiedenen einzelnen Inſeln einer und eben derſelben Gruppe, ſondern auch ſogar die verſchiedenen einzelnen

Diſtrikte

Diſtrikte ſolcher kleinen Inſeln, ihre beſondern Götter oder Schutzpatrone haben. Auf den Societätsinſeln machen ſie ſich daher auch gar kein Gewiſſen daraus, ihre alten Götter oder Heiligen abzudanken, wenn ſie ihnen, ihrer Meinung nach, nicht wohl wollen, beſonders wenn ſie ihnen im Kriege nicht recht nach ihren Wünſchen beyſtehen. Doch ſetzen ſie dann an deren Stelle die Götter derjenigen Inſeln, deren Bewohner mehr Glück haben. Welche ſonderbaren Vorſtellungen ſich die Neuholländer und Neubritanier, oder auch die Neuſeeländer, von der Gottheit machen mögen, und welche Naturerſcheinungen ihnen Anlaß zu ihren Religionsbegriffen gegeben, das kann man zwar noch nicht recht wiſſen, weil die Weltumſchiffer von ſolchen Gegenſtänden und Gebräuchen, die ſich auf Religion beziehen können, bei den erſtern gar nichts gewahr geworden ſind, bey den letztern hingegen nur ſo viel bemerkt haben, daß einige von ihnen Prieſter vorſtellen, die dem Eatuá oder andern Göttern gewiſſe Gebete vortragen, wie auch, daß die Jünglinge dieſen Göttern zuweilen ihre abgeſchnittenen Haare als heilige Opfer an die Bäume aufhängen, und an dem Tage, an welchem ſie ſich dieſelben abſchneiden, ſich aller Speiſe ſehr ſtreng enthalten, weil ſie glauben, Etuá würde ſie tödten, wenn ſie an dieſem Tage äßen. Daß aber die Bewohner der Inſeln im ſtillen Meere ihre Mythologie von den Himmelskörpern und verſchiedenen wichtigen Naturbegebenheiten, wie die Amerikaner und faſt alle andere Völker auf Erden, entlehnt haben, das leuchtet beynahe aus allen einzelnen Mythen oder Fabeln derſelben deutlich genug hervor. Auf den Societätsinſeln hält man den Eatuá oder den Urheber der

Welt

Welt für einen Mann, auf den Freundſchaftsinſeln hingegen, wo er Kallafutonga heißt, für eine Frau, und alle kommen darin überein, daß dieſe ſowohl als jener im Himmel wohne, wie auch daß von dem einen wie von der andern die Witterung, der Donner, der Wind, Regen, Fruchtbarkeit, Mißwachs u. ſ. w. abhange, lauter Wirkungen und Eigenſchaften, die man von Sonne und Mond abgezogen hat.

Auf Otaheite und allen dort herum liegenden Eilanden behaupten die Prieſter, ihr Eatuá werde zuweilen von einem böſen Geiſte, den er doch ſelbſt geſchaffen habe, aufgegeſſen, und etwas dem ähnliches glaubt man auch auf Tongátábu von der Weltſchöpferin, zum offenbaren Beweiſe, daß die beiden oberſten Gottheiten im Grunde nichts weiter als Mond und Sonne bedeuten, welche nach der Mythologie aller Völker, die in Anſehung ihrer Kenntniſſe die Kinderjahre noch nicht zurück gelegt haben, bey Finſterniſſen von einem alten Drachen oder einem andern böſen Geiſte gefreſſen werden. Dieſer Satz wird auch noch durch eine beſondere Meinung der Bewohner von Otaheite bekräftiget. So oft nähmlich der Mond neu, folglich unſichtbar iſt, ſagen ſie: der Eatuá werde von den Geiſtern gegeſſen, er komme aber mit neuen Wohlthaten und Geſchenken wieder zurück, wenn der Mond voll wird. Auch iſt es gewiß, daß dieſe Völker nicht nur alle Himmelskörper, ſondern auch alle Gegenſtände auf Erden für beſeelt halten, und mithin wenigſtens die Seelen aller dieſer Geſchöpfe als göttliche Weſen betrachten: wenigſtens behaupten ſie, ihre eignen Seelen wären göttlicher Natur, und von dem Eatuá ausgegangen, zu welchen ſie daher auch einſt wieder zurück kehren würden,

wobey

wobey jedoch wohl zu merken iſt, daß dieſe ſonderbare Meinung im gröbſten Sinne genommen werden muß, und keinesweges mit der geläuterten griechiſch-philoſophiſchen Lehre von der allgemeinen Weltſeele in eine Parallele geſetzt werden darf. Bey dieſen Südindiern wird nähmlich von den Göttern, die durch alle himmliſche und irdiſche Gegenſtände unmittelbar verbreitet ſind, alles und jedes bewirkt, von den Menſchen ſelbſt hingegen gar nichts, ja der Menſch iſt nicht einmal ſelbſt ſchuld, wenn er ſeinen Fuß aus Unvorſichtigkeit an einen Stein ſtößet, ſondern auch dieß hat allemal Eatuä oder eine andere Gottheit gethan. Daher gehen ſie immerdar gleichſam auf einem bezauberten Boden, und eſſen oder trinken faſt nie etwas, ohne vorher den Göttern einen Theil davon zu opfern, doch verbrennen ſie die Opferſtücken nicht, ſondern ſetzen oder legen ſie nur an einen dazu beſtimmten Ort, wo ſie verdünſten und verfaulen. Verlangen ſie von dem Eatuä die Gewährung einer ſehr großen Bitte, z. B. im Kriege einen vollſtändigen Sieg über ihre Feinde: ſo opfern ſie ihm mit geheimnißvollen Ceremonien nicht nur eine große Menge von Yamswurzeln, ſondern auch ganze Schweine, und auf den Societätsinſeln ſogar Menſchen aus ihrer eigenen Mitte, weil ſie ihm eine ſehr ſtarke Eßluſt zutrauen, und weil ſie das Menſchenfleiſch für die delikateſte Speiſe halten, ohngeachtet ſie ſelbſt weder auf dieſen noch auf den Freundſchaftsinſeln welches eſſen. Hiezu werden nun zwar freylich nur Jünglinge vom niedrigſten Stande und von liederlicher Aufführung auserſehen und plötzlich getödtet, ohne daß ihnen vorher das geringſte davon bekannt gemacht wird: allein abſcheulich

und grauſam bleibt ein ſolcher Gottesdienſt, wie leicht zu erachten, dennoch, ja er ſtehet auch der Gemüthsart aller dieſer Inſulaner ſelbſt geradezu entgegen, weil aus dieſer im übrigen nur Herzensgüte, Fröhlichkeit, Sanftmuth, Vertrauen und Liebe hervorleuchtet.

Was die Speiſen dieſer Völker betrift: ſo beſtehen dieſelben auf den tropiſchen Inſeln aus Fiſchen, Schildkröten, Geflügel, Hunden, Schweinen, Kokusnüſſen, Piſangfrüchten, Palmkohl, Zuckerrohr, Yamswurzeln und Brodfrüchten, welche letztern die Größe und Geſtalt kleiner Melonen haben und ohngefähr wie Semmeln ſchmecken. Auf die Yamswurzeln und Piſangpalmen verwenden ſie viel Kultur, die Brodfruchtbäume hingegen wachſen wild. Fiſche, Vögel, Hunde und Schweine werden in Palmblätter gewickelt und in bedeckten Gruben zwiſchen heißen Steinen gebacken oder geſchmort, ehe man ſie ißt. Brodfrüchte und Yamswurzeln aber werden geröſtet und zu mancherley Arten von Speiſe geformt, jedoch macht man gewöhnlich Budding daraus. Dazu haben ſie auch einen Lieblingstrank, welcher Kava heißt, ſehr berauſchend, ja ſogar betäubend iſt, wie Opium und aus dem durch Waſſer verdünnten Safte der Wurzeln und Blätter einer Art von Pfefferpflanze, die man deshalb mit großem Fleiße kultivirt, auf eine ziemlich eckelhafte Art gebrauet wird. Aber die Neuſeeländer trinken ſehr gern ſtinkenden Thran, und haben gewöhnlich außer Fiſchen, Muſcheln, Schnecken, Waſſervögeln und Hunden, die ſie gleichfalls backen oder ſchmoren, wenig oder nichts zu eſſen. Doch noch ſchlimmer ſcheinen die Neuholländer daran zu ſeyn; denn dieſen fehlen auch die Hunde, daher ſie ſich nur

mit

mit Fiſchen und Schnecken und einigem Geflügel behelfen müſſen.

Was ferner ihre Kleider anbelangt: ſo beſtehen ſie theils aus Matten, die aus Gras künſtlich geflochten ſind, und wie Mäntel über die Schultern geworfen werden, theils aus rauchen Hundehäuten, theils auch aus einem beſondern feinen Stoffe, der mit unſerem Papier große Aehnlichkeit hat, und aus macerirtem Baſte junger zarter Spalire, die zur Gattung der Maulbeerbäume gehören, vermittelſt eines vegetabiliſchen Leims durch Preſſen und Schlagen gleichſam zuſammen gefilzet wird. Aus dieſem ſchönen, bald roth, bald gelb gefärbten, oft aber weiß gebleichten Stoffe laſſen jedoch nur die vornehmen Bewohner der tropiſchen Inſeln ihre Kleider vorzugsweiſe verfertigen; denn die Individuen der ganz niedrigen Stände werfen blos eine Matte um ſich. Mit ſolchen Matten ſind auch die Neuſeeländer bekleidet, wiewohl dieſe auch Hundefelle über die Schultern werfen. Aber in Neuholland gehen die Menſchen, ſo wie in Neuguinea, gänzlich nackend, oder haben höchſtens nur ein paar Streifen von Rattenfellen um den Hals hangen. An zierlichen Staat iſt bey den zuletzt genannten Völkern ebenfalls gar nicht zu denken. Aber bey den übrigen Südindiern beſtehet ihr Hals- und Kopfſchmuck hauptſächlich aus bunten Federn, die ſie mit feinem Gras überaus künſtlich zuſammen zu flechten verſtehen.

Von ihrer Bauart iſt zu merken, daß ihre von Pfählen aufgeführten und mit Palmblättern bedeckten Wohnungen ziemlich geräumig und bequem, auch mit Schämeln, irdenen Gefäßen und mancherley anderem Hausgeräthe verſehen, aber in warmen Gegenden an allen Seiten offen, und

nur an einigen Stellen mit Matten behängt ſind. Auf Neuſeeland verwahren die Einwohner jedoch ihre Hütten, der ſtrengen Witterung wegen, ſchon etwas beſſer. Hier umflechten ſie dieſelben allenthalben mit belaubten Reiſern, und bauen ſie ordentlich nach Art kleiner Dörfer zuſammen, die ſie ſogar mit hohen Pfählen rings herum dicht verpalliſadiren, eine Arbeit, die ſehr geſchwinde von ſtatten gehet, indem ſie oft kaum eine Stunde zum Aufbauen und Verpalliſadiren eines dergleichen Dorfes brauchen, worüber man ſich aber auch nicht wundern darf, und zwar darum nicht, weil ſich dieſe Menſchen in Familien getheilt haben, die ſtets zuſammen halten, und nie lange an einem Orte bleiben, ſondern an den Seeufern von einer Stelle zur andern herum ziehen, folglich ſchon gewohnt ſind, ihre Dörfer plötzlich abzubrechen und eben ſo plötzlich wieder aufzuſchlagen. Aber in Neuholland ſuchen die Menſchen des Nachts ihren Aufenthalt blos in hohlen Bäumen, die ſie ſich durch daran gelegtes Feuer zuweilen ſelbſt erſt aushöhlen, wenn die Natur an dieſem oder jenem Orte, wo ſie gern wohnen wollen, nicht ſchon dafür geſorgt hat. Solches geſchiehet jedoch nur an der ſüdlichen Ecke dieſer großen Inſel; denn an einigen andern Stellen haben dieſe Wilden ordentliche kleine Hütten, die mit Baumrinden bedeckt ſind. So ſind auch die Kannots oder Fiſcherkähne dieſer Inſulaner beſchaffen. Sie beſtehen nähmlich ebenfalls nur aus äußerſt grob ausgehölten Bäumen, da doch die Kannots der Neuſeeländer und faſt aller übrigen Südindier ziemlich gut gebauet und nicht nur mit Segeln, ſondern auch mit allerley künſtlichem Schnitzwerke gezieret ſind, obgleich die Werkzeuge, womit ſie verfertigt werden,

nur aus Muſchelſchalen, Fiſchzähnen und harten Steinen beſtehen.

Außer hölzernen Wurfſpießen und Piken, die unter dieſen Völkern allgemein mode ſind, führen ſie auch Bogen und Pfeil, und Streitkolben von verſchiedener Form, wie denn die Neuſeeländer ſich durch die letztern, die aus einem kurzen Stücke von hartem Holze mit einem ſteinernen Handgriffe beſtehen, und Pattùpattù heißen, beſonders auszeichnen. Freylich iſt an allen ihren Waffen kein Eiſen zu ſehen, weil in den dortigen Gegenden keins gefunden wird; aber zierlich ſind ſie dennoch meiſtentheils gearbeitet, und zum Theil mit Fiſchzähnen, zum Theil mit ſteinernen Spitzen geſchärft.

Hergebrachte alte Gebräuche und Sitten werden bey allen hierher gehörigen Völkern ſehr gewiſſenhaft befolgt. Auf den tropiſchen Inſeln giebt es allenthalben verſchiedene höhere und niedere Klaſſen oder Kaſten, welche ſich beſonders darin von einander unterſcheiden, daß die Menſchen der untern Klaſſen denen von den höhern den blindeſten Gehorſam leiſten müſſen, ſo daß unter ihnen ebenfalls die ſtrengſte Subordination herrſcht. Ueber dieſes beſitzt der Adel daſelbſt noch dieſe Vorzüge, daß er nicht nur mit bedecktem Buſen einher gehen, und Schweinefleiſch eſſen darf, welches den Gemeinen nicht erlaubt iſt, ſondern auch, daß er nicht nöthig hat, mit eigenen Händen zu eſſen, ſondern von Aufwärtern oder Aufwärterinnen, die ihm die Biſſen in den Mund ſtecken, gefüttert wird. Hierzu kommt noch, daß ihnen vorzugsweiſe erlaubt iſt, mit ſo vielen Frauen oder Männern, als jedem Geſchlecht gefällig iſt, in einer täglich veränderten wilden Ehe zu leben, und ſeine neugebohrnen Kinder zu

 tödten,

tödten, von welchem Vorzuge jedoch nur wenige, die den Namen der Erroes oder Herren führen, Gebrauch machen, ohngeachtet jeder dieſe Lebensart für ſehr ehrenvoll hält. Auf Neuſeeland und Neuholland hingegen, wo man blos den Stärkern und Familienvätern gehorcht, ſcheint man von einem ſolchen Unterſchiede der Stände gar nichts zu wiſſen.

Von der Schande, die bey uns dem Stehlen folgt, haben ſie alle gar keinen Begriff, wenigſtens tragen die Könige ſowohl als die gemeinen Menſchen gar kein Bedenken, ſondern bieten vielmehr ihren ganzen Witz auf, den Europäern ihre Beile, Nägel, Meſſer, Glaskorallen, Hemden, Bettlaken, und alle andere Sachen, auf eine geſchickte Weiſe heimlich hinweg zu praktiziren. Sonſt ſind ſie, ausgenommen die Neuſeeländer und einige andere Völker, ziemlich Meiſter ihrer Leidenſchaften, und haben ein offenes fröhliches, mit Herzensgüte gemiſchtes Gemüth, nehmen aber in Gegenwart ihrer Vorgeſetzten allemal ein ſehr ernſthaftes Weſen an, welches etwas mürriſch läßt. Durch Geſchenke, die die Jünglinge den Hausvätern machen, erkaufen ſie zwar, wie die Amerikaner, ihre Bräute ebenfalls, und können ſie auch wieder abdanken, ja außer der eigentlichen Hausfrau ſich noch eine andere halten; aber dennoch ſtehet Keuſchheit und friedfertiger Eheſtand unter ihnen in der größten Achtung, nur bey den ſogenannten Erroes nicht. Auf ihre Tänze, die meiſtentheils aus reizenden Stellungen des Leibes und wollüſtigen Geberden zuſammengeſetzt ſind, verwenden ſie viel Kunſt, und machen darin faſt unſern Theatertänzern den Rang ſtreitig. Aber die zugehörige Muſik pflegen ſie nur theils mit hölzernen Trommeln, theils mit

Rohr-

Rohrflöten, die durch die Naſe geblaſen werden, theils mit gewiſſen Klappern aufzuführen. Letztere beſtehen aus kleinen ausgehölten Kürbiſſen, welche mit einer kegelförmigen Federkappe geſchmückt, und mit kleinen Steinen etwa zur Hälfte gefüllt ſind.

Doch die ſonderbareſte Sitte, die bey dieſen Völkern allgemein eingeführet iſt, zeigt ſich in der Weiſe, wie ſie einander grüßen. Nähmlich der, welcher grüßt, ſtößt mit ſeiner Naſe auf die Naſe des andern, der gegrüßt wird, und dieſer bedankt ſich dadurch, daß er die Hand des erſtern ergreift, und ſie ihm derb an die Naſe und an den Mund reibt. Sterben ihnen nahe Verwandte: ſo ſchneiden ſich einige die Haare, andere ein Fingerglied, oder auch wohl einen Finger ab, und noch andere pflegen ihre Angeſichter ſchwarz anzuſtreichen, oder mit ſcharfen Werkzeugen heftig zu verwunden. Blos zum Staate aber verwunden ſich die Bewohner der tropiſchen Inſeln nur in den innern Flächen der Hände, und an den innern Seiten der Arme und Schenkel, das heißt ſie tättowiren ſich, welches mit einem ſpitzigen, in den farbigen Saft einer Pflanze getauchtem Werkzeuge geſchiehet, ſo daß nur feine punktirte Figuren davon zurück bleiben. Weit ärger verfahren im Gegentheile hierin die Neuſeeländer und Neuholländer.

Ueber dieſes iſt nicht nur die Beſchneidung bey dieſen Völkern eingeführt, ſondern ſie haben auch die Gewohnheit, ihr an ſich gewöhnlich kohlſchwarzes Haupthaar bald roth, bald braun, bald gelb zu färben, und in einigen Gegenden glatte Knochen durch den Naſenknorpel zu ſtecken, in andern hingegen die Ohren aufzuſchlitzen und allerley grobe Körper daran zu tragen, ſo daß

dadurch die Ohrlappen oft bis auf die Schultern herab ſich ausdehnen. Noch iſt zu bemerken, daß die Neuſeeländer und einige andere hierher gehörige Inſulaner die grauſame Gewohnheit beybehalten, ihre im Kriege getödteten Feinde zu freſſen, wie auch daß der berühmte Cook ſelbſt von den ſo ſchön gebildeten Bewohnern einer der Sandwichinſeln, Owaihi genannt, getödtet und zum Theil gefreſſen worden iſt.

Von den Neuſeeländern iſt noch dieſes anzuführen, daß in ihren Geruch- und Geſchmackorganen etwas Beſonderes liegen muß, weil ſie wohlriechende und wohlſchmeckende Speiſen, die ihnen die Europäer darbieten, mit einem heftigen Ekel von ſich werfen, ſtinkenden Thran, faules Fleiſch und verfaultes, von Würmern zerfreſſenes Brot hingegen mit größtem Appetit verzehren.

Ihre politiſche Verfaſſung iſt auf den meiſten Inſeln überaus deſpotiſch. Sie erzeigen ihren Königen und Fürſten die tiefſte Ehrfurcht und größte Unterwürfigkeit, werden aber dafür von ihnen auch ziemlich gelinde beherrſcht.

* * *

Die Frage: ob alle jetzt bekannten noch ſo verſchiedenen Völker von einem Stammvater abſtammen, läßt ſich nach dem, was im Vorſtehenden hin und wieder von dem Einfluſſe des Klimas, der Nahrungsmittel, der Lebensart und der Baſtarderzeugungen auf die Form des menſchlichen Körpers geſagt worden iſt, wenigſtens ſo weit beantworten, daß alle bis jetzt bekannten Völkerſchaften ſehr füglich von Einem Stammvater abſtammen können, indem auch die am abweichendſten gebildeten Extreme der Men-

ſchengeſtalt durch ſo viele Abſtufungen und Mittelformen in einander übergehen, daß man nirgends eine abſondernde Gränze ziehen kann. **Wie aber alle** jetzt den Erdboden bewohnenden **Völker**, oder vielmehr deren Stammältern, **nach ihren jetzigen Wohnplätzen gekommen** ſeyen, liegt zu ſehr im Dunkel der Urgeſchichte unſeres Geſchlechts verborgen, als daß ſich etwas Genügendes darüber ſagen ließe. Bey zuſammenhangenden Ländern läßt ſich die Verbreitung der Menſchen natürlich ohne alle Schwierigkeit durch immer fortgeſetzte Auswanderungen erklären. Aber wie haben die in dem weiten Meere in großer Entfernung vom feſten Lande zerſtreut liegenden Inſeln ihre erſten Bewohner erhalten? Kann man es als wahrſcheinlich annehmen, daß dieſes vermittelſt der Schiffahrt geſchehen ſey, da in den älteſten Zeiten die Schiffahrtskunſt ſo äußerſt unvollkommen war, und man nur mühſam auf elenden kleinen Fahrzeugen an den Küſten fortſteuerte? Auf neue Entdeckungen iſt man in den Urzeiten unſerer Geſchichte gewiß nicht ausgeſegelt, da hierzu alles fehlte, was zu einer ſolchen Fahrt nöthig iſt, nähmlich dem hochwogenden Meere angemeſſene Schiffe mit den zu einer langen Seereiſe erforderlichen Vorräthen und Werkzeugen. Und verſchlug der Sturm einſt ein Fahrzeug von der Küſte: ſo mußten dieſe eben berührten Umſtände in den allermehreſten Fällen deſſen Untergang bald nach ſich ziehen.

Aus dieſer Urſache halten es viele Natur- und Menſchenforſcher für wahrſcheinlicher, daß die jetzt hier und da in weiter Ferne vom feſten Lande belegenen Inſeln Ueberbleibſel von großen Ländern ſeyen, welche durch ehemahlige große Revolutionen unter Waſſer verſenkt worden wären,

ren, woraus ſich die Bevölkerung der entfernten Inſeln allerdings ſehr leicht erklären ließe. Dieſer Idee ſteht aber der Umſtand entgegen, daß man alsdenn unſere Haus- und andere Thiere weiter verbreitet finden müßte, als es wirklich der Fall iſt, da nicht nur die Menſchen unfehlbar manche Thiere auf ihren Auswanderungen mit ſich genommen, ſondern die Thiere ſelbſt auch ihren Wohnplatz mehr ausgedehnt haben würden, ſo weit das Klima es zugelaſſen hätte.

Da man über dieſen Punkt alſo keine gewiſſe Auskunft geben kann, ſondern ſich nur mit Vermuthungen und Hypotheſen begnügen muß: ſo will ich lieber davon abbrechen, als durch Anführung widerſprechender Meinungen zu weitläuftig zu werden.

* *
*

Ueber die Anzahl der Menſchen, die auf dem Erdboden leben können, und derer, die ungefähr darauf leben.

Wie viele Menſchen zur Zeit auf der Erde leben, läßt ſich auf keine Weiſe mit Sicherheit beſtimmen, weil die Menſchenzahl immerwährenden Veränderungen durch Sterbefälle und Geburten unterworfen iſt. Aber auch ſelbſt eine ungefähre Schätzung der Anzahl aller Menſchen muß von der Wahrheit immer auf der einen oder der andern Seite mehr oder weniger abweichen, ſo lange man nicht weiß, ob ſchon alle Länder der Erde, wo ſich Menſchen aufhalten, bekannt ſind, und es an Mitteln fehlt, die Anzahl der Einwohner in den mehreſten Ländern,

wohin

wohin beſonders die weniger cultivirten gehören, heraus zu bringen.

Eben ſo unſicher iſt die Berechnung der Anzahl, die auf dem Erdboden leben könnte, weil hier alles auf die Verſchiedenheit des Klimas, des Bodens und anderer Umſtände ankommt. Gleichwohl aber haben verſchiedene Schriftſteller hierüber Unterſuchungen und Berechnungen angeſtellt.

Süßmilch ſagt in ſeinem bekannten Werke, die göttliche Ordnung in den Veränderungen des menſchlichen Geſchlechts ꝛc. [1])

Dieſer Verſuch iſt mit vielen Schwierigkeiten verknüpft. Gewißheit wird alſo hierin niemand fordern. Man wird auch daher nach der Billigkeit die untergelaufenen Fehler entſchuldigen, und ſie zu verbeſſern Gelegenheit geben. Die Haupturſache, weshalb hier nichts weiter als ein Verſuch ſtatt finden kann, liegt in den uns faſt noch ganz unbekannten und ſogenannten Südländern ꝛc. [2]).

Nach der Rechnung des Canzlers von Wolff [3]) beträgt die ganze Fläche der Erde 9,288000 deutſche Quadratmeilen. (Nach neuern Berechnungen nur 9,229316.)

Nach des Herrn Struycks [4]) Beſtimmung ſind die bewohnbaren Länder, bekannte und unbekannte, von der ganzen Fläche $\frac{1}{3}$, daß alſo $\frac{2}{3}$ vom Waſſer bedecket ſind. Den bekannten Ländern des Erdbodens giebt er nur $\frac{1}{4}$ von der ganzen Fläche [5]).

1) 2. Th. neue Auflage. Berlin, 1798. 8. S. 172 ff.

2) Dieſe ſind ſeit der Zeit, als Süßmilch dieſes ſchrieb, vielleicht mehrentheils entdeckt und unterſucht worden, ihre Volksmenge iſt gegen das Ganze aber ziemlich unbedeutend.

3) Anfangsgründe aller mathem. Wiſſenſch. Th. 3. Geographie, §. 17.

4) Inleiding tot de algemeene Geographie. p. 37.

5) Zur Berichtigung dieſer Stelle ſehe man, was im Art. Meer, Th. 86, S. 711 ff. von der Größe des Landes geſagt worden iſt. Das Land beträgt zwar mehr, als ein Viertel der ganzen Erdoberfläche; das bewohnbare Land iſt aber gewiß noch kein Viertel groß, weil das nördlichſte Aſien und Amerika faſt keine Menſchen zu ernähren im Stande iſt.

Hiernach würde alſo $\frac{1}{4}$ von der ganzen Summe nicht mehr als 2322000 deutſche Quadratmeilen betragen.

Es hat in England vor nicht langer Zeit Herr Thomas Templemann *) eine Ausmeſſung der Erdkugel drucken laſſen, und er hat gegeben

der ganzen Erdfläche — 148510627
der See und unbekannten Theilen — 117843821
der bewohnten Erde — 30666806

engliſche Quadratmeilen, deren eine $\frac{1}{18}$ einer deutſchen Quadratmeile iſt.

Nach dieſer Rechnung würde die bewohnte und bekannte Erde beynahe nur $\frac{1}{5}$ vom Ganzen betragen, indem das Verhältniß iſt, wie 1 zu $4\frac{258}{308}$. Da aber die unbekannten Südländer auch bewohnt ſind: ſo wird man es ganz füglich bey des Herrn Struncks Satze laſſen, und $\frac{1}{4}$ für die bewohnte Erde ſetzen können.

Wenn man nun ohngefähr beſtimmen kann, wie viel Getreide auf einer deutſchen Meile wachſe, und wie viel Menſchen davon leben können; ſo läßt ſich beſtimmen, wie viel Menſchen auf dem bewohnbaren vierten Theil Nahrung und Wohnung haben können. Wir wollen hierin einen Verſuch anſtellen.

1) Die Länge einer deutſchen Meile beträgt 23664 rheinländiſche Schuh, nach dem genauſten Maß, ſo Herr Strunck als ein Mittel aus der Abmeſſung eines Grades in Norden und unter der Mittellinie genommen.

2) Eine rheinländiſche Ruthe hält bekanntermaſſen 12 rheinländiſche Fuß, und alſo hat eine deutſche Quadratmeile 1972 Ruthen in der Länge, und eben ſo viel in der Breite, folglich hat die Fläche einer deutſchen Quadratmeile 3888784 rheinländiſche Quadratruthen.

3) Ein ordinairer und bey allen Ausmeſſungen gebräuchlicher Brandenburgiſcher Morgen hält 180 rheinländiſche Quadratruthen. Eine deutſche Meile hält demnach 21604 ordinaire Brandenburgiſche Morgen.

4)

*) A new ſurview of the globe, ſo auf 35 halben Bogen in Kupfer geſtochen.

4) Es iſt bekannt, daß die Fruchtbarkeit des Bodens ſehr unterſchieden iſt, es giebt Sand, Lehm, Kleyland, u. ſ. w. Auf einen Brandenburgiſchen Morgen ſäet man im Sandlande 12 Metzen oder $\frac{1}{4}$ eines Scheffels, deren 60 auf eine Danziger Laſt gehen; auf gutem Boden einen ganzen, und im beſten wohl $\frac{5}{4}$ Roggen oder Weitzen. Ich nehme ferner als bekannt an, daß bey gemeiner Witterung ein Korn im Sandlande das 3te, 4te, 5te und wohl mehr giebt, im mittlern Lande ſteigt es vom 5ten bis zum 8ten und 9ten, und im beſten noch höher. Die Erfahrung lehret weiter, daß ſich überall eine Verſchiedenheit in der Güte des Landes findet. Faſt wollte ich behaupten, daß es mehr gutes als ſchlechtes Erdreich gebe. Wir wollen alſo nur ein Mittel annehmen, und ſetzen, daß ein Brandenburgiſcher Morgen durch die Bank nur das ſechſte Korn geben ſoll, oder daß von einem ausgeſäeten Scheffel ſechſe kommen: ſo werden, nach Abzug des einen zur Saat, fünfe zum Gebrauch übrig bleiben.

5) Da aber jedes Land mehrentheils im dritten Jahre zu ruhen pflegt, ſodann auch für die Wieſen, zur Viehzucht, für das Holz, für die Seen und Ströme, für die Berge und Wege, für den Raum der Häuſer, Dörfer und Städte etwas muß gerechnet werden: ſo wollen wir hierzu den dritten Theil des Landes abziehen, und es ſollen von 3 Morgen nur 2 als tragbar angenommen werden. Oder wir wollen von den 21604 Brandenburgiſchen Morgen, ſo eine deutſche Meile hält, nur 14000 Morgen behalten, deren jeder 5 Scheffel Korn zur Nahrung giebt: ſo wird eine deutſche Meile, nach Abzug des Saatkornes, 70000 Berliner Scheffel, oder 1166$\frac{2}{3}$ Danziger Laſten geben.

6) Ein Berliner Scheffel wiegt im Mittel 80 bis 82 gemeine Pfund, deren 110 auf einen Centner gehen. Bey den königlichen Magazinen werden aus einem ſolchen Scheffel 75 Pfund Mehl gemahlen, die übrigen ſind Kleye und Staubmehl. Hieraus werden 100 Pfund Brot gebacken, ſo man Commißbrot nennet, und welches der Soldat im Felde und Garniſon iſſet, das gut und ſchmackhaft iſt. Ein Soldat bekommt täglich im Felde und ſonſt 2 Pfund Brot, alſo jährlich 730 Pfund, wozu folglich meiſt $7\frac{1}{2}$, oder voll gerechnet, 8 Scheffel Roggen jährlich gehö-

gehören. Es werden alſo von 70000 Scheffeln, die auf einer deutſchen Meile wachſen, nach Abzug der Saat 8750 Soldaten oder erwachſene ſtarke Männer hinlänglich Brot haben.

7) Da aber nicht alle Menſchen, ſonderlich die Kinder ſo viel brauchen, ſo ſcheint es, daß man ihrer noch mehr für eine deutſche Meile rechnen müſſe. Allein es muß dagegen auch in Ländern, wo kein Wein wächſt, ein anſehnlicher Theil Weitzen oder Gerſte zum Bier und auch Roggen zum Brandwein angeſchlagen werden, desgleichen zum Futter der Pferde, wo der Acker nicht mit Ochſen beſtellet wird, ferner auch zum Mäſten der Ochſen, Schweine und des Federviehes. So muß auch etwas Land zum Flachs und Hanf, wie auch zu Hirſe und Erbſen gerechnet werden, wiewohl letztere in der Brache oder Ruhelande pflegen geſäet zu werden. Wenn man alſo das, was die Kinder, die mehr als ein großes Drittheil aller Lebendigen ausmachen, übrig laſſen, zu dieſen Dingen rechnen wollte: ſo würde doch die Zahl beſtehen können. Allein wir wollen auch hierin nachgeben, und nur 6000 Menſchen ſtatt der 8700 für jede deutſche Meile rechnen, die nicht nur Brot, ſondern auch Getränke, Fleiſch und Gemüſe davon haben ſollen. Bey der guten Cultur der Römer, bey ihrem Fleiß in der Baumzucht, wie auch des Weines, der Feigen, bey ihrer Frugalität und ſonderlich auch um deswillen, daß ſie den Acker blos mit Ochſen beſtellet, hat dieſe Rechnung gewiß beſtehen können.

Wenn wir alſo

1) für eine deutſche Meile 6000 Menſchen, erwachſene, junge und Kinder zuſammen genommen, rechnen: ſo werden

2) auf 2322000 deutſchen Quadratmeilen als dem vierten Theil der Erdkugel, 13,932,000,000 oder beynahe 14 tauſend Millionen Menſchen leben können.

Wem dieſes noch zu viel iſt, dem ſtehts frey, 10 tauſend Millionen, ja nur die Hälfte zu rechnen. Zu meinem Zweck und Beweis iſts noch immer überflüſſig, da ich hernach beweiſen will, daß anjetzt nicht mehr als etwa ein tauſend Millionen Menſchen auf dem ganzen Erdboden können gerechnet werden; woraus denn folgt, daß der Erdboden noch lange

nicht

nicht das Maß ſeiner Einwohner habe, und daß er folglich keiner Peſt, Kriege oder Hungersnoth nöthig habe, um das Gleichgewicht zu erhalten.

Der Marſchall von Vauban *) hat, ſo viel mir bekannt iſt, den erſten Verſuch in dieſer Art der Berechnung gemacht. Nach Abzug der Häuſer, Gärten, Wege, Waſſer, Gehölze, rechnet er auf jede franzöſiſche Meile an Produkt 2649 Setiers Getreide. Für jede Perſon, alt und jung durch einander, rechnet er 2 Setiers, daß alſo von dem Product einer franzöſiſchen Quadratmeile 876 oder wenigſtens 850 Perſonen leben können, wenn man für die Vögel und Mäuſefraß auch etwas rechnet. Da nun Frankreich beynahe 30000 Quadratmeilen hat: ſo könnten 25½ Millionen darinnen leben. Von den Meilen, deren Quadrate er angenommen, gehen 25 auf einen Grad, der deutſchen 15; folglich verhalten ſich dieſe zu jenem wie 3 zu 5, und im Quadratmaß wie 9 zu 25. Nach dieſen Sätzen würden alſo von einer deutſchen Quadratmeile 2361 Perſonen leben können und alſo auf 2 Millionen und 322000 deutſchen Quadratmeilen 5482 Millionen und etwas drüber. Auch dieſes iſt noch über fünfmal ſo viel, als jezt würklich leben, und iſt zu meinem Zweck hinlänglich.

Ehe ich zur Berechnung der würklichen Einwohner ſchreite, will ich das Verhältniß der Größen der vier Haupttheile des Erdbodens mittheilen.

Herr Struyck **) nimmt in ſeiner Einleitung nachſtehende Verhältniſſe an. Europa ſoll ohngefähr $\frac{4}{273}$ von der ganzen Fläche, Aſien $\frac{4}{55}$ und alſo fünfmal ſo groß als Europa, Afrika ſoll $\frac{4}{75}$ vom Ganzen ſeyn. Den entdeckten und bekannten Theil von Amerika ſezt er ohngefähr ſiebenmal größer als Europa. Afrika ſoll zu Aſien ſeyn, wie 11 zu 15. Hiernach würden Europa, Afrika, Aſia und Amerika ſich verhalten, wie 1, 4, 5, 7.

Herr Templemann giebt folgende Verhältniſſe:

1. Europa

*) Projêt d'une Dixme royale par Vauban, 1707. pag. 180, 197. 64.

**) Inleid pag. 33.

1.	Europa hat	—	2749349 engliſche Quadratmeilen **).
2.	Africa	—	8506208
3.	Aſia	—	10257487
4.	Nordamerika	—	3699087
5.	Südamerika	—	5454675

Fläche des bewohnten und bekannten Landes 30666806 Quadratmeilen.

Es zeigt ſich hier einige Abweichung vom vorigen, ſonderlich bey Amerika, das hier nicht ſiebenmal größer angeſetzt iſt. Es iſt noch nicht einmal fünfmal ſo groß, und iſt alſo kleiner als Aſien mit ſeinen Inſeln.

Herr Templemann hat ſich die Mühe gegeben, den räumlichen Inhalt der Länder beſonders zu berechnen. Wenn man annehmen könnte, daß alle dieſe Länder auf eine gleiche Weiſe cultiviret, daß das Clima, der Ackerbau, Fabriken und Handlung von gleicher Beſchaffenheit wären, daß weder die Religion noch Politik einige Hinderniſſe legte, daß alle Regenten für die Bevölkerung gleich beſorgt wären, und daß Kriege und Peſten in einem Lande nicht mehr als im andern Schaden gethan hätten: ſo würde ſich die mögliche Zahl der Einwohner durch dieſes Maß des räumlichen Inhalts leicht beſtimmen laſſen. Wir werden alſo in nachſtehender Tabelle erſtlich das Maß des räumlichen Inhalts nach engliſchen Quadratmeilen, und ſodann die Zahl der Einwohner herſetzen, die in jedem Lande leben müßten, wenn alle Umſtände gleich wären. Und da ich vorher bewieſen, daß nach den Vaubanſchen Sätzen auf einer Quadratmeile 147, nach meinen 375 leben könnten: ſo wollen wir hier, um leichterer Rechnung willen und um deſto mehr nachzugeben, nur 200 Menſchen für jede engliſche Quadratmeile rechnen.

Es

**) Eine deutſche Quadratmeile, von der Größe, wie ſie hier genommen worden, hält 16 engliſche Quadratmeilen, weil die deutſche Meile 4mahl ſo groß als eine engliſche iſt.

Es hat aber		engliſche Quadratm. noch dem Templemann:		Wenn auf einer 200 Unterhalt haben: ſo ſollten in allem leben:
1. Europa überhaupt	—	2749249	—	549869800
2. Portugall	—	47851	—	9570200
3. Spanien	—	148218	—	
außer Majorca, Minorca, Yvica, die noch 2025 halten, zuſammen	—	150243	—	30048600
4. Frankreich	—	131095		
außer Lothringen, Elſaß, Artois, Flandern und dem Antheil an den übrigen Niederlanden, die er auf 7742 berechnet, zuſammen		138837	—	27767400
5. Italien nebſt allem Zubehör	—	75576	—	15115200
allen Inſeln und dem ganzen venetianiſchen Gebiet in Iſtrien, Dalmatien, u. a. Sicilien hält 9400, Sardinien 6600, Corſica 2520				
6. Großbritanien, und zwar				
Engelland 49450				
Schottland 27794				
Jrrland 27457				
mit den Inſeln zuſammen		105614	—	21122800
7. Die Niederlande	—	12968	—	2593600
davon ſchon etwas bey Frankreich gerechnet iſt,				
8. Die vereinigten Provinzen Holland u. ſ. w.	—	7546	—	1509200
9. Die ganze Schweiz nebſt allen verbundenen	—	12884	—	2576800
10. Schweden, Lappland, Finnland	—	228715	—	45743000
Pommern u. Rügen 1320				
11. Dännemark, zuſammen		163001	—	32600200
und zwar beſonders Dännemark an ſich 14418				
Norwegen 71410				
Warthus 28460				
Island 46000				

Es

Es hat aber	engl. Quadratm. nach dem Templemann:	Wenn auf einer 200 Unterhalt haben: ſo ſollten in allem leben:
12. Deutſchland, mit Böhmen, Schleſien u. Preuſſen	— 188684	— 37736800
13. Ungarn	— 75525	— 15105000
14. Pohlen und Litthauen	— 222000	— 44400000
15. Curland	— 4414	— 882800
16. Rußland in Europa	— 1031550	— 206310000
17. Liefland	— 21525	— 4305000
18. Ingermannland	— 9100	— 1820000
19. Türkiſche Reich in Europa	— 212240	— 42448000

Nach dieſer Berechnung könnte Europa eigentlich 550 Millionen Einwohner haben, wenn das Land allenthalben hinlänglich angebauet wäre. Macht man hiernach einen Ueberſchlag von der möglichen Anzahl der Menſchen auf dem ganzen Erdboden, ſo ergiebt ſich eine Summe von 6133 Millionen; ja nach dem andern Templemanniſchen Maße, wo man 375 Menſchen auf eine engliſche Quadratmeile rechnet, kämen ſogar 11500 Millionen heraus.

Den erſten Verſuch, die Zahl der möglichen Einwohner des Erdbodens zu berechnen, hat aber eigentlich ſchon Ant. van Leeuwenhoek im Jahr 1679, doch nur beyläufig, gemacht, da er in einem Schreiben an die königl. engliſche Geſellſchaft darzuthun geſucht, daß in der ſo genannten Milch eines Cabeljau weit mehrere Millionen Samenthierchen enthalten, als Menſchen auf dem Erdboden leben könnten. Um dieſes letztere zu beſtimmen, ſetzt er den Durchmeſſer der Erde auf 1718 deutſche Meilen, woraus er den Inhalt der ganzen Fläche des Erdbodens auf 9276218 Quadratmeilen berechnet.

Er

Er zieht von dieſer Summe, wie die meiſten ſei- ner Nachfolger ebenfalls gethan haben, $\frac{2}{3}$ für die Fläche des Waſſers ab, ſo daß 3092072 Quadratmeilen für das trockene Land bleiben. Auch von dieſer Zahl zieht er für unbewohnte Länder $\frac{1}{3}$ ab, wornach er 2061382 Quadratmei- len übrig behält. Nun nimmt er die Provinz Holland zum Maßſtabe an, deren Länge er auf 22, die Breite aber durchgehends auf 7 Meilen, folglich den Flächeninhalt auf 154 Quadratmei- len ſetzt. Er ſchließt hierauf alſo: da auf 154 Quadratmeilen in Holland wirklich eine Million Menſchen lebt, ſo könnten, wenn die Erde über- all in demſelben Maße bevölkert wäre, auf der- ſelben 13385 Millionen leben. Dieſes Reſultat iſt nicht viel kleiner, als das Süßmilchiſche, obgleich die Vorausſetzungen in manchen Stü- cken verſchieden ſind. Leeuwenhoek nimmt zwar die Fläche der bewohnbaren Erde um 260618 Quadratmeilen kleiner an. Hingegen kommen nach ſeiner Rechnung beynahe 6500 Menſchen auf Eine Meile; und wenn ſeine Ausmeſſung von der Provinz Holland richtig iſt, ſo wäre es ein Beweis, daß man ſo viel für eine Quadratmeile annehmen könne; obgleich damit noch nicht erwieſen iſt, daß ſo viel Menſchen von den Produkten einer Quadratmeile leben können, als auf welche Rechnung Leeuwenhoek ſich gar nicht eingelaſſen hat, wie es denn auch bekannt iſt, daß die Einwohner der Provinz Holland alles ihr Getreide aus andern Ländern nehmen müſſen.

So mangelhaft alſo auch dieſer erſte Ver- ſuch iſt, ſo ſcheint er doch das zu beſtätigen, daß nach der jetzigen Beſchaffenheit des Erdbo- dens der möglichſte Grad der Anfüllung der

Erde mit Menſchen nicht gröſſer angenommen werden könne, da alle, die nachher dieſe Unterſuchungen angeſtellt haben, ebenfalls nicht über 14000 Millionen haben kommen können, wovon die wirklich Lebenden, wie wir bald ſehen werden, nicht mehr als etwa $\frac{1}{14}$ ſind.

Weil nun der Hauptnutzen ſolcher Unterſuchungen vornehmlich darin beſtehet, daß das Vorurtheil in ſeiner Blöſſe dargeſtellet werde, als ob Krieg, Peſt und Hunger nöthig wären, um die Ueberfüllung der Erde zu verhüten: ſo wird es nützlich ſeyn, die bisher hierin angeſtellten Rechnungen neben einander zu ſetzen, weil auch die, die das geringſte Reſultat zeigt, immer noch zur Widerlegung jenes Vorwurfs hinreicht.

Es können auf der Erde leben

1. nach dem Süßmilch	13932	Millionen
2. nach dem Leeuwenhoek	13385	—
3. nach Vaubans Sätzen	5472	—
4. nach dem Templemanniſchen Maße, 375 auf eine engliſche Quadratmeile	11500	—
5. nach demſelben Maße, 200 auf eine engliſche Meile	6133	—

Alſo auf Einer Quadratmeile

1. nach dem Süßmilch	6000	Menſchen
1. nach dem Leuwenhoek	6493	—
3. nach Vaubans Sätzen	2361	—
4. nach Templemann	6000	—
5. nach demſelben	3200	—

Die bewohnbare Fläche der Erde iſt

1. nach dem Süßmilch	2322000	deut. Q. M.
2. nach d. Leeuwenhoek	206 382	—
3. nach d. Templemann	1910675$\frac{3}{8}$	—

Was nun die wirkliche Anzahl der Menſchen auf dem Erdboden anlangt, ſo hat unter andern

andern Süßmilch darüber a. a. O. S. 182 ff. die zu ſeiner Zeit vorhandenen Angaben von allen bekannten Ländern zuſammen getragen, und dabey die Urſachen der größeren oder geringeren Volksmenge in dieſen oder jenen Gegenden angeführt. Aus den neueſten Nachrichten von der Volksmenge in verſchiedenen Ländern ergiebt ſich indeſſen, daß die von Süßmilch angenommene Hauptſumme, und das beſonders wegen Aſien faſt um einige hundert Millionen zu groß ſey, obgleich Europa, welchem er 130 Millionen Einwohner giebt, nach den bewährteſten Geographen jetzt 160 Millionen zählt. Da es hier indeſſen nur auf eine Ueberſicht des Ganzen ankommt, ſo will ich nachfolgende Tabelle aller Lebenden auf der Erde einrücken, wo neben den Süßmilchſchen Reſultaten auch die des Ricciolus und des Specht ſtehen.

	Nach dem Ricciolus.	Nach dem Specht.	Nach dem Süßmilch.
1. Portugall und Spanien	10 Mill.	6	10
2. Frankreich	20	20	17
3. Gr. Britan.	4	8	8
4. Niederlande	4	5	5
5. Schweitz	—	—	1
6. Deutſchland	20	20	24
7. Dännemark u. Norwegen	} 8 (7.–10.)	} 8 (7.–8.)	2½
8. Schweden			2½
9. Rußland		16	24
10. Liefland und Curland	—	—	2
11. Pohlen	6	7	12
12. Ungarn	—	—	4

	Nach dem Ricciolus.	Nach dem Specht.	Nach dem Süßmilch
13. Italien	11	11	10
14. Türkiſches Reich	16	16	8
Sum. Europa	99 od. 100	117	130
Aſia	500	—	650
Afrika	100	—	150
Amerika nebſt den Südländern	300	—	150
Totale Summe	1000	—	1080 Mill.

Die ganze Summe aller Lebenden auf dem Erdboden beſteht alſo in etwa 1000 Millionen. Nach den vorhin angeführten Berechnungen könnten aber 13 bis 14000 Millionen Menſchen auf dem Erdboden leben. Da eine Verdoppelung derſelben in 84 Jahren erfolgen kann: ſo würden mehr als 400 Jahre erfordert werden, ehe die mögliche Zahl entſtehen würde, und dieſe Jahre müßten ohne alle Störung, ohne Peſt und Kriege ſeyn. Wird man aber dieſes wohl jemals in der Welt erwarten können?

Es iſt übrigens bekannt, daß man einer Generation 30 bis 33 Jahre gegeben, daß alſo jedes Jahrhundert 3 Generationen haben würde. Hiernach würden alſo auf jeden Menſchen ohngefähr 30 bis 33 Jahre nach einer Mittelzahl kommen. Man kann alſo annehmen, daß in jedem Jahrhunderte das menſchliche Geſchlecht ſich dreymal verändere, und alſo ohngefähr 3 tauſend Millionen dieſen Schauplatz betreten und auch davon wieder abtreten. Von 1 tauſend Millionen kommen alſo auf jedes Jahr 30 Millionen. An einem jeden Tage werden demnach ohngefähr 82000 ſterben und auch wieder geboren werden.

Auf

Auf jede Stunde kommen folglich 3400, auf jede Minute beynahe 60, und auf jede Secunde einer. So veränderlich und unbeſtändig iſt demnach der Menſch mit allen andern Dingen auf der Erde! Jeder Tag liefert und raubt ein Heer von mehr als 80 tauſend Menſchenkindern.

* *
*

Von der Ordnung in der Fortpflanzung beyder Geſchlechter.

Der Schöpfer hat in der Natur des Menſchen das Geſetz feſtgeſtellet, daß im Ganzen genommen jederzeit mehr Knaben als Mädchen geboren werden, und zwar iſt dieſes Geſetz ſo genau beſtimmt und ſo bewundernswürdig eingeſchränkt, daß im Ganzen gegen 20 Töchter 21 Söhne, oder gegen 25 Töchter 26 Söhne geboren werden; oder welches einerley iſt, es werden allezeit aufs Hundert 4 bis 5 Söhne mehr als Töchter gebohren; ſelten 3 und 6 aufs Hundert, noch ſeltener aber 7 bis 8 aufs Hundert. Fünf aufs Hundert oder 50 aufs Tauſend, iſt das gewöhnlichſte und häufigſte, wie gleich ſoll erwieſen werden.

Die Fälle, wo 100 aufs Tauſend, oder 11 Söhne gegen 10 Töchter kommen, ſind eben ſo ſelten, als die, wo weniger Söhne als Töchter kommen.

Dies Geſetz der Ordnung, ſo gewiß, ſo beſtändig und allgemein es iſt, ſo ſehr iſt es verborgen, und ſcheinet ſich dem äußerlichen Anſchein zu entziehen. Man findet Familien, da faſt nichts als Töchter, andere, da meiſtens Söhne vorhanden ſind, bey andern aber iſt es ungleich vermiſchet. Ungeachtet es alſo bisher keinem

nem Manne an einer Frau gefehlet, wo nicht die Polygamie im Orient einen Mangel verurſachte; ſo hat doch vormals kein Menſch an dieſe Ordnung in der Fortpflanzung der beyden Geſchlechter gedacht, und niemand iſt vor Graunt auf den Einfall gekommen, dieſe Sache durch eine Zählung und Beobachtung zu berechnen und zu beſtimmen.

Dieſes Geſetz der Ordnung war zur Bevölkerung des Erdbodens höchſt nöthig, damit ein jeder Mann eine Frau und Gehülfin finden könnte. Nun möchte es zwar ſcheinen, als wenn mehr Manns- als Weibsperſonen vorhanden ſeyn müßten, weil mehr Söhne als Töchter geboren werden; allein es wird auch nachher erwieſen werden, daß ſchon in der Kindheit mehr Söhne als Töchter wieder ſterben; daher denn in den mannbaren Jahren ſich beynahe eine Gleichheit findet. Wäre aber hier keine Ordnung und Gleichheit, und es wären z. B. gegen eine Frau 2, 3 und mehr Männer vorhanden: ſo würde daraus die Polyandrie entſtehen, oder eine Frau würde mehr Ehemänner nehmen müſſen, wodurch die Fruchtbarkeit der Ehen ſehr verliehren würde. Dieſer Fall tritt unter einigen tartariſchen Völkern ein, die ihre Töchter nach der Türkey, Perſien und in andere benachbarte Länder häufig zu verkaufen pflegen. Wären dagegen 2, 3 oder mehr Weiber gegen einen Mann: ſo würde die Polygamie daraus nothwendig erfolgen. Aber auch durch die Vielweiberey gewinnt die Fruchtbarkeit und Vermehrung nichts, weil die Männer ſich dadurch zu zeitig ſchwächen, überdem aber auch unzählige andere Uebel daraus entſtehen. Geſetzt aber, daß es dem Schöpfer beliebt hätte, die Einrichtung dergeſtalt

zu machen, daß die Fruchtbarkeit der Menge der Frauen angemeſſen wäre, und daß der Mann bey Kräften bliebe: ſo würde alsdenn die Vermehrung und Verdoppelung allzu ſchnell gehen, und die Laſt der Erziehung und der Verſorgung der vielen Kinder würde für die Eltern, und den Mann inſonderheit, allzu ſchwer und groß werden. Beydes und alle übrige nachtheilige Folgen werden durch die Monogamie verhütet. Und da ſie alſo in aller Abſicht ohnſtreitig das beſte Mittel iſt: ſo iſt auch hierin der Grund zu ſuchen, weshalb der Schöpfer dieſe Ordnung gewählet hat, zu deren Erreichung dieſe Geſetze der Ordnung nöthig waren.

Aus den vielen in den von Süßmilch zuſammen getragenen Tabellen enthaltenen Fällen erhellet unwiderſprechlich,

1) daß in den allermeiſten Fällen die Zahl der gebornen Knaben größer ſey, als der Mädchen. Bey ganz kleinen Summen aber, wo nur 50 oder 100 Kinder an einem Orte geboren werden, läßt ſich dieſe Ordnung kaum wahrnehmen, und man kann das Verhältniß nicht beſtimmen. Je größer aber die Summen werden, deſto regelmäßiger wird das Verhältniß. Daher denn

2) bey großen Summen, von 20, 30 und mehr Tauſend Gebornen es ein unveränderliches Geſetz wird, daß gegen 100 Mädchen 104 oder 105 Knaben geboren werden. Man findet hiervon den Beweis in den Generalſummen der preußiſchen Provinzen, von London, Paris, in der aus des Herrn Shorts Werk genommenen engliſchen Tabelle, u. ſ. w.

Das Herzogthum Magdeburg hat bey etwas größern Zahlen ein paar Ausnahmen, wobey aber der Ueberſchuß ſo klein iſt, daß er faſt

für nichts zu rechnen, und in dem Hauptverhältniß der Tabellen dieſes Herzogthums, die 38 Jahr umfaſſen, iſt dennoch eine völlige Uebereinſtimmung mit den übrigen.

Die Stadt Zürch giebt in noch etwas größern Summen ein Beyſpiel der Ausnahme. Nach einer daſelbſt gedruckten Tabelle ſind in 50 Jahren, von 1700 bis 1749,

copulirt	—	4249	
geſtorben	—	15330	
geboren	—	14840	7424 Töchter, 7416 Söhne.

Der ganze Unterſchied beträgt aber doch nur 8, und iſt ſehr gering.

So waren auch bey den reformirten Kirchen in Leyden von 1720 bis 1729, in 10 Jahren, geboren 6223 Töchter, und nur 6163 Söhne, alſo 60 Töchter mehr. Aber dieſe Abweichung verſchwand in den Summen von 50 Jahren. Eben ſo würde es mit Zürch auch gehen, wenn wir noch von mehreren Jahren Tabellen hätten.

Wien hat die meiſten Ausnahmen; aber das Generalverhältniß von 27 Jahren kommt dennoch den andern Verhältniſſen ziemlich nahe.

Unterdeſſen ſind dieſe ſeltenen Fälle der Ausnahme gegen die große Menge der andern in etwas größern Zahlen, wo allezeit mehr Knaben kommen, faſt gar nicht zu rechnen. London hat in 95 Jahren keine einzige Abweichung. Und ſo iſts auch mit den andern Tabellen. Daher kann man mit Zuverläſſigkeit die Regel als unveränderlich betrachten: daß jederzeit und überall, wo 20 bis 30 Tauſend jährlich, oder auch in mehreren Jahren geboren werden, die Zahl der Knaben größer ſey, als der Mädchen, und daß

dieſe

dieſe ſich zu jenen verhalten, wie 20 zu 21, oder wie 25 zu 26.

Hierbey iſt nun aber dieſes das merkwürdigſte, daß dieſer Ueberſchuß von Knaben ſich faſt überall in einer völligen Gleichheit findet, und daß ſich hierin nicht der allergeringſte Unterſchied weder unter Städten und Dörfern, noch auch unter ganzen Provinzen und Ländern, bemerken läßt. England, Frankreich, Holland, Dänemark, Schweden, nach des Herrn Wargentins Zeugniß, kommen mit den Städten und Provinzen von Deutſchland völlig überein, wie die von Süßmilch aufgeſtellten Tabellen erweiſen. Iſt wohl der geringſte Grund der Wahrſcheinlichkeit vorhanden, daß es in Pohlen, Spanien oder Italien anders ſeyn werde?

Dieſer Ueberſchuß von Knaben befindet ſich nun, wie geſagt, in ſolchem Verhältniſſe, daß gegen 1000 Töchter mehrentheils 1040 bis 1050 Söhne kommen; ſelten kommen nur 1020 oder 1030, noch viel ſeltener aber 1100 und drüber; 1200 Söhne gegen 1000 Töchter hat Süßmilch unter allen von ihm berechneten Summen kein einzigesmal gefunden. Die Sache iſt werth, daß ich die Hauptverhältniſſe der mehrmahls erwähnten Süßmilchiſchen Tabellen hier vor Augen ſtelle.

I. Deuſchland.	Verhältniß der Töchter zu den Söhnen.			
1. Kurf. Brandenburg, 9 Jahre, wie	100: 106	oder 50:53	6	p.C.
2. Könıgreich Preußen 7 Jahre —	100: 104	— 25:26	4	—
3. Herz. Pommern 9 Jahre —	100: 105	— 20:21	$5\frac{1}{2}$	—
4. Neumark, 9 J.	100: 107	— 56:54	7	—
5. Herzgg. Magdeburg, 38 J. —	100: 104 meiſt	20:21 meiſt	5	—

 6.

	Verhältniß der Töchter zu den Söhnen.		
6. Fürſtent. Halberſtadt, 18 J. —	100: 104 oder 25:26	4	p. C.
7. Graf. Hohenſtein 9 Jahre —	100: 107 — —	7	—
8. Fürſt. Minden 9 Jahre —	100: 106 oder 50:53	6½	—
9. Herzogth. Cleve 6 Jahre —	100: 104 oder 25:26	4	—
10. Gedern, 6 J.	100: 105 — 20:21	5, meiſt 6	
11. Mörs, 6 J. —	100: 111 — 10:11	11	—
12. Oſtfriesland, 9 Jahr —	100: 106 — 50:53	6	—
13. Lingen, 9 J.	1000: 1037 meiſt 25:26	3¾	—
14. Tecklenburg, 9 Jahr —	100: 104 — —	4½	—
15. Schleſien, von einigen Jahren	100: 104 oder 25:26	4	—
16. Von allen Provinzen, in einigen Jahren —	1000:1049 meiſt 20:21	meiſt 5	—
17. Noch beſonders von den Städten der Kurmark —	100: 104 oder 25:26	4½	—
18. Von den Dörfer in ſelbiger, in 15 Jahren —	100: 104 — 25:26	4	—
19. Berlin, 40 J.	100: 105 — 20:21	5½	—
20. Wien, 27 J.	100: 103 — —	3	—
21. Dresden, 6 J.	100: 104 — 25:26	4	—
II. Frankreich.			
Paris, in 8 Jah.	100: 104 — 25:26	4	—
ebendaſ. ſ. Sulpice, 30 Jahre —	100: 104 — 25:26	4	—
III. Holland.			
Amſterdam —	100: 105 — 20:21	5, meiſt 6	
In holländ. Dörfern meiſt —	100: 103 — —	3	—
In der Stadt und Dörfern —	100: 104 — 25:26	4, meiſt 5	
In Leyden, in 50 Jahren —	100: 104 — 25:26	4	—

IV.

	Verhältniß der Töchter zu den Söhnen.		p. C.	
IV. Dännemark.				
Copenhagen und Stift Seeland	100: 105 —	20:21	5, meiſt $5\frac{1}{2}$	
V. Schweden.				
Nach Herrn Wargentins Angabe	100: 103 —	—	3	—
VI. England.				
London, 95 Jahre	100: 105 —	20:21	5, meiſt $5\frac{1}{2}$	
Nach der Shortiſchen Tabelle in vielen Städten	100: 104 —	25:26	$4\frac{1}{2}$	—
In vielen Dörfern	100: 105 —	20:21	5, meiſt 6	
In dieſen Städten und Dörfern zuſammen —	100: 105 —	20:21	5	—

Man ſiehet hieraus die Schranken, innerhalb welcher ſich der Ueberſchuß mehrentheils befindet. Die Verhältniſſe wie 20 zu 21 und wie 25 zu 26 ſind die häufigſten, oder es werden mehrentheils 4 bis 5 p. C. Söhne mehr geboren. Man kann von den Verhältniſſen wählen, welches man will. Will man aber unter beyden einem den Vorzug geben, ſo würde ich deshalb das wie 20 zu 21 wählen, weil es auf den größten Summen von allen preußiſchen Provinzen in etlichen Jahren, von den 95 Jahren in London und von den Shortiſchen großen Summen beruhet. Je größer die Summen anwachſen, deſto näher kommen ſie den wahren Geſetzen der Natur, und deſto mehr werden die Irregularitäten in kleinen Zahlen gleichſam verſchlungen.

Graunt hat die Regel angenommen, daß ſich die Töchter zu den Söhnen verhalten wie 13 zu 14, die er aus der Summe der gebornen Söhne und Töchter in London von 1629 bis 1661 angenommen, in welcher Zeit 130866 Töchter und 139782 Söhne geboren waren, welche ſich

ſich verhalten wie 1000 zu 1068, oder nahe wie 13 zu 14. Derham [1]) iſt dieſer Regel gefolgt, da die Gebornen in ſeinen Landpfarren damit übereingekommen, wiewohl ſie ſich in 100 Jahren auf dem Lande eigentlich verhalten, wie 1000 zu 1050, oder wie 20 zu 21. Herr Struyck [2]) hat nach einer andern Summe Jahre von London das Verhältniß wie 1000 zu 1060, oder wie 49 zu 52 angenommen. Er bemerket noch den höchſten und kleinſten Fall, da nach der Londner Liſte gegen 100 Knaben auf das höchſte 99, und auf das wenigſte 89 Mädchen gekommen ſind. Herr Kerſeboom [3]) hat zur Regel angenommen, daß die Mädchen zu den Knaben ſind wie 17 zu 18, und er beruft ſich deshalb auf die Londner Liſte. Herr Moivre [4]) hat ſich bey ſeiner Rechnung auch dieſes Verhältniſſes bedienet. King, der ſonſt nach dem Graunt zuerſt vielen Geſetzen der Ordnung am nächſten gekommen, hat dieſe Sache zu genau geſucht, indem er angenommen, daß das Verhältniß der Töchter zu den Söhnen ſey

in London, wie	10 zu 13
in andern Städten, wie	8 zu 9
und in den Dörfern und Flecken, wie	99 zu 100

Allein es erhellet ſchon überhaupt aus vorſtehendem Auszug aus den Tabellen, noch mehr aber aus den Tabellen ſelbſt, daß dieſer Unterſchied ohne Grund ſey.

Auch erhellet aus den verſchiedenen Verhältniſſen in der Londner Tabelle, daß ſich zwiſchen den

1) Physsco - theologic.
2) Inleiding Tom. 2. p. 337.
3) Eerſte Verhandeling tot een proeve etc. p. 7. §. 11.
4) Eſſay d'analyſe ſur jeux de hazard. p. 388.

den Verhältniſſen ein kleiner Unterſchied finde, nachdem man verſchiedene, mehrere oder wenigere Jahre zum Grunde der Rechnung legt, daher das erſte Verhältniß von 37 Jahren iſt wie $\frac{1000}{1061}$ das andere wie $\frac{1000}{1057}$, das dritte wie $\frac{1000}{1047}$, und das Hauptverhältniß von allen iſt $\frac{1000}{1055}$.

Nach dieſer Regel, 20 zu 21, kann man beſtimmen, wie viel unter einer gegebenen Summe von Gebornen Töchter und Söhne ſeyn müſſen. Z. B. Wenn unter 41 Gebornen 20 Töchter ſind, wie viel werden unter 100 tauſend Gebornen ſeyn? Es werden ſeyn 48780 Töchter und 51220 Söhne, und alſo werden 2440 Söhne mehr als Töchter geboren.

Will man ſich der Regel bedienen, wie 25 zu 26, ſo würden ſeyn

50981 Söhne
49019 Töchter, alſo 1962 Söhne mehr
100000

Auf etwas mehr oder weniger wird es bey dieſer Art Rechnungen niemand, der ihre Natur kennet, ankommen laſſen. Will man zwiſchen 4 und 5 p. C. das Mittel nehmen: ſo würde man ſich des Verhältniſſes wie 1000 zu 1045 am füglichſten bedienen können, da man denn die Sätze ſo machen müßte: Unter 2045 Gebornen ſind 1000 Mädchen, wie viel ſind ihrer unter 100000? Nach Abzug der gefundenen von der Summe aller Gebornen bleiben die Knaben übrig.

Es fragt ſich nun, ob dieſes Geſetz der Natur und Ordnung, nach welchem gegen 20 Mädchen 21 Knaben geboren werden, ganz allgemein ſey, und ob nicht Gründe und Erfahrungen vorhanden, nach welchen ſich muthmaſſen laſſe, daß im Orient das Gegentheil ſtatt haben müſſe?

Die

Die Sache verdient eine nähere Unterſuchung, da bisher faſt die mehreſten Gelehrten der Meinung geweſen, daß im Orient mehr Töchter als Söhne geboren würden. Es ſcheinet, daß die in den meiſten orientaliſchen Ländern übliche Vielweiberey dieſen Schluß veranlaſſet habe, indem man glaubt, daß ſie durch die Mehrheit der Mädchen verurſachet werde.

In der alten Naturlehre ſchloß man alſo: Starke Aeltern zeugen ſtarke Kinder. Nun aber ſind die Knaben ſtärker als die Mädchen; ſo ſind auch die orientaliſchen Völker ſchwächer als die, welche in Norden und in kältern Ländern wohnen, alſo werden hier mehr Töchter als Söhne geboren. Der erſte Satz hat ſeine Richtigkeit: fortes creantur fortibus, ſtarke und geſunde Aeltern zeugen ſtarke Kinder; ſo wie hingegen ſchwache und erſchöpfte Aeltern ſchwache Kinder zeugen. Dieſes beſtätiget die Erfahrung auf eine unſtreitige Weiſe. Es wird aber der Unterſatz nicht zugegeben, daß die orientaliſchen Völker ſollten ſchwächer ſeyn als die, ſo unter dem temperirten oder kalten Himmelsſtriche wohnen. Dieſe können mehr die Kälte vertragen, jene ſind aber mehr der Hitze gewohnt, und in derſelben dauerhafter, in welcher die Nordländer ſehr leicht hinzufallen pflegen, wie es die Erfahrung von den Ruſſen in Perſien beſtätiget hat. Ein armer und meiſt nackter Malabar arbeitet und läuft in der größten Mittagshitze, da ſich kein Europäer auszugehen trauet; er kann die Hitze des Sandes und der Steine mit bloſſen Füßen ertragen, die ein Europäer in Schuhen mit den ſtärkſten Sohlen nicht ertragen kann: der fette Europäer zerfließt in Schweiß, wird gleich abgemattet, und ſtehet wegen der inſolation oder des

coup

coup de ſoleil in Gefahr, da hingegen ein trockner und blos von Reiß und Waſſer genährter Malabar gegen alles geſichert iſt. Dieſer iſt alſo ſtärker und dauerhafter als ein Europäer. Dieſes iſt einem jeden bekannt, der zu Madras und in den dortigen Gegenden geweſen iſt. Eben ſo iſt es auch ein Vorurtheil, als wenn deshalb mehr Knaben müßten geboren werden, weil ſie ſtärker als die Mädchen ſind. Wenn der weibliche Körper auch in Vergleichung mit dem männlichen nicht ſcheinet zu einer gleichen Stärke aufgeleget zu ſeyn, wobey doch das meiſte auf die Art der Erziehung ankommt: ſo kann doch eine Frauensperſon in ihrer Art ſtark und robuſt ſeyn. Es würde aber auch noch zu unterſuchen ſtehen, ob nicht die größere Stärke der Mannsperſonen blos von der Uebung herrühre, da bekannt iſt, daß die Muskeln dadurch ihre Stärke erhalten. Doch dem ſey wie ihm wolle, ſo hat doch dieſer unerwieſene Satz verſchiedene Vorurtheile hervorgebracht. In dem apocryphiſchen Buche Eſra, einem unſtreitig ſehr alten Buche, wird daher geſchloſſen, daß eine Frau im Anfange mehr Söhne als Töchter zeugen müſſe, weil ſie noch ſtärker iſt, als nachher, wenn ſie ſchon einige Kinder gehabt. Allein die Erfahrung weiß hiervon nichts. Der bekannte Johannes Bodinus *) hat daraus, daß er die Einwohner der warmen Länder für ſchwächer gehalten, den Schluß hergeleitet, daß in ſelbigen mehr Frauensleute geboren würden. Der Herr Schmidt **) hat dieſer Meinung gleichfalls beygeſtimmt, und urtheilet bey Gelegenheit der Vermehrung der Kinder

*) In theatro naturae.

**) In ſeinem bibliſchen Mathematicus p. 41.

der Iſrael in Aegypten, daß ſodann, wenn das Geblüt mit überflüſſiger Feuchtigkeit angefüllet und wohl gar erkältet würde, mehr Töchter als Söhne gebohren würden. Er gedenket auch einiger Reiſebeſchreiber, welche bemerkt haben ſollen, daß die Tartarn deshalb mehr Söhne hätten, weil ſie arbeitſam und durch die öftern Feldzüge ausgehärtet wären, dahingegen die weichlichen und wollüſtigen Chineſer mehr Töchter zeugeten. Es wäre zu wünſchen, daß er die Bücher genannt hätte, woraus er dieſes genommen. Sonſt aber iſt bekannt, daß unter den Tartern in Thibet die Polyandrie im Schwange iſt, nicht, weil ſo viel weniger Töchter gebohren werden, ſondern weil ſie ſelbige an die benachbarten Völker verkaufen. So leicht kann man auf falſche Urſachen und dadurch in Vorurtheile verfallen.

Die Erfahrung widerlegt nun aber auch die Sache ſelbſt. Es iſt zuförderſt unſtreitig, daß der Bauer ſtärker und ausgehärteter iſt, als die mehreſten Einwohner in den Städten ſind. Nach dem vorigen Vorurtheile ſollte man alſo vermuthen, daß auf den Dörfern mehr Knaben als in den Städten müßten gebohren werden. Allein die Shortiſche Tabelle von England ſowohl als die von den Brandenburgiſchen Provinzen, zeigen nicht das geringſte von einem Unterſchiede, und es fallen die beſondern Regeln des Kings gänzlich hinweg. Die Verhältniſſe ſind an einem Orte ſo wie an dem andern.

Was aber den Orient betrift: ſo wird dieſes Vorurtheil ſowohl durch Zeugniſſe, als durch Beyſpiele widerlegt. Der Herr D. Maty hat dem Herrn Porter, engliſchen Geſandten zu Conſtantinopel, die Frage vorgelegt: ob es an

dem

dem ſey, daß, nach einiger Reiſebeſchreiber und politiſcher Schriftſteller Meinung, im Orient mehr vom weiblichen als vom männlichen Geſchlechte geboren würden? worauf dieſer geantwortet, daß es nicht an dem ſey, und ſey dieſes Vorgeben mehr in der Erdichtung der Reiſenden als in der Wahrheit gegründet; ſie wären zu dieſer Meinung durch die zahlreichen Harams einiger Reichen in großen Städten verleitet worden; es würden aber dieſe mehrentheils aus chriſtlichen Ländern jährlich, ja täglich dahin gebracht, und wären daher nicht als Eingebohrne, ſondern als Fremde zu betrachten. Doch hat Niebuhr auf ſeiner bekannten Reiſe alle Hausväter, die ihm in dem Oriente vorkamen, nach der Anzahl und dem Geſchlechte ihrer Kinder gefragt, und aus ihren Angaben einen großen Ueberſchuß an Mädchen gefunden. Man kann hieraus zwar nicht auf das Ganze ſchließen, weil dieſes immer nur einzelne Fälle ſind; allein ſollten in Aegypten, Arabien ꝛc., wo Niebuhr dieſes that, auch wirklich mehr Mädchen als Knaben gebohren werden: ſo muß man hierbey auch den Umſtand mit erwägen, daß das weibliche Geſchlecht dort zu Lande nur eine ſo kurze Zeit zum Gebähren fähig bleibt, und im 30ſten Jahre ſchon ganz abgelebt iſt, wogegen die Männer ein Alter wie die Europäer erreichen. Wenn alſo auch 2 Weiber auf jeden Mann gerechnet werden könnten: ſo würde die Natur ſie doch nicht zugleich, ſondern nach einander für den Mann beſtimmt haben.

Der berühmte Mairan *) hat den P. Parennin, Jeſuiten und Miſſionair in China, ſchrift-

*) Philoſ. Transactions. Vol. 49. p. 1.

ſchriftlich befragt, ob daſelbſt jährlich mehr Töchter als Söhne gebohren würden? Dieſer meldete ihm in ſeiner Antwort aus Peking vom 20. Sept 1740, wie er darüber mit verſchiedenen Chineſen geſprochen habe, die der Meinung geweſen, daß die Zahl meiſt gleich ſeyn würde. Und da er ihnen deshalb vorgeſtellet, daß es, wenn ſolches wäre, ungerecht ſeyn würde, mehrere Frauen auf einmal zu nehmen, indem auf die Weiſe denen, die ſich verheyrathen wollten, keine übrig gelaſſen würden: ſo hätten ſie ihm darauf geantwortet, daß unter ihrer Nation ſehr viel Verſchnittene und Arme wären, welche letztere ſich der Ehe, aus Furcht, daß ſie keine Frau und Familie erhalten könnten, freywillig begäben. Er bemerket noch, daß unter der vorigen Dynaſtie der kaiſerliche Hof und die Häuſer der Großen mit Verſchnittenen aus guten Häuſern angefüllt geweſen wären, weil viele von ihnen zu den höchſten Bedienungen des Reichs gekommen wären, und weil es damahls gewöhnlich geweſen, daß man alle häusliche Beſorgungen ihnen anvertrauet hätte. Jetzt aber hätte es ſich ganz geändert, indem die Tartarn ihnen nicht das geringſte Anſehn ließen, da ſie vormahls das in ſie geſetzte Vertrauen gemißbraucht, und die größten Unruhen im Reich verurſacht hätten; daher man denn auch jetzt unter den Verſchnittenen keine als nur vom geringſten Pöbel oder armen Bauersleuten fände, die keine Mittel hätten, um ſich zu verheyrathen. Der P. Perennin fügt noch hinzu, daß, wenn gleich unter den zu Peking Gebohrnen nicht mehr Töchter als Söhne wären, es doch nichts deſto weniger gewiß ſey, daß unter den nach Verlauf eines Jahres übrig gebliebenen die Zahl der

der Knaben ſehr viel größer als der Mädchen ſeyn würde, weil unter der großen Anzahl ausgeſetzter Kinder faſt nichts als Mädchen gefunden würden. Es geſchieht ſelten, daß unter 100 ausgeſetzten Kindern drey Knaben gefunden werden. Er beweiſet dieſes durch das einſtimmige Zeugniß derer, die von den Miſſionarien täglich ausgeſchickt werden, um dieſe unglücklichen Opfer des Elendes ihrer Eltern oder der Grauſamkeit ihrer Herren zu taufen. Er glaubt auch, daß es in andern großen Städten, wo viele Sklaven ſind, eben ſo ſeyn werde; da hingegen in kleinen Städten oder Dörfern, die nur von gemeinen Leuten und Ackerleuten bewohnet würden, die Ausſetzung der Kinder nicht geſchehe: und wenn ſie geſchehe, ſo wären es Mädchen oder Knaben, die dem Tode nicht entgehen könnten; zu den Knaben aber, die ſich wohl befänden, fänden ſich leicht Perſonen, die ſie an Kindesſtatt aufnähmen und erzögen *).

Süßmilch hat dieſerhalb auch an den königl. däniſchen würkl. Statsminiſter, Freyherrn von Bernſtorf geſchrieben, und um Liſten aus Oſtindien von den däniſchen Miſſionarien gebeten. Dieſes gab Veranlaſſung, daß der Miſſionar Wiedebrock unter dem 5. Septbr. 1758 eine Liſte aus Tranquebar überſandte, woraus ſich ergab, daß in 18 Jahren, nähmlich von 1740 — 1757 gebohren ſind:

I. bey der portugieſiſchen Gemeine.		II. bey der tamuliſchen Stadtgemeine.		III. bey der tamuliſchen Landgemeine.	
Mädch.	Knaben.	Mädch.	Knaben.	Mädch.	Knaben.
156	141	443	461	414	453

*) Lettres édifiantes et curieuſes, XXVI recueil, à Paris, 1743, p. 8.

Ferner ſind bey den portugieſiſchen und tamuliſchen Miſſionsgemeinen zu Madras ſeit 1730 bis 1758, nach des Miſſionairs **Fabricius** mitgetheiltem Auszuge,

gebohren 336 Kinder, worunter (164 Mädchen, (172 Knaben.

Bey der Miſſionsgemeine zu Cudulur ſind, nach dem Bericht des Miſſionairs **Hüttemann**, von 1750 bis 1757

gebohren 126 Kinder, worunter (63 Mädchen, (63 Knaben.

Bey allen Gemeinen ſind alſo gebohren

	Mädchen	Knaben
	156	141
	443	461
	414	453
	164	172
	63	63
zuſammen	1240	1290

Es ſind demnach nicht nur mehr Knaben gebohren, ſondern, welches überaus merkwürdig iſt, es verhalten ſich auch die gebohrnen Mädchen zu den Knaben gerade ſo wie in Europa, nähmlich wie 1000 zu 1040, oder wie 25 zu 26. Da nun der größte Theil dieſer in Oſtindien Gebohrnen von tamuliſchen Eltern geweſen iſt, die Stadt Tranquebar auf der Küſte Coromandel aber ohngefähr unter dem 12ten Grad nördlicher Breite, folglich in einem überaus heißen Himmelsſtriche liegt: ſo erhellet daraus, daß Hitze und Kälte in dieſes Geſetz der Natur keinen Einfluß habe, und ſolches zu ändern nicht vermögend ſey. Aus den einzelnen Jahren ſiehet man auch, daß es dort eben ſo gehe, wie hier in Europa, nehmlich, daß in kleinen Zahlen eine

öftere

öftere und große Abweichung von der Regel ſich finde, die aber verſchwindet, wenn die Zahlen zu etwas größern Summen erwachſen.

Da nun in dieſen Liſten nicht eine Spur einer Abweichung von unſerm Verhältniß iſt: ſo halte ich dafür, daß das Vorgeben derer, die dem Bodinus gefolget ſind, keine weitere Achtung verdiene.

Montesquiou erwähnet auch dieſer Ungleichheit zwiſchen den gebohrnen Knaben und Mädchen. Er führet den Arbuthnot an, welcher behauptet, daß in England mehr Knaben als Mädchen gebohren würden, meinet aber, daß man Unrecht habe, wenn man daraus geſchloſſen, daß ſolches in allen Climaten eben ſo ſey. Wenn ihm die vielen hier beygebrachten Beweiſe bekannt geweſen wären, würde er gewiß zugeſtanden haben, daß man mit Recht ſchließen könne, daß die Natur ſich auch in dieſem Stücke überall gleich ſey. Er führet an, daß nach dem Berichte der Reiſenden *) ſich zu Bantam zehn Frauensleute gegen eine Mannsperſon finden ſollen, und er ſchließet mit Recht daraus, daß dieſer beſondere Fall, wenn er richtig wäre, für die Polygamie ſeyn würde. Sodann führet er auch aus dem Kämpfer **) die Zahl der Menſchen zu Miaco, der Hauptſtadt in Japan, an, wo eine beträchtliche Zahl Frauensleute mehr geweſen. Der Kaiſer ließ im Jahr 1674 ſelbige zählen, da denn der Einwohner geweſen

vom weiblichen Geſchlecht 223573

 vom

*) Recueil de voyages, qui ont ſervi à l'établiſſement de la compagnie des Indes. Tom. I.

**) Deſcription du Japon. Tom. 1, l. 2. c. 5.

vom männlichen Geſchlecht 182070

Summe 405643

Mehr vom weiblichen 41503

Allein es läßt ſich hieraus nichts gegen das Verhältniß der gebohrnen Söhne und Töchter ſchließen, da bekannt iſt, daß in Japan die Vielweiberey üblich iſt, vorzüglich aber in der Hauptſtadt, wozu alſo mehrere Fremde weiblichen Geſchlechts erfordert werden. Es können auch noch andere Urſachen bey einer Hauptſtadt vorhanden ſeyn. Geſetzt aber auch, daß es in ganz Japan alſo ſey: ſo würde die Polygamie doch noch nicht viel dadurch gewinnen. Dieſer Ueberſchuß von 40000 Weibern würde doch nur gegen die 180000 vom männlichen Geſchlecht ſeyn, wie 1 zu $4\frac{1}{2}$; es würde alſo unter 4 bis 5 Männern nur einer zwey Frauen bekommen können, wenn ſie vertheilt werden ſollten. So viel würde nur daraus folgen, daß die Vielweiberey der Natur und natürlichen Gerechtigkeit nicht ganz zuwider ſeyn würde, wie ſie es jetzt bey der Gleichheit iſt.

Auf den Bericht von Bantam läßt ſich gar nicht bauen, da er nicht auf einer ſichern Rechnung beruhet. Man kennet die ſchlechte Zuverläſſigkeit vieler Reiſebeſchreiber, die nicht Gelehrte ſind, und die ſich bloß durch Vorurtheile und den Anſchein blenden laſſen. Da nun 1) dieſem Bericht das Zeugniß der Jeſuiten von China, 2) das Taufregiſter von Tranquebar, und ſelbſt 3) die Zählung von Miaco, wo gegen 4 Mannsperſonen nur 5 weiblichen Geſchlechts geweſen, entgegen ſtehet, ſo iſt man berechtiget, dieſe Nachricht gänzlich zu verwerfen. Hierzu kommt noch 4) das Zeugniß von Thibet in Aſi-

en,

en, woſelbſt mehr Knaben als Mädchen gebohren werden ſollen, daher die Lamas die Polyandrie verſtatten *).

Struyck hat noch eine Liſte von einem großen Handlungsplatze der Holländer in Oſtindien, nehmlich Batavia, die auch zur Widerlegung der Behauptung dienet, daß im Oriente mehr Weiber als Männer gebohren würden.

Auf dieſem Platze ſind gezählet im Jahr 1748

	Männer	Frauen	Söhn. über 14 Jahr	Töcht. über 14 Jahr	Söhn. unter 14 Jahr	Töcht. unter 14 Jahr
I. Innerhalb der Stadt						
Europäer	940	322	31	53	95	137
Meſtizen	132	227	36	45	85	77
Mardykers	408	634	120	132	138	130
Chineſen	710	365	16	31	103	111
Mohren und Gentiven	43	33	4	—	14	12
Maleyer u. Javanen	52	78	4	3	20	17
Baleiers u. Macaſſer	8	8	—	—	8	8
	2293	1667	211	264	457	492
Leibeigene	4838	3112	deren Kinder			776
Summe aller in der Stadt	7131	5079	alle Kind. zuſam.			2200
	14410					
II. In den Ommelanden oder um die Stadt herum.						
Niederländer	168	55	6	7	25	23
Meſtizen	126	174	36	40	78	75
Mardykers	1501	1938	411	424	763	661
Chineſen	4162	2235	416	294	1063	896
Amboineſen	155	165	25	29	60	38
Mohren	244	240	57	47	117	118
Maleyer	617	532	166	111	203	201
Macaſſer	1684	1543	384	335	691	596
Baleier und Javanen	11275	9310	2090	2531	3949	3860
	19932	16192	459	3818	6949	6468
Sclaven	6832	5729	deren Kinder			2114

Das Totale in und außer der Stadt iſt geweſen 87035

Freye Perſonen 63334, worunter (34433 vom männl.
(28901 vom weibl. Geſchl.

Dieſe ſind zu jenen, wie 21 zu 25.

 Bey

*) Du Halde deſcription de la Chine. Vol. 4. p. 461.

Bey dieſer Tabelle hätten zwar eigentlich die Ausländer weggelaſſen werden ſollen, weil von denen aus bekannten Urſachen mehr Männer als Frauen anweſend ſeyn müſſen; allein die Ueberzahl der Eingebohrnen iſt zu groß, als daß dadurch nicht das eigentliche Verhältniß zum Theil wieder hergeſtellet würde.

Worin dieſe bewundernswürdige Uebereinſtimmung der Verhältniſſe zwiſchen Knaben und Mädchen ſich gründe, iſt eine Frage, die man bey der Dunkelheit, die bis jetzt noch über dem Zeugungsgeſchäfte ruhet, nicht beantworten kann. Es muß uns deshalb genügen zu wiſſen, daß das angegebene Verhältniß überhaupt ſtatt findet.

Da nun alſo immer mehr vom männlichen als vom weiblichen Geſchlechte gebohren werden: ſo müſſen ihrer auch im Ganzen mehr leben, und folglich auch mehr ſterben. Dieſes beweiſen auch die Liſten der Geſtorbenen nach dem Geſchlechte, wovon Süßmilch unter andern in der beygefügten Tabelle A. eine Ueberſicht mitgetheilet hat. Die Sache kann nicht anders ſeyn. Jedoch finden ſich hier und da kleine Ausnahmen, die ſich aber leicht erklären laſſen, wenn man 1) bey großen Städten betrachtet, daß wegen des Luxus und der vielen Dienſtmägde die Zahl des weiblichen Geſchlechts leicht größer ſeyn könne, weil faſt jede Familie wenigſtens eine Magd braucht. Doch kann dieſes durch eine zahlreiche Garniſon, oder auch durch viele Geſellen bey blühenden Fabriken wieder erſetzt werden. Daher findet ſich hierin bey Städten nichts beſtändiges. Sodann muß man auch 2) bey ganzen Provinzen erwägen, ob die Zahl er Auswandernden groß oder klein ſey. Die

Zu Seite 680.

Tabelle A.

X

Liſte
der geſtorbenen nach dem Geſchlecht in einigen Provinzen und volkreichen Städten.

Jahre und Oerter.	weibliches Geſchlecht	männliches Geſchlecht	Verhältniß des weiblichen Geſchl. zu dem männl. wie
Mark Brandenburg 9 Jahre, v. 1751 bis 1759	93397	95732	1000 : 1025
Königreich Preußen, 7 Jahre, v. 1751 bis 1757	69656	71750	1000 : 1030
Herzog. Pommern, 9 Jahre, v. 1751 bis 1759	53052	52447	1000 : 988
Neumark, 9 Jahre, v. 1751 bis 1759	30696	30717	1000 : 1000
Magdeburg, 9 Jahre v. 1751 bis 1759	39201	39167	1000 : 999
Herzogthum Cleve, 6 Jahre, v. 1751 bis 1756	17997	18472	1000 : 1026
Geldern, eben die Jahre	4198	4622	1000 : 1101
In ganz Schleſien einige Jahre vor dem Kriege	87576	88037	1000 : 1005
in einigen andern vermiſchten Jahren	223152	221762	1000 : 993
In ſämtlichen preuſſiſchen Staaten einige Jahre vor dem Kriege	308630	315613	1000 : 1022
in einigen andern vermiſchten Jahren	277364	275678	1000 : 993

Jahre

Jahre und Oerter.	weibliches Geſchlecht	männliches Geſchlecht	Verhältniß des weiblichen Geſchlechts zu dem männlichen wie
In brandenburgiſchen Städten in 15 Jahren vor dem Kriege	40428	40747	1007
In brandenb. Dörfern in eben der Zeit	40781	43112	1000: 1057
In beyden zuſam.	81209	83859	1032
London, 1671 bis 1700, 30 Jahre	300304	322190	1000 : 1072
1701 = 1720, 20 J.	227283	226423	
1721 = 1740, 20 J.	271146	268701	
1741 = 1757, 17 J.	203691	197415	
In allen 87 Jahr.	1002424	1014729	1000 : 1002
Paris, zu S. Sulpice, 30 Jahre	24467	24073	1000 : 984
in der ganzen Stadt v. 1748 bis 1752 5 Jahre	43015	50331	1000 : 1169
Wien, v. 1720 bis 1746, 27 Jahre	79756	89758	1000 : 1125
Berlin, v. 1722 bis 1746, 25 Jahre	38860	43694	1000 : 1124

Ich hätte noch mehr Städte und Provinzen hinzufügen können, wenn ich es für nöthig gehalten hätte. Ordentlicher Weiſe müſſen mehr vom männlichen Geſchlechte ſterben, weil ihrer mehr geboren werden. Geſchiehts nicht: ſo müſſen die Urſachen im Kriege, Handlung, Fabriken, Schiffahrt, im Luxus oder auch in der Auswanderung geſucht werden, die bey der Unterſuchung eines jeden Orts leicht zu finden ſind.

Emigrirenden ſind mehrentheils vom männlichen Geſchlechte, Handwerksburſche und andere, die dem Brote nachgehen. Es kann eine Provinz mit dem Maß der Familien angefüllet ſeyn, die ſie braucht, und denen ſie Unterhalt geben kann. Dieſes veranlaſſet manchen, anderswo ſein Glück zu ſuchen. Eine weit ausgedehnte Schiffahrt kann auch viele Mannsperſonen wegnehmen, da bekannt iſt, daß, ſonderlich auf den weiten Reiſen nach Oſtindien, bey denen man die Linie paſſiren, und von der Hitze oder auch vom Scorbut vieles ausſtehen muß, ſehr viele Menſchen umkommen, die alle vom männlichen Geſchlechte ſind. Ferner muß man auch 3) die Zeiten betrachten, wo große Kriege geführt werden; daher es denn leicht kommen kann, daß hernach mehr vom weiblichen, als vom männlichen Geſchlechte ſterben. Jedoch kann ſolches nur ſo lange dauern, bis die Ungleichheit wieder durch die Mehrheit der gebornen Knaben gehoben iſt. Alle dieſe Umſtände müſſen wohl erwogen werden, wenn man die Zahlen der Geſtorbenen von beyden Geſchlechtern richtig beurtheilen will. Wenn in einer großen Stadt mehr Frauens- als Mannsleute befindlich ſind, wie vorher bey Miaco bemerket wurde: ſo kann man daraus nicht gleich ſchließen, daß es in der Welt mehr Perſonen weiblichen Geſchlechts gebe. Die vielen vom Lande in die Stadt hereingezogenen Mägde können es allein verurſachen.

Einer mehrern Betrachtung ſind die ſterbenden Kinder würdig, indem jederzeit mehr Knaben als Mädchen ſterben, und zwar iſt dieſer Ueberſchuß der ſterbenden Knaben größer als der gebornen, indem gegen 1000 ſterbende Mädchen 1080 Knaben, oder 27 Knaben gegen 25 Mädchen

chen ſterben. Hierdurch wird die Ueberzahl der mehr gebornen Knaben vielleicht ganz aufgehoben, ſo daß in dem Alter der Mannbarkeit wahrſcheinlich eben ſo viel Jünglinge als Jungfrauen vorhanden ſind *). Süßmilch hat zum Beweiſe der Sache die ihm zu Händen gekommenen Beyſpiele in einer Tabelle mitgetheilet, welche ich hier unter Lit. B. anfüge.

Aus ſelbiger iſt zu ſehen,

1) daß in der Kindheit jederzeit mehr Knaben als Mädchen ſterben. Dieſes erſtreckt ſich bis auf die ungebornen Kinder. Die Sache folgt zum Theil ſchon daraus, weil mehr Knaben zur Welt kommen, als Mädchen, weshalb alſo auch mehr ſterben müſſen; doch iſt dieſer Grund, wie jeder ſehen wird,

*) Süßmilch ſagt bey dieſer Gelegenheit: „Wenn die ſterbenden Mädchen ſich zu den ſterbenden Knaben eben ſo verhielten, wie die gebornen Mädchen zu den Knaben, das iſt, wenn gegen 20 Mädchen 21 Knaben, oder 26 Knaben gegen 25 Mädchen ſtürben: ſo würde ſich unter beyden Geſchlechtern die vollkommenſte Gleichheit finden, die man nur verlangen könnte. Da aber gegen 1000 ſterbende Mädchen 1080 Knaben, oder 27 Knaben gegen 25 Mädchen ſterben: ſo erhellet daraus, daß ſich in dieſem Theile des menſchlichen Geſchlechts, nähmlich in der Kindheit und Jugend eine, wiewohl geringere, Ungleichheit befinde, und daß daher um die Zeit der Mannbarkeit etwas mehr Jungfern als Junggeſellen vorhanden ſeyn müſſen." — Dieſer Schluß des verdienten Süßmilch iſt indeſſen nicht ganz richtig; denn von allen Kindern ſtirbt in den erſten 7 Jahren ja etwa nur ein Drittel oder etwas mehr. Wenn alſo bey dieſem Drittel auch das Verhältniß von 20 Mädchen zu 21 Knaben ſtatt fände: ſo würde bey den übrigen zwey Dritteln dieſes auch noch der Fall, und mithin die Zahl der lebenden Knaben immer noch größer als die Zahl der lebenden Mädchen ſeyn. Nur in dem Falle, wenn dieſes Verhältniß durch ein größeres Sterbequantum an Knaben überſchritten wird, kann die Zahl der lebenden Knaben mit der Zahl der lebenden Mädchen übereinſtimmend werden.

Zu Seite 682.

Tabelle B.

X

Liſte
der geſtorbenen Kinder nach dem Geſchlecht.

Jahre und Oerter	Töchter	Söhne	Verhältniß der geſtorbenen Töchter zu den Söhnen wie
In ganz Pommern bis zum 7. Jahre des Alters			
1748	1418	1625	
1749	1300	1524	
1750	1526	1623	
1751	2693	2885	
1752	2799	2878	
1753	1963	2125	
1754	1662	1738	
1755	1645	1912	
1756	1633	1714	
Summa 9 Jahre	16639	18024	1000: 1083
Mittelzahl	1848	2002	oder 25 : 27
Vom 7ten bis zum 14ten Jahre			
1748	202	238	
1749	217	196	
1750	183	201	
1751	308	339	
1752	437	397	
1753	274	251	
1754	202	211	
1755	218	249	
1756	225	267	
Summa 9 Jahre	2266	2349	1000: 1036
Mittelzahl	251	261	meiſt 25:26
Tot. bis zum 14 J.	18905	20373	1000: 1077
Mittelzahl	2100	2263	meiſt 25:27

Jahre und Oerter	Söhne	Töchter	Verhältniß der geſtorbenen Töchter zu den Söhnen wie
Wien 1720	1425	1684	
1721	1437	1677	
1722	1430	1551	
1723	1632	1758	
1724	1698	1905	
1725	1660	1865	
1726	1733	1951	
1727	1788	2001	
1728	1869	2083	
1729	1855	2042	
Summe, 10 Jahre	16427	18519	1000 : 1127
1730	2075	2189	
1731	1802	1942	
1732	2368	2510	
1733	1851	2010	
1734	1578	1775	
1735	1600	1770	
1736	2113	1290	
1737	1936	2167	
1738	2192	2339	
1739	1651	1776	
Summe, 10 Jahre	19166	19768	1000 : 1138
1740	1712	1888	
1741	1730	1851	
1742	1585	1599	
1743	1325	1558	
1744	1052	1235	
1745	1116	1240	
1746	1391	1486	
Summe, 7 Jahre	9911	10857	1000 : 1095
Tot. von 27 Jahren	45504	49144	1000 : 1080 oder 25 : 27

Jahre und Oerter	Töchter	Söhne	Verhältniß der geſtorbenen Töchter zu den Söhnen wie
Fortſetzung.			
1748	1181	1238	
1750	1226	1329	
1751	912	1019	
1752	1062	1156	
Summe, 4 Jahre	4381	4742	1000 : 1082 oder 25 : 27
Paris. Bey S. Sulpice in 30 J. in einem Alter			
v. 0 bis 1 Jahr	4615	5718	
v. 1 bis 5 Jahren	6093	5925	
v. 5 bis 10 Jahren	1536	1597	
v. 10 bis 20 Jahren	702	786	
Summe	12946	14026	1000 : 1083 oder 25 : 27
Dresden 1747	568	691	
1748	576	692	
1749	570	665	
1750	591	709	
1751	547	619	
1752	521	564	
Summe, 6 Jahre	3373	3940	1000 : 1168
Todtgeborne in 6 J.	295	422	
Wittenberg 1740 bis 1750	591	675	1000 : 1142
Todtgeborne	37	66	

wird, nicht hinreichend, dieſes zu erklären. Aber auch hier findet ſich

2) eine vortreffliche Ordnung und ein beſtändiges Verhältniß in etwas großen Zahlen. Wen ſetzt es nicht in Verwunderung, wenn man hier die vortreffliche Uebereinſtimmung zwiſchen Pommern, Wien und Paris unter den geſtorbenen Mädchen und Knaben wahrnimmt? In dieſen 3 Oertern und Gegenden iſt das Verhältniß der geſtorbenen Mädchen zu den Knaben, wie 25 zu 27.

Es iſt alſo kein Zweifel, daß dieſes Verhältniß das Mittel von allen übrigen in eben ſo großen Summen ſeyn werde, als worauf man jederzeit Regeln bauen muß.

Es ſterben alſo jederzeit $\frac{2}{25}$ oder ohngefähr $\frac{1}{12}$ Knaben mehr als Mädchen. Da aber das Verhältniß der gebornen Mädchen zu den Knaben wie 20 zu 21, oder wie 25 zu 26 iſt, folglich $\frac{1}{25}$ Knaben mehr geboren wird: ſo wird das eine fünf und zwanzigſte Theil der mehr ſterbenden Knaben dadurch wieder erſetzt, und es ſtirbt alſo nur, wenn beydes gleich geſetzt wird, $\frac{1}{25}$ Knaben mehr, wogegen aber der Ueberſchuß an Knaben bey den noch Lebenden in Abrechnung kommt.

Es bleiben alſo von allen gebornen Kindern vielleicht eben ſo viel Knaben als Mädchen am Leben, die bis zu den Jahren der Mannbarkeit kommen. Wenigſtens ſieht man, daß kein beträchtlicher Unterſchied ſtatt finde, und es nicht hindere, zwiſchen beyden Geſchlechtern eine Gleichheit anzunehmen.

Ich kann mich hier in die Urſachen nicht einlaſſen, woher es komme, daß mehr Knaben als Mädchen ſterben. Die Knaben ſcheinen ſtärker und dauerhafter zu ſeyn, und ſollte man das Gegentheil daher ſchließen, das doch nicht ſtatt hat.

Ob

Ob die Urſache in den Nerven oder in andern Dingen liegt, mögen die Aerzte entſcheiden.

Graunt, Derham und andere haben die Abſicht und Endurſache des Schöpfers, weshalb aufs Hundert 4 bis 5 Knaben mehr als Mädchen geboren werden, darin geſucht, daß dadurch der größere Abgang des männlichen Geſchlechts, ſo durch den Muthwillen der Knaben, durch Strapazen und gefährliche Arbeiten, durch Krieg, Schiffahrt und Emigration geſchiehet, erſetzet, und die Gleichheit zwiſchen beyden Geſchlechtern erhalten werde, damit alſo zu der Zeit, da man heyrathet, ein jedes Geſchlecht ſeines gleichen finden könne. Süßmilch, der, wie aus der vorſtehenden Note zu ſehen iſt, glaubt, daß wirklich mehr Jungfrauen als Jünglinge zum mannbaren Alter gelangen, antwortet hierauf: „Wie ſoll man nun aber hiermit die vorhergehende Beobachtung vereinigen, nach welcher gleich in der Kindheit mehr Knaben als Mädchen ſterben, dergeſtalt, daß nicht nur die 4 bis 5 aufs Hundert mehrere Knaben gleich wieder durch den Tod hinweggenommen werden, ſondern daß ſogar aufs Hundert 4 bis 5 Mädchen mehr am Leben bleiben, und bis zu der Mannbarkeit hin leben, daß alſo um dieſe Zeit mehr Jungfern als Junggeſellen vorhanden ſind? Ich geſtehe, daß mir dieſe Sache lange Zeit ein unauflösliches Räthſel geweſen, bis ich endlich deſſen Auflöſung in der größern Zahl der Wittwen, die wegen moraliſcher Hinderniſſe unverheyrathet bleiben, meine gefunden zu haben.“ — Nach einer richtigern Rechnung ergiebt ſich indeß, wie ich eben zeigte, daß im mannbaren Alter die Zahl beyder Geſchlechter wahrſcheinlich faſt gleich ſey.

Um

Um übrigens das Verhältniß der Geſchlechter zu einander in ganzen Provinzen und großen Städten kennen zu lernen, will ich noch folgende Angaben herſetzen:

Nr. 1.

In allen Städten der alten preußiſchen Staaten, Geldern ausgenommen, waren im Jahr 1738, ſeit welcher Zeit ſie ſich aber ſo, wie Berlin, ſehr vermehrt haben,

Männer u. Wittwer	137012	158290	Fr. u. Wittwen
Söhne	129187	137505	Töchter
Handwerksgeſellen	20719		
Lehrjungen	17909		
Knechte u. Laquayen	13850	51388	Dienſtmägde.
Sum. männl. Geſch.	318677	347183	weibl. Geſchl.
	347183		
Totale aller Einwoh.	665860		
	28506		mehr vom weibl. Geſchl.

Nr. 2.

In Berlin waren im Jahr 1737

Männer u. Wittwer	14660	16337	Fr. u. Wittwen
Söhne	11234	13672	Töchter
Handwerksgeſellen	3694		
Knechte und Diener	1653	5198	Dienſtmägde.
Lehrjungen	1749		
Sum. männl. Geſchl.	32990	35207	weibl. Geſchl.
	35207		
	68197		
	2217		mehr vom weibl. Geſchl.

Im

Im Jahr 1747 waren nach der vom Polizeydirectorio geſchehenen ſehr genauen Zählung

Männer u. Wittwer	16344	20984	Fr. u. Wittwen
Söhne	14005	16675	Töchter
Handwerksgeſellen	3969	8279	Mägde
Lehrjungen	2076		
Knechte und Diener	2722		
Summa männl.	39116	45938	weibl. Geſchlecht.
	45938		
	85054		
	6822 mehr vom weibl. Geſchl.		

Nr. 3.

In der Stadt Brandenburg in der Kurmark lebten im Jahr 1736.

Männer	1640	2260	Frauen
Söhne	1663	1696	Töchter
Geſellen	324	502	Mägde
Knechte	78		
Lehrjungen	183		
Summa männl.	3888	4458	weibl. Geſchlecht.
	4458		
Totale	8346		
	570 mehr vom weibl. Geſchl.		

Nr. 4.

In 4 Aemtern, wozu 50 Dörfer gehören, 8 Meilen von Berlin, lebten im Jahr 1738

Männer	1467	1459	Frauen
Söhne über 12 Jahr	513	576	Töchter über 12 J.
Söhne unter 12 J.	1330	1184	Töchter unter 12 J.
Knechte	972	651	Mägde, große
Dienſtjungen	364	87	Dienſtmädchen
Hausleute, Männer	260	441	Frauen
Alte Aeltern, Männer	127	259	Frauen
	5033	4657	
	4657		
Totale	9690		
	376 mehr vom männl. Geſchl.		

Nr.

Nr. 5.

In 2 andern Aemtern, wozu 35 Dörfer gehören, bis 4 Meilen von Berlin, lebten im Jahr 1738

Männer	821	862	Frauen
Söhne über 12 Jahr	509	402	Töchter über 12 J.
Söhne unter 12 Jahr	594	578	Töchter unter 12 J.
Knechte	374	296	Mägde
	2298	2138,	
	2138		
	4436		
	160 mehr vom männl. Geſch.		

Hierüber laſſen ſich noch einige Anmerkungen machen.

1) Man kann die Tabelle von allen Städten (Nr. 1.) zum Grunde legen, um darnach andere Städte zu berechnen, wenn man die Summe aller Einwohner hat. Z. B. wenn eine Stadt 1000 Einwohner hat, ſo macht man den Satz alſo: Wenn unter 665860 Einwohnern 147012 Ehemänner und Wittwer ſind, wie viel werden dieſer unter 1000 Einwohnern ſeyn? u. ſ. w.

2) Eben ſo kann man nach Nr. 4. oder 5. das Verhältniß der verſchiedenen Einwohner eines Dorfs finden, der Ehemänner und Frauen, der Kinder und des Geſindes, u. ſ. w.

3) In Städten leben mehr Frauensleute, auf den Dörfern mehr vom männlichen Geſchlecht. Die Urſache läßt ſich leicht einſehen, und ſie zeigt ſich in der großen Menge Dienſtmägde, die größtentheils vom Lande in die Städte ziehen. Der Knechte und Diener ſind in Städten lange nicht ſo viel, wie an Berlin zu ſehen. Die Geſellen und Lehrjungen bey den Handwerkern ſind mehrentheils Bürgerkinder. Das männliche Geſchlecht

ſchlecht auf den Dörfern bleibt gröſtentheils bey der Ackerwirthſchaft, und iſt auch dabey nöthig.

4) In den Städten iſt die Zahl der Töchter merklich gröſser als der Söhne. (N. 1. und 2.) Das iſt natürlich, indem die Söhne gemeiner Bürger, deren die meiſten ſind, ſehr zeitig wieder zu Handwerkern gebracht werden, daher ſich ein groſſer Theil derſelben unter den Lehrjungen und Geſellen befindet. Die Töchter gemeiner Bürger bleiben länger in den Häuſern ihrer Aeltern.

Auf dem Lande ſind aber mehr Söhne und Knechte, als Töchter und Dienſtmägde. Man ſieht daraus, wie groß die Zahl der Mägde ſey, die in die Städte ziehen.

5) Es könnte auch noch das Verhältniß der Kinder zu der übrigen Zahl der Menſchen hierdurch beſtimmet werden, wenn nicht ſolches richtiger im folgenden, wo von den Sterbenden nach dem Alter gehandelt werden wird, geſchehen würde.

6) So läßt ſich auch die Zahl der ſtreitbaren und zum Dienſt des Vaterlandes im Nothfall tauglichen Männer daraus ziemlichermaßen beurtheilen. Z. B. nach Nr. 4. waren in 50 Dörfern, oder unter 9690 Seelen 972 Knechte. Der zehnte Lebende iſt alſo ein Knecht. Wenn wir nun alle Wirthe und auch die Hausleute und Tagelöhner bey der Wirthſchaft laſſen, man läſſet ihnen auch alle Söhne über 12 Jahr, worunter ebenfalls viele, ja die meiſten Erwachſene ſind, die den Aeltern dienen: ſo ſcheinet es im Nothfall möglich zu ſeyn, daß der Landesherr auf $\frac{1}{10}$ aller ſeiner Unterthanen Rechnung machen, und dieſe im Kriege brauchen könne. Es iſt gut, wenn es niemals dahin kommt, weil der Land-

mann

mann nicht ohne Noth Knechte halten wird. Die Wirthſchaft und Beſtellung des Ackers würde alſo in dem Fall allerdings leiden, aber doch noch beſtehen können, zumal wenn die Frauensleute auch mit Hand anlegten, welches bey verſchiedenen Arten der Arbeit wohl geſchehen kann. Wenn aber mehr als der zehnte zum Dienſt ausgehoben würde: ſo würde ſchon mancher Hof in der Beſtellung des Ackers nicht fortkommen können.

Aus dem bisherigen erhellet, daß man ohne alles Bedenken zwiſchen beyden Geſchlechtern eine Gleichheit annehmen könne, beſonders in den Jahren der Mannbarkeit, da ein jeder Junggeſelle ſeines gleichen zur Ehe haben kann.

Können und müſſen wir alſo um die Zeit des Heyrathens, als worauf hier vornehmlich geſehen wird, eine Gleichheit zwiſchen den beyden heyrathenden Theilen annehmen: ſo iſt von ſelbſt klar, daß die polygamia simultanea, oder die Ehe mit vielen Weibern zugleich, gänzlich hinweg fallen müſſe, und daß ſie kein Staat verſtatten könne, wo er nicht gegen ſeine Unterthanen die größte Ungerechtigkeit begehen, und ſich ſelbſt dadurch den größten Schaden zufügen wollte. Gott hat die Welt und die menſchliche Natur ſo eingerichtet, daß durch eine Gehülfinn die Mühſeligkeit dieſes Lebens erleichtert wird. Ein jeder hat alſo vom Schöpfer das Recht erhalten, ſich mit einer ſolchen Gehülfinn und Freundinn zu verbinden. Die Weisheit hat ferner die Triebe zur Zeugung in die menſchliche Natur gelegt, und es kann keinem das Recht genommen werden, dieſen Trieben in der rechten Ordnung eine Genüge zu leiſten. Wer aber andern die Mittel zu dieſem Glücke des Lebens benimmt, der handelt gegen die von dem weiſen Urheber der Natur ein-

 geführte

geführte Ordnung. Dieſes würde nun aber geſchehen, wenn man die Vielweiberey, ja nur die bigamie oder die Ehe mit zwey Weibern zugleich verſtatten wollte. Zwar würden nicht alle Menſchen ſich zu mehr als einer Frau entſchließen, weil ſie die Vielheit der Kinder fürchten würden, aber es würden doch in jedem Staat ſich viele Tauſende dazu entſchließen. Und ſo würde augenblicklich eine große Anzahl Menſchen ohne Frauen bleiben müſſen, wie es wirklich in den orientaliſchen Ländern geſchieht; oder man müßte ſie aus den benachbarten Ländern rauben oder erkaufen, und dadurch würde wieder der Nachbar leiden, der übrigen ſchrecklichen Folgen hier nicht einmal zu gedenken.

Man ſiehet zugleich, daß die Vielweiberey nicht an ſich ſchlechterdings (abſolute), ſondern nur in Betrachtung des angeführten Grundes der Gleichheit beyder Geſchlechter und der allgemeinen und natürlichen Rechte der Menſchheit, eine Uebertretung der Geſetze ſey (reſpective). Wenn daher das jetzige Verhältniß beyder Geſchlechter durch eine Aenderung der jetzigen Ordnung der Natur aufgehoben würde, daß gegen einen Mann zwey Weiber vorhanden wären: ſo würde die Vielweiberey aufhören, Unrecht zu ſeyn, und ſie würde gar in eine Pflicht verwandelt werden. So lange aber die jetzige Ordnung der Natur beſtehet: ſo lange kann ſie nicht ohne Ungerechtigkeit verſtattet werden, wiewohl es Fälle geben kann, wo man auch bey der jetzigen Einrichtung eine Ausnahme geſtatten möchte, ſo wie zum Beyſpiele Luther dem Landgrafen Philipp von Heſſen die zweyte Frau zu nehmen erlaubte. Jedoch würde bey der Ertheilung ſolcher Erlaubniß und bey ſolcher Ausnahme vom Geſetz die

größte

größte Behutſamkeit nöthig ſeyn. Sie müßte nicht ohne die größte Schwierigkeit und ohne den klareſten Erweis der allerdringendſten Urſachen ertheilet werden, weil ſonſt in kurzer Zeit der größte Misbrauch ſolcher Erlaubniß ſtatt finden, und die erwieſene Verletzung der Rechte der Menſchen ſehr bald einreißen würde. Die Diſpenſationen vom Geſetze ſind mehrentheils die Urſache ſeiner Entkräftung, und die gut gemeinten Ehegeſetze des Cäſars und Auguſts verloren nachher gar bald durch die häufigen Diſpenſationen alle ihre Kraft und Wirkungen. Aehnliche Erfahrungen und Beweiſe hiervon finden ſich in allen Reichen. Und ſo würde es hier auch gehen, wenn nicht die größte Schärfe, und zwar beſtändig, hierbey beobachtet würde. Daher noch die Frage entſtehet, ob es nicht beſſer und der Weisheit gemäßer ſey, es auch in dieſem Stücke bey dem jetzigen allgemeinen Verbote zu laſſen, und lieber einige wenige Perſonen etwas leiden zu laſſen, als die Rechte des menſchlichen Geſchlechts und die Bevölkerung des Staats, die bey der Monogamie am beſten ſtatt hat, durch den beſorglichen und ſo leichten Mißbrauch der Diſpenſation in die größte Gefahr zu ſetzen? —

Bey der Betrachtung mehrerer Sterbeliſten entdeckt man gewiſſe allgemeine Regeln, nach welchen die Dauer des Lebens aller Menſchen auf dem Erdboden beſtimmt iſt. Wenn tauſend ſterben, ſo iſt darunter überall eine meiſt gleiche Anzahl von 20, 50, 60, 80 jährigen. Die Climate und die Verſchiedenheit der Nahrungsmittel ſcheinen faſt gar keinen Einfluß zu haben, daß ſie eine Veränderung in dem Verhältniß der Sterbenden in jedem Alter zu der Summe der Geſtorbenen hervorbringen könnten. Blos die

Lebensart, die moraliſchen Umſtände des Lebens, das Laſter und die Tugend, die Weichlichkeit und die Arbeitſamkeit, verurſachen einen kleinen Unterſchied zwiſchen den Sterbenden auf dem Lande und in großen Städten.

Dieſe Ordnung in der Sterblichkeit wird deshalb ein jeder bewundern müſſen, der auf die große Verſchiedenheit der Urſachen des Todes und auf die Menge der Krankheiten Acht hat, die alleſammt ſich zu dem Ziele vereinigen, daß ſie in einer jeden Periode des Alters die von der Hand des Regierers der Welt beſtimmte Anzahl der Menſchen dem Tode überliefern. So ſehr die Krankheiten auch unter ſich verſchieden ſind: ſo iſt doch unter ihnen eine Uebereinſtimmung zur Erreichung eines feſtgeſetzten Zwecks. Die mancherley Arten der Fieber, Dyſenterien, Geſchwulſten, Waſſerſuchten, Geſchwüre, auszehrenden Krankheiten, Maſern, Pocken, convulſiviſche Zufälle, alle dieſe Feinde des menſchlichen Lebens haben, im Ganzen genommen, ihre abgeſteckten Gränzen, vermöge welcher ſie nur eine gewiſſe Anzahl zu dem in jedem Alter gewöhnlichen Maße des Todes abliefern.

Für diejenigen, welche gleich eine Uebersicht dieſer Ordnung in der Sterblichkeit haben wollen, muß ich nachſtehende kleine Tabelle von den während 30 Jahren in London Geſtorbenen einrücken. Unter jedem Tauſend Geſtorbenen in 30 Jahren ſind nähmlich geweſen:

	in den er- 5 Jahren	in den 2ten 5 Jahren	in den drit- ten 5 Jahr.	in den vier- ten 5 Jah.	in den fünf- ten 5 Jahr.	in den ſech- ten 5 Jahr.	in allen 30 Jahren
v. 0 bis 2 J.	379	3[illegible]3	350	347	348	362	364
2 — 5	83	93	8[illegible]	82	79	91	86
6 — 10	36	37	35	36	32	31	34
11 — 20	32	30	32	31	30	28	30
21 — 30	77	71	79	82	85	74	78
31 — 40	92	90	97	97	103	94	95
41 — 50	91	89	101	105	106	96	98
51 — 60	73	75	84	80	83	84	80
61 — 70	64	58	80	63	67	67	63
71 — 80	42	38	48	51	44	47	45
81 — 90	26	22	22	22	20	23	23
91 — 100 und drüber	5	4	4	4	3	3	4
Totale	1000	1000	1000	1000	1000	1000	1000

Kann man wohl etwas Uebereinſtimmenderes verlangen? Man betrachte die Zahlen der Kinder, die bis zum 2ten Jahre des Lebens geſtorben ſind, unter welchen der größte Abſtand von einander nur 46 beträgt. In den andern Perioden kommen die Zahlen in den 6 Quinquennis ſich mehrentheils ganz nahe.

Um aber die Größe dieſer Uebereinſtimmung noch mehr einzuſehen: ſo bedenke man, daß dieſes eine Tabelle von London iſt, von der Stadt, wo alle möglichen Urſachen zur Störung der Ordnung zuſammen zu kommen ſcheinen. Die größte Schiffahrt, die größte Handlung, der größte Reichthum und deſſen Misbrauch, die größten Debauchen, die wegen der Größe des Orts von vielen jungen Leuten und vom Pöbel unerkannt geſchehen können, und wozu ſich daſelbſt alle mögliche Gelegenheiten finden. Sollte man in dieſem Sitz alles moraliſchen Unordnungen wohl

eine ſo große phyſicaliſche Ordnung vermuthen? Dieſe zeigt ſich aber nicht nur, ſondern ſie übertrifft in der That alle unſere Erwartung. Und ohnerachtet in dieſen 30 Jahren auch viele epidemiſche Jahre untergelaufen, da die Pocken und die Fieber ſtark gewütet haben: ſo ſiehet man doch hieraus, daß die daher in einzelnen Jahren entſtehenden Anomalien im Ganzen faſt unmerklich werden, wenn man 5 Jahre und alſo größere Summen zuſammen rechnet. Und wenn man die Jahre der Ausſchweifungen vom zwanzigſten bis zum ſechzigſten Jahre anſieht: ſo findet man auch hier eine eben ſo große Zuſammenſtimmung der Zahlen in den 6 Quinquenniis. Dies ſind die Jahre, worin London von den Sterbenden in andern großen Städten am meiſten abweicht, und mehr Todte hat, weil anderswo die Ausſchweifungen nicht ſo groß ſind. Unterdeſſen iſt doch in London ſelbſt und unter ſich, ja man kann ſagen, auch in der größten Unordnung eine Ordnung *).

Unterſchied der Sterblichkeit unter den Landleuten und Einwohnern der Städte und der Dauer des Lebens.

In der Sterblichkeit unter den Einwohner der Dörfer, der mittlern und der großen Städte findet ſich aber ein großer Unterſchied, dergeſtalt daß

*) Bey dieſen Berechnungen muß man ſich auch, ſo viel möglich, großer Zahlen und mehrerer Jahre bedienen. Wollte man aus den 30 Jahren einige einzelne heraus nehmen: ſo würden ſich in verſchiedenen Perioden merklichere Abweichungen zeigen. Daher verdienen diejenigen Verhältniſſe den Vorzug vor den andern, welche ganze Provinzen, oder viele Jahre von einer Stadt, oder viele Städte, oder viele Dörfer von vielen Jahren zum Grunde haben.

daß z. B. in London einer von 25, unter den Landleuten dagegen nur einer von 42 bis 43 ſtirbt. Dieſes macht es der Mühe werth nachzuſehen, in welchen Perioden des menſchlichen Alters ſich dieſer Unterſchied am meiſten zeige, damit allenfalls der Menſch gewarnet werde, die Klippen zu vermeiden, woran er leicht ſcheitern, und zu Grunde gehen kann.

Um nun dieſes deſto leichter einzuſehen: ſo will ich

1) zuerſt einige Liſten vom Lande, ganzen Provinzen und ausgeſuchten Perſonen, wie die Kloſterleute und Tontiniten ſind, ſodann

2) von einigen Städten herſetzen, und dann

3) die General-Liſten von beyden in Vergleichung bringen.

Tabelle von den Landleuten und ausgeſuchten Perſonen.

Unter jedem Tauſend Geſtorbener ſind geweſen.

Alter.	Branden. Dörfer A Kirchſpiel Meſſow	B Aller Dörfer	Schweden C 6 gute Provinzen	D andre epidemiſche	Mittelverhältniß A — D	in Paris E Benedictin. Mönche	F Nonnen	G Tontiniſten	Mittelverhältniß A — G.
v. 0 bis 1 J.	254	241	226	260	245				245
1 — 2	49	59	100	104	78				78
0 — 2	303	3[illegible]0	326	364	323				323
3 — 5	61	70	47	56	59			45	
0 — 5	364	370	373	420	382				382
6 — 10	52	58	33	48	48			35	
0 — 10	416	428	406	468	430				430
11 — 15	32	26	26	24	27			21	
16 — 20	21	26	21	22	22			22	
0 — 20	469	480	453	514	479				479
21 — 25	26	32	24	24	26	21	20	26	25
26 — 30	12	27	25	26	23	21	21	26	22
31 — 35	25	26	25	28	26	22	24	26	25
36 — 40	30	33	27	30	30	29	24	25	28
41 — 45	26	30	35	29	30	30	29	24	29
46 — 50	33	34	35	30	33	37	29	27	32
51 — 55	35	38	36	31	35	44	37	36	37
56 — 60	58	54	41	33	47	50	44	41	46
21 — 60	245	274	248	231	250	254	228	231	244
1 — 65	65	58	51	50	56	57	56	45	54
66 — 70	64	58	57	49	57	63	56	56	58
71 — 75	71	60	58	52	60	61	61	66	61
76 — 80	45	33	49	40	42	50	56	61	47
81 — 85	28	21	40	34	31	26	44	46	34
86 — 90	7	9	26	18	15	10	15	24	15
91 — 95	3	4	18	12	9	2	7	8	7
96 — 100	3	2			1				1
über 100		1							
61 — 100	286	246	299	255	271	269	295	306	277
Totale	1000	1000	1000	1000	1000				1000

Aus vorſtehender Tabelle erhellet nun, daß die Benedictinermönche in Paris, die Landleute in der Mark Brandenburg und die Schweden in einem meiſt gleichen Verhältniſſe ſterben. Der Anblick der Tabelle beweiſet es, und man findet ſogar in manchen Quinquenniis ganz gleiche Zahlen der Geſtorbenen. Hin und wieder ſind zuweilen kleine Abweichungen, die aber in der That nichts bedeuten und alle verſchwinden würden, wenn man ſtatt 31 brandenburgiſcher Dörfer 100 und mehr hätte berechnen können; denn je größer die Summen, deſto mehr verſchwinden die Irregularitäten in den kleinern Theilen.

Die Tontiniten und die Nonnen kommen den märkiſchen Bauern vom 36ſten bis 75ſten Jahre nicht ſo ſehr nahe, als die Mönche, den ſechs guten Provinzen von Schweden aber kommen ſie im Ganzen deſto näher. Man muß aber auch bedenken, daß bey dieſer Rechnung von Schweden 6 ganze Provinzen und ein gutes geſundes Jahr in denſelben zum Grunde gelegt worden.

Die Nonnen und Tontiniten in Paris leben etwas länger, und werden älter, als die Mönche und andere Landleute. Es wird vom weiblichen Geſchlecht nachher überhaupt eine etwas längere Dauer des Lebens erwieſen werden. Daß aber die Tontiniten ihr Leben etwas höher bringen, darf uns nicht wundern, da ſie eine ſehr ausgeſuchte Geſellſchaft ausmachen, indem niemand auf ſein Kind Renten kaufen wird, das nicht die Pocken und andere Gefährlichkeiten paſſiret, und das nicht überhaupt von einer dem Anſehen nach ſtärkern Conſtitution iſt.

Tabelle, woraus das Verhältniß der Geſtorbenen in einigen groß n Städten zu erſehen iſt.

Unter jedem Tauſend Geſtorbener ſind geweſen

Alter.	in Paris.	in Wien. 4 gute Jahre	in Berlin 4 Jahre	S. Petri K. in Berlin 24 J.	in Braunſchw 4 Jahr	Mittelverhältniß aus allen vorſt. h.	Breslau Verhältniß nach Halley.
v. 0 bis 1 J.	269	313	294	320	310	301	295
1 2	9	50	85	5	57	75	04
0 2	368	363	379	405	36	376	399
3 — 5	91	67	11	8	6	88	58
0 — 5	459	30	491	490	53	464	57
6 10	51	4	28	33	29	8	29
0 — 10	510	478	519	523	482	502	486
11 — 15	17	17	1	9	14	14	19
16 20	23	21	16	21	20	20	20
0 20	550	516	545	553	516	53	5 5
21 — 25	30	27	34	20	35	30	25
26 — 30	31	29	46	40	42	37	31
31 — 35	33	26	37	33	31	32	34
36 — 40	41	42	49	44	42	44	38
41 — 45	34	35	36	35	34	35	40
46 — 50	37	48	37	45	51	44	40
51 — 55	30	46	38	3	39	37	41
56 — 60	44	52	42	44	47	46	42
21 — 60	280	305	3 9	299	31	305	291
61 — 65	33	44	31	35	39	36	43
66 — 70	46	47	32	41	42	42	44
71 — 75	38	30	27	28	29	30	41
76 — 80	29	30	23	24	25	26	31
81 — 85	14	13	11	12	16	13	17
86 — 90	7	10	7	7	9	8	16
91 — 95	2	3	3	2	4	3	2
96 — 100	1	2	2	1	1	1	—
über 100	—	$\frac{1}{2}$	$\frac{1}{3}$	$\frac{1}{2}$	$\frac{1}{3}$	—	—
61 — 100	170	179	136	148	165	159	194
Totale	1000	1000	1000	1000	1000	1000	1010

Es

Es hätten noch einige Städte hinzugefügt werden können, wenn es nöthig geweſen wäre, um ein gutes General- oder Mittelverhältniß von großen Städten zu erhalten. Es ſind aber Städte und Jahre genug, zumahl da es meiſt volkreiche, große, nahrhafte und Handlung treibende Städte ſind, worin auch mehrentheils Garniſonen befindlich, daß alſo hier eine ziemliche Aehnlichkeit der Umſtände iſt. Am Luxus und guten Leben fehlet es auch in keiner.

Auch hier zeigt ſich eine große Uebereinſtimmung, und wer hätte es ſich wohl vorher vorſtellen ſollen, daß die Menſchen in Paris, Wien und Berlin nach einer Regel und nach meiſt einerley Verhältniſſen ſterben? Um der Ungeübten willen will ich aus der vorhergehenden Tabelle einen Auszug herſetzen.

Es ſind unter tauſend Geſtorbenen geweſen

	bis zum 5ten Jahr	von 0 bis 10 Jahr	von 0 bis 20 Jahr	zwiſchen 60 u. 100 J.	zwiſchen 20 u. 60 J.
in Paris	459	510	550	280	170
Wien	430	478	516	305	179
Berlin	491	519	545	319	136
St. Petri Kirche	490	523	553	299	148
Braunſchw.	453	482	510	319	165
Breslau	457	476	515	291	194
Größter Abſtd.	61	47	38	39	58

Die meiſten Verhältniſſe kommen einander ſehr nahe, ſonderlich in den erſten Perioden. Die Alten von 60 bis zum Ende differiren im Verhältniß faſt am meiſten, welches aber von den vielen Hoſpitälern und Gelegenheiten zur Verpflegung alter Leute leicht herrühren kann, die ſich in einem Orte mehr, im andern weniger finden; daher man nicht leicht ſchließen kann,

daß

daß die Menſchen in einer von obigen Städten älter als in der andern würden. Das kann von äußerlichen Umſtänden herrühren.

Da nicht überall die Todten von 5 zu 5, ſondern nur von 10 zu 10 Jahren bemerkt ſind: ſo will ich nun auch, um dieſe mit andern in Vergleichung zu ſetzen, eine Liſte von 10 zu 10 Jahren mittheilen. Man wird daraus die Uebereinſtimmung deſto deutlicher wahrnehmen können.

Unter jedem Tauſend Todter ſind geweſen

Alter.	London 30 J.	Wien 4 J.	Berlin 4 J.	St. Per ſR. 24 Jahr.	Paris.	Braunſchweig.	Generalverhältniß.	Breslau nach dem Halley.
Unter 2 J.	364	303	379	405	368	367	374	399
v. 3 — 5 J.	86	67	112	85	91	86	88	58
6 — 10	34	48	29	33	51	29	37	29
11 — 20	30	38	26	30	40	34	33	39
21 — 30	78	56	79	66	61	75	69	56
31 — 40	95	68	86	77	74	73	79	72
41 — 50	98	83	74	80	71	85	82	80
51 — 60	80	98	80	76	74	86	82	83
61 — 70	63	91	63	74	79	81	7[illegible]	67
71 — 80	45	60	49	52	67	54	55	72
81 — 90	33	2[illegible]	18	19	21	25	22	33
91 — 100	4	5	5	3	3	5	4	2
Totale	1000	1000	1000	1000	1000	1000	1000	1000

Bey der Vergleichung dieſer Verhältniſſe will ich nur blos bemerken, daß die Geſtorbenen in London in den Jahren von 20 bis 50 merklich größer ſind, als in Paris ſelbſt, in Wien und Berlin. Die Urſache liegt ohnſtreitig in der ſehr großen Menge der Perſonen von dieſem Alter, die bey der Handlung, Schiffahrt und den andern vielen damit verknüpften Arbeiten gebraucht werden, und die ſich, durch Geſöff

und

und die Wollüſte um das Leben bringen, wie man ſie wohl nicht leicht an einem andern Orte in der Welt in ſolcher Art antreffen wird.

Nun werden wir auch die Sterblichkeit unter den Landleuten und den Einwohnern in kleinen und großen Städten in Vergleichung ſetzen, und daraus ein allgemeines Verhältniß für ganze Provinzen, in welchen ſich große und kleine Städte nebſt Dörfern befinden, herleiten können. Nachſtehende von Süßmilch aufgeſetzte Tabelle *) wird es alles vor Augen legen. Die vom Herrn Kerſeboom verfertigte Tabelle der Sterblichkeit iſt hier zur Seite geſetzt worden, um deren Uebereinſtimmung und Abweichung daraus zu erkennen.

*) S. Süßmilch a. a. O. S. 305 ff.

Num.

Num. I. Unter tauſend Todten ſind geweſen

Alter.	auf dem Land	in kleinen Städten.	in großen Städten	Mittelverhältniß aus allen.	Herrn Kerſſebooms Verhältniß.
Todtgebohrne und bis 1 Jahr	245	204	301	250	198
2	78	113	75	89	70
0 — 2	323	317	376	339	208
3 — 5	59	100	88	82	49
0 — 5	382	417	404	421	317
6 — 10	48	60	3	49	48
11 — 15	27	18	14	20	28
16 — 20	22	16	20	19	24
0 — 20	479	514	536	509	417
21 — 25	26	19	30	25	32
26 — 30	23	22	37	27	40
31 — 35	26	26	32	28	40
36 — 40	30	42	44	39	36
41 — 45	30	33	35	33	32
46 — 50	33	40	44	39	38
51 — 55	35	59	37	44	43
56 — 60	47	55	46	49	46
21 — 60	250	296	305	284	307
61 — 65	56	44	36	45	48
66 — 70	57	52	42	50	50
71 — 75	60	39	30	43	50
76 — 80	42	28	26	32	54
81 — 85	31	17	13	20	39
86 — 90	15	10	8	1	25
91 — 5	9	$1\frac{1}{2}$	3	5	7
96 — 100	1	$1\frac{1}{2}$	1	1	—
61 — 100	271	193	159	207	273
Totale	1000	1000	1000	[illegible]	997

Num.

Num. 2. Nach Decennlis ſind unter jedem Tauſend Todten.

Alter.	auf dem Lande.	in kleinen Städten	in groſſen Städten.	nach einem Mittelverhältniß.	nach dem Kerſeboomiſchen Verhältniß.
v. 0 bis 10 Jahr	430	477	502	470	365
11 ꞉ 20	49	34	34	39	52
21 ꞉ 30	49	41	67	52	72
31 ꞉ 40	56	68	76	67	76
41 ꞉ 50	63	73	79	72	70
51 ꞉ 60	82	114	83	93	89
61 ꞉ 70	113	96	78	95	98
71 ꞉ 80	102	67	50	75	104
81 ꞉ 90	46	27	21	31	64
91 ꞉ 100	10	3	4	6	7
Totale	1000	1000	1000	1000	997

Num. 3. Nach Perioden von 20 zu 20 Jahren.

0 ꞉ 20	479	511	536	509	417
21 ꞉ 40	105	109	143		148
41 ꞉ 60	145	187	162	119	159
61 ꞉ 80	215	163	134	165	202
81 ꞉ 100	56	30	25	37	71
Totale	1000	1000	1000	1000	997

Bey der Vergleichung des von Süßmilch herausgebrachten Verhältniſſes mit dem Kerſeboomiſchen kann man

1) die genaue Uebereinſtimmung von beyden, und zwar vom 36ſten Jahr an bis zum 70. durch alle Quinquennia hindurch, nicht unbemerkt laſſen. Die Zahlen in der Kerſeboomiſchen Tabelle ſind mit den daneben ſtehenden Zahlen des Süßmilchiſchen Mittelverhältniſſes von Dörfern und Städten ſiebenmal meiſt einerley. Herr Kerſeboom hat die ſeinige in Holland verfertiget, und ohnſtreitig aus lauter holländiſchen Liſten, in die Süßmilchiſche iſt aber keine einzige holländiſche gekommen. Man wird daraus den Schluß machen, daß dieſe Verhältniſſe vom 35ſten bis zum 70ſten Jahre völlig als allgemein brauchbar für Provinzen zu gebrauchen ſind, und das von Süßmilch herausgebrachte wird durch das holländiſche beſtätiget.

2) Im Alter, nach dem 70ſten Jahre, hat Herr Kerſeboom mehr Todte, als in der Süßmilchiſchen befindlich ſind, und hier kommt er den Verhältniſſen vom Lande näher, wo vom 60ſten bis zum 100ſten Jahre 271, nach der ſeinigen aber 273 geſtorben ſind. Doch das ginge noch an, wenn nur nicht

3) in den Verhältniſſen der ſterbenden Kinder und Jünglinge bis zum 35ſten Jahre hier ein gar zu großer Unterſchied zwiſchen ſeiner und allen Süßmilchiſchen Verhältniſſen von Dörfern und von Städten wäre. Zwar in den Jahren vom 20ſten bis zum 35ſten läßt ſich der Unterſchied aus der Schiffahrt erklären, die in den Jünglingsjahren dort mehrere wegnimmt. Aber die ſo ſehr geringe Sterblichkeit der Kinder bis zum fünften Jahre läßt ſich nicht begreifen, und

es iſt räthſelhaft, aus was für Datis er ſeine Verhältniſſe der Kinder genommen hat. Alle Landliſten haben in den erſten Jahren mehr Todte. Nach dem mittlern Verhältniß vom Lande ſind bis zum 10ten Jahre geſtorben 430, nach der Kerſeboomiſchen Tabelle aber nur 365, alſo 65 weniger, nach den Stadtliſten aber hat er an 112 und 137 weniger. Wie geht das zu? —

Als Hauptreſultate aus den vorſtehenden Tabellen ergeben ſich nun noch folgende Sätze:

1) Die eine Hälfte der Menſchen iſt ſchon gegen das zwanzigſte Jahr wieder verſtorben, die andere Hälfte ſtirbt vier bis fünfmal langſamer, nähmlich vom zwanzigſten bis zum achtzigſten oder bis zum hunderten Jahre hin. In dem zweyten Zwanziger von Jahren, nähmlich vom zwanzigſten bis vierzigſten, ſtirbt etwas mehr als $\frac{1}{9}$ des Ganzen, im dritten Zwanziger von vierzig bis ſechszig geht es ſchon wieder ſchneller, und es ſind 165 Todte unter tauſend, die $\frac{1}{6}$ des Ganzen ſind. Das vierte Vicennium von ſechszig bis achtzig nimmt etwas mehr als $\frac{1}{6}$, und läßt noch einen kleinen Reſt, der nur $\frac{1}{27}$ ausmacht. Auf dem Lande geht es damit etwas langſamer, und die erſte Hälfte iſt erſt mit dem vier und zwanzigſten Jahre abgeſtorben.

2) Sodann iſt aus der Vergleichung der Tabellen vom Lande und von Städten klar, daß die Menſchen auf dem Lande nicht ſo früh ſterben als in Städten, und daß jene ein höheres Alter erreichen. Dieſes zeigt ſich durch alle Perioden von der Kindheit an bis zum ſechszigſten Jahre hin, da überall auf dem Lande weniger ſterben. Es bleiben folglich mehr übrig, die 60

Jahr und drüber erreichen. Da alſo mehrere alt werden, ſo iſt nothwendig, daß alsdann, wenn es mit uns allen zu Ende zu gehen anfängt, auch zwiſchen 60 bis 80 mehrere ſterben müſſen. Bis zum fünften Jahre des Lebens ſind unter tauſend Todten auf dem Lande 382, in großen Städten aber 464, alſo 82 mehr; ſogar in kleinen Städten ſind ihrer mehr als in Dörfern.

Von 20 bis 60 ſind auf dem Lande auch weniger. Vom ſechszigſten an aber ſind auf dem Lande anſehnlich mehr. Gegen 271 ſind in großen Städten nur 159, und in kleinen nur 159. Alſo ſind ihrer über 100 in Städten weniger.

Wer ſieht aber nicht, daß die Urſache dieſes merkwürdigen Unterſchiedes lediglich in der Lebensart zu ſuchen ſey.

3) Aus der Tabelle erhellet auch, daß die Mönche und Nonnen in Paris nicht ſonderlich länger lebten, als die Bauern in der Mark Brandenburg. Was ſie etwa in der Diät zum voraus hatten, das fehlete ihnen dagegen an der Arbeit und friſchen Luft. Eins erſetzt das andere, und alſo entſtehet daraus die Gleichheit, die man nicht ohne Vergnügen wahrnimmt.

Die Tontiniten zu Paris ſcheinen länger zu leben, als die Mönche und Landleute. Die Urſache kann darin liegen, weil keine andere als ausgeſuchte und ſtarke Leute in dieſe Geſellſchaft treten.

Beſon-

Beſondere Betrachtung über die Sterblichkeit in der Kindheit und Jugend.

Dieſe Sache verdienet wohl eine beſondere Aufmerkſamkeit. Man kann die Stufen in der ſchnellen Abnahme der Sterblichkeit und in dem Wachsthum der Lebenskräfte ſchon aus der obigen Tabelle (S. S. 696) erkennen. Süßmilch hat es der Mühe werth geachtet, ein mittleres Verhältniß von Städten zu verfertigen, da er von den ſterbenden Kindern des Landes kein Verzeichniß von Jahr zu Jahr hatte. Jedoch hat er die geſtorbenen Kinder von Pommern und von den Dörfern darnach proportioniret, wie aus folgender Tabelle zu erſehen.

Unter tauſend Todten ſind geweſen

Alter	nach dem Mittelverhältniß einiger groſſen Städte	in Pommern (9 Jahr)	nach dem Verhältniß der Dörfer	nach dem Verhältniß von Städten und Dörfern
von 0 — 1	285	251	245	250
2	81	60	78	89
3	46	29	29	43
4	29	23	19	25
5	17	15	11	14
von 0 — 5	458	378	382	421
6	1	13	10	14
7	10	12	10	11
		403		
8	7	12	10	9
9	6	11	9	8
10	5	9	9	7
von 6 — 10	39	57	48	49
11	4	8	7	5
12	3	5	6	4
13	3	5	6	4
14	2	4	4	4
		54		
15	2		4	3
v. 11 — 15	14	—	27	20
16	3		4	3
17	4		4	4
18	4		4	4
19	4		5	4
20	5		5	4
v. 16 — 20	20		22	19
21	5		5	5
22	6		5	5
23	6		5	5
24	6		5	5
25	6		6	5
v. 21 — 25	29		26	25

Die

Der merkwürdigſte Abfall, den man einen Sprung nennen kann, findet ſich im zweyten Jahre, da ſchon drey bis viermal weniger, als im erſten Jahre ſterben, folglich iſt die Lebenskraft im zweyten Jahre drey bis viermal größer, als im erſten, und die Gefahr zu ſterben ſo vielmal geringer. Im dritten Jahre ſterben nur halb ſo viele als im zweyten, und acht bis neunmal weniger, als im erſten. Die Hoffnung zu leben iſt alſo auch im dritten Jahre noch einmal ſo groß, als im zweyten, und acht bis neunmal ſo groß, als im erſten, u. ſ. w.

Gegen das funfzehnte Jahr verſchwindet faſt der Tod, indem ſodann unter tauſend Todten in Städten nur zwey, und auf dem Lande 3 bis 4 geſtorbene Kinder ſich befinden. Dies iſt alſo die Zeit der rechten Blüthe und der größten Munterkeit im menſchlichen Leben.

Gegen das zwanzigſte Jahr fängt die Sterblichkeit ſchon wieder an allmählig zu ſteigen, da man denken ſollte, daß ſodann die Lebhaftigkeit noch fortdauern ſollte. Allein es fangen alsdenn bey dem männlichen Geſchlechte ſchon die Unordnungen und ſchweren Arbeiten an, und vom weiblichen Geſchlechte ſterben alsdann ſchon manche Frauen im Kindbette, oder an den üblen Folgen deſſelben.

Es wird nicht überflüſſig ſeyn, die Stufen der ſterbenden Kinder im erſten Jahre in nachſtehender Tabelle zu bemerken.

Im Jahr 1746 ſind geſtorben in ganz Berlin

vom männlichen Geſchlecht	1830
vom weiblichen —	1604
Summe	3434

Hiervon ſind geſtorben im erſten Jahre 884

und zwar ſind geweſen	Knaben	Mädchen	Sum.
todtgeborne	83	59	142
in der erſten Woche geſtorb.	57	38	95
zweyten	39	45	84
dritten	13	14	27
vierten	11	12	23
im erſten Monat	203	168	371
zweyten	50	40	90
dritten	24	13	67
im erſten Vierteljahr	387	241	528
zweyten	79	55	134
dritten	63	45	108
vierten	60	54	114

Die geſtorbenen Mädchen ſind zu den Knaben wie 1000 : 1238.

Struyck in Holland hat auch eine ſolche Tabelle von Broeck mitgetheilt. Es waren daſelbſt von 1654 bis 1741 lebendig geboren 951 Knaben und 916 Mädchen, zuſammen 1867. Die Todtgebornen ſind darunter nicht befindlich, da nur ausdrücklich der Lebendiggebornen gedacht wird.

Von ſelbigen ſind geſtorben

	Knaben	Mädchen	Sum.
im erſten Monat	179	112	321
zweyten	71	48	119
dritten	56	33	89
vierten	30	17	47
fünften	15	8	23
ſechſten	8	18	26
ſiebenten	9	5	14
achten	7	14	21
neunten	5	8	13
zehnten	4	6	10
eilften	6	5	11
zwölften	6	2	8
Summe, im erſten Jahr	396	306	702

Die geſtorbenen Mädchen ſind zu den Knaben wie 1000 : 1294.

Man

Man kann hierbey nachſehen, was bereits vom Unterſchiede der ſterbenden Mädchen und Knaben bemerket worden iſt.

So wie vorher erwieſen iſt, daß die Gewalt des Todes im erſten Jahre drey bis viermal ſtärker iſt als im zweyten: ſo iſt es auch beynahe in den erſten beyden Monaten des menſchlichen Lebens, da ſich nach dieſem holländiſchen Dorfe die Geſtorbenen des erſten Monats zu denen im zweyten verhalten, wie 321 zu 119, oder wie 100 zu 37.

In Berlin verhielten ſie ſich, wie 371 zu 90, oder wie 100 zu 24.

Und ſo nimmt die Gefahr des Lebens mit jedem Monat merklich ab, oder es wächſt die Hoffnung des Lebens von Monat zu Monat.

Fernerer Gebrauch der Verhältniſſe der in jeder Periode unter tauſend Geſtorbenen, zur Beſtimmung der Lebenden, der Wahrſcheinlichkeit des Lebens, und andern nützlichen Folgerungen.

Ich will zuerſt die in dem ſüßmilchſchen Werke a. a. O. S. 319 ff. befindliche Tabelle, und ſodann die nöthigen Erläuterungen derſelben mittheilen.

Jahre.	Staffel der Sterblichkeit.	Von 1000 Gebohrnen ſind übrig und leben in jedem Jahre.	Summe aller Lebenden in jedem Jahre, nebſt denen, die drunter ſind.	Es ſtirbt jährlich Einer von
A	B	C	D	E
0 1	250	1000	1000	4
1 – 2	89	750	1750	8
3	43	661	2411	15
4	25	618	3029	25
5	14	[illegible]	3622	42
6	12	579	4201	48
7	11	567	4768	51
8	9	556	5324	62
9	8	547	5871	68
10	7	539	6410	77
11	5	532	6942	106
12	4	527	7469	132
13	4	523	7992	131
14	4	519	8511	130
15	4	515	9026	129
16	4	511	9537	128
17	4	507	10044	127
18	4	503	10547	126
19	4	499	11046	125
20	4	495	11541	124
21	5	491	12032	98
22	5	486	12518	97
23	5	481	12999	96
24	5	476	13475	95

Jahre. A	Staffel der Sterblichkeit. B	Von 1000 Gebohrnen ſind übrig und leben in jedem Jahre. C	Summe aller Lebenden in jedem Jahre, nebſt deren, die drunter ſind. D	Es ſtirbt jährlich Einer von E
25	5	471	13946	94
26	5	466	14412	93
27	5	461	14873	92
28	5	456	15329	91
29	6	451	15780	75
30	6	445	16225	74
31	6	439	16664	73
32	6	433	17097	72
33	6	427	17524	71
34	6	421	17945	70
35	6	415	18360	69
36	7	409	18769	58
37	7	402	19171	57
38	7	395	19566	56
39	7	388	19954	55
40	7	381	20335	54
41	7	374	20709	53
42	7	367	21076	52
43	7	360	21436	51
44	7	353	21789	50
45	7	346	22135	49
46	7	339	22474	48
47	8	332	22806	41
48	8	324	23130	40
49	8	316	23445	39
50	8	308	23754	38
51	9	300	24054	33
52	9	291	24345	32
53	9	282	24627	31
54	9	273	24900	30
55	9	261	25164	29
56	9	255	25419	28
57	9	246	25665	27
58	9	237	25902	26
59	9	228	26130	25
60	9	219	26349	24
61	9	210	26559	23

Jahre	Staffel der Sterblichkeit.	Von 1000 Gebohrnen ſind übrig und leben in jedem Jahre.	Summe aller Lebenden in jedem Jahre nebſt denen, die drunter ſind.	Es ſtirbt jährlich Einer von
A	B	C	D	E
62	9	201	26760	22
63	10	192	26952	19
64	10	182	27134	18
65	10	172	27306	17
66	10	192	27468	16
67	10	152	27620	15
68	10	142	27762	14
69	10	132	27894	13
70	10	122	28016	12
71	9	112	28128	12
72	9	103	28231	11
73	9	94	28325	10
74	8	85	28410	10
75	8	77	28487	9
76	7	69	28556	10
77	7	62	28618	9
78	6	55	28673	9
79	6	49	28722	8
80	6	43	28765	7
81	5	37	28802	7
82	4	32	28834	8
83	4	28	28862	7
84	4	24	288[illegible]6	6
85	3	20	28906	7
86	3	17	28923	6
87	2	14	28937	7
88	2	12	28949	6
89	2	10	28959	5
90	2	8	28967	4
91	1	6	28973	6
92	1	5	28978	5
93	1	4	28982	4
94	1	3	28985	3
95	1	2	28987	2
96	1	1	28988	1
97		0		

Zur

Zur Erläuterung dieſer in Folgerungen recht fruchtbaren Tabelle iſt zu wiſſen nöthig,

1) daß auf der zweyten Reihe B ſich diejenigen finden, die unter tauſend Todten ſich in jedem Jahre befunden haben. Dieſe Staffel der Sterblichkeit, ſo hier durch alle Jahre durchgeführet iſt, gründet ſich auf die vorhergehenden Beobachtungen, und zwar iſt hier das Mittelverhältniß der Geſtorbenen in großen und kleinen Städten wie auch in Dörfern gebraucht, und ſind bey allen Berechnungen, woraus daſſelbe gezogen iſt, die übrig bleibenden Brüche genau mit einander verglichen, und diejenigen, ſo über die Hälfte betragen, für voll gerechnet worden, um allenthalben die Summe von 1000 Todten vollſtändig zu haben; daher keine anderweitige Berichtigung der Verhältniſſe der in der Kindheit Geſtorbenen nöthig geweſen.

2) Dieſe in der Scala befindlichen Todten ſind in der Reihe C von der vorſtehenden Summe der Lebenden abgezogen, wodurch man diejenigen erhält, welche in jedem Alter leben. Z. E. im Anfang des Lebens ſind tauſend Gebohrne, welche hier als gleich mit den Geſtorbenen angenommen werden. Von ſelbigen ſterben bis zum erſten Jahre des Alters 250, folglich kommen nur 750 über ein Jahr hinüber, die man als ein Jahr alt, oder als ſolche betrachten kann, die zwiſchen dem erſten und zweyten Jahre leben. In dieſem ſterben wieder 89, nach deren Abzug bleiben nur 661, die zwey Jahr alt ſind, und ſich im Lauf des dritten Jahres befinden, u. ſ. w. Und ſo erhellet aus dieſer Tabelle, wie viel in jedem Jahre des Lebens von tauſend Gebohrnen noch übrig ſind.

3) Wenn man nun die im 1ſten und 2ten Jahre lebenden zuſammen addirt: ſo zeiget die Zahl

Zahl 1750 die Summe derer an, die im erſten und zweyten Jahre zuſammen leben. Wenn man zu dieſer Summe 1750 die Zahl derer, die zwey Jahr alt ſind, hinzuthut, nehmlich 661; ſo zeigt die Summe 2411 alle die an, die zwey Jahr paſſiret, oder ſo alt ſind. Auf die Weiſe ſind die Summen in der Columne D gemacht, und die bey jedem Jahre ſtehende Zahl in D die Summe aller derer an, die in ſelbigem und in allen vorhergehenden Jahren leben. Z. E. 6410 enthält die Summe aller derer, die von 0 an bis zum Ende des zehnten Jahres am Leben ſind. Die letzte Zahl 28988 bey dem ſechs und neunzigſten Jahre begreiſt die Summe derer, die 96 Jahre und darunter alt, oder die Zahl aller, die in einem Orte leben, wo tauſend gebohren werden, und auch eben ſo viele wieder ſterben.

4) Die letzte Columne E zeiget, der wievielſte in jedem Jahre des Alters die Schuld der Natur bezahlen muß. Man findet ſie, wenn man die in der Columne C Lebenden durch die im ſelbigen Jahre Sterbenden, ſo in der Columne B ſtehen, dividiret. Z. E. es ſind 750 ein Jahr alt, vom erſten bis zum zweyten Jahre ſterben 89; alſo ſtirbt von denen, die ein Jahr ſind, bis ſie 2 Jahr alt werden, der achte bis neunte.

Zur weitern und nöthigen Erläuterung dieſer Tabelle muß ich nun auch noch hinzufügen,

1) daß hiebey angenommen iſt, daß die Geſtorbenen und Gebornen ſich einander gleich ſind. Nun iſt aber bekannt, daß ſolches im Ganzen nicht ſtatt finde, und daß gegen zehn Sterbende jederzeit 12 bis 13 gebohren werden. In einigen Städten findet ſich ſolches nur, und doch ſelten; indem in volkreichen ihrer weniger gebohren werden, als ſterben. Das hindert aber

deshalb

deshalb nicht ihren Wachsthum, wie wir es an London und andern ähnlichen Städten ſehen, wo der Handel und die Fabriken mehr Leute hinziehen, oder auch wegzuziehen zwingen, nachdem ſelbige ſteigen oder fallen. Der Fall iſt alſo in der That ein ſeltener Fall, wo die Geſtorbenen und Gebohrnen einander gleich ſind, und auch lange Zeit ſo bleiben, und wo weder durch Emigrirende noch durch Coloniſten die Zahl der Einwohner eines Orts verändert wird, welches hier der angenommene Fall iſt. Aus dieſer Urſache muß man die aus dieſer Tabelle hergeleiteten Folgen nicht als völlig zutreffende, ſondern als nahe kommende Verſuche anſehen.

2) Man wird auch einſehen, daß die in der Columne C und D befindliche Summe der Lebenden von der in der Columne B befindlichen Staffel der Sterblichkeit abhange. Wenn man alſo eine andere Staffel der Sterblichkeit zum Grunde legt: ſo werden auch die Summen der in jedem Jahre Lebenden anders ausfallen. Da nun vorher erwieſen iſt, daß auf dem Lande und in der Kindheit und auch im männlichen Alter weniger ſterben als in Städten, ſonderlich in volkreichen, und daß daher auch auf dem Lande und unter ausgeſuchten Perſonen mehr Perſonen 60 Jahr und darüber alt werden: ſo iſt klar, daß durch den Gebrauch einer Staffel der Sterblichkeit vom Lande alles etwas anders, als durch die von Süßmilch gebrauchte, ausfallen muß, die aus Städten und Dörfern als ein Mittel genommen iſt. Es iſt aus Vergleichung der Tabelle von London mit andern großen Städten zu erſehen, daß daſelbſt vom 30ſten bis zum 60ſten Jahre mehr ſterben, daher von dem 60ſten an auch wieder weniger ſterben müſſen als in an-

dern.

dern. Eben ſo iſt auch aus den Tabellen zu erſehen, daß das Verzeichniß der Tontiniten ein längeres Leben giebt, welches nicht nur die Dauer des Lebens der Landleute und der Mönche in Paris, ſondern auch ſogar der Nonnen daſelbſt übertrifft, ohnerachtet doch das weibliche Geſchlecht, noch mehr aber die Kloſterjungfern, das männliche in der Dauer des Lebens übertreffen; daher denn auch Herr Struyck die Richtigkeit der abgeſtorbenen Tontiniten in Verdacht ziehen wollte.

Im übrigen läſſet ſich noch ein verſchiedener Gebrauch von der vorſtehenden Tabelle machen, ſo wie ſie zu manchen andern Folgerungen Anlaß giebt; nur muß man dabey immer bemerken, daß der hier angenommene Fall, als wenn die Zahl der Gebornen und Geſtorbenen gleich ſey, faſt nie ſtatt findet, indem faſt überall mehr geboren werden als ſterben, woraus eine beſtändige Vermehrung entſtehen muß.

Gegen das zwanzigſte Jahr leben nur noch 500 von 1000, und es iſt alſo die Hälfte der Gebornen ſchon hinweg, welches ſich aus der Columne C ergiebt. Ohngefähr gegen das acht und dreyßigſte Jahr leben nur noch 400, um das ein und funfzigſte nur noch 300, um das zwey und ſechzigſte noch 200, um das zwey und ſiebenzigſte noch 100, um das neun und ſiebenzigſte noch 50, um das vier und achtzigſte noch 25, um das neun und achtzigſte noch 10 und mit dem ſechs und neunzigſten ſind die Tauſend ganz weg.

Es ſterben alſo

vom 1ſten bis zum 19ten Jahre,	in 19 Jahren,	500
vom 19ten bis 37ſten,	in 18 Jahren,	100
vom 37ſten bis 51ſten,	in 14 Jahren,	100

vom

vom 51ſten bis 62ſten,	in 11 Jahren,		100
vom 62ſten bis 72ſten,	in 10 Jahren,		100
vom 72ſten bis 79ſten,	in 7 Jahren,		51
vom 79ſten bis 84ſten,	in 5 Jahren,		25
vom 84ſten bis 90ſten,	in 6 Jahren,		16
vom 90ſten bis 96en der Reſt			8
			1000

Die zweyte Hälfte der Menſchen braucht alſo meiſt viermal ſo viel Zeit zum Abſterben, als die erſte. Vom 20ſten bis gegen das 40ſte Jahr, alſo in dem zweyten Zwanziger, ſterben nur etwas über 100; alſo ſterben in dem erſten Zwanziger faſt fünfmal ſo viel als im zweyten. Nachher werden die Perioden für jedes Hundert kürzer. Um das 79ſte Jahr ſind nur noch 50 von Tauſend übrig, alſo nur $\frac{1}{20}$. Um das 89ſte Jahr ſind nur noch 10 von Tauſend, alſo nur $\frac{1}{100}$ vorhanden.

2) Durch Hülfe der Columne D in der Tabelle kann man die Anzahl der Lebenden in jeder Abtheilung des menſchlichen Alters erkennen. Es iſt bereits vorher gezeiget, daß die bey jedem Jahre ſtehende Zahl die Summe aller enthält, die in ſelbigem und in allen vorhergehenden Jahren leben. Will man alſo z. B. die Zahl aller wiſſen, die zwiſchen 70 und 80 leben: ſo darf man nur die 70jährigen und drunter von den 80jährigen abziehen, ſo zeigt die Differenz die verlangte Zahl. Wenn man die 60jährigen von der letzten Summe abzieht: ſo bekommt man die, welche 60 Jahr und drüber alt ſind. Auf dieſe Weiſe iſt nachſtehende Tabelle verfertiget worden.

In einem Lande, wo tauſend ſterben und auch tauſend geboren werden, oder wo in allem 28988 Menſchen leben, befinden ſich

Kinder

Kinder bis 4 Jahre voll 3029			
Kinder bis 7 Jahre voll 4768			
Kinder und Jünglinge bis 16 Jahre voll	— — —		9537
Dieſe ſind meiſt ⅓ der ganzen Summe.			
Im 38ſten Jahre leben		19566	
im 16ten	— —	9537	
alſo zwiſchen dem 16. und 38ſten		10029 —	10029
Dieſe ſind etwas mehr als ⅓.			
Im 96ſten Jahre leben		28988	
Im 38ſten	— —	19566	
alſo zwiſchen dem 38. und 96ſten		9422—	9422
Dieſe machen das kleinſte Drittheil aus.			
			28988

Andere Abtheilung:

Es leben bis 20 Jahre voll	11541
zwiſchen dem 20ſten und 30ſten Jahre	4684
zwiſchen dem 30ſten und 40ſten Jahre	4110
zwiſchen dem 40ſten und 50ſten Jahre	3419
zwiſchen dem 50ſten und 60ſten Jahre	2595
zwiſchen dem 60ſten und 70ſten Jahre	1667
zwiſchen dem 70ſten und 80ſten Jahre	749
zwiſchen dem 80ſten und 90ſten Jahre	202
zwiſchen dem 90ſten und 96ſten Jahre	21
Summe	28988

Fernerer Gebrauch dieſer Tabelle.

Unter 28988 oder rund unter 29000 Menſchen leben

über 50 Jahr alt	—	5234
— 60 Jahr alt	—	2639
— 70 Jahr alt	—	972
— 75 Jahr alt	—	501
— 80 Jahr alt	—	223
— 85 Jahr alt	—	82
— 90 Jahr alt	—	21

Auch

Auch ſieht man aus dieſer Columne, daß ohngefähr das 26ſte Jahr die ganze Summe aller Lebenden in zwey gleiche Theile abtheilet, ſo daß die eine Hälfte drunter und die andere drüber lebt. Die ganze Summe aller iſt 28988

Vom Anfang bis zum 26ſten J. leben 14412

Die andere Hälfte iſt — — 14576

3) Man kann hierdurch ferner die Zahl der Ehen in einem Lande und die Zahl der Kinder, ſo daraus geboren werden müſſen, folgendergeſtalt überſchlagen. Die Zahl aller, ſo zwiſchen 20 und 40 leben, beträgt 8794, wir wollen 9000 ſetzen, wenn wir ein Jahr drüber oder drunter dazu nehmen. Dieſe 9000, in zwey gleiche Theile getheilt, geben 4500 Ehen. Aus dieſen 4500 Ehen müſſen 1000 Kinder geboren werden, die nach unſerer Hypotheſe den Sterbenden gleich ſind. Es geben alſo 45 Ehen 10 Kinder, oder 9 geben 2, oder aus $4\frac{1}{2}$ Ehen kommt eins, oder eine Ehe giebt in $4\frac{1}{2}$ Jahren ein Kind.

Dieſes ſtimmt ziemlich genau mit den in Holland und Schweden gemachten Erfahrungen überein. In 35 holländiſchen Dörfern hatten 66 Ehen 15 Kinder gegeben, oder es waren meiſt 2 Kinder aus 9 Ehen gekommen, oder die Kinder waren allda zu den Ehen wie 1 zu $4\frac{2}{5}$. Auch dieſes kommt alſo mit dem vorigen ſehr genau zuſammen. Für Schweden rechnet Herr Wargentin meiſt 5 Ehen auf ein Kind, ſo auch nicht viel unterſchieden iſt.

4) Es läßt ſich auch aus dieſer Tabelle beſtimmen, aus wie vielen einer ein gegebenes und gewiſſes Alter erreicht. Aus der Columne C erhellet, daß von tauſend Geſtorbenen oder Gebornen um das ein und funfzigſte Jahr nur noch

300 übrig ſind, um das ſieben und funfzigſte 246, oder rund 250, das iſt $\frac{1}{4}$, um das 62ſte noch 200 oder $\frac{1}{5}$, um das 66ſte noch 160 oder $\frac{1}{6}$, um das 72ſte noch 100 oder $\frac{1}{10}$, gegen das 79ſte noch 50 oder $\frac{1}{20}$, gegen das 84ſte noch 25 oder $\frac{1}{40}$, und um das neun und achtzigſte noch 10 oder $\frac{1}{100}$.

Hieraus erhellet, daß

von	3	Perſonen	Eine alt wird	47	Jahr
—	4	—	—	57	—
—	5	—	—	62	—
—	6	—	—	66	—
—	10	—	—	72	—
—	20	—	—	79	—
—	40	—	—	84	—
—	100	—	—	89	—
—	1000	—	—	96	—

Wenn man größere Summen Geſtorbener von etlichen Tauſenden hat: ſo ſiehet man, wie einer und der andere dieſem Schiffbruch gleichſam entrinnet, und ein noch höheres Alter erreicht, welches ich nachher noch beſonders zeigen will.

So viel erhellet hieraus, daß das Geſetz der Sterblichkeit noch jetzt eben daſſelbe iſt, deſſen ſchon im 90ſten Pſalm v. 10 gedacht wird: „Unſer Leben währet 70 Jahre, und wenns hoch kommt, ſo ſinds 80 Jahre.“ Es mag Moſes oder ein anderer geiſtlicher Dichter dieſes ſchönen Liedes Verfaſſer geweſen ſeyn: ſo müſſen wir doch demſelben ein Alter beylegen, das an die 3000 Jahre hinanſteigt. So alt iſt demnach dieſes Geſetz. Und ſo war es im Orient, in Syrien und im dortigen viel wärmern Himmelsſtrich. Im Occident und bey uns iſt es noch eben alſo beſchaffen.

Das ſiebenzigſte Jahr erreicht nur einer von acht Gebornen, das achtzigſte aber nur Einer von 23. Wie klein wird alsdann ſchon die Hoffnung? Vom achtzigſten Jahre an verringert ſich die Lebenskraft und mit ihr die Hoffnung zu leben mit großer Geſchwindigkeit, dergeſtalt, daß die Sterblichkeit von Jahr zu Jahr verdoppelt wird, bis endlich keiner mehr zum Sterben übrig iſt. Würde man ſich aber wohl in einer Lotterie Hoffnung zum Gewinnſt machen, wenn unter 20, noch mehr, wenn nur unter 50, 100 und 200 Looſen ein Treffer oder gutes Loos wäre? Wenn man demnach die Zahlen des Pſalmiſten 70 und 80, als runde Zahlen anſieht, wie es in ſolchen Rechnungen geſchehen muß, dabey es auf etwas mehr oder weniger nicht ankommt: ſo iſt deren genaueſte Uebereinſtimmung mit unſerer Rechnung ganz klar und unleugbar.

5) Man ſiehet auch aus dem vorhergehenden, wie viel alte abgelebte Perſonen ſich unter 28988 Einwohnern eines Orts befinden.

Im Jahr 1751 ward bey der königl. Tafel die Frage aufgeworfen, ob ſich wohl in Berlin 50 Perſonen befinden möchten, die 80 Jahr und drüber alt wären? Es ward ſogleich durch die Polizey- und Kirchenbedienten eine Nachſuchung gethan, und in ein paar Tagen ein nur in der Eil aufgenommenes Verzeichniß überreicht, das ſich über 400 belief. Weil der Frage damit eine Genüge geſchehen, ſo ward nicht weiter nachgeſucht, und es waren nur die bekannteſten aufgezeichnet. Da nun unter 28988 Lebenden 266 achtzigjährige und drüber ſind: ſo mußten unter 125000 Seelen, ſo viele Berlin damals enthielt, 1147 achtzigjährige und drüber ſeyn, wiewohl ich glaube, daß die alten Soldaten hier eine Verringe-

rung machen, die im Alter in das Invalidenhaus oder in ihre Heimath gehen, wo ſie den Gnadengehalt verzehren. Die bürgerlichen Einwohner allein betrugen damals an 100000, die alſo etwas über 900 achtzigjährige unter ſich haben mußten. Die franzöſiſche Colonie allein gab ein Verzeichniß von mehr als 200 achtzigjährigen Greiſen ein, da ſie kaum den zwölften Theil der Einwohner ausmacht. Doch ſind auch unter derſelben verhältnißmäßig mehr Alte, als unter der Totalität.

6) Man kann ferner daraus die Macht eines Landes und die Anzahl ſtreitbarer Männer beurtheilen. Wir wollen mit andern hierzu die Zeit zwiſchen dem achtzehnten und ſieben und funfzigſten Jahre nehmen.

Nach der Tabelle Col. C leben

im 18ten Jahre	—	10547
im 57ſten Jahre	—	25665
alſo zwiſchen beyden		15118

Da nun von den 15000 Perſonen die Hälfte das weibliche Geſchlecht ausmacht: ſo bleiben 7500 Mann übrig, welche tüchtig ſind die Waffen zu tragen. Dieſe verhalten ſich alſo zur Summe aller Lebenden, wie 1 zu $3\frac{4}{5}$, ſind alſo noch nicht der vierte Theil von allen. So konnte man vor Alters unter den Deutſchen und Galliern rechnen, die den Ackerbau nicht trieben, und wo fechten mußte, was nur irgend konnte. Bey jetziger Verfaſſung der Staaten, und bey jetzigen langwierigen Kriegen, da die Entſcheidung nicht von einer Schlacht abhängt, wie vormals, läßt ſich nicht ſo rechnen, wenn der Ackerbau, die Fabriken, die Handlung und andere bürgerliche Handthierung nicht Noth leiden, oder gar zu Grunde

gehen

gehen ſollen. Man möchte wohl kaum die achte Perſon in Anſchlag bringen können.

7) Die Columne E zeigt, der wie vielſte aus jeder Periode davon muß. Ich will die vornehmſten Jahre hier vor Augen ſtellen.

Bis zum 1ten Jahre des Alters ſtirbt Einer von — — 4
im 10ten Einer von — 77
im 12ten — — 132
um das 20ſte Einer von — 124
um das 30ſte — — 74
um das 40ſte — — 54
um das 50ſte — — 38
um das 55ſte — — 29
um das 60ſte — — 24
um das 65ſte — — 17
um das 70ſte — — 12
um das 75ſte — — 9
um das 80ſte — — 7
um das 90ſte — — 4
um das 95ſte — — 2

Wahrſcheinliche und mittlere Dauer des Lebens der Menſchen in jedem Jahre des Alters.

Dieſe Unterſuchung iſt von Wichtigkeit, und enthält den Grund von der Beſtimmung der Leibrenten. Wenn man weiß, wie lange ein Menſch von einem gegebenen Alter noch wahrſcheinlich zu leben hat, oder wie die mittlere Dauer des Lebens der Menſchen, die 20 oder 30 Jahr alt ſind, beſchaffen iſt: ſo läßt ſich ſodann auch der Zins oder die Rente beſtimmen, die man einem geben muß, wenn man ihm das gegebene Capital nebſt Zinſen, und nebſt den Zinſen von Zinſen wiedergeben will.

Halley nennet die Probabilität des Lebens diejenige Zahl der Jahre, bis zu welchen die Hoffnung zu leben und die Furcht zu ſterben gleich groß ſind, oder, da ſich die Hoffnung und Furcht verhalten wie 1 zu 1. Um dieſes Verhältniß zu finden, ſo halbirt man die Zahl derer, die in einem gewiſſen Jahre leben, und ſiehet ſodann in der Tabelle nach, wenn die Hälfte ausgeſtorben, da denn die Differenz zwiſchen beyden Jahren die Zeit anzeigt, die man noch wahrſcheinlicher Weiſe zu leben hoffen kann, oder wo die Hoffnung zur Furcht iſt wie 1 zu 1. Z. E. in der Tabelle Col. C ſind von 1000 Geſtorbenen noch im 19ten Jahre übrig 499, ſo viele leben alſo in dem Alter von 19 Jahren. Will man alſo die Probabilität wiſſen, wie lange einer von dem Alter noch hoffen könne zu leben, und wie lange Hoffnung und Furcht einander gleich ſeyn werden, ſo ſiehet man in der Tabelle nach, wo ſich die Hälfte, nähmlich 250 findet. Bey dem Jahre 57 zeigen ſich 246, welche Zahl der geſuchten am nächſten kommt. Wenn man nun 19 von 57 abzieht: ſo zeigt die Differenz 38 die Jahre, die einer noch wahrſcheinlich zu leben hoffen kann. Das 38ſte Jahr iſt es alſo, wo Furcht und Hoffnung gleich groß ſind. Bis dahin iſt es zwar möglich, daß man ſich bereits unter den Todten befinden könne, es iſt aber auch gleich möglich, daß man noch am Leben ſeyn könne, und es verhält ſich die Hoffnung zur Furcht wie 1 zu 1. Vor dem 38ſten Jahre war die Hoffnung zu leben größer als die Furcht, nach dem 38ſten Jahre aber wird die Hoffnung von der Furcht überwogen.

Die Sache läßt ſich durch eine Lotterie erläutern. Wenn in einer Lotterie die Zahl der

Nieten und der Treffer gleich groß iſt: ſo iſt die Hoffnung des Gewinnſtes und die Furcht des Verluſtes gleich groß, und ſie verhalten ſich wie 1 zu 1. Die Wahrſcheinlichkeit iſt von beyden Seiten gleich groß. Dieſes iſt der vorige Fall, da bis zum 38ſten Jahre Gewinn und Verluſt, oder Furcht und Hoffnung gleich groß ſind. Wenn aber in einer Lotterie 2 Treffer gegen eine Niete ſeyn könnten: ſo wäre die Hoffnung zu gewinnen zu der der Furcht zu verlieren, wie 2 zu 1, oder noch einmal ſo groß. Umgekehrt aber iſt es, wenn 2 Nieten gegen einen Treffer ſind, da iſt die Hoffnung des Gewinnſtes nur halb ſo groß, als die Furcht des Verluſtes: jene iſt zu dieſer wie 1 zu 2. Wenn 4 Nieten gegen einen Treffer ſind: ſo iſt die Furcht viermal größer als die Hoffnung, und dieſe iſt zu jener wie 1 zu 4. Wo 8 Nieten ſind, da iſt die Hoffnung 8mal kleiner als die Furcht, u. ſ. w.

So kann man die Grade der Furcht und Hoffnung der Lebenden beſtimmen. Z. B. wenn man wiſſen will, wie viel man in einer Wette ſetzen kann, daß eine Perſon von 25 Jahren in einem Jahre nicht ſterbe: ſo ſieht man in der Tabelle nach, wie viele im 26ſten Jahre noch am Leben ſind; dieſe dividiret man durch die Zahl derer, die in dem einen Jahre abgeſtorben; das Verhältniß des Quotienten zu eins iſt alsdenn die Wahrſcheinlichkeit, daß einer in einem Jahre nicht ſterben werde. Z. B. nach unſrer Tabelle leben nun 471 Perſonen in dem Alter von 25 Jahren, 466 ſind im folgenden übrig, und es ſind 5 geſtorben, dieſe ſind zu den Lebenden von 26 Jahren wie 5 : 466, oder wie 1 zu $93\frac{1}{5}$. Man kann alſo 93 gegen eins wetten, daß einer in ſelbigem Jahre nicht ſterben werde, oder die Hoffnung zu

leben iſt 93mal größer, als die Furcht zu ſterben. Eben ſo iſt die Hoffnung zu der Furcht wie 17 zu 1, daß einer noch nicht im 30ſten Jahre werde geſtorben ſeyn. Im 40ſten Jahre leben noch 381 von den 471, die 25 Jahre alt ſind; geſtorben ſind alſo bis dahin 90: dieſe verhalten ſich zu 381 wie 1 zu 4. Die Hoffnung nimmt alſo immer mehr und mehr ab, bis ſie endlich der Furcht völlig gleich, und nachher von ihr gar überwogen wird.

Nach dieſer erklärten Methode iſt folgende Tabelle verfertiget, in welcher die zweyte Columne die Jahre zeiget, die einer in jedem Jahre noch wahrſcheinlich zu leben hoffen kann. Die dritte Columne zeigt das ganze vermuthliche Alter eines Menſchen in jedem Alter, das man erhält, wenn man zu den noch zu hoffenden Jahren die ſchon gelebten hinzu thut.

Jahre

Jahre	Künftige Lebenszeit	Vermuthliches Alter	Jahre	Künftige Lebenszeit	Vermuthliches Alter
0— 1	19	19	27—28	32	59
1— 2	40	41	28—29	31	59
2— 3	45	47	29—30	30½	59½
3— 4	47	50	30—31	30	60
4— 5	47½	51½	31—32	29	60
5— 6	47	52	32—33	28½	60½
6— 7	47	53	33—34	28	61
7— 8	46½	53½	34—35	27	61
8— 9	46	54	35—36	26½	61½
9—10	45½	54½	36—37	26	62
10—11	45	55	37—38	25½	62½
11—12	44	55	38—39	25	63
12—13	43	55	39—40	24	63
13—14	42½	55½	40—41	23½	63½
14—15	41½	55½	41—42	23	64
15—16	41	56	42—43	22	64
16—17	40	56	43—44	21½	64½
17—18	39½	56½	44—45	21	65
18—19	38½	56½	45—46	20	65
19—20	38	57	46—47	19½	65½
20—21	37	57	47—48	19	66
21—22	36½	57½	48—49	18½	66½
22—23	35½	57½	49—50	18	67
23—24	35	58	50—51	17	67
24—25	34	58	51—52	16½	67½
25—26	33½	58½	52—53	16	68
26—27	32½	58½	53—54	15½	68½

Jahre	Künftige Lebenszeit	Vermuthliches Alter	Jahre	Künftige Lebenszeit	Vermuthliches Alter
54—55	15	69	76—77	6	82
55—56	14½	69½	77—78	6	83
56—57	14	70	78—79	6	84
57—58	13½	70½	79—80	5½	84½
58—59	13	71	80—81	5½	85½
59—60	12½	71½	81—82	5½	86½
60—61	12	72	82—83	5	87
61—62	11½	72½	83—84	5	88
62—63	11	73	84—85	5	89
63—64	10½	73½	85—86	4¾	89¾
64—65	10	74	86—87	4½	90½
65—66	9½	74½	87—88	4	91
66—67	9	75	88—89	4	92
67—68	9	76	89—90	4	93
68—69	8½	76½	90—91	4	94
69—70	8	77	91—92	3½	94½
70—71	8	78	92—93	3	95
71—72	7½	78½	93—94	2½	95½
72—73	7½	79½	94—95	2	96
73—74	7	80	95—96	1	96
74—75	7	81	96—97	0	96
75—76	6½	81½			

Die

Die mittlere Dauer des Lebens nennet und findet man, wenn man die Summe aller Jahre, die eine gewiſſe Anzahl Perſonen gelebet hat, addiret, und nachher durch die Zahl der Perſonen dividiret. Der Quotient iſt die mittlere Zahl der Jahre, die ein jeder gelebt hat und gelebt haben würde, wenn ihre Lebensjahre alle gleich geweſen wären. Z. E. wenn von 3 Perſonen die eine 3, die andere 5, die dritte 7 Jahre gelebt hätte: ſo würde die Summe der von ihnen durchlebten Jahre 15 betragen, und ein jeder würde 5 Jahre bekommen; und dieſes wird das mittlere Alter genannt. Dieſe mittlere Dauer des Lebens erfordert alſo, daß man die Zahl der Jahre von einem jeden Geſtorbenen wiſſe, und ſodann auf beſchriebene Art verfahre.

Struyk hat ſich viele Mühe gegeben, die Stufen der Sterblichkeit aus den Regiſtern der Leibrenten in Holland zu beſtimmen. Es iſt indeſſen unnöthig, die von ihm beygebrachten Beobachtungen hier weitläuftig anzuführen, da die bereits angeführten hinlänglich ſind. Ich will mich daher nur mit einem Beyſpiel begnügen, welches zugleich einen Beweis giebt, daß das Leben der Frauensleute durch alle Perioden von einer längern Dauer iſt, als der Mannsperſonen, und daß daher auch unter dem weiblichen Geſchlecht mehr ganz alte müſſen gefunden werden. Nach einem von ihm gemachten Auszuge aus den Regiſtern der Leibrenten ſind die Glieder derſelben nach folgendem Verhältniß geſtorben:

Alter

Alter und Jahre.	Manns-Perſonen.	Frauens-Perſonen.	Beyde durcheinander.	Nach dem Halley.	Nach Süßmilchs Tabelle.	Die Nonnen in Paris.
5	$40\frac{1}{2}$	$46\frac{1}{2}$	$43\frac{1}{2}$	$41\frac{1}{4}$	47	—
10	$38\frac{1}{4}$	$43\frac{1}{4}$	$40\frac{3}{4}$	$40\frac{1}{2}$	45	—
15	$34\frac{1}{4}$	$39\frac{1}{4}$	$36\frac{3}{4}$	$37\frac{1}{2}$	41	—
20	$30\frac{3}{4}$	$35\frac{1}{2}$	33	$34\frac{1}{6}$	37	$40\frac{1}{6}$
25	$27\frac{1}{2}$	32	$29\frac{3}{4}$	31	$33\frac{1}{2}$	$36\frac{2}{3}$
30	$24\frac{1}{4}$	$28\frac{3}{4}$	$26\frac{1}{2}$	28	30	$33\frac{1}{6}$
35	$21\frac{1}{4}$	$25\frac{1}{2}$	$23\frac{1}{2}$	25	$26\frac{1}{2}$	$29\frac{2}{3}$
40	$18\frac{1}{2}$	$22\frac{1}{4}$	$20\frac{1}{4}$	$22\frac{1}{3}$	$23\frac{1}{2}$	$26\frac{1}{4}$
45	16	$19\frac{1}{4}$	$17\frac{3}{4}$	$19\frac{2}{3}$	20	23
50	$13\frac{1}{2}$	$16\frac{1}{2}$	15	$17\frac{1}{4}$	17	$19\frac{1}{2}$
55	$11\frac{3}{4}$	$14\frac{1}{4}$	13	$14\frac{5}{6}$	$14\frac{1}{2}$	$16\frac{1}{4}$
60	10	12	11	$12\frac{1}{2}$	12	$13\frac{1}{4}$
65	$8\frac{1}{2}$	$9\frac{3}{4}$	9	$9\frac{1}{12}$	$9\frac{1}{2}$	$10\frac{5}{6}$
70	7	$7\frac{1}{4}$	7	$7\frac{1}{1}$	8	$8\frac{1}{2}$

Hieraus erkennet man,

1) daß das weibliche Geſchlecht durch alle Perioden länger als das männliche lebt; jedoch leben die Frauensleute in Holland nicht ſo lange als die Menſchen durch einander, nach Süßmilchs Generaltabelle von Städten und Dörfern.

2) Die Nonnen in Paris lebten auch länger, als das weibliche Geſchlecht in Holland. Die Urſache iſt, weil jene lauter ausgeſuchte Perſonen waren, die ſehr einförmig leben mußten. Unter den in Holland ſind wohl unſtreitig die meiſten aus Städten und von bemittelten Eltern, die auch vielleicht im Anfange nicht ſo ſehr mögen ausgeſucht ſeyn. Die Frauensperſonen in der Welt müſſen auch Kinder gebären, und ſind viel mehreren Urſachen des Todes ausgeſetzt als in den Klöſtern.

3) Beyde

3) Beyde durch einander leben nach dem 15ten Jahre nicht ſo lange, als die in Breslau nach der Halleyſchen Tabelle, und noch weniger als die nach Süßmilchs Tabelle.

Man ſollte daraus ſchließen können, daß die Dauer des Lebens in Holland nicht ſo groß ſey, als anderswo. Man ſollte vielleicht auf die Urſache fallen, daß die feuchte Luft in einem am Meer liegenden Lande, das auch an ſich einen feuchten Boden hat, dem Leben nachtheiliger ſey, als eine reine und trocknere Luft in erhöheten Gegenden. Allein die von Struyk zum Grunde gelegten Zahlen der Abgeſtorbenen ſind zu klein, als daß man mit Sicherheit dieſen Schluß ſollte machen können. Kerſebooms Tabelle iſt auch aus den holländiſchen Regiſtern der Renten genommen, hat aber doch mehr Lebensjahre. Das kommt von der größern Menge her, die er berechnet hat.

Ich muß nun auch noch der ſeltenen Greiſe, welche eine Ausnahme von der Regel machen, und von denen ich es unentſchieden laſſe, ob ſie glücklich oder unglücklich zu nennen ſind, als welches von den beſondern Umſtänden ihres Alters abhängt, etwas umſtändlicher gedenken. Ich will zuerſt derer erwähnen, deren hohes Alter gewiß geweſen.

England liefert uns mit Gewißheit die beyden älteſten. Heinrich Jenkins iſt nach D. Robinſons Bericht *) im Jahr 1670 zu Ellerton in Yorkſhire geſtorben; bey der Schlacht zu Flowdenfield im Jahr 1513 den 9ten Sept. iſt er 12 Jahr alt geweſen, hat alſo 169 Jahre gelebet.

*) Philoſ. Transact. No. 221, Baddam's memoires Vol. 3. p. 174.

gelebet. Aus den Regiſtern der Canzeleyen und anderer Gerichtshöfe iſt ſeit 140 Jahren bekannt geweſen, daß er Eide abgelegt habe. Er war zuletzt ein Fiſcher, und man wußte, daß er noch oft in Strömen geſchwommen, da er ſchon über 100 Jahr alt geweſen.

Ihm kommt Thomas Parre *) am nächſten, ein armer Bauersmann zu Shropſhire, von wo er vom Herzog von Arundel nach London gebracht worden, wo er auch in einem Alter von 152 Jahren und 9 Monaten geſtorben iſt, nachdem er unter 9 Regenten gelebt hatte. In ſeinem 120ſten Jahre hat er ſich noch mit einer Wittwe verheyrathet, nach deren Geſtändniß er ihr noch 12 Jahr ehelich beygewohnet. Alle ſeine innern Theile ſind beym Anatomiren geſund befunden worden, daß er daher nach der Aerzte Urtheil wohl noch länger hätte leben können, wenn er nicht die Luft und die Diät verändert gehabt hätte. Bis in ſein 130ſtes Jahr hat er noch alle Arbeit im Hauſe verrichtet, und ſo gar gedroſchen. Einige Jahre vor ſeinem Tode haben ihn die Augen und das Gedächtniß verlaſſen, das Gehör und der Verſtand aber ſind gut geblieben.

Der Herr M. Alberti berichtet in ſeinen Briefen **) aus des Harley miſcellaneis B. 6. n. 8, daß im Jahr 1647 Thomas Damme zu Minshual in ſeinem 155ſten Jahre geſtorben, welches nicht nur auf deſſen Leichenſtein allda, ſondern auch in dem Kirchenbuche des Orts mit Unterſchrift einiger Zeugen bemerket werden. Er gedenket auch aus des D. Hoock philo-

*) Philoſ. Transact. No. 44. Baddam. Vol. 1. p. 164.
**) 1ſter Theil, S. 25.

philoſophiſchen Experimenten einer Frau, welche vor einiger Zeit in Cornwallis im 154ſten Jahre ihres Alters geſtorben.

Die öffentlichen Zeitungen aus London *) gedachten vor mehreren Jahren des Johann Effinghams, welcher den 6ten Febr. 1757 in der Grafſchaft Cornwallis, in einem Alter von 144 Jahren geſtorben. Er war unter Jacob des erſten Regierung von armen Eltern gebohren und von Kindheit auf zur Arbeit gewöhnt, hat als Soldat und Corporal lange gedienet, zuletzt noch der Schlacht bey Höchſtädt beygewohnt, und endlich als Tagelöhner in ſeinem Geburtsort gelebt. Er hat in der Jugend niemals hitzige und gebrannte Waſſer getrunken, und allezeit mäßig gelebt, hat auch ſelten Fleiſch gegeſſen. Vor ſeinem hunderten Jahre hat er wenige Krankheiten gehabt, und noch acht Tage vor ſeinem Ende hatte er eine Reiſe von 3 Meilen gethan.

Herr D. Richardſon **) gedenket zweyer alten Schweſtern, die zu Northbierley in Yorkſhire in zwey Jahren nach einander verſtorben, davon die eine 107, die andere aber 140 Jahre alt geweſen. So haben auch die öffentlichen Nachrichten von dem bekannten Normann Chriſtian Jakob Drachenberg gemeldet, daß er den 9ten Octbr. 1772 zu Aarhus in Jütland im 146ſten Jahre geſtorben. Er war gebohren den 11ten Nov. 1626. — An anderen noch neueren Beyſpielen, beſonders aus England, fehlet es nicht, welche indeſſen hier übergangen werden können.

Der

*) Hamburg. Correſpond. im J. 1757. Num. 38.
**) in natural hiſtory at North-Bierley; in Baddam's mem. Vol. 6. p. 41. Philoſ. Trans. No. 337.

Der große Naturforſcher Plinius *) hat eine merkwürdige Sammlung von alten Leuten aufbehalten. Er meldet, daß bey den römiſchen Schatzungen (cenſibus) auch das Alter in die libros cenſuales oder vaſaria ſey eingetragen worden, und daß zu der Zeit, da die beyden Veſpaſiane das Cenſoramt geführet, in der achten Region Italiens, zwiſchen dem Po und dem apenniniſchen Gebirge, und zwar in dieſer einzigen Gegend, 54 Perſonen von 100 Jahren, 14 von 110, 2 von 125, 4 von 130, 4 von 135 bis 137, und 3 von 140 Jahren gefunden worden. Ferner meldet er, daß in eben demſelben Cenſu zu Parma 3 von 120 und 2 von 130, zu Placenz einer von 131, zu Flavenz eine Frau von 125 Jahren geweſen, und zu Bononien haben damals L. Terentius, und zu Ariminі M. Aponius jeder 150 Jahre gezählet. In dem Städtchen Veja, das auf dem Gebirge nicht weit von Placenz gelegen, ſind 6 Perſonen von 110, 4 von 120 und M. Mucius von 140 Jahren aufgezeichnet worden. In dem Cenſu unter dem Kaiſer Claudian iſt C. Fullonius Bononienſis in einem Alter von 150 Jahren erfunden worden, welches der Kaiſer, weil er der Sache hat gewiß ſeyn wollen, beſonders unterſuchen laſſen. Plinius erzählet dieſes als bekannte und unleugbare Sachen. Es können uns dieſe Nachrichten auch nun um ſo weniger zweifelhaft vorkommen, da wir aus den neuern Zeiten die Möglichkeit unleugbar wiſſen, daß man 150 ja 160 Jahr alt werden könne. Höher als 150 Jahre muß aber doch damahls in Italien keiner gekommen ſey, weil es Plinius

*) hiſt. natur. l. 7. c. 49.

nius nicht unbemerkt würde gelaſſen haben. Schwerlich aber wird man dagegen weder in Cornwallis noch unter andern Bergbewohnern ſo viele Beyſpiele alter Leute von 130 und mehr Jahren in einer kleinen Gegend zugleich beyſammen finden.

In London ſind in 30 Jahren, von 1728 = 1757, geſtorben 750322, worunter 242 von 100 Jahren und drüber geweſen. Alſo iſt unter 3100 einer von 100 Jahren und drüber geweſen. Unter ſolchen waren

49	von 100 Jahren,	unter 100000	$6\frac{1}{2}$
34	— 101	— — —	$4\frac{1}{2}$
39	— 102	— — —	5
32	— 103	— — —	4
18	— 104	— — —	2
28	— 105	— — —	meiſt 4
18	— 106	— — —	2
7	— 107	— — nicht voll	Einer
5	— 108	— unter einer Million	meiſt 7
2	— 109	— — —	meiſt 3
3	— 110	— — —	meiſt 4
2	— 111	— — —	meiſt 3
2	— 112	— — —	meiſt 3
2	— 116	— — —	meiſt 3
1	— 138	— — —	Einer

Sum. 272. Unter 100000 Todten ſind alſo 32, die 100 Jahre und drüber alt geworden ſind, oder unter 3125 iſt Ein Hundertjähriger.

In Pommern ſind in 9 Jahren, von 1750 bis 1759, (das 1756ſte Jahr ausgenommen) 103335 geſtorben, worunter die letzten Jahre beſonders epidemiſch geweſen. Unter ſelbigen ſind 25 von 100 Jahren und drüber, alſo einer unter 4133, folglich weniger als in London geweſen.

Allein dieſe Jahre gehören nicht mehr zur Ordnung, und ſind ſeltene Ausnahmen ohne Regel. Unter ſelbigen waren von

Jahren.	Männer.	Frauen.	Summe.
100	6	2	8
101	—	3	3
102	—	1	1
103	1	—	1
104	1	—	1
105	—	1	1
107	—	1	1
108	2	1	3
109	—	1	1
111	—	2	2
114	1	1	2
115	—	1	1
	11	14	25

Nach den Generalliſten der brandenburgiſchen Provinzen waren in 6 Jahren, von 1718 bis 1723, geſtorben 351959, worunter 1 von 114, 1 von 115, 1 von 120, und 1 von 125 Jahren befindlich geweſen.

Iſt es aber möglich, ſein Alter noch höher als auf 169 Jahre, welches das Alter des Jenkins war, zu bringen? Ich ſehe keine Unmöglichkeit, obſchon die Seltenheit immer größer wird. Es könnte alſo einer wohl noch 200 Jahre alt werden. Wüßten wir es nicht mit Gewißheit, ſo würde es uns eben ſo unmöglich ſcheinen, daß einer 150 ja bis 170 Jahr ſollte alt werden können. Man kann folglich nicht gleich alle Nachrichten neuerer Zeiten in Zweifel ziehen, die noch älterer Leute gedenken, ob man ſchon ohne genugſame Urkunden nicht gleich alles glauben muß. Ich will daher auch noch

einiger

einiger ungewiſſerer Alten erwähnen. D. Kundmann *) gedenket des breslauiſchen Rectors Gryphius, welcher einer Nonne 200 Jahre beygelegt. Dies ſind nur 31 Jahre Unterſchied vom Alter des Jenkins. Die Erzählungen aber von dem ewigen Juden und von dem Betrüger Hultazob, der ſich für 500 Jahr alt und für einen amerikaniſchen Prinzen ausgegeben, gehören offenbar unter die Unwahrheiten. Er gedenket auch noch eines Irländers, Wilhelm Leland, welcher im Jahr 1732 den 13ten Dec. im 140ſten Jahre verſtorben, desgleichen eines Marquis von Barenne im Herzogthum Maine, welcher zwar nur 101 Jahr alt geworden, aber deshalb merkwürdig iſt, weil er einige Jahre hindurch den ganzen Zins von einer Tontine, nehmlich 35500 franzöſiſche Livres gezogen.

Der Herr Profeſſor Hanow **) in Danzig hat auch einige Beyſpiele von außerordentlichen Alten geſammelt und mit nützlichen Anmerkungen begleitet. Er gedenket unter andern auch einiger alten Bauern in Ungarn, die zu ihrer Zeit viel Aufſehens gemacht, und deren Gemählde man auch herumgeſchickt, die man auch in Kupfer geſtochen hat. Johann Rovin bey Caranſebes ſoll im Jahr 1727 bereits 172, und ſeine Frau Sara Deſſon 164 Jahr alt geweſen ſeyn; beyde ſollen 147 Jahre im Eheſtande gelebet haben, und ihr jüngſter Sohn 117 Jahr alt geweſen ſeyn. Ein anderer Bauer, Peter Zorton, im Temeswarer Bannat, iſt dem Berichte nach den 5ten Januar 1734 im 185ſten Jahre geſtorben, von dem ein Sohn noch gelebet,

*) in muſeo rar. nat. et artis, p. 1300.
**) in ſeinen Seltenheiten der Natur. 1r Bd, S. 120.

bet, der auch bereits 150 Jahr alt geweſen iſt. Er erwähnet auch der Schrift des kaiſerl. Feldarztes D. Cramer *), der in Ungarn viele alte Leute bemerket. Bey Temeswar hat dieſer zwey Brüder von 110 und 112 Jahren geſehen, die noch alle beyde Kinder erzeuget. Zu Caranſebes hat er unter den Wallachen einen Mann von 190 Jahren gefunden. Herr Prof. Hanow vermuthet, daß dieſes der vorgedachte Rovin geweſen, und dann würde dieſer im Jahr 1740 erſt 185 Jahr alt geweſen ſeyn.

Dieſe Seltenheiten ſind nicht unmöglich, wie ich ſchon vorher gedacht; nur wäre zu wünſchen, daß ein Gelehrter in Ungarn die Sache gründlich unterſucht und mit Urkunden beſtätiget hätte, oder daß es nach dem Beyſpiel der engliſchen Akademie noch geſchehen möchte, um dadurch das höchſte Ziel zu beſtimmen, das noch jetzt zu erreichen möglich iſt.

Plinius **) gedenket auch noch einiger Alten aus anderer Zeugniſſen. So giebt der Dichter Anacreon dem Könige Arganthonius 150, dem cypriſchen Könige Cinyra 160, und dem Aeginus 200 Jahre. Theopompus hat dem Epimenedi Gnoſſio 157 Jahre beygelegt. Hellanicus hat berichtet, daß unter den Epiern in Aetolien einige Leute 200 Jahre alt würden, dem auch Damaſtes nicht nur beygeſtimmet, ſondern noch hinzugefüget, daß aus ſelbigen Pictoreus 300 Jahre gelebet. Was aber von dem Dando in Illyrien, der 500 Jahre gelebt haben ſoll, wie auch von dem Alter eines Königs auf der Tyrier Inſel, der 600 und

*) In append. ad medicin. caſtrenſ. de climate hungarico.
**) hiſt. natur. l. 7. c. 48. 49.

und deſſen Sohn gar 800 Jahre erreicht haben ſoll, berichtet wird, erkläret Plinius ſelbſt für Früchte des unwiſſenden Alterthums, die ihren Urſprung aus den verſchiedenen Zeitrechnungen gehabt, indem vormals die Jahre der Arcadier aus 3 Monaten, anderer Völker ihre aus einem Sommer, der alten Egypter ihre gar nur aus einem Mondſchein beſtanden haben. Aus dieſer Urſache mag ich hier nicht mehrerer gedenken. Es haben auch Phlegon Trallianus und Lucianus kleine Abhandlungen von Macrobiis oder Perſonen geſchrieben, welche ſehr alt geworden; letzterer inſonderheit hat vieler alten Regenten und Philoſophen Erwähnung gethan, allein das gehört nicht zu unſerm Zwecke.

Aus dem bisher angeführten erhellet mit Gewißheit,

1) daß unter etlichen tauſend Menſchen nicht nur Einer hundert Jahre überſteige, ſondern daß auch unter Millionen einige ihr Alter noch viel höher bringen;

2) daß es noch jetzt nicht unmöglich ſey, 150, 160 bis 170 Jahre alt zu werden. Dieſes iſt gewiß. Von denen, die 180 und 200 Jahre alt geworden, fehlen gewiſſe und untrügliche Urkunden. Gegen die Möglichkeit läßt ſich nichts mit Grunde ſagen.

3) Faſt alle Beyſpiele ſolcher ſeltenen Greiſe haben ſich unter den Landleuten, und zum Theil unter den Einwohnern erhabener und gebirgiger Gegenden gefunden.

Man ſucht die Urſachen davon 1) in der reinern Luft, und 2) in der Mäßigkeit und Arbeitſamkeit. Allein nebſt dem iſt ſie 3) vorzüglich wohl in dem ſtärkern Gebäude des Körpers zu ſuchen. Sonſt müßten diejenigen, die 110,

130 und mehr Jahre erreichen, unter den Landleuten, die auf einerley Weiſe, nähmlich mäßig und arbeitſam leben, häufiger ſeyn, als ſie in der That ſind. Unter allen Landliſten bleiben die hundertjährigen immer eine Seltenheit. Ohnſtreitig iſt die Arbeit und Mäßigkeit der Landleute die Urſache, daß ſie älter werden, als die Einwohner der Städte, wie die Tabellen beweiſen; aber zu einem Alter von 100 und von 150 Jahren gehöret noch ein weit mehreres, das ich nirgends, als in dem vorzüglich ſtärkeren und dauerhafteren Bau des Körpers zu ſuchen weiß, womit aber die Mäßigkeit im Genuß der Speiſen und Arbeitſamkeit verknüpft ſeyn muß, weil ohne ſelbige auch der ſtärkſte Körper bald zu Grunde gerichtet werden kann.

Hier muß nun auch noch der Stufenjahre gedacht werden. Es iſt eine alte und gemeine Meinung, daß jederzeit das ſiebente Jahr eine ſolche Stufe oder Klippe ſey, an welcher das Leben mehrerer Menſchen ſcheitern ſoll. Inſonderheit hat man dem drey und ſechszigſten Jahre, das aus 7 mal 9, aus der Multiplication zweyer vermeinten heiligen Zahlen, entſtehet, eine beſondere Gefahr beygelegt. Es giebt in der That viele Leute, auch ſonſt verſtändige, die ſich durch dieſe Meinung in Furcht ſetzen laſſen, und die wieder ruhig werden, wenn ſie dieſen vermeinten Berg überſtiegen haben, da doch die Gefahr zu ſterben im vier und ſechszigſten Jahre wirklich größer iſt, als im drey und ſechszigſten, und im fünf und ſechszigſten noch größer, indem unſere Lebenskraft mit jedem Jahre abnimmt, wie aus dem obigen zu erſehen, nach welchem im drey und ſechszigſten Jahre von 19 einer, im vier und ſechszigſten aber ſchon einer von 18 ſtirbt. Die

Ge-

Gefahr wächſt alſo mit jedem Jahre des Alters. Gleichwohl fürchtet man ſich nach dem drey und ſechszigſten Jahre weniger, da man doch mehr zu fürchten Urſach hätte. Das macht das Vorurtheil und der Mangel einer rechten Gemüthsbeſchaffenheit. Die Tabellen widerlegen auch völlig dieſen Irrthum, nach welchen im drey und ſechszigſten Jahre keine vorzügliche Mortalität zu finden iſt.

In der erſten Ausgabe der göttlichen Ordnung hatte Süßmilch ſich durch die Liſten verleiten laſſen, jeden zehnten Jahren etwas vorzügliches beyzulegen, und ſelbige in die Stelle der ſiebenten Jahre zu ſetzen. Der Grund hierzu war die größere Zahl der Geſtorbenen im dreyßigſten, vierzigſten, funfzigſten, ſechszigſten und folgenden zehnten Jahren. Er hat aber nachher das, was bereits gute Freunde dagegen erinnert hatten, bey den verfertigten Auszügen aus den Sterberegiſtern ſelbſt wahrgenommen, und die Küſter, welche mehrentheils die Aufzeichnung beſorgen, haben es beſtätiget, daß die gemeinen Leute nicht allezeit das genaue Alter der Verſtorbenen wüßten, ſonderlich im Alter, daher ſie ſich einer runden Zahl bedienten, und die, ſo z. B. 58, 59, oder auch 61 Jahre alt wären, als ſechszigjährige angäben. Ob nun aber auch eine ſolche genaue Einſchränkung auf ein gewiſſes Jahr, vermöge der Erfahrung, ſich nicht machen läßt: ſo bleibt doch dieſes hinwiederum der Erfahrung gemäß, daß es gewiſſe Zeiten und Jahre giebt, in deren Bezirk das Leben mehrerer Gefahr unterworfen iſt, die ſich in der That vermindert, wenn man ſie zurück gelegt hat. Dahin gehören die anni pubertatis, ſonderlich bey dem weiblichen Geſchlecht, wie auch die Zeit und das funfzigſte

Jahr, wenn die Reinigung anfängt und aufhöret. So iſt auch ohnſtreitig, daß um das 60ſte Jahr das Alter anfängt, bey einem eher, bey andern ſpäter, da die Kräfte des Leibes und der Seele in einen merklichen Abfall gerathen. Es iſt auch eine vorher erwieſene Wahrheit, daß unſer Leben 70 Jahre währet, und 80, wenn es hoch kommt. Jedoch dieſe Stufen ſind von den ſogenannten Stufenjahren unterſchieden, und ſie ſind von einem weitläuftigeren Umfange, als dieſe, die in dem fälſchlich vermeinten Geheimniß der Zahlen, ſonderlich der ſiebenten ihren Grund haben ſollen.

Von dem Verhältniſſe der Zahl der Sterbenden zu den Lebenden *).

Es giebt ein gewiſſes Verhältniß der jährlich Sterbenden zu der Zahl der Lebendigen, ſowohl in Städten, als in ganzen Provinzen. Dieſes kann mit Zuverläſſigkeit bejahet und bewieſen werden. Dieſes Vehältniß beſtimmet die Größe und das Maß der Sterblichkeit. Wenn jährlich von 25 Lebenden einer ſtirbt, oder wenn 4 von hundert ſterben: ſo iſt die Sterblichkeit größer, als wenn nur aus 40 einer fort muß, oder wenn nur $2\frac{1}{2}$ vom Hundert abgehen. Die Sterblichkeit pflegt durch einen Bruch ausgedruckt zu werden, und ihre Größe kann aus der Größe des Nenners beurtheilet werden. Wenn die Sterblichkeit $\frac{1}{40}$ iſt, ſo iſt ſie kleiner, als wo ſie $\frac{1}{25}$ iſt. Ein größerer Nenner zeigt alſo eine geringere Sterblichkeit, und ein kleinerer einen größern Grad derſelben an.

Die

*) S. Süßmilch göttliche Ordnung 1. Th. S. 72 f.

Namen der Land-Di[...]	die Gestorb. zu den Getauften sind, wie	die Getauften zu den Lebenden sind, wie	die Ehen sind zu den Lebenden, wie	die Ehen sind zu den Getauften, wie
Werben		1: 34		
Wittſtock		33		
Wilsnack		32		
Zieſar		28		
Num.	10:11,8	1: 31	1: 95	10; 29
Wuſterhauſe[...]		1: 31		
Wuſterhauſe[...]		30		
Num.	10:12,6	1: 31	1: 112	10: 36
Zehdenick		1: 28		
Zoſſen		30		
Num.	10:13,5	1: 29	1: 113	10: 38
Nachleſe a[...] ſchiedenen [...] Num.	10:12,3	1: 27	1: 99	10: 35

Fortſetz[...]ten und Marktflecken enthält.

Namen der kleinen S[...]	die Geſtorb. zu den Getauften sind, wie	die Getauften zu den Lebenden sind, wie	die Ehen sind zu den Lebenden, wie	die Ehen sind zu den Getauften, wie
Zoſſen, S[...] Teltow, Bu[...]	124	27,7	117	42
Zieſar, Prize[...] en, Wilsna[...]	102	21,2	81	38
Fehrbellin, [...]ſtein, Putli[...] teberge, 5	100: 114	1: 25,7	1: 92	10: 35
Reinsberg, Zechlin, W[...] ſen, 5	150	25,6	113	43
Oſterb. Wer[...] plin, Perver[...]7	112	24,5	99	40
1	100: 117 od. 10: 12	1: 24, 7	1: 98	1: 3,9 od 10:39

…eſtorbenen zu …ebenden ſind,		die Geſtorbenen zu den Getauften ſind, wie	die Getauften zu den Lebenden ſind, wie	die Ehen ſind zu den Lebenden, wie	die Ehen ſind zu den Getauften, wie
…	nach 10 verm. Jahren, wie				
3	38	13	29	109	37
.2	38	12	31	112	35
.1	1 : 39	10 : 13	1 : 29	1 : 110	10 : 37
5	38	12	29	107	35
1	37	12	30	104	34
2,9 [illegible]	1 : 38,4	100 : 127 Nach den 6 gut. J. aber iſt das Verhältniß $\frac{100}{142}$.	1 : 30	1 : 108	1 : 3,6 od. 10 : 36

niſſe von 1056 Dörfern der Kurmark, wozu die
Superintendenten und Prediger durch ein gedruck-
ie Liſten verfertiget werden möchten. Von 1800
1 nur 20 berechnet, weil er ſchlechterdings alles
haben konnte. An der Richtigkeit iſt mehr, als

nd niedrige, freye und waldige, trockene und
nder geworfen, und nach dem Alphabete ſo viel
der, Spre und Havel mit andern trockenen und

Jahre mit untergelaufen, ſonderlich die beyden
6 letzten geſunderen Jahre von 1743 bis 1748
, als auch für vermiſchte Jahre zu haben. Es
ger Zeit vorgefallen. Man wird aber aus den
Liſten keine merkliche Störung verurſacht haben.
eder erſetzet. Die Städte empfinden es gemeinig-
Beyde Kriege wurden auch nicht mit ſolcher Hef-
n gehabt, als der von 1756 bis 1763.

Zehnjäh[...] der Kurmark Brandenburg,
[...]n.

Nahm[...] der Land-D[...]	die Geſtorbenen zu den Getauften ſind, wie	die Getauften zu den Lebenden ſind, wie	die Ehen ſind zu den Lebenden, wie	die Ehen ſind zu den Getauften, wie
Apenburg. [...] Neu-Ange[...]				
Num.	0: 13, 5	1: 28	1: 112	10: 39
Brandenb. - -				
Num	0: 12, 8	1: 28	1: 107	10: 37
Brandenb. [...] Beelitz - Beeskow Treuen-Br[...] Fehrbellin				
Num.	10: 13, 1	1: 31	1: 113	10: 36
Berlin Grambzow				
Num	10: 13, 3	1: 29	1: 108	10: 37
Cölln Calbe				
Num.	10: 13	1: 31	1: 113	10: 35
Frankfurt Fürſtenwald				
Num.	10: 13	1: 30	1: 110	10: 37
Gardeleben Havelberg				
Num.	100: 106	1: 32	1: 112	10: 34

Geſtorb. zu Lebenden ſind nach 6 gut. Jahren.	nach 10 verm. J. wie	die Geſtorb. zu den Getauften ſind, wie	die Getauften zu den Lebenden ſind, wie	die Ehen ſind zu den Lebenden, wie	die Ehen ſind zu den Getauften, wie
40	1: { 38				
46	39				
42	42				
42	1: 39	10: 11, 6	1: 34	1: 117	10: 33
39	1 { 34				
35	37				
37	1: 35	10: 2, 1	1: 29	1: 107	10: 36
42	1: { 38				
42	40				
42	1: 40	10: 14, 1	1: 28	1: 106	10: 37
40	1; { 39		1: { 34		
46	42		29		
37	36		28		
40	41		30		
39	1: 38	10: 12, 8	1: 30	1: 113	10: 37
47	1: { 40		1: { 30		
43	43		31		
65	53		35		
46	1: 42	10: 13, 5	1: 31	1: 115	10: 36
50	1: 39	10: 12, 6	1: 31	1: 113	10: 36
44	1: { 36		1: { 32		
42	36		27		
43	1: 36	10: 11, 9	1: 30	1: 108	10: 35
45	1; { 39		1: { 33		
55	39		26		
37	34		26		
44	1: 38	10: 12, 8	1: 29	1: 104	10: 35
42	1: { 36		1: { 29		
48	45		27		
33	30		23		
43	1: 39	10: 13, 7	1; 27	1; 106	10: 36

Namen

Die Größe der Sterblichkeit muß man wohl unſtreitig daſelbſt am erſten aufſuchen, wo die Natur am wenigſten geſtöret und verderbet wird, folglich unter dem geſundern, ſtarken und arbeitſamen Landmanne. Lebt derſelbe nicht gleich der Natur vollkommen gemäß: ſo geſchiehts doch mehr und beſſer, als in Städten, beſonders in den volkreichen, wo Müßiggang, Faulheit, Ueberfluß im Eſſen und Trinken, Ausſchweifungen in Lüſten, wo Leidenſchaften und Laſter, wo Sorgen, Gram, Neid und Zorn, beſonders aber auch eine verdorbene Luft und neben dem Reichthum die größte Dürftigkeit einen oft tödtlichen Einfluß in die Dauer des menſchlichen Lebens haben. Aus dieſer Urſache war es Süßmilch vornehmlich darum zu thun, eine hinlängliche und genaue Liſte von vielen Dörfern zu erhalten. Zu dem Ende erſuchte er die ſämmtlichen Prediger der Kurmark, ihm hierin Beyträge zu verſchaffen, wovon er, nach Weglaſſung einiger hundert Liſten, welche ihm fehlerhaft zu ſeyn ſchienen, eine ſehr lehrreiche Tabelle, welche hier unter Lit. C. angefügt wird, entwarf, die mehr als tauſend Dörfer, von verſchiedenen Gegenden und Lagen, von hohem und niedrigem, ſandigem und fettem Boden, wovon viele an großen Strömen, als der Elbe, Oder, Spree und Havel liegen, in ſich begreift, und in ſo fern hinlänglich ſeyn wird, um daraus eine Regel der Sterblichkeit herzuleiten. Auch ſind dieſer Tabelle zugleich die Liſten von 20 kleineren Städten und Marktflecken angehängt. Um deſto gewiſſer zu gehen, hatte er ſich die Gebornen und Geſtorbenen von zehn Jahren erbeten. Da er aber fand, daß die auf den großen Winter von 1740 folgenden zwey Jahre an vielen Orten epidemiſch geweſen: ſo hat er die

Mittelzahlen der Geſtorbenen, ſowohl von allen zehn vermiſchten als auch von den ſechs guten Jahren, beſonders mit den Lebenden in Vergleichung geſetzet, wie aus der Tabelle und dem nachſtehenden Auszuge zu erſehen iſt. Es wird genug ſeyn, die zwanzig Hauptverhältniſſe hier vor Augen zu legen, und können die beſondern von einzelnen Diöceſen oder Superintendenturen in der Tabelle ſelbſt nachgeſehen werden.

Nach den ſechs guten Jahren iſt Einer geſtorben.		Nach den zehn vermiſchten Jahren iſt Einer geſtorben	
nach Num.	von	von	nach Num.
IX. — —	37	34	- VII. XX.
XI. XX. —	39	35	- IX.
XIX. — —	40	36	- II. XIV.
VI. VII. —	41	38	- I. IV. XI. XV. XVI. XVII.
I. VIII. X. XVIII.	42	39	- VI. VIII. XIII. XVIII. XIX.
II. XVI. XVII. —	43	40	- X.
IV. XIV. XV. —	44	41	- V.
V. — —	45	42	- III. XIII.
XII. — —	46		
III. — —	47		
XIII. — —	50		

Nach noch größeren Zahlen und mehreren zuſammengezogenen Superintendenturen iſt Einer geſtorben

nach Num.	von	von	nach Num.
XVII - XX. und IX - XII. —	41	37	- XVII - XX.
V - VIII. — —	42	38	- I - VIII. XIII - XVI.
I - IV. — —	43	39	- IX - XII.
XIII - XVI. —	45		

Das Generalverhältniß von 1056 Dörfern iſt geweſen:

In den ſechs guten Jahren wie 1 : $42\frac{2}{10}$ oder meiſt $\frac{1}{43}$.

In den zehn vermiſchten Jahren wie 1 : $38\frac{4}{10}$.

Oder: **In gemeinen Jahren ſtirbt auf dem Lande Einer aus 42 bis 43. Nach einer Mittelzahl von vermiſchten Jahren** (in denen aber doch die Seuchen nicht allzu groß, der epidemiſchen Jahre auch nicht viele geweſen) **ſtirbt einer von 38 bis 39 Perſonen.**

Graunt hat auch hiervon etwas berühret, und angenommen, daß die Sterblichkeit auf dem Lande jährlich $\frac{1}{50}$ und in Städten $\frac{1}{32}$ ſey *). Von kleinen Städten hat er es getroffen, aber für das Land iſt die Sterblichkeit zu klein. In vorſtehender Tabelle iſt nur eine Superintendentur, in deren Dörfern nur einer von 50 geſtorben. Das iſt das höchſte, äußerſte und einzige Beyſpiel, das daher allein nicht zur Regel dienen kann. Es fehlete dem Graunt im Anfange noch an hinlänglichen Liſten.

King kam ſchon der Sache näher; er machte einen Unterſchied zwiſchen London, anderen Städten und dem Lande, und wagte es, eine allgemeine Regel für ganze Provinzen zu geben. Es iſt nur Schade, daß die Liſten nicht von ihm beygebracht ſind, worauf er ſeine Sätze gegründet. Davenant **), der Kings Regeln mitgetheilet hat, gedenket blos der Zins- und Schatzungsbücher, deren er ſich bedienet hat.

Nach den Sätzen des Kings haben ſich die jährlich Sterbenden zu den Lebenden verhalten:

In

*) Annotations upon the bills of mortality, c. 12. § 11. p. 93. edit. 5.

**) Eſſay upon the probable methods of making a people Gainers in the Balance of Trade. London, 1699. 8.

In London wie . .	1 : 24,	1
In Städten und Marktflecken	1 : 30,	4
In Dörfern . .	1 : 34,	4
In Städten und Dörfern zuſamm.	1 : 32,	35

Auf den Dörfern in Egland iſt die Sterblichkeit auch beynahe eben ſo wie hier, nähmlich $\frac{1}{37}$, wie es aus einer Tabelle, die D. Short mitgetheilt hat, erhellet. Die Zahlen ſind ſchon ganz beträchtlich, da ſie aus 54 Kirchſpielen genommen ſind. Es iſt dabey zu merken, daß ſich D. Short auch einer zehnjährigen Mittelzahl bedienet, in welcher Zeit auch unſtreitig ungeſunde Jahre mit untergelaufen. Folglich iſt hier alles der Süßmilchiſchen eben angeführten Tabelle ähnlich. Wird man aber wohl leichtlich eine größere Uebereinſtimmung zwiſchen Tabellen von verſchiedenen Jahren und Ländern verlangen können?

Im Kurfürſtenthum Hannover hat man ſich im Jahre 1755 die Mühe gegeben, dieſe Regeln näher zu beſtimmen, und ſie mit den Süßmilchiſchen zu vergleichen. Es heißt davon in den Beyträgen zu den Anmerkungen über die Liſten von den Gebornen und Geſtorbenen alſo:

„Bey einer gehaltenen Nachzählung der Lebenden iſt in Zuſammenhaltung deren Verzeichniſſe mit den Todtenliſten befunden worden, daß im Jahre 1755

1) in Städten der Fürſtenthümer Calenberg, Göttingen und Grubenhagen der $31\frac{10}{21}$ſte,
2) in Städten des Fürſtenthums Lüneburg und der Grafſchaft Hoya der $32\frac{2}{3}$te,
3) auf dem Lande der Fürſtenthümer Calenberg, Göttingen und Grubenhagen der $36\frac{1}{7}$te.

4) auf dem platten Lande der Fürſtenthümer Lüneburg, der Graſſchaft Hoya und Diepholz der 37$\frac{1}{7}$te,

5) und im Durchſchnitt, in geſamten erſt benannten Landen, der 34$\frac{4}{5}$te Menſch verſtorben ſey *).

Die Sterblichkeit auf dem Lande daſelbſt kommt alſo der kurmärkiſchen und engliſchen ganz nahe, ob gleich man nicht weiß, ob man ſich hiebey der Mittelzahlen der Geſtorbenen von lauter geſunden, oder von 6, 8 oder 10 gemiſchten Jahren bedienet habe.

In Schweden und zwar im obern Theile, unter dem 65ſten Grade der Polhöhe hat der D. Bergius die Liſten von verſchiedenen Kirchſpielen geſammelt, und folgende Verhältniſſe gefunden:

Zu Pithede, unter dem 65ſten Grade, waren die Todten zu den Gebohrnen wie 80 zu 152, oder 10: 19. Die Geſtorbenen zu der Zahl der Lebenden waren wie 1 zu 43.

Zu Arginplog waren die Geſtorbenen zu den Gebornen wie 21:29 oder 10:13, die Todten zu den Lebenden, wie 1:36.

Zu Arvidsjaur waren die Todten zu den Gebornen wie 8:14, oder $\frac{10}{17}$. Der Lebenden waren allda 284, folglich verhielten ſich die Geſtorbenen zu den Lebenden wie 1:35$\frac{1}{2}$ **).

In dem Kirchſpiel Waſſenda lebten nach dem Verzeichniß des Pfarrers Waſſenius im Jahr 1746,

*) S. Nützliche Sammlungen vom Jahre 1756, das 92ſte Stück, welche zu Hannover herausgekommen ſind.

**) D. Bergius Forlok til de uti Swerige gangbare Liukdömars utrönande för år 1755. Stokholm. 1756. 8. wovon die Recenſion in den göttinger gelehrten Zeitungen, num. 84. pag. 829. vom Jahre 1757 befindlich iſt.

1746, 1820 Perſonen. Nach ſechs vorhergenden geſunden Jahren waren geſtorben 254, wovon die Mittelzahl 42; 3 iſt, die ſich zu den Lebenden verhält, wie 1:43 *).

Ohnerachtet dieſe Verhältniſſe nur aus vier Kirchſpielen genommen ſind, von ſolchen kleinen Zahlen aber ſich nicht wohl Regeln machen laſſen: ſo ſiehet man daraus doch ohngefähr die Uebereinſtimmung jener viel kälteren Gegenden mit den hieſigen gemäßigteren. Die Geſundheit und Dauer des Lebens ſcheinet dort eben ſo wie hier zu ſeyn. Die viel größere Kälte ſcheinet das Leben weder zu verkürzen noch zu verlängern. Der D. Bergius bemerket, daß die bösartigen Pocken, Frieſel, Fieber, auch Fleckfieber allda ſo, wie in andern Ländern befindlich ſind, und auch oft großen Schaden thun; daß die feuchten und moraſtigen Gegenden allda vor andern ungeſund ſind; daß viele Einwohner dartiger Gegenden wenige Speiſen aus dem Pflanzenreiche genießen, und daß endlich der Branntwein auch dort ſeine böſen Folgen und Früchte zeige.

Herr Wargentin hat von der Sterblichkeit in Schweden nachſtehende Beobachtungen mitgetheilet. **)

1) Wenn die ganze Menge Volks in allen Lehnen, die Städte mit eingeſchloſſen, außer Calmar und Bohuslehn, durch die Zahl der im Jahr 1749 Geſtorbenen dividiret wird: ſo iſt in ſelbigem Jahre $\frac{1}{36}$ geſtorben.

2) Nimmt

*) Sammlungen der ſchwediſchen Akademie. Vol. 9. p. 282. vom Jahr 1747.

**) Abhandlungen der ſchwed. Akademie. Vol. 17. p. 15.

2) Nimmt man jedes Lehn für ſich, ſo findet ſich, daß in Upland, Südermannland, Oſtgothland, Nericke und Wermland, auch in ganz Finnland, eben das Verhältniß ſey.

3) Aber in Weſtmannland, Schonen, Halland und Bleckinge iſt $\frac{1}{28}$ oder $\frac{1}{30}$ geſtorben.

4) Dagegen fehlet in Weſtgothland, Smålen, Dalland und ganz Weſtnorrland nur $\frac{1}{43}$ oder $\frac{1}{47}$.

5) Im Jahr 1750 iſt in Schonen $\frac{1}{31}$ geſtorben, in Nericke und Wermland $\frac{1}{35}$, in Weſtmannland, Upland und Weſtnorrland $\frac{1}{40}$, in Schmålen und Dalland $\frac{1}{44}$ und in Südermannland nur $\frac{1}{48}$.

6) Aus beyden Jahren ein Mittel genommen, welche eben keine von den geſundeſten waren, läßt ſichs bis auf weitere Unterſuchung ſetzen, daß in Schweden jährlich ohngefähr $\frac{1}{40}$ ſterbe.

Da derſelbe vorher ausdrücklich erinnert, daß das Jahr 1749 überaus epidemiſch, ſonderlich für Schonen geweſen, und daher ſelbſt auch bemerket, daß ſich aus einem ſo ungeſunden Jahre nichts gewiſſes ſchließen laſſe: ſo wird man wohl erſt mehrere Jahre haben müſſen, um für Schweden eine Regel zu beſtimmen. So viel aber läßt ſich aus dem angeführten ſchon muthmaßen, daß Schweden, auch ſogar Finnland, von den hieſigen Gegenden nicht werde unterſchieden ſeyn.

Die Sterblichkeit in mittelmäßigen Städten iſt größer, als auf den Dörfern. Der Unterſchied beträgt faſt $\frac{1}{4}$, indem ſtatt 42 bis 43 jährlich einer von 31 davon muß. Dieſes erhellet aus nachſtehenden Erfahrungen:

1) In den 20 kleinen Städten der Kurmark iſt ſie nach der Mittelzahl von 6 guten Jah-

ren $\frac{1}{32}$ bis $\frac{1}{33}$, nach der zehnjährigen Mittelzahl vermiſchter Jahre $\frac{1}{29}$. S. Tab. C. bey Seite 745 Num. 3.

2) In Engelland iſt es nach einer von Short gelieferten Tabelle eben alſo. Die Geſtorbenen verhalten ſich zu den Lebenden wie 1 : 32½.

3) Im Churfürſtenthum Hannover iſt die Sterblichkeit auch nach zwey verſchiedenen Gegenden etwas über $\frac{1}{32}$.

4) In Brandenburg, einer ſchon mehr als kleinen Stadt, waren im Jahr 1736 in allen 8346 Einwohner. In ſelbigem Jahre waren geſtorben 290, die geben etwas über $\frac{1}{29}$ zur Sterblichkeit. Nach einer Mittelzahl von etlichen Jahren ſtarben 270, das giebt $\frac{1}{30}$, beynahe $\frac{1}{3}$.

5) King ſetzt die Sterblichkeit in kleinen Städten auf $\frac{1}{30}$.

6) Graunt auf $\frac{1}{32}$.

Für kleine Städte kann alſo $\frac{1}{32}$ zur Regel dienen. So wie Städte an Größe und der Zahl der Einwohner zunehmen, ſcheinet auch die Sterblichkeit zu wachſen.

In großen und volkreichen Städten iſt die Sterblichkeit am allergrößten, oder, welches einerley iſt, die Kräfte des Lebens und deſſen Dauer ſind am kleinſten. Große und volkreiche Städte nenne ich 1) nicht nur die, wo die Anzahl der Einwohner ſehr groß iſt, ſondern auch 2) die, wo in einem kleinen Umfange der Mauern ſehr viele Menſchen beyſammen wohnen, und zwar begüterte und reiche Bürger, beſonders, wenn 3) ſtarke Handlung dabey getrieben wird. Ferner auch 4) wo Hoflager, Landesregierungen, zahlreiche Garniſonen, Univerſitäten und viele

Schu-

Schulen desgleichen Hoſpitäler u. ſ. w. ſind. So iſt z. E. Leipzig keine der größten Städte, hat auch nicht viel über 30000 Einwohner, aber ihr Reichthum und ihre Handlung erſetzen die Größe anderer, und ſie hat außer dem Handel auch noch eine anſehnliche Univerſität. Sie iſt alſo andern noch viel größern Städten gleich zu ſetzen. Nachſtehende Beobachtungen werden hinlänglich ſeyn können, das Schickſal großer Städte in Anſehung der Sterblichkeit zu beſtimmen.

1) Es iſt bereits oben angeführet, daß Graunt dieſe überhaupt für Städte auf $\frac{1}{32}$ geſetzet. Es iſt nicht unmöglich, daß ſie vor 150 Jahren in London noch nicht größer geweſen, weil vielleicht die Urſachen des Todes ſich daſelbſt noch nicht ſo vergrößert hatten, als es nachher geſchehen.

2) King *) hat die Sterblichkeit für London am Ende des 17ten Jahrhunderts ſehr genau getroffen, und ſie auf $\frac{1}{24}$ oder $1:24\frac{1}{10}$ angeſetzt.

3) Herr Maitland **) hat dieſes Verhältniß nachmals beſtätiget. Er hat gefunden, daß um das Jahr 1630 aus 73126 Lebenden 2976 geſtorben ſind. Dieſe ſind zu jenen wie $1:24\frac{5}{10}$. Es wäre alſo damals das Maß der Sterblichkeit $\frac{1}{24}$ bis $\frac{1}{25}$ geweſen. Da aber dieſes vor mehr als 160 Jahren, 60 Jahre vor der Unterſuchung des Kings, geweſen, ehe London zu ſo großem Reichthume und zu einer kleinen Welt erwuchs, ehe folglich auch Sitten und Religion durch den Reichthum und die Menge ſo ſehr gelitten haben; ehe auch der Gebrauch der ſtarken Ge-

*) Eſſay upon the probable Methods etc.
**) In ſeiner Hiſtory of the City of London.

Getränke, des Branntweins, Arraks und Rums, ſo ſehr zugenommen, worüber Herr **Maitland** und alle Patrioten in England ſo bittere Klagen führen: ſo glaube ich, daß man der Kingiſchen Regel der Sterblichkeit für London den Vorzug werde geben müſſen. Doch iſt der Unterſchied eben nicht ſehr beträchtlich.

4) In Stockholm iſt nach einer Mittelzahl von dreyjährigen Verzeichniſſen $\frac{1}{24}$ geſtorben. Herr **Wargentin** meinet aber, daß das Verzeichniß der Einwohner etwas zu klein ſey, vornehmlich deshalb, weil viele ſich auf dem Lande, wo ſie was Eigenes haben, aufzeichnen laſſen, da ſie doch einen großen Theil des Jahres über ſich in der Stadt aufhielten, wo ſie Kinder zeugen und ihre Todten begraben laſſen *). Wiewohl dieſes nicht viel verändern kann, wenn es auch 30 und noch mehr Familien wären.

5) Der fleißige Naturforſcher in Holland, Herr **Struyk** **), hat ſich ungemeine Mühe gegeben, die Zahl der Einwohner in Amſterdam zu beſtimmen, und er urtheilet, daß um das Jahr 1752 keine zweymal hundert tauſend Menſchen darin befindlich wären. Nun waren von 1747 bis 1752 allda geſtorben 49494, nach einer jährlichen Mittelzahl 8249. Dieſe würden ſich zu zwey hundert tauſend Einwohnern verhalten wie 1 : 24$\frac{1}{5}$. Wenn einige tauſend Einwohner weniger wären, würde die Sterblichkeit $\frac{1}{24}$ oder gar $\frac{1}{23}$ werden.

6)

*) Schwediſche Abhandlungen, Vol. 17. p. 19.

**) In ſeinem Vervolg van de Staat van't menſchelyk Geſchlagt. p. 88 ſeq. ſo bey deſſelben 1753 zu Amſterdam herausgekommenen Vervolg van de Beſchryvinge van de Staatsheeren befindlich iſt.

6) Rom kann uns zur Beſtätigung der Regel für große Städte einen ſehr großen Dienſt leiſten. Nach dem Generalverhältniſſe von 35 Jahren, nähmlich von 1709—1743, wie aus der vierten Tabelle in Süßmilchs göttl. Ordnung, 1. Th. im Anhange, S. 14—15 zu erſehen, iſt die Sterblichkeit allda $\frac{1}{25}$. Nach den vier Mittelzahlen von 7 Jahren iſt ſie geweſen $\frac{1}{23}$, $\frac{1}{24}$, $\frac{1}{25}$ und $\frac{1}{27}$. In den 35 Jahren iſt ſie wohl 8mal bis auf $\frac{1}{21}$, ja bis auf $\frac{1}{19}$ hinangeſtiegen, dagegen ſie auch 5mal bis auf $\frac{1}{30}$, und einmal gar bis auf $\frac{1}{34}$ herunter gekommen iſt. Die bis auf $\frac{1}{19}$ vergrößerte Sterblichkeit zeigt epidemiſche Jahre, da hingegen die bis auf $\frac{1}{30}$ verringerte ein Zeichen beſonders guter und geſunder Jahre iſt. Man kann ſolches auch ſchon ohnedem aus dem bloßen Verzeichniſſe der Todten erkennen, weil dergleichen außerordentliche Jahre im Leben oder Sterben gleich eine große Abweichung von den in der Reihe befindlichen Zahlen verurſachen. Doch hier iſt uns genug zu wiſſen, daß Rom mit London, Stockholm und andern großen Städten genau zutrifft.

7) Berlin giebt uns durch ſeine genauen Verzeichniſſe gleichfalls eine große Hülfe in der Beſtimmung der Regeln für große Städte, worüber die Süßmilchiſchen Tabellen, a. a. O. S. 22 fl. das nähere enthalten.

Das Generalverhältniß der Sterblichkeit iſt $\frac{1}{28}$. Zweymal iſt ſie in den 9 Jahren von 1747—1755 bis auf $\frac{1}{25}$, und einmal bis auf $\frac{1}{28}$ gekommen, welches auch Jahre geweſen, da die Pocken und Maſern gewütet haben. Dreymal iſt ſie bis auf $\frac{1}{30}$ verringert, und in dem 1753ſten Jahre iſt gar nur $\frac{1}{34}$ vermiſſet worden. Der epidemiſchen Jahre ohnerachtet iſt doch die Sterb-

 lichkeit,

lichkeit, nach der neunjährigen Mittelzahl, nur $\frac{1}{29}$. Es ſcheinet alſo, daß Berlin etwas geſunder als Rom, London und Stockholm iſt, oder daß die Urſachen, welche die Sterblichkeit vergrößern, hier noch nicht ſo groß als in den benannten Städten, und die Sitten vielleicht noch nicht ſo verderbt ſind. Auch haben die geſunde Bauart und die geräumigen Straßen gewiß einen ſehr wohlthätigen Einfluß auf das Leben der Einwohner in Berlin. Ueber London und deſſen dicke und ungeſunde Luft klagt nicht nur ſchon Graunt, ſondern auch beſonders der D. Short in der Vorrede zu ſeinen neuen Anmerkungen.

8) Dieſen füge ich noch einige Städte von Holland bey, die zwar kleiner als die vorhergehenden, aber doch gute und Handlung treibende Städte ſind. Struyk hat davon die Zahlen mühſam geſammelt *).

Es haben ſich die Geſtorbenen zu den Lebenden verhalten:

In Harlem	wie	1 : 24
In Leuwarden	—	1 : 24
In Schiedam	—	1 : 26$\frac{1}{2}$
In einigen frieſländiſchen Städten	—	1 : 26$\frac{2}{3}$

Nachdem wir die Sterblichkeit auf dem Lande, in mittelmäßigen Städten und Marktflecken, wie auch in ganz großen Städten, durch die Erfahrung zu beſtimmen geſucht haben: ſo iſt noch übrig, eine brauchbare Regel für eine ganze Provinz oder für mehrere in einem ganzen Lande auszumitteln, welche die Einwohner der Städte und Dörfer unter ſich begreift. Man

*) S. deſſen Vervolg etc. p. 105 ſeq.

Man wird aus dem vorhergehenden leicht urtheilen, daß die Sterblichkeit nach einer ſolchen Provincialregel nicht ſo klein, wie in bloßen Dörfern, aber auch nicht ſo groß ſeyn könne, wie die in Städten, und viel weniger ſo groß, wie die in großen Städten. Sie kann nicht $\frac{1}{42}$, aber auch nicht $\frac{1}{32}$, und am wenigſten $\frac{1}{27}$ ſeyn.

Man wird zugleich auch einſehen, daß es nicht ſo leicht ſey, eine ſolche allgemeine Regel für ganze Länder feſtzuſetzen. Eine Provinz, oder ein Land hat mehr anſehnliche Städte als ein anderes. Es kommt hier vieles auf Handlung und Fabriken an, die unmöglich überall gleich ſeyn können. Ein Berlin in einer Provinz macht einen großen Unterſchied. Die Kurmark hat 1800 Dörfer. Berlin allein hat mehr Einwohner als 500 Dörfer. Es iſt auch nur Eine Reſidenz in einem Lande. Kann nun gleich dieſe Regel, aus Mangel genugſamer Liſten und Erfahrungen, noch nicht bis zur größten Genauigkeit gebracht werden: ſo hoffe ich doch, daß wir von der Wahrheit nicht zu weit entfernt bleiben werden.

1) Im Kurfürſtenthum Hannover iſt die Sterblichkeit, im Durchſchnitt der Städte und Dörfer, meiſt $\frac{1}{35}$ geweſen, oder genau wie 1:34$\frac{4}{7}$.

2) In ganz Schweden iſt die Sterblichkeit im Jahr 1749 geweſen $\frac{1}{38}$. So auch beſonders in ganz Finnland, Upland, Gothland. Allein in Schonen und einigen andern Provinzen, wo dieſes Jahr ſehr epidemiſch war, iſt ſie größer geweſen.

Herr Wargentin meinet, die Generalregel für Schweden werde $\frac{1}{40}$ ſeyn, wovon die Entſcheidung von Liſten mehrerer guter und geſunder Jahre müſſe erwartet werden. Aus den hier

beygebrachten Beobachtungen aber zweifle ich faſt, daß die Sterblichkeit für Schweden ſo klein ausfallen werde. Indeſſen kann es ſeyn, daß die Städte in den nördlichen Provinzen von Schweden weder an Gütern noch Menſchen reich ſind. Vielleicht ſind auch die Sitten in ſelbigen weniger verderbt, und die Lebensart einfacher als in denen, die an der See liegen und Handlung treiben. Wenn Schweden darin von den deutſchen Provinzen ſehr verſchieden wäre: ſo könnte die Sterblichkeit daſelbſt wohl nahe an $\frac{1}{40}$ hinan, und der vom Lande näher kommen.

3) Im Herzogthum Würtemberg iſt in den 5 Jahren von 1750 — 1754 das Mittelverhältniß der Sterblichkeit meiſt $\frac{1}{32}$ geweſen.

4) In einer anſehnlichen Provinz lebten im Jahr 1755, 635998 Seelen, von welcher Zählung aber alle Familien ausgeſchloſſen waren, die zum Soldatenſtande gehörten. Nun aber lagen in dieſer Provinz gegen 30000 Mann im Quartier. Man rechne deren Weiber, Kinder und Bediente nur noch einmal ſo ſtark: ſo werden an die 700000 Seelen daſelbſt befindlich geweſen ſeyn, die zum Bürger- und Soldatenſtande gehörten. In den Liſten der Getrauten, Getauften und Begrabenen aber ſind alle ohne Unterſchied begriffen.

Nach einer guten Mittelzahl von etlichen Jahren waren daſelbſt getraut 5599, getauft 28392 und geſtorben 19154. Es verhalten ſich alſo die Todten zu den Lebenden wie $1 : 36,^{5}$ oder von 73 ſterben 2. Die Fruchtbarkeit, oder das Verhältniß der Getauften zu der Zahl der Lebenden iſt wie $1 : 24,^{6}$.

Da dieſe Sache von Wichtigkeit iſt: ſo will ich noch auf eine andere Weiſe eine Generalregel

der

der Sterblichkeit für ganze Provinzen zu beſtimmen ſuchen. Man wird durch dieſe Methode zugleich das Verhältniß der Einwohner in Städten zu denen auf dem Lande ziemlich nahe beſtimmen können.

Im Jahr 1755, ſo ein ordentliches und gutes Jahr geweſen iſt, waren in der Kurmark geſtorben 18051, und davon auf den Dörfern 9833, in allen Städten 8218. Wenn man nun die erſtere Zahl mit 42, die letztere mit etwa 30 multipliciret: ſo haben in den Dörfern 412986
in den Städten 246540
in allem zuſammen gelebet 659526

Zu dieſer ganzen Summe der Lebenden verhält ſich die ganze Summe der Geſtorbenen, wie 1 : $36\frac{1}{2}$, und alſo ſtirbt in der Kurmark einer von $36\frac{1}{2}$.

In der Neumark ſind in eben dem Jahre geſtorben 6081, in den Städten 2296, in den Dörfern 3785. Beyde Zahlen mit 30 und 42 multiplicirt, geben
an Einwohnern der Städte 68880
— — der Dörfer 158970
zuſammen 227850

Dieſe durch die ganze Summe der Geſtorbenen dividiret geben zum Verhältniß 1 : $37\frac{2}{5}$.

In ganz Pommern ſind in eben dem guten Jahre geſtorben 9420, in den Städten 2977, in den Dörfern 6443. Beyde Summen mit 30 und 42 multiplicirt, geben
an Einwohnern in Städten 89310
— — in Dörfern 270606
zuſammen 359916

Dieſe durch die Geſtorbenen dividiret, geben zum Verhältniß der Sterblichkeit 1 : $38\frac{2}{5}$.

Alle drey Provinzen in eine Summe gebracht, geben

Geſt. in Städten	13491 · 30	=	404730	Lebende
— in Dörfern	20061 · 42	=	842562	—
	33552		1,247292	
durch 33552 div.)			$37\frac{2}{10}$	

Es würde alſo nach dieſem Verſuche das allgemeine Maß der Sterblichkeit für ganze Provinzen und Länder, Städte und Dörfer in eins geworfen, $\frac{1}{37}$ ſeyn.

Es iſt etwas größer geworden, als was die hannöveriſchen und würtembergiſchen Lande gegeben haben. Allein es gründet ſich auch dieſer Verſuch lediglich auf ein geſundes und ordentliches Jahr. Wenn man ſich einer Mittelzahl von etlichen gemiſchten Jahren bedienen wollte: ſo würde die Zahl der Lebenden um etwas geringer werden, die jährlich einen abliefern muß. Man kann daher annehmen, daß man niemals viel fehlen werde, wenn man die allgemeine Sterblichkeit auf $\frac{1}{36}$ oder $\frac{1}{35}$ ſetzet. Wenn man aber die Geſtorbenen in einer Provinz mit 35 oder 36 multipliciren will, um die Zahl der Lebenden zu wiſſen: ſo muß man ſicher ſeyn, daß das Jahr, ſo man berechnet, nicht epidemiſch geweſen. Am beſten iſts, wenn man eine gute Mittelzahl der Geſtorbenen von etlichen guten oder doch vermiſchten Jahren zum Grunde legt. Dadurch wird der Abſtand von dem wirklichen ſo klein als möglich gemacht werden.

Bey dieſer Gelegenheit kann ich nicht umhin, eine Anmerkung beyläufig einzuſchalten, die hin und wieder von einigem Nutzen ſeyn kann. Sie betrifft das Verhältniß der Einwohner des Landes und der Städte gegen einander.

Wenn

Wenn man die Summe der Bürger mit der ganzen Summe aller Einwohner einer ganzen Provinz vergleicht: ſo ſind die Einwohner der Städte in Pommern noch nicht $\frac{1}{4}$ des Ganzen, und folglich die Landleute über $\frac{3}{4}$; in der Kurmark aber auch noch nicht $\frac{1}{3}$, ſie ſind aber nur zum Ganzen wie 1 zu $2\frac{67}{100}$. Das macht Berlin, welches allein ſo viel als 12 mittelmäßige, und als 30 und mehr kleine Städte enthält. Wenn man dieſe drey Provinzen in eine Summe bringt: ſo verhalten ſich die Einwohner der Städte zur ganzen Provinz wie 1 zu $3\frac{1}{11}$. Man kann hieraus ohngefähr dieſe Schlüſſe machen:

1) Daß in einem großen Lande gemeiniglich der dritte Theil aller Einwohner in Städten, $\frac{2}{3}$ aber auf dem Lande leben. Wenn alſo 300000 Einwohner in einer Provinz ſind: ſo ſind davon 100000 in Städten und 200000 in Dörfern.

2) Die Einwohner des Landes ſind alſo noch einmal ſo zahlreich, als die in Städten, oder gegen einen Bürger kann man mehrentheils zwey Bauern rechnen.

Es kommt hierin viel auf den Zuſtand, Cultur, Lage und Handlung einer Provinz an, daher in Pommern die Bürger noch nicht $\frac{1}{4}$ des Ganzen ſind, oder es kommen allda mehr als 3 Bauern gegen einen Bürger; in der Kurmark aber ſind noch nicht 2 Bauern gegen einen Bürger. Wenn man aber eine weniger cultivirte und handelnde Provinz mit andern verbeſſerten in eines wirft: ſo werden wohl meiſtens vorige Regeln zum Muſter dienen können.

Aus dem bisher angeführten Beweiſe erhellet demnach, daß die Sterblichkeit

1) auf dem Lande in guten Jahren $\frac{1}{42}$ bis $\frac{1}{43}$, in gemiſchten Jahren $\frac{1}{38}$ iſt. Will man

2) aus beyden ein Mittel nehmen; ſo kann man die Sterblichkeit für Dörfer auf $\frac{1}{40}$ ſetzen. Man muß nur bey dem Gebrauche der Regel wiſſen, was man für Jahre hat.

3) In kleinen Städten iſt die Sterblichkeit $\frac{1}{32}$.

4) In größern, wie Berlin, $\frac{1}{28}$.

5) In noch größern, wie Rom, London, u. ſ. w. kommt ſie auf $\frac{1}{24}$ bis $\frac{1}{25}$.

6) Will man für kleine und große Städte durch einander ein Mittel nehmen: ſo wird man die Sterblichkeit für alle Städte durch einander füglich auf $\frac{1}{30}$ ſetzen können, indem nicht in allen Provinzen große Städte ſind oder doch nicht viele, deren Lebensart den großen gleich zu ſchätzen, der kleinern Städte ſind aber überall die mehreſten.

7) In ganzen Provinzen, Städte und Dörfer durch einander, iſt die Sterblichkeit $\frac{1}{35}$ bis $\frac{1}{36}$.

Aus den bisher beygebrachten Beyſpielen von großen und kleinen Städten, von Dörfern und ganzen Provinzen erhellet, daß in der Sterblichkeit etwas beſtändiges und allgemeines ſey. Wenn z. B. die Sterblichkeit in den kurmärkiſchen Dörfern, in einerley und ähnlichen Jahren, in einer Superintendentur $\frac{1}{20}$, in der andern $\frac{1}{30}$, in der dritten $\frac{1}{40}$, dann $\frac{1}{50}$, $\frac{1}{60}$, $\frac{1}{70}$ u. ſ. w. geweſen wäre: ſo würde man ihnen mit Recht Aehnlichkeit und Uebereinſtimmung abſprechen. So aber iſt der Abſtand von einander in den 20 Diöceſen nicht größer, als 37 und 50. Nach den größeren Summen mehrerer Inſpectionen wird der Abſtand ſchon merklich kleiner, und iſt nur wie 41 und 45, oder die ganze Differenz iſt 4. So nahe kommen ſie ſich alſo zuſammen. Die Uebereinſ-

bereinſtimmung iſt noch größer, wenn man blos auf die mehreſten Fälle ſiehet, und die am meiſten abgehenden, aber einzelnen und wenigen Fälle wegläſſet. Nach den 6 guten Jahren war die Sterblichkeit nach 5 Nummern $\frac{1}{42}$, nach 3 andern $\frac{1}{43}$, und $\frac{1}{44}$ nach 3 andern. Nach den 10 vermiſchten Jahren gaben 2 Nummern $\frac{1}{38}$, fünf andere $\frac{1}{39}$. So nahe ſtimmten folglich die allermeiſten Fälle überein. Nach eben den 10 Jahren gaben die größten Zahlen einen noch kleinern Unterſchied, indem die Sterblichkeit in den allermeiſten Fällen $\frac{1}{38}$ war, und der ganze Abſtand war nicht größer, als 37 und 39. Kann wohl etwas geringeres mit Billigkeit verlanget werden? Wenn mit der Zeit noch mehrere und größere Liſten werden geſammelt werden: ſo wird gewiß die Uebereinſtimmung noch mehr in die Augen fallen, weil, wie ſchon erinnert iſt, dieſe Ordnung ſich im Kleinen zu verbergen ſcheinet, und nur durch große Summen zum Vorſchein gebracht werden kann. Je größer die Summen werden, die man vergleicht: deſto mehr verſchwinden die Unrichtigkeiten der kleinen Zahlen.

Dieſe Uebereinſtimmung iſt nun nicht nur unter den hieſigen Dörfern, ſondern die Regel der Sterblichkeit iſt in Schweden, England und anderswo einerley.

So wie in der Sterblichkeit der Landleute, eben ſo iſt auch unter den Einwohnern der Städte eine Uebereinſtimmung derſelben. Sollte man es ſich wohl als möglich vorgeſtellet haben, daß Rom, London, Amſterdam und Stockholm einerley Geſetzen unterworfen ſeyen, da doch die Himmelsſtriche, worunter ſie liegen, die Nahrungsmittel und andere Umſtände ziemlich unterſchieden

ſchieden ſind? Woher kommt aber dieſe Abweichung benannter Städte von den Dörfern? Wir können die Urſache in nichts, als in dem ſehr großen Unterſchiede der Lebensart und Sitten ſuchen. Die Aehnlichkeit der Sitten und Lebensart iſt die Urſache, daß die Regeln der Sterblichkeit auf dem Lande und in großen Städten allenthalben gleich groß ſind, und immer einen ähnlichen Unterſchied der Sterblichkeit zwiſchen Städten und Dörfern zeigen.

Die Natur und derſelben Kräfte ſind alſo überall gleich: die Ungleichheit in der Dauer iſt allein in der Unähnlichkeit der Sitten und Diät gegründet. Wären die Sitten und Lebensart überall, in Städten und auf dem Lande, ſo wie die Natur, von einerley Beſchaffenheit: ſo würde die Sterblichkeit auch meiſt einerley ſeyn.

Aus der Uebereinſtimmung und Beſtändigkeit dieſer Regeln laſſen ſich nun mit Sicherheit dieſe Folgen herleiten:

1) Aehnliche Zeiten und Oerter laſſen ſich in Vergleichung ſetzen. Wo Sitten und Lebensart, als die Urſachen der kleinern und größern Sterblichkeit, von einerley Beſchaffenheit ſind, da werden auch die Wirkungen von gleicher Größe ſeyn. Es werden alſo auch von gleichen Zahlen der Einwohner jährlich gleich viele ſterben. Es verſteht ſich aber von ſelbſt, daß die Jahre an den Orten, die man vergleichen will, von ähnlicher Beſchaffenheit geweſen ſeyn müſſen. Wenn man epidemiſche mit geſunden Jahren, oder Dörfer mit Städten vergleichen wollte, würde man ſehr fehlen. Es läſſet ſich daher weiter ſchlieſſen:

2) Wenn und wo gleich viele ſterben, da müſſen auch gleich viele leben. Wo nur halb ſo viel,

viele ſterben, da leben auch nur halb ſo viele, wenn ſonſt die Umſtände ähnlich, und an dem Orte ähnlich geblieben ſind.

Nach dieſer Regel laſſen ſich folglich allerley nützliche Vergleichungen der Länder und Städte anſtellen. Z. E. in der Kurmark war um das Jahr 1700 die Mittelzahl der Geſtorbenen 7600, um das Jahr 1755 war ſie ohngefähr 18000. Dieſe Zahlen verhalten ſich zu einander, wie 10:23⅔. Es müſſen alſo nach etwa 50 Jahren in ſelbiger mehr als zweymal ſo viele gelebet haben.

In London ſtarben um das Jahr 1600 jährlich 6200, um das Jahr 1720 war die Mittelzahl meiſt 24000; alſo lebten dieſesmahl viermahl ſo viele, als vor 120 Jahren. Seit 1720 bis 1750 haben die Todten abgenommen, folglich auch die Lebenden in eben der Proportion. In Rom war um das Jahr 1740 die Mittelzahl der Todten ohngefähr 6000, in London um eben die Zeit 26000; folglich iſt London über viermal ſo volkreich als Rom, oder Rom war damals eben ſo volkreich, als London um das Jahr 1600. Da vorher erwieſen iſt, daß die Regeln der Sterblichkeit an beyden Orten einerley ſind: ſo läſſet ſich die Vergleichung ſicher anſtellen. Berlin hatte um das Jahr 1750 ohngefähr 4000 Todte. Alſo hat Rom etwa ein halb mahl ſo viel Einwohner, und London ohngefähr ſechsmal ſo viel, als Berlin. Der kleine Unterſchied in der Sterblichkeit kann hier die Vergleichung und einen ohngefähren Ueberſchlag nicht hindern. Paris und London läßt ſich nicht durch die Todtenzahlen vergleichen, weil dieſe am erſteren Orte, wegen der auf das Land an Ammen ausgethanen Kinder nicht vollſtändig ſind,

Gänz-

Ganze Länder oder größere Provinzen laſſen ſich daher auch ohne Bedenken in Vergleichung ſetzen, weil kein Grund einer ſonderlichen Unähnlichkeit zu ſehen iſt. Sie beſtehen alle aus Städten und Dörfern, und die mehreſten in gleichem Verhältniß. Die Sitten und Lebensart in Städten und Dörfern werden auch nicht ſehr unterſchieden ſeyn: So werden ſich z. E. Preuſſen, Pommern und die Neumark verhalten, wie die Mittelzahlen ihrer Sterbenden, nähmlich um das Jahr 1755, wie 19000, 9000 und 5500. Im Herzogthume Würtenberg war die fünfjährige Mittelzahl der Todten ohngefähr 15000. Es hat alſo ſo viel Einwohner als Pommern und die Neumark zuſammen haben u. ſ. w. Es folget weiter hieraus,

3) daß man nicht Städte mit ganzen Provinzen nach gleichen Regeln berechnen und in Vergleichung ſetzen könne. Die Urſache liegt in der erwieſenen Ungleichheit der Sterblichkeit in Städten und in ganzen Provinzen. Z. E. in Berlin war die letzte Mittelzahl der Todten 4000, in der ganzen Kurmark 18000. Würde man nicht ſehr fehlen, wenn man ſchlieſſen wollte, daß die Einwohner von Berlin ſich zu denen in der ganzen Provinz verhielten, wie die Todten zu einander? Will man ſie aber vergleichen: ſo muß man erſt die Todten von Berlin durch 28, und die von der ganzen Provinz mit 36 multipliciren: ſo werden ſie ſich ſodann in Vergleichung ſetzen laſſen, wovon vorher ein Beyſpiel gegeben worden.

Ver-

Verhältniß der jährlich getrauten Paare zu der Zahl der Einwohner eines Ortes oder eines Landes *).

Die Ehen ſind der Grund der Fruchtbarkeit und Vermehrung der Einwohner eines Landes. Da vorher erwieſen iſt, daß dem Tode gewiſſe Geſetze vorgeſchrieben ſind, und daß jährlich in ganzen Provinzen ohngefähr einer von 36 Lebenden die Schuld der Natur bezahlen müſſe: ſo kommt es nun darauf an, daß dagegen wieder ſo viele gebohren werden, als derſelben ſterben: ſo kann keine Vermehrung erfolgen. Sollte alſo das Grundgeſetz der Welt in Erfüllung gehen, daß die Menſchen ſich mehren, und den Erdboden bevölkern ſollten: ſo mußten jährlich der Gebornen mehr ſeyn, als der Sterbenden. Es mußte alſo möglich ſeyn, daß ſo viele Perſonen heyrathen könnten, damit eine hinlängliche Zahl der Ehen entſtände, die ſo viele Kinder bringen könnten, als zum Ueberſchuß der Gebornen über die Geſtorbenen nöthig war. Die Möglichkeit und Wirklichkeit der Fruchtbarkeit mußte demnach dieſer Abſicht angemeſſen ſeyn.

Es iſt aber die Fruchtbarkeit gedoppelt. Die eigentliche, beſondere und eheliche Fruchtbarkeit iſt diejenige, welche aus dem Verhältniß der Ehen zu den Kindern, die aus einer Ehe erzeuget werden, entſtehet, die bald größer bald kleiner ſeyn kann. Wir werden im folgenden ſehen, daß im Ganzen mehrentheils 4 Kinder auf jede Ehe können gerechnet werden, wenn man die unfruchtbaren Ehen mit den fruchtbaren zuſammen rechnet.

Der

*) Süßmilch a. a. O. S. 98 ff.

Der Begriff der Fruchtbarkeit beziehet ſich aber auch zuweilen auf die Einwohner eines Landes, und dieſe kann man füglich die allgemeine oder die Fruchtbarkeit des Landes nennen. Sie erwächſt aus dem Verhältniß der geſchloſſenen und ſtehenden Ehen zu der Anzahl der Einwohner eines Landes. Wenn z. E. in A und B gleich viel Menſchen ſind, etwa 10000, in A aber entſtehen jährlich 125, und in B nur 90 Ehen: ſo läßt ſichs leicht einſehen, daß in A mehr Kinder als in B werden erzeugt werden, wenn nähmlich die andern Umſtände und die eheliche Fruchtbarkeit als gleich angenommen wird. A wird alſo fruchtbarer ſeyn als B, und die Vermehrung der Einwohner wird dort auch geſchwinderen Fortgang haben als hier. Soll demnach die Fruchtbarkeit in A und B gleich groß ſeyn: ſo muß nicht nur die eheliche und beſondere, ſondern auch die allgemeine, von gleicher Beſchaffenheit ſeyn; es müſſen ſich die Gebohrnen zu den Ehen, und die Ehen zu der Zahl der Einwohner an einem Orte ſo verhalten, wie an dem andern.

Wenn den Trieben der Natur und dem Entſchluſſe der Menſchen ein vernünftig-freyer Lauf gelaſſen würde: ſo läßt ſichs leicht zum voraus einſehen, daß ſodann das Verhältniß der Heyrathenden zu den Lebenden jederzeit ziemlich gleich ſeyn würde, weil die Triebe mehrentheils zu gleicher Zeit zu entſtehen, und alle übrigen Umſtände ſich mehrentheils gleich zu ſeyn pflegen. Dieſes kann aber nur in einem noch nicht bevölkerten Lande, und wo es an Unterhalt gar nicht fehlen kann, ſtatt haben. Sobald wir aber ein Land ſetzen, das ſchon ziemlich mit Menſchen angefüllet iſt: ſobald müſſen wir uns auch Hinderniſſe vorſtellen,

len, die von der klugen Vorſicht der Menſchen entſtehen. Wer ſich zum Heyrathen entſchlieſſet, der übernimmt auch zugleich Pflichten, die ihn zum Unterhalt einer Familie verbinden. Wenn es daher an Gelegenheit zum Unterhalte fehlt: ſo wird der Entſchluß gehemmet. Je ſchwerer der Unterhalt iſt, deſto mehr Schwierigkeiten findet das Heyrathen, und deſto langſamer geht es damit. Wenn zu dieſen Schwierigkeiten, die aus der Bevölkerung natürlich entſtehen, auch äußerlicher Zwang hinzu kommt, wodurch Menſchen durch Geſetze und mit Gewalt vom Heyrathen abgehalten werden: ſo muß die Zahl der Heyrathenden in Anſehung des Volks noch geringer ſeyn und werden. Wenn in einer Stadt zahlreiche Schulen und eine blühende Handlung ſind, wozu viele junge Leute gehören, die noch nicht heyrathen können: ſo müſſen daſelbſt weniger Ehen in Verhältniß der Einwohner geſchloſſen werden, als da, wo dieſes nicht iſt. Wo aber viel Verdienſt und Nahrungsmittel ſind, wo täglich neue Quellen zur Nahrung geſchaffen werden; da muß die Zahl der Ehen einen ſtets proportionirlichen Fortgang haben. Nach dieſen vorläufigen Folgerungen läßt ſichs zum voraus einſehen, daß ſich bey dieſem Verhältniſſe einiger Unterſchied, wegen der verſchiedenen Beſchaffenheit der Länder und Städte und Nahrungsmittel, werde finden müſſen.

Wir wollen zuerſt ſehen, wie es auf dem Lande in dieſem Stücke ausſieht, weil ſich allda eine ziemliche Gleichförmigkeit vermuthen läßt.

Die Tabelle von den Dörfern der Kurmark Brandenburg (ſiehe oben, bey Seite 745.) giebt das General-Verhältniß wie 1 zu 109, oder unter 109 lebenden Perſonen giebt es mehrentheils jähr-

jährlich Ein Ehepaar, oder unter 55 iſt eine heyrathende Perſon.

Die beſondern Verhältniſſe in den 20 Abtheilungen der Dörfer ſind nachſtehende: Die jährlich geſchloſſenen Ehen verhalten ſich zu der Zahl der lebenden.

Nach Num. XVII. wie — —		95
XX. — — —		99
XVI. — — —		103
XV. — — —		104
X. — — —		106
II. und IX. — —		107
IV. und XIV.	1 :	108
VI. — — —		110
I. VII. XVIII. —		112
III. V. XI. XIII. XIX.		113
XII. — — —		115
VIII. — — —		117

Hieraus erhellet, daß unter 95 und über 117 keine Zahlen der Lebenden geweſen ſind, die eine Ehe gegeben haben. Die meiſten Zahlen ſind zwiſchen 107 und 113. Es iſt auch nicht wahrſcheinlich, daß dieſe Gränzen leicht können verringert oder erweitert werden, wenn nicht 1) epidemiſche Seuchen, oder gar die Peſt, oder 2) der Krieg viele Ehen trennen, und mehr Gelegenheit zum Heyrathen geben, oder wenn nicht 3) auf dem Lande mehr Nahrungsmittel verſchaft werden, welches durch Beförderung des Ackerbaues, des Fleißes, durch Radungen und Anlegung neuer Dörfer, oder auch durch vernünftige Vertheilung großer königlicher, oder anderer Ackerhöfe unter mehrere kleinere Ackerleute geſchehen kann. So lange aber der alte Fuß einer Landes Oeconomie bleibt, wird es auch wohl meiſt bey dieſem Verhältniſſe der Ehen zu den Lebenden verbleiben, und es kann keine neue Ehe geſchloſ-

geſchloſſen werden, wofern nicht der Tod Platz macht.

Nach des Herrn Wargentins *) Angabe verhalten ſich die jährlich heyrathenden Paare zu den Lebenden

1) in Finnland, nach dem General-Verhältniß, wie 1 zu 108, oder unter 54 iſt eine heyrathende Perſon. Dieſe genaue Uebereinſtimmung mit der Mark iſt merkwürdig.

2) In den andern Provinzen von Schweden iſt das Verhältniß wie 1:126, oder unter 63 iſt nur Eine heyrathende Perſon. Dies iſt alſo weniger als in Finnland. Da hier in beyden Fällen die Rede iſt von ganzen Provinzen: ſo müſſen in letzterer beym Heyrathen ſich mehr Schwierigkeiten finden als in der erſtern. Herr Wargentin urtheilet daher, daß, wenn in Schweden allezeit in Anſehung von Finnland weniger Ehepaare ſeyn ſollten, ſolches ohne Streit ſeinen Grund in der Landes-Oeconomie haben müſſe, weil es unleugbar ſey, daß ſo fruchtbare Provinzen als Südermannland und Weſt-Gothland, eine eben ſo ſtarke Vermehrung des Volks, als Finnland vertragen können.

Von den Dörfern in Holland giebt Herr Struyk nachſtehende Beobachtung: **)

„In 22 Dörfern ſind gezählet worden 25434 Menſchen, worunter 4969 getraute Paare geweſen. Jährlich ſind 401 Paar getraut worden. Unter 63 $\frac{4}{10}$ oder unter 64 zugleich lebenden Menſchen iſt demnach jährlich Ein heyrathendes Paar. Die Ehen ſcheinen durch einan-

*) Schwediſche Abhandlungen vom Jahr 1754. Vol. 16. pag. 253.

**) Vervolg pag. 85.

der 12⅔ Jahre zu dauern, oder von 62 ſtehenden Ehen, alte und junge Eheleute durch einander gerechnet, werden jährlich 5 durch den Tod des Mannes oder der Frau getrennet.“

Man wird vielleicht unter allen ſonſtigen Liſten kein einziges gleiches Beyſpiel finden, daß unter 64 Perſonen jährlich 1 Ehepaar, oder daß unter 32 Eine heyrathende Perſon geweſen wäre, und es könnte dieſe große Abweichung zweifelhaft ſcheinen, wenn nicht des Hrn Struyks Genauigkeit dagegen die Gewähr leiſtete. Die Richtigkeit ſcheinet auch daher zu erhellen, weil 1) in Holland wegen des großen Handels auch die häufigſten Nahrungsmittel vorhanden ſind. Wer nur arbeiten will, kann da Brod ſchaffen, und zwar verhältnißmäßig zum Unterhalte einer Familie. Will das eine nicht recht gehen, ſo iſt Gelegenheit zu andern Handthierungen. Folglich werden dadurch viele Hinderniſſe des Eheſtandes gehoben. Sodenn iſt 2) die Schiffarth allda überaus weitläuftig. Ohnſtreitig gehen auch aus den Dörfern, woraus dieſe Liſte genommen, viele Männer mit zu Schiffe. Dieſes giebt Gelegenheit zu häufigern Trennungen der Ehen, weil bekannt iſt, daß durch die Seefarth und die damit verbundenen Unglücksfälle viele Menſchen umkommen. Folglich iſt es leicht möglich, daß allda eine Frau nach einander viel mehr Männer nimmt, als wohl ſonſt gewöhnlich iſt. Aus dieſer Urſache kann daſelbſt das Heyrathen häufiger ſeyn, ohne daß dadurch eben die Fruchtbarkeit ausnehmend befördert würde, weil 3, 4 und mehr genommene Männer nur als einer anzuſehen ſind. Dieſes Beyſpiel von holländiſchen Dörfern kann man daher nicht mit zu den Regeln ziehen, weil es wohl wenige Länder in der

Welt

Welt geben wird, die mit dem zwar kleinen, aber ſonſt wenigſtens ſo blühenden und reichen Holland zu vergleichen ſeyn möchten.

In den Dörfern von England iſt nach den Liſten des Herrn D. Shorts das Verhältniß wie 1 zu 119, in den Marktflecken und kleinen Städten wie 1 zu 115, in beyden zuſammen wie 1 zu 117, oder unter 58 bis 59 iſt Eine heyrathende Perſon. In den kleinen einzelnen Fällen der Dörfer iſt die Zahl der Lebenden gegen eine Ehe zum Theil viel höher geſtiegen. Allein das ſind kleine Abweichungen, die in größeren Summen verſchwinden.

Was die Städte betrifft: ſo geben

1) die kleinen Städte in der Kurmark (Tab. C. zu S. 745 Nr. 3.) unter 98 Perſonen jährlich Eine Ehe, oder unter 49 iſt Ein Heyrathender. In einigen iſt mehr, in andern weniger. Das beruhet auf der verſchiedenen Nahrung der Städte, die ſich ſelten gleich iſt.

2) Berlin hat nach dem Generalverhältniß der 9 Jahre von 1747 — 1755 *) unter 110 Perſonen Ein Ehepaar gehabt. Dieſes ſtimmet mit den brandenburgiſchen Dörfern faſt überein. Nach den einzelnen Fällen iſt das Heyrathen im Jahr 1754 und 1752 am ſtärkſten, in den erſten vier Jahren von 1747 bis 1750 aber am kleinſten geweſen.

Vom Verhältniſſe der Gebornen zu den Ehen.

Nach einer Mittelzahl, die aus ſehr großen Summen ganzer Länder genommen iſt, kann man

*) S. Süßmilchs ſiebente Tabelle, im Anhange zum erſten Theile der göttlichen Ordnung, S. 21.

man 4 Kinder auf jede Ehe durch die Bank rechnen.

Dieſes iſt in der That wichtig, wenn man die Zahl der Kinder betrachtet, die aus einer Ehe erwartet werden könnte. Die Zeit der Zeugung bey dem weiblichen Geſchlecht iſt auf ohngefähr 25 Jahre beſtimmet. Rechnet man 2 Jahre auf jedes Kind, zur Schwangerſchaft und zum Säugen: ſo können ganz natürlich 12 Kinder von einer ordentlichen und bey Geſundheit fortgeſetzten Ehe erwartet werden, welche Zahl bey Zwillingsgeburten noch höher ſteigen kann, wie es denn nicht an Beyſpielen fehlt, daß Frauen 20 und mehr Kinder geboren haben.

Man hat Beyſpiele von außerordentlich fruchtbaren Ehen. Derham *) gedenket des Babo, eines Grafen von Abensperg, welcher außer 8 Töchtern 32 Söhne gehabt, mit denen er bey dem Kaiſer Heinrich II. auf der Jagd erſchienen; wahrſcheinlich ſind ſie aber nicht von einer Mutter geweſen, daher dieſes Beyſpiel nicht eigentlich hierher gehört. Er führet auch ein Beyſpiel einer ſowohl für ſich, als auch in den Nachkommen fruchtbaren Ehe an, indem in England Frau Maria Honywood 16 Kinder gehabt, von denen ſie in ihrem 93ſten Jahre, da ſie geſtorben, 114 Enkel, 228 Kinder von Enkeln und 900 Urenkel, alſo in allem 1258 Nachkommen erlebet hat, ohnerachtet 5 von ihren Kindern nicht geheyrathet hatten. Dieſes iſt in der That ein ſeltenes Beyſpiel einer ausnehmenden Vermehrung und Vervielfältigung in weniger denn 100 Jahren.

Wie

*) Physicotheologie l. 4. c. p. 355.

Wie weit aber bleiben wir nun nicht von der Fruchtbarkeit entfernet, die nach dem ordentlichen Laufe möglich zu ſeyn ſcheinet? Wenn man 12, ja nur 10, oder gar nur 8 Kinder für jede Ehe rechnen wollte, und man wollte auch gegen 3 fruchtbare Ehen jederzeit eine unfruchtbare rechnen: ſo ſollte man dafür halten können, daß auf jede Ehe, wenn man ſie durch einander rechnet, wenigſtens 6 Kinder kommen müßten. Allein hieran fehlet ein ganzes Drittheil, indem nur 4 Kinder nach einem Mittel gerechnet werden können.

Nachſtehende Tabelle wird die Sache in ein mehreres Licht ſetzen, und zu mancherley ſchönen und nützlichen Betrachtungen Anlaß geben. Um der in den Bruchrechnungen Ungeübten willen ſind die Verhältniſſe auch in ganzen Zahlen hinzugefüget.

Tabelle,

woraus die beſondere Fruchtbarkeit der Ehen in verſchiedenen Ländern und Städten zu erkennen iſt *).

I. Beyſpiele aus Deutſchland.

	Eine Ehe giebt: Kinder	oder zehn Ehen geben: Kinder
1. In den Dörfern der Kurmark Brandenburg — —	2, 6	36
2. In den kleinen Städten derſelben	3, 9	39
3. In Berlin, von 1747 — 1755, 9 Jahre — —	3, 8	38
ebendaſelbſt in 25 Jahren, von 1732 — 1754 — —	3, 9	39
4. Im Königreich Preußen, in 64 Jahren — —	4, 2	42
5. In der Kurmark Brandenburg, in 36 Jahren — —	3, 7	37
6. In der Neumark, in 60 Jahren	3, 8	38
7. Im Herzogthum Pommern, in 60 Jahren — —	3, 8	38
8. Im Herzogthum Magdeburg, in 6. Jahren — —	3, 9	39
9. Im Fürſtenthum Halberſtadt, in 6. Jahren — —	3, 8	38
10. In der Grafſchaft Hohenſtein, in 61 Jahren — —	3, 6	36
11. Im Fürſtenthum Minden, in 69 Jahren — —	3, 6	36
12. Im Herzogthum Cleve, in 59 Jahren — —	3, 6	36
13. Im Herzogthum Geldern, in 29 Jahren — —	4	40
14. Im Fürſtenthum Oſtfriesland, in 9 Jahren — —	3, 4	34

15.

*) Die Liſten, woraus dieſe Reſultate gezogen ſind, befinden ſich in Süßmilchs göttlicher Ordnung, im Anhange zum erſten Theile.

	Eine Ehe giebt: Kinder	oder zehn Ehen geben: Kinder
15. In der Herrſchaft Lauenburg, in 24 Jahren — —	4	40
16. Im Fürſtenthum Mörs, in 14 Jahren — —	3	30
17. In der Grafſchaft Tecklenburg, in 14 Jahren — —	3, 5	35
18. In der Grafſchaft Lingen, in 14 Jahren — —	3, 3	33
19. In allen preußiſchen Provinzen von 1698 — 1701, in 4 Jahren	3, 6	36
von 1717 — 1728, in 12 Jahren	4	40
von 1751 — 1756, in 6 Jahren	4, 2	42
in den 18 Jahren —	4, 1	41
20. Zu Zürich in der Schweiz, in 50 Jahren — —	3, 4	34
21. Zu Halle in Sachſen, in 57 Jahren — — —	3, 9	39
22. Zu Königsberg in Preußen, in 18 Jahren, von 1723 — 1740 —	3, 7	37
23. Zu Danzig, von 1701 — 1708	4	40
1711 — 1730, in 20 Jahren	3, 8	38
1731 — 1750, in 20 Jahren	3, 9	39
24. Zu Leipzig, 1617 — 1623, in 7 Jahren — — —	2, 8	28
1638 — 1641, in 4 Jahren	2, 8	28
1644 — 1673, in 30 Jahren	3	30
1681 — 1700, in 20 Jahren	3, 2	32
1701 — 1720, in 20 Jahren	3, 1	31
1721 — 1740, in 20 Jahren	3	30
1741 — 1756, in 16 Jahren	2, 9	29
25. Zu Augſpurg, 1501 — 1503, in 3 Jahren — —	3, 3	33
1573 — 1582, in 10 Jahren	3, 8	38
1593 — 1622, in 30 Jahren	3, 7	37
1636 — 1665, in 30 Jahren	3, 7	37
1666 — 1695, in 30 Jahren	3, 6	36
1721 — 1750, in 30 Jahren	3, 3	33
26. Zu Freyberg in Sachſen, in 100 Jahren — —	3, 7	37

	Eine Ehe giebt Kinder	oder zehn Ehen geben: Kinder
27. In allen ſächſiſchen Städten, im Jahr 1718 — —	3, 3	33
II. In England.		
1. In kleinen Städten —	3, 9	39
2. Auf den Dörfern —	4	40
3. Zu Harwood in 37 Jahren, conf. Derham l. 4 c. 10. —	3, 4	34
4. Zu Leeds in 122 Jahren —	3, 7	37
5. Zu Tiverton, in 90 Jahren	3, 7	37
6. Zu Cranbrock, in 90 Jahren	3, 9	39
7. Zu Hantſchire, in 62 Jahren	4	40
8. Zu Upminſter in Eſſex, in 100 Jahren —	4, 6	46
9. Zu Aynho in Northumberland, in 118 Jahren — —	6	60

Alle dieſe Verhältniſſe des Derhams gründen ſich auf Liſten, daher an deren Richtigkeit nicht zu zweifeln iſt. Außerdem aber ſetzt er das Verhältniß für London wie 1 : 4. Und für ganz England überhaupt wie 1 : 4, 6 oder 10 zu 46, und noch genauer, wie 100 zu 463. Es wäre zu wünſchen, daß er hiervon den Grund angegeben hätte, weil aus vorſtehenden Verhältniſſen ſolches nicht zu erkennen iſt.

Nach der Tabelle des D. Short von engliſchen Dörfern und Städten iſt das Verhältniß der getrauten Paare zu den Getauften geweſen

in den Städten,	wie	10 : 33
in den Dörfern	—	10 : 39
in der 2ten Per. der Dörfer	—	10 : 43
in allen Dörfern zuſammen	—	10 : 42
in den Städten und Dörfern zuſammen, wie		10 : 36

III.

III. In Schweden, Holland, Dännemark und Frankreich.

	Eine Ehe giebt Kinder	oder zehn Ehen geben: Kinder
1. In einigen ſchwediſchen Kirchſpielen und Landpfarren *).		
Waſſenda, in 25 Jahren —	3, 9	39
Kräcklinge, in 50 Jahren —	3, 1	31
Jerſö, in 43 Jahren —	3, 1	31
Ahlem, in 25 Jahren —	4	40
2. In ganz Schweden **) —	4, 1	41
3. In Copenhagen, in 6 Jahren, von 1719 — 1724 — —	3, 5	35
ebendaſ. in den Jahren 1751, 52, 54, 58 — —	3, 2	32
im ganzen Stift Seeland	3, 8	38
4. Zu Dordrecht, in 40 Jahren, von 1700 — 1739 — —	3, 2	32
5. Zu Gouda, in 39 Jahren, von 1701 — 1739 — —	3, 3	33
6. Zu Amſterdam, 1 Jahr, 1724	3, 3	33
7. Zu Paris,		
3 Jahre, von 1670 — 1672	4, 6	46
5 Jahre, von 1726 — 1730	4, 6	46
6 Jahre, von 1731 — 1736	4, 6	46
2 Jahre, 1745, 1746	4, 8	48
4 Jahre, von 1748 — 1751	4, 2	42
4 Jahre, von 1753, 54, 57, 58	3, 8	38
in 28 Jahren, von 1723 — 1751	4, 5	45

Aus den angeführten häufigen Beyſpielen wird ſich als eine Regel herleiten laſſen,

1) daß im Ganzen und in großen Provinzen mehrentheils nach einem Mittel 4 Kinder auf eine Ehe kommen oder 40 gegen 10.

2) daß dieſem Verhältniſſe die Städte ſich mehrentheils zwar nähern, aber nur ſelten gleich werden,

*) Abhandlung der ſchwed. Acad. Vol. 16. p. 173.
**) Ebendaſ. p. 252.

werden, noch ſeltener aber es überſteigen. Sie geben gemeiniglich 36, 38 bis 39 Geburten für 10 Ehen, wie aus den vieljährigen Beyſpielen von Berlin, Danzig, Königsberg, Augſpurg, Freyberg und andern zu ſehen. Leipzig und Paris weichen hiervon ſehr ab, jenes in der Unfruchtbarkeit, dieſes in der Fruchtbarkeit. Sollte man alle Städte in eine Summe werfen, wie es mit den preußiſchen Provinzen geſchehen iſt: ſo zeiget ein nur ohngefähr gemachter Ueberſchlag, daß nicht 40, ſondern etwa nur 35 Kinder auf 10 Ehen kommen würden.

3) Es erhellet ferner daraus, daß die Dörfer eben nichts vorzügliches vor den Städten haben, und daß die Fruchtbarkeit der Ehen von einerley Größe ſey. Dieſes beweiſen die Dörfer der Kurmark, in England, desgleichen in Schweden, wie auch in Dännemark und im Stift Seeland. Endlich aber

4) erſieht man aus dem Verhältniſſe der preußiſchen Provinzen, daß ſelbſt unter ganzen Provinzen ein Unterſchied ſey. So iſt z. B. das Königreich Preußen von allen andern unterſchieden, indem nach dem mittlern Verhältniſſe 43 Kinder auf 10 Ehen kommen, da die andern nur mehrentheils 37, 38 bis 39 geben. Im Fürſtenthum Moers iſt die eheliche Fruchtbarkeit nur wie 1 : 3, da ſie im Herzogthum Geldern und in der Herrſchaft Lauenburg wie 1 : 4 iſt, ohnerachtet Mörs und Geldern bey einander liegen, und einerley Umſtände und Urſachen vermuthen laſſen. Ja

5) es iſt ſelbſt in einer und eben der Provinz in verſchiedenen Zeiten ein merklicher Unterſchied. So gaben z. B. in Preußen die 16 Jahre vor der Peſt nur 39 Kinder für 10 Ehen, die

46

46 Jahre nach derſelben gaben zum mittlern Verhältniß $\frac{10}{43}$. Vornehmlich ſind zwey Perioden bemerkenswürdig. Die erſte, bald nach der Peſt, von 1713—1726, da die Fruchtbarkeit oft an 50 und drüber, einmal ſogar auf 55, gekommen iſt. Man wird leicht dadurch auf die wahre Urſache verfallen, daß durch die Peſt ſo viele Ehen zernichtet oder doch zerriſſen worden, daher die Leute leicht und zeitig heyrathen können, folglich haben die Ehen viel mehr Kinder geben können. Der Preis aller Lebensmittel war auch aus Mangel der Menſchen gering, und verurſachte keine Hinderniſſe und Sorgen. Die zweyte Periode der beſonderen ehelichen Fruchtbarkeit gehet von 1743 bis 1755, da auch mehrmals 47, 48 und 49 Kinder von 10 Ehen gekommen. Es muß alſo ein neues Leben unter der Regierung Friedrich des II. unter den Einwohnern entſtanden ſeyn. Das Jahr 1756 gab gar 61 Kinder von 10 Ehen. Allein dieſes dienet nicht zum Beweiſe, und ſollte weggeblieben ſeyn, weil durch den im ſelbigen Jahre entſtandenen Krieg die Zahl der Ehen faſt an Tauſend verringert worden war, daher auf die geſchloſſenen mehr Kinder kommen mußten.

Man kann II.) auch die Wichtigkeit der Sache, und zugleich die Größe der ehelichen Fruchtbarkeit aus dem Verhältniſſe der Gebornen zu den jährlich Sterbenden erkennen und beurtheilen. Es iſt vorher erwieſen, daß die Sterblichkeit ihr Maß habe, und daß in ganzen Provinzen in guten Jahren $\frac{1}{36}$ ſterbe. Wenn nun keine epidemiſchen Jahre vorfallen, wo wenigſtens die Seuche nicht merklichen Schaden thut: ſo iſt natürlich, daß alsdenn die eheliche Fruchtbarkeit größer ſeyn müſſe, wenn bey einerley Sterblichkeit

lichkeit 15, 16 und mehr Geborne gegen 10 Todte kommen, als wenn nur 11 oder 12 Geborne ſind. Die vorher erwähnte preußiſche Liſte giebt davon einen Beweis. Z. B. in den Jahren von 1693—1697 war die Fruchtbarkeit nur $\frac{10}{34}$, es war aber auch das Verhältniß der Sterbenden zu den Gebornen nur $\frac{10}{13}$. Nach und um 1715 ward dieſes $\frac{10}{18}$ und $\frac{10}{17}$, da jene $\frac{10}{45}$ geworden war. Nachher fiel beydes wieder, ſtieg aber auch wiederum von 1743 an. Und dies iſt genug zur Erläuterung und Beurtheilung; nur muß man allezeit darauf acht haben, daß nicht epidemiſche Jahre mit untergelaufen.

Die Hinderniſſe der größeren Fruchtbarkeit laſſen ſich überhaupt in zwey Claſſen theilen. Die erſte enthält diejenigen, deren Hebung nicht in der Gewalt der Menſchen ſtehet, als z. B. die natürliche Unfruchtbarkeit eines oder des andern Geſchlechtes; kränkliche, zärtliche und zur Auszehrung geneigte Naturen; kurze Dauer der Ehen; die beſchränkte Zeit zum Kindergebären bey dem andern Geſchlechte, beſonders beym ſpäten Heyrathen ꝛc. Zur zweyten Claſſe der Urſachen, welche die eheliche Fruchtbarkeit verringern, kann man die rechnen, welche aus Schuld der Menſchen entſtehen. Dahin gehören beſonders die jugendlichen Ausſchweifungen und Entkräftungen des einen oder andern Geſchlechts, ſo wie überhaupt Ausſchweifungen und Laſter, welche die Geſundheit und die Glücksgüter zerſtören; das lange Stillen der Kinder ꝛc., welches alles hier nicht weiter ausgeführt werden darf.

Die wie vielſte Ehe ganz unfruchtbar ſey, iſt noch von niemanden berechnet worden; auch muß in dieſem Stücke in verſchiedenen Ländern und Städten ein großer Unterſchied ſtatt finden.

Von

Von Zwillingen.

Die Erfahrung lehret es, daß es nicht unmöglich ſey, daß mehr als ein Kind zugleich kann erzeuget und geboren werden. Wäre dieſes gewöhnlicher als es iſt, und wären die Kräfte der meiſten Mütter hinlänglich, mehr als ein geſundes und ſtarkes Kind zur Welt zu bringen; ſo iſt leicht zu urtheilen, daß dadurch die Fruchtbarkeit der Ehen würde vergrößert werden. Man ſetze, daß jederzeit unter 4 bis 5 Geburten ein Paar Zwillinge kommen ſollte: ſo würden, da jetzt 4 Kinder für jede Ehe kommen, ſodann 5 zu rechnen ſeyn. Im Großen würde dieſes einen ſehr beträchtlichen Unterſchied in der Fruchtbarkeit machen. Die Vermehrung und Verdoppelung der Menſchen würde in dem Falle, bey einerley Maß der Sterblichkeit, viel geſchwinder erfolgen. Allein aus nachſtehender Tabelle iſt zu ſehen, daß nicht unter 4 bis 5, ſondern etwa unter 60 bis 70 Getauften Eine Zwillingsgeburt vorfalle, und daß alſo nur auf etwa 16 bis 17 Ehen ein Paar zu rechnen ſey; daher dieſes nicht viel beträget.

	Zahl der Getauften	Paar Zwillinge	Verhältniß der Zwillinge zu der Zahl der Getauf.
*) Leipzig in 5 Jahr. v. 1721 = 1725	4446	63	70
— in 10 Jahren von 1740 an	9112	127	71
Gotha, in 17 Jahren v. 1735 an	5585	105	53
Gera, in 9 Jahren v. 1740 = 1748	2144	20	107
Bautzen, in 3 Jahren 1742 43, 46	1066	17	62,8
Langenſalze, in 6 Jah. 1737 = 1742	1136	17	66
— — in 6 Jahren 1743 = 1748	1196	20	59,8
— — 6 Jahren 1749 = 1754	130	31	42
— — 2 Jahren 1755, 1756	397	2	1 : 198
Zwickau, 1757 — —	10[illegible]	2	54
Laubahn, 1748 — —	227	3	75
Frankenberg u. Sachſenburg 1755	17	5	35
Wien, 1718 — —	4242	48	88
Regenſpurg, in 3 J. 1721, 24, 25	816	12	68
Nürnberg, 1721 — —	1084	16	67,7
Weimar, 1722 — —	190	6	31
Coburg, 1725 — —	206	3	68
	33434	497	1 : 67, 2
In einigen holländiſchen Dörfern nach Herrn Struycks nader Ontdekkingen etc. p. 167			
Zu Oſt Sardam, in 111 Jahren	17566	230	76
Zu Kwadyck, in 107 Jahren	1708	39	1 : 43
Zu Broeck, in 85 Jahren	1807	25	72
Zu Purmerland, in 42 Jahren	515	7	73
	21596	301	1 : 71

*) Dieſe Angaben von Leipzig und andern ſächſiſchen Städten ſind größtentheils aus den in ſolchen Städten gedruckten Liſten genommen.

Hieraus

Hieraus iſt zu ſehen, daß man auf 65 bis 70 Getaufte Ein Paar Zwillinge rechnen könne.

Indeſſen lehret auch die Erfahrung, daß Zwillinge ſelten am Leben bleiben. Dies iſt ſchon längſt von den Alten bemerket worden, wie aus des Plinius Naturgeſchichte zu erſehen. Die wenigſten Naturen ſcheinen im Stande zu ſeyn, zweyen Kindern die erforderliche Nahrung zu geben, daher ſie aus Schwachheit bald wieder verfallen. Die Vortheile ſind folglich in der That nicht groß, welche das menſchliche Geſchlecht dadurch erhalten kann. Dieſes gilt noch mehr von den Dreylingen, Vierlingen und Fünflingen. Herr Struyk hat angemerket, daß auf 13092 Getaufte in verſchiedenen Städten 181 Zwillinge (die $\frac{1}{72}$ ausmachen) und zwey Dreylinge gekommen: alſo auf 6546 Getaufte ein Dreyling. Unter den 21596 Getauften in den holländiſchen Dörfern ſind 301 Zwillinge, 3 Dreylingen, (die zu den Getauften wie 1 zu 7198 ſind) und 1 Vierling geweſen, alſo unter etlichen 20tauſend nur Einer, und alſo ein ſehr ſehr ſeltener Fall. Eben derſelbe hat auch zwey Fälle aus den öffentlichen Zeitungen angemerket, da eine Geburt 5 Kinder gegeben hat. Dieſer Fall iſt noch viel ſeltener, und mag ſich kaum unter Millionen Geburten einmal ereignen. Er dienet nur zum Beweiſe, wie weit zuweilen die Natur es treiben könne. In der That aber tragen alle dieſe Fälle zur Fruchtbarkeit wenig bey, zumahl da die Kinder mehrentheils wieder ſterben. Rhodiginus *) meldet aus dem Cajus (Digest. lib. 34.) daß die Seropia zu Alexandrien 5 Kin-

*) Lection antiqu. l. 4. c. 23.

5 Kinder mit einmahl gebohren, und aus dem Albertus Magnus, daß in Deutſchland eine Frau durch eine unzeitige Geburt 22 Kinder, deren Leiber ſchon gebildet geweſen, eine andere, 70, und noch eine gar 125 Embryonen, etwa eines Fingers lang, hervorgebracht habe. Man läßt dieſes dahingeſtellet ſeyn; ohnſtreitig aber wird man die Erzählung von 365 Kindern zu den abgeſchmackten Fabeln rechnen, welche die Gräfin von Henneberg, Schweſter des Königs Wilhelm, im Jahr 1276 nach einiger niederländiſchen Schriftſteller Bericht, mit einmahl gebohren haben ſoll, wovon die Knaben alleſamt in der Taufe den Nahmen Johann und die Mädchen Eliſabeth ſollen bekommen haben. In der Kirche zu Looßduynen wird ſogar noch das Taufbecken aufgewieſen, worauf ſolches eingegraben zu leſen iſt. Herr Struyk *) hat ſich die Mühe gegeben, das Unzuverläſſige dieſer Erzählung durch wohl gegründete Zweifel zu zeigen, und hoffentlich wird niemand der Sache Glauben beymeſſen können, daß in dem kleinen Raume der Gebährmutter ſo viel Kinder Platz haben können, die, da ſie gelebet und getauft ſeyn ſollen, wenigſtens im 6ten Monathe des Alters geweſen ſeyn müſſen.

Ob ein Volk, ein Land, oder ein Himmelsſtrich vor dem andern in Anſehung der ehelichen Fruchtbarkeit an und für ſich ſelbſt, einen natürlichen Vorzug habe, iſt nicht zu vermuthen; doch läßt es ſich nicht ſchlechterdings leugnen. Am ſicherſten geht man indeſſen, wenn man die Urſachen einer größern ehelichen Fruchtbarkeit in dieſem oder jenem Lande in der guten Verfaſſung und

*) Nader Ontdekkingen. p. 168.

und im Ueberfluß der Nahrungsmittel daſelbſt, wodurch die Einwohner in den Stand geſetzt werden, früh zu heyrathen und viele Kinder zu erziehen, aufſucht. Ein ſolcher Fall iſt jetzt z. B. in den amerikaniſchen Freyſtaaten, wo die Ehen ungemein fruchtbar ſind.

Man hat ſich auch Mühe gegeben, zu beſtimmen, wie viele Einwohner oder Lebende gegen Eine Geburt zu rechnen? Da vorher erwieſen iſt, daß 1) die Heyrathenden zur Zahl der Lebenden ein gewiſſes Verhältniß haben, und daß 2) auch davon großentheils die Zahl der Kinder abhange, die auf eine Ehe zu rechnen: ſo wird daraus zu erkennen ſeyn, daß dieſes Verhältniß von jenem abhange, und folglich auch die hier zu erweiſende Ordnung in jener gegründet ſey. Und da gleichfalls erwieſen iſt, daß das Verhältniß der Ehen zu den Lebenden durch die politiſchen Umſtände eines Landes und durch die Hinderniſſe der Ehen einer Veränderung unterworfen ſey: ſo wird dieſe davon abhangende Ordnung eben den Veränderungen unterworfen ſeyn. Wo ſpät geheyrathet wird, wo viele Perſonen aus Mangel des Unterhalts für eine Familie, oder auch durch Zwang ehelos bleiben müſſen: da können nicht ſo viele Kinder gebohren werden, als wo Ueberfluß und Freyheit herrſchet. Folglich müſſen auch im erſten Falle mehr Perſonen gegen eine Geburt kommen. Dieſes Verhältniß kann nun als ein Beweis der Fruchtbarkeit eines Landes, inſonderheit der allgemeinen, gebraucht werden. Wo z. B. dieſes Verhältniß $\frac{1}{30}$ iſt, da können weder ſo viele ſtehende noch geſchloſſene Ehen, folglich nicht ſo viele heyrathende Perſonen ſeyn, als wo es $\frac{1}{25}$ iſt, oder wo nur 25 Perſonen gegen Eine Geburt zu rechnen. Jedoch wir

wollen auch hier unterſuchen, was die Erfahrung an die Hand giebet, und ſodann prüfen, ob ſich eine allgemeine und mittlere Regel wird beſtimmen laſſen.

1) Ich will hier abermals mit den 1056 Dörfern der Kurmark den Anfang machen. Nach der Tab. C. (ſ. oben, S. 745) verhielten ſich darin die Getauften zu der Anzahl der Lebenden.

nach Num.	XVI. XX. — — —		27
	I. II. X. — — —		28
	IV. IX. XV. XIX. —		29
	VI. XI. XIV. —	wie 1 :	30
	III. V. XII. XIII. XVII. XVIII.		31
	VII. — — — —		32
	VIII. — — — —		34
	nach den größeren Zahlen:		
nach Num.	I - IV. — — —		29
	IX - XII. — — —		29
	XIII - XVI. — —	wie 1 :	29
	XVII - XX. — — —		30
	V - VIII. — — —		31

Nach den Hauptſummen war das Generalverhältniß, wie 1 zu 30.

Es iſt merkwürdig, daß das Verhältniß nach vorſtehenden größeren Zahlen dreymal ſehr genau $\frac{1}{29}$, und nur einmal $\frac{1}{30}$ und $\frac{1}{31}$ geweſen iſt. Unſere Dörfer zeigen alſo hier eine überaus große Uebereinſtimmung.

2) Die kleinen Städte der Kurmark ſind hierin von den Dörfern ganz merklich unterſchieden. Nach der Tab. C. n. 3. iſt das Generalverhältniß der Getauften zu den Einwohnern in 20 kleinen Städten, wie 1:24$\frac{7}{10}$.

In vieren war es gar $\frac{1}{21}$, in vier andern $\frac{1}{24}$, in 8 andern $\frac{1}{25}$, und das kleinſte war $\frac{1}{27}$.

3) In England iſt nach einer von Short gelieferten Tabelle

das

das Verhältniß in den Dörfern, wie 1:29, 8
in kleinen Städten, 1:29, 5
überhaupt in beyden, 1:29, 6

Hier iſt zwiſchen den Städten und Dörfern faſt gar kein Unterſchied, und das Verhältniß iſt etwas über $\frac{1}{29}$, meiſt $\frac{1}{30}$, wie in den Dörfern der Kurmark. Dieſe Uebereinſtimmung iſt überaus groß und merkwürdig.

4) King *) hat dieſes Verhältniß für England beſtimmt:

in London,	wie 1:	$26\frac{1}{2}$
in andern Städten		$28\frac{1}{2}$
in Dörfern,		$29\frac{2}{5}$
überhaupt für das Ganze		$28\frac{95}{100}$ meiſt 29

5) Schweden iſt darin auch nicht ſonderlich unterſchieden. Herr Wargentin **) hat aus den Liſten vom Jahr 1746 gefunden, daß die Getauften ſich zu den Lebenden verhalten

In Schonen, Weſtbothnien und Finnland	wie 1:30 und 31
In Upland, Südermannland, Nerike, Wermland, Oſt- und Weſt-Gothland, Smålen und Weſt-Nordland,	wie 1:25 bis 26.
Weſtmanland und Dalland haben das Mittel	1:27 bis 28
Alle Provinzen durch einander,	wie $1:28\frac{1}{2}$

Das Generalverhältniß in Schweden iſt alſo auch nahe an $\frac{1}{29}$, wie es in England und in den meiſten Fällen in den kurmärkiſchen Dörfern iſt.

6) Berlin hatte nach einer Liſte von den 9 Jahren von 1747 — 1755 eine Fruchtbarkeit wie 1 zu 28, 9.

*) In Davenants Eſſay etc.
**) Schwed. Abhandl. Vol. 16. p. 172.

7) In Rom verhielten ſich die Gebohrnen zur Zahl der Einwohner in 35 Jahren von 1709 — 1743 wie 1 zu $31\frac{4}{10}$. Unter allen bisherigen Beyſpielen iſt Rom alſo das unfruchtbarſte, und hat die meiſten Lebenden gegen Eine Geburt. Das Generalverhältniß $\frac{1}{31}$ iſt ſehr von dem unterſchieden, was King für London beſtimmt, und das er auf $\frac{1}{26}$ ſetzet, auch vom vorſtehenden berliniſchen. Darf man ſich aber darüber wundern, da zu der Zeit allein an Geiſtlichen, Schülern und Hoſpitaliten über 11000 Perſonen allda befindlich waren? Wie viele eheloſe Bediente müſſen nicht dazu gerechnet werden, die bey dem päbſtlichen Hofſtaat und bey den vielen Cardinälen, Biſchöfen und andern Vornehmen in Dienſten ſtehen? Man kann daher überhaupt für große katholiſche Städte, wo ähnliche Einrichtungen ſtatt finden, vielleicht überhaupt das Verhältniß $\frac{1}{30}$ bis $\frac{1}{31}$ annehmen.

8) Von 39 holländiſchen Dörfern hat Herr Struyk *) das Verhältniß wie 1 zu $23\frac{1}{2}$ herausgebracht. Dieſe holländiſchen Dörfer kommen mit den kleinen Städten der Kurmark ſehr nahe zuſammen, allwo das Verhältniß war, wie $1 : 24\frac{2}{5}$. Da auch vorher erwieſen iſt, daß die Ehen in den holländiſchen Dörfern viel zahlreicher ſind, als anderswo, indem dort unter 64 Perſonen Eine Ehe geſchloſſen wird, oder unter 32 Perſonen Eine heyrathende iſt: ſo ſtimmet dieſe hier dargethane vorzügliche Fruchtbarkeit damit ſehr gut zuſammen. Und da anderswo nur unter 50 bis 55 ſich eine heyrathende Perſon findet, oder da ihrer 100 bis 110 nur eine Ehe geben: ſo läſſet ſichs auch begreifen, daß 28 und mehr Perſonen gegen Eine Geburt kommen.

Dieſe

*) Vervolg pag. 80.

Dieſe vorzügliche Beſchaffenheit der holländiſchen Dörfer läſſet ſich ſehr wohl erklären und ihre Möglichkeit einſehen. Man muß ſich ein holländiſches Dorf ganz anders, als ein hieſiges vorſtellen. Hier zu Lande lebt der Bauer blos vom Ackerbau und der damit verbundenen Viehzucht, dort aber iſt faſt gar kein Ackerbau. Auſſer etwas Viehzucht handelt alles, auch die allermeiſten Bauern der Provinz Holland, woraus dieſe Verzeichniſſe genommen ſind. Wenn hier ein Dorf das Maß der Familien hat, an Bauern, Tagelöhnern, Einliegern, Schäfern, Schmieden, u. ſ. w., welche von der Beſtellung einer Feldmark ihren Unterhalt haben können: ſo findet ſich im Heyrathen ein Stilleſtand, und es können nicht füglich mehr Ehen entſtehen. In Holland aber ſind mehr Nahrungsquellen. Schiffbauerey, Schiffahrt und Manufacturen brauchen ſtets Menſchen.

Verhältniß der Gebornen zu den ſtehenden Ehen.

Süßmilch iſt, nach einem Beyſpiele von wirklicher Zählung in Schweden, geneigt, unter tauſend Lebenden 175 Ehen, oder 350 verheyrathete Perſonen anzunehmen. Wenn man ſodann aus obigem ein Mittel nehmen, und 4½ Ehen auf Ein, oder 9 Ehen auf 2 Kinder rechnen wollte: ſo ließen ſich darnach aus der gegebenen Anzahl der Einwohner eines Landes die Anzahl der ſtehenden Ehen und der Kinder beſtimmen, die in einem Lande geboren werden müſſen. Z. B. es ſind im Jahr 1755 in allen alten preußiſchen Staaten nach einer Mittelzahl ohngefähr 2755984 Einwohner geweſen. Wenn

nun die ſtehenden Ehen zu der Summe aller Lebenden nach dem eben angezeigten Verhältniſſe angenommen werden: ſo müſſen unter ſelbigen um die genannte Zeit 484568 ſtehende Ehen geweſen ſeyn. Und wenn 9 ſtehende Ehen 2 Kinder geben: ſo hätten jährlich 107682 Kinder geboren werden müſſen. Es waren aber nur 102935 nach einer Mittelzahl geboren, etwas über 4700 weniger.

Wenn aber nach Herrn Struycks Regel 66 ſtehende Ehen jährlich 15 Kinder geben: ſo würden die 484568 ſtehende Ehen 110129 jährlich Getaufte geben. Dies ſind über 7000 mehr, als nach der Mittelzahl wirklich geboren ſind, und der Unterſchied iſt größer, als nach voriger Regel.

Verhältniß der Gebornen zu den Familien, und die Zahl der Perſonen, die zu einer Familie nach einem Mittel zu rechnen.

Es giebt mehr Familien und Haushaltungen, als ſtehende Ehen. Wittwer und Wittwen führen oft die Haushaltung fort, und bleiben unverheyrathet. Folglich gehören mehr Familien, als Ehen, zu Einer Geburt.

1) Aus Liſten des Herrn Short in England, welche Süßmilch in der göttlichen Ordnung im Anhange Tab. II. mittheilt, iſt zu ſehen, daß

a) auf dem Lande eine Familie aus $4\frac{4}{10}$ Perſonen,

b) in Städten aber aus $4\frac{1}{2}$ Perſonen beſtehe, oder zu 2 Familien gehören 9 Perſonen,

c) daß die Getauften zur Zahl der Familien ſich verhalten haben, in Städten wie 10:65,

oder

oder wie 1 zu $6\frac{1}{2}$, auf dem Lande wie 10:67, oder 1 zu $6\frac{7}{10}$, überhaupt wie 10:66, oder 1:$6\frac{6}{10}$. 66 Familien geben alſo 10 Kinder.

2) In Rom waren im Jahr 1740 32158 Familien. Es lebten damals nach einer Mittelzahl 147000 Perſonen. Folglich beſtand 1) eine Familie aus $4\frac{1}{2}$ Perſonen, oder 2 aus 9, gerade ſo, wie in England nach der Shortiſchen Tabelle. 2) Es waren, nach einem Mittel, allda getauſt 4828 Kinder. Dieſe ſind zu der Zahl der Familien wie 1 zu $6\frac{6}{10}$ oder 10:66, wieder gerade ſo, wie in England nach der Shortiſchen Liſte.

In den holländiſchen Dörfern ſcheinen die Familien nicht ſo zahlreich zu ſeyn. In 59 Dörfern ſind nach dem Herrn Struyck 12005 Haushaltungen geweſen, die aus 45888 Seelen beſtanden. Jene ſind alſo zu dieſen geweſen wie 10 : 38, oder wie 1 : $3\frac{4}{5}$. Folglich hat allda eine Familie noch nicht aus 4 Perſonen voll beſtanden.

King rechnet zu einer Familie gemeiner Arbeitsleute $3\frac{1}{4}$, zu vornehmern $5\frac{1}{3}$, überhaupt aber durch die Bank $4\frac{1}{13}$ Perſonen.

Vom Verhältniß der Gebornen zu den Sterbenden, vom Ueberſchuß der Gebornen über dieſe ꝛc.

Es wird hier ein wichtiges Geſetz der natürlichen Ordnung erwieſen und erkläret werden, vermöge deſſen in gemeinen Jahren und in ganzen Provinzen, ohnſtreitig auch in der ganzen Welt, weniger Menſchen ſterben, als geboren werden, ſo daß die Sterbenden zu den Gebornen

ſich gemeiniglich im Ganzen verhalten, wie 10 zu 12 bis 13; woraus eine Vermehrung des menſchlichen Geſchlechts nothwendig erfolgen muß. Sollte das menſchliche Geſchlecht ſich vermehren und die Erde erfüllen: ſo mußte der Schöpfer alles dergeſtalt einrichten, daß durch den Ueberſchuß der Gebornen dieſe Abſicht erreicht werden konnte. Die Einnahme mußte alljährlich größer ſeyn, als die Ausgabe; ſonſt würde die ſchon bevölkerte Welt in einem beſtändigen Stillſtande bleiben, oder wenn die Ausgabe größer wäre, wieder ausſterben müſſen.

Die Gründe, worauf dieſe Ordnung und der Ueberſchuß der Gebornen beruhen, ſind bisher erklärt worden. Sie ſind in den Geſetzen der Sterblichkeit und der Fruchtbarkeit, ſowohl der allgemeinen als beſondern, enthalten. Beydes mußte dergeſtalt gegen einander abgewogen werden, daß die Einnahme die Ausgabe übertreffen konnte. Wenn die Fruchtbarkeit auch durch nichts geſtöret würde, wenn auch alle mannbare Perſonen zur rechten Zeit heyratheten, und jede Ehe ihre Zahl von Kindern lieferte; es wäre aber das Geſetz der Sterblichkeit ſtatt $\frac{1}{36}$ auf $\frac{1}{30}$ oder $\frac{1}{25}$ geſetzt, oder es ſtürbe jährlich von 25 Einer, wie es durch der Menſchen Schuld in großen Städten zu ſeyn pflegt: ſo würde die Welt ſodann überhaupt das Schickſal ſolcher Städte haben, ſo daß gemeiniglich mehr vom Schauplatze ab, als darauf auftreten würden. Wenn aber die Sterblichkeit auch verringert, und von $\frac{1}{36}$ auf $\frac{1}{45}$, ja $\frac{1}{50}$ im Ganzen geſetzt würde, daß nur jährlich von 50 Einer die Schuld der Natur entrichten müßte; es wäre aber dagegen die Fruchtbarkeit merklich geringer als ſie jetzt iſt, daß im Ganzen ſtatt 40 nur 25 oder 20 Kinder

auf

auf 10 Ehen kämen, oder daß nur unter 160 Perſonen, ſtatt 100 bis 110, jährlich Eine Ehe entſtände: ſo würde abermals kein Ueberſchuß an Gebornen haben erfolgen können. Wenn von 30 jährlich 1, oder von 1000 ihrer 33 ſtürben, und es heyrathete von 55 einer, oder 18 von 1000, die eheliche Fruchtbarkeit, oder das Verhältniß der Ehen zu den Gebornen, wäre wie 10 zu 35: ſo würden von 9 Ehen nicht mehr als $31\frac{1}{2}$ Kinder kommen, folglich $1\frac{1}{2}$ weniger als ihrer ſterben. Da aber, wie oben erwieſen worden, mehrentheils von 36 Einer ſtirbt, oder von 1000 nicht mehr als $27\frac{7}{9}$: ſo bleiben bey eben dem Grade der Fruchtbarkeit mehr, als 3 Kinder übrig, die den Ueberſchuß ausmachen. Und ſo iſt der Grund zur Vermehrung durch dieſe Anordnung der Verhältniſſe gelegt worden.

Die Weisheit des Schöpfers hat noch andere Abſichten durch dieſe Regeln der Ordnung zu erhalten gewußt, und ſie hat alles ſo abgefaſſet, daß die Vermehrung nicht zu ſchnell, und auch nicht zu langſam hat erfolgen ſollen. Eine allzu große Geſchwindigkeit würde zwar nicht im Anfange der Welt, oder in einem noch von Einwohnern ganz leeren Lande zu viel geweſen ſeyn, aber ſie würde in einem auch nur mittelmäßig bevölkerten Lande deſto mehr Ungemächlichkeiten und ein allzu großes Gedränge verurſachen, welches eine Quelle vieler Uebel ſeyn würde. Wenn aber die Menſchen ſich in 50, 70 oder noch mehr Jahren erſt verdoppeln: ſo kann allmählig mehr Platz oder mehr Nahrung verſchaffet werden. Gienge es mit der Vermehrung allzu langſam, und es könnte eine Verdoppelung erſt in 4 bis 5 Jahrhunderten erfolgen: ſo würde bey vielen Kriegen und öfteren Peſten die Welt eher entvöl-

kert,

kert, als vermehret werden. Ehe ein Land ſich wieder erholet hätte, würde der allzu langſame Zuwachs ſchon wieder mit einem Theil des alten Reſtes durch Krieg und Peſt weggeraffet werden. Wenn alſo Menſchen nur nicht allzu unmenſchlich und unvernünftig handeln: ſo kann der Verwüſtung, bey der jetzigen Einrichtung des Maßes der Sterblichkeit und Fruchtbarkeit, vorgebeugt werden. Doch iſt ſo viel gewiß, daß endlich von ſelbſt ein Stillſtand in der Vermehrung erfolgen könnte und würde, wenn die Welt nicht mehr Einwohner beherbergen und ernähren könnte. Die Fruchtbarkeit darf nur ein wenig verringert und die Sterblichkeit um ein wenig vergrößert werden, ja es darf dieſes nicht einmal, ſondern nur das erſtere erfolgen: ſo fällt der Ueberſchuß weg, und die Vermehrung höret auf. Es werden ſodann eben ſo viele ſterben, als ihrer geboren werden. Die Verringerung der Fruchtbarkeit darf aber auch nicht durch ein Wunderwerk geſchehen, ſondern ſie folgt aus dem Zuſtande der hinlänglichen Bevölkerung von ſelbſt, wie aus dem vorhergehenden zu ſehen iſt. Man darf alſo wegen einer Ueberfüllung nicht unnütze Sorge tragen. Diejenigen haben es daher ſchlecht getroffen, welche aus dieſer Beſorgniß Kriege und Peſten für nothwendige Uebel und für Mittel gehalten, deren ſich die Vorſehung zur Verhütung einer allzu großen Menge Menſchen bedienen müſſe. Denn die Schranken der Vermehrung ſind dergeſtalt geordnet, daß ſie gar leicht können erweitert, oder auch enger zuſammen gezogen werden, und daß ſolches alles von ſelbſt erfolgen kann und muß, je nachdem die Umſtände es erfordern oder verſtatten.

Das

Das erſte, was hier feſt zu ſetzen und zu erweiſen iſt, iſt der Ueberſchuß der Gebornen über die Todten.

Zum Beweiſe können hier zuerſt die preußiſchen Liſten dienen, welche Süßmilch von der erſten Hälfte des verfloſſenen Jahrhunderts geſammelt hat, woraus hier indeſſen nur die Hauptverhältniſſe angeführet werden ſollen. Nach der Generaltabelle hat der jährliche Ueberſchuß der Gebornen gemeiniglich 20 bis 25000 betragen, zuweilen etwas mehr oder weniger, nachdem die Sterblichkeit etwas größer oder kleiner geweſen, und epidemiſche Jahre häufiger oder ſeltener mit untergelaufen ſind.

Da aber in den letzten Jahren von 1725 —1750 oder 1755 mehrere epidemiſche Jahre als in den erſten 25 bis 30 Jahren geweſen ſind: ſo iſt es am beſten, dieſe Tabelle in zwey Perioden zu theilen. Die erſte enthält die Jahre vom Anfange bis 1720 oder 1725, die zweyte die Jahre von da an, bis 1755. Ganz genau hat es hier wegen der Jahre nicht wohl genommen werden können.

Die jährlich Geſtorbenen haben ſich verhalten zu den Getauften

	in der erſten Periode	in der zweyten Periode	überhaupt in beyden Perioden		
	wie 100 zu				
in Preußen	154	157	156	in 62 Jahren.	Wenn
M. Brandenburg	146	120	137	in 36 —	die Peſt mit eingeſchloſ-
Neu-Mark	148	127	136	in 60 —	ſen wird, ſo
Pommern	141	131	138	in 60 —	iſt doch das
Magdeburg	142	112	123	in 62 —	Generalver-
Halberſtadt	139	113	124	in 68 —	hältniß in
Hohenſtein	144	126	135	in 61 —	Preuß. wie
Minden	141	107 u. 118	121	in 69 —	100 zu 125.
Cleve	127	111	117	in 59 —	
Geldern	—	—	120	in 29 —	
Moers	—	—	122	in 14 —	
Oſtfriesland	—	—	109	in 9 —	
Tecklenburg	—	—	111	in 14 —	
Lingen	—	—	116	in 14 —	
Lauenburg	—	—	151	in 24 —	
überhaupt in allen Provinzen zuſammen	135	130	133	in 18 —	

oder die Geſtorbenen ſind zu den Gebornen im Ganzen wie 10:13. Es werden alſo $\frac{3}{10}$ mehr geboren.

Hier-

Hieraus erhellet 1) daß das Generalverhältniß von allen Provinzen iſt, wie 100 : 133 oder $\frac{10}{13}$, 2) daß Preuſſen die allermeiſten, die Provinzen aber dieſſeits der Elbe auch ſtets mehr Geborne gegen die Sterbenden geben, als die zwiſchen der Elbe bis um die Weſer, und dieſe wiederum mehr, als die um den Rhein.

Es iſt 3) merkwürdig, daß alle Provinzen, außer Preußen, bis zur Weſer und Cleve, in der erſten Periode mehr Geborne gegen die Todten, als in der zweyten geben. Magdeburg iſt wie $\frac{100}{142}$ und $\frac{100}{112}$ unterſchieden; die Kurmark, wie $\frac{100}{146}$ und $\frac{100}{120}$; Minden, wie $\frac{100}{141}$ und $\frac{100}{118}$ u. ſ. w. Es muß aber einen merklich unterſchiedenen Einfluß in die Vermehrung haben, wo 140 Geborne gegen 100 Todte, als wo nur 118 dagegen kommen. Das einzige Preußen hat in der 2ten Periode 157, in der erſten 154 Geborne gegen 100 Todte; ſogar die Peſt mit eingerechnet giebt es 125 Geborne gegen 100 Todte.

Wenn man aber 4) den größern und geringern Ueberſchuß in eines rechnet: ſo wird man zur Regel machen können: daß in ganzen und mehreren Provinzen zuſammen, und in einer Reihe vieler und vermiſchter, geſunder und epidemiſcher Jahre, die Todten ſich zu den Gebornen verhalten, wie 10 zu 12 bis 13, oder wie 100 zu 120 bis 130.

Schweden ſtimmet mit den brandenburgiſchen Ländern ſehr genau überein, ſo wie in der Sterblichkeit, in der Fruchtbarkeit der Ehen, in dem Verhältniß der Ehen zu der Zahl aller Lebenden, alſo auch in dieſem Stücke. Herr Wargentin *) giebt uns hievon folgenden Bericht:

„Nach

*) Schwediſche Abhandl. Vol. 17. p. 6. vom Jahr 1755.

„Nach den Auszügen aus einigen Kirchſpielen vom Lande giebt das mittlere Verhältniß allezeit 140 Geborne gegen 100 Todte.

„Im Jahr 1749, welches dort wegen der Pocken, Ruhr und anderer Seuchen epidemiſch geweſen, war das Verhältniß in den meiſten Landeshauptmannſchaften wie 100 zu 126. Im Jahr 1750, welches viel geſunder geweſen, iſt in 11 Landeshauptmannſchaften das Verhältniß geweſen wie 100:137. In Finnland, ſo $\frac{1}{5}$ der Landleute des Reichs enthält, und im Jahr 1749 an 5000 Menſchen durch Pocken und Seuchen verlohren, war demohngeachtet das Verhältniß, wie 100 zu 144."

Er hat kein Generalverhältniß von mehreren Jahren, wegen Mangel derſelben, angeben können. Man ſiehet aber ſchon aus der Abweichung der Verhältniſſe von $\frac{10}{12}$ bis $\frac{10}{14}$, daß das mittlere Verhältniß wie 10 zu 13 ſeyn würde, wenn mehr gute, geſunde und epidemiſche Jahre in eine Summe geworfen würden.

England ſtimmet mit Schweden und den brandenburgiſchen Staaten auch überein, und giebt gleichfalls einen Ueberſchuß von Gebornen.

1) Der Major Graunt hat bereits dieſen Ueberſchuß berühret, aus Mangel hinlänglicher Liſten ließ ſich aber beym Anfange noch nichts genau beſtimmen.

2) King ging weiter, und ſetzte unter $5\frac{1}{2}$ Millionen Einwohner in England jährlich 170000 Todte und 190000 Geborne, die ſich verhalten wie 10 zu 11, oder wie 100:112, oder wie 1000:117.

3) Derham hat auch einige Verhältniſſe geſammlet, da ſich die Todten zu den Gebornen verhalten haben

In

zu Cranbrock, in 89 Jahren, wie	10:	16
zu Aynho, in 118 Jahren, —		16
zu Hantſhire, in 62 Jahren, —		12
zu Tiverton, in 89 Jahren, —		$12\frac{6}{10}$
zu Harwood, in 57 Jahren, —		$12\frac{3}{15}$
zu Leeds, in 122 Jahren, —	100:	107
zu Upminſter, in 100 Jahren,		108

Für ganz England giebt er, wie King, das Verhältniß wie 10: 11, oder 100 zu 112.

4) Der D. Short hat ſich noch weit mehrere Mühe in Sammlung der Liſten gegeben. Süßmilch hat dieſe in ſeiner IIten und IIIten Tabelle zuſammen gefaſſet. Nach der Tab. III. iſt das Verhältniß in 160 Landpfarren vor dem Jahr 1646, und zwar in 50, 60, 90 und mehr Jahren, wie 100 : 133 oder $\frac{10}{13}$; in eben den Kirchſpielen ſeit 1646 bis 1740, wie 100 zu 120 oder $\frac{10}{12}$; in beyden Perioden zuſammen, wie 100: 124 oder $\frac{10}{12}$; in ohngefähr 45 kleinen Städten in beyden Perioden, wie 100 zu 109, in den Dörfern und Städten zuſammen, wie 100 : 115 oder $\frac{10}{11}$. In der langen Zeit von 1540 bis 1740 ſind viele Peſten, äußerliche und innerliche Kriege geweſen. Viele Kinder der Diſſenters, d. i. derer, die nicht zu der engliſchen Kirche gehören, kommen auch nicht in die Kirchenregiſter. Aller dieſer Umſtände ungeachtet ſind doch daſelbſt 115, 120 ja 130 Geborne gegen 100 Geſtorbene gekommen, und hat ſich ein merklicher Ueberſchuß gefunden.

5) Der D. Short hat auch noch Liſten von andern kleinen Städten und Dörfern geſammlet, (ſ. Süßmilchs Tab. II.), nach welchen ſich die Todten zu den Getauften verhalten haben

in 54 Kirchſpielen vom Lande, wie			124
in 7 kleinen Marktflecken, wie	100:		110
in beyden zuſammen, wie			115

Das Generalverhältniß iſt dem vorigen gleich, aber er hat auch hiebey erinnert, daß ſich in dieſen Orten Diſſenters gefunden, folglich ſind die Taufregiſter nicht vollſtändig. Deſſen ungeachtet iſt doch ein merklicher Ueberſchuß der Gebornen.

6) Beſonders bemerke ich, daß die engliſchen Dörfer nach beyden Tabellen 124 bis 130 Geborne gegen 100 Todte geben, alſo anſehnlich mehr, als die Städte.

Iſt es nun aber wohl überall ſo, wie in England, Schweden und im Brandenburgiſchen? Und kann man von dieſen Ländern einen Schluß auf das Allgemeine machen?

Dieſes kann man vielleicht bejahen, weil in dieſen drey Ländern alle Umſtände vorkommen, die nur faſt möglich ſind, gute und epidemiſche Jahre, ſogar peſtilenziäliſche Jahre, Kriege und dergl. In England machen die Diſſenters ſogar die Taufregiſter etwas unvollſtändig, dennoch aber kommen im Ganzen 115 Geborne gegen 100 Todte.

Ueberdem beruhet der Ueberſchuß auf ſolchen Gründen, die nicht leicht in ganzen Ländern ſo ſehr unterſchieden ſind, daß ſie ihn ganz hindern und aufheben ſollten, wie es wohl in großen Städten geſchehen kann. Wo und ſo lange noch aus 118 Perſonen jährlich ein neues Ehepaar entſtehet, und 35 bis 40 Kinder aus 10 Ehen kommen; ſo lange auch die Sterblichkeit im Ganzen noch $\frac{1}{36}$ oder auch allenfalls $\frac{1}{33}$ iſt, oder von 33 bis 36 jährlich nur Einer ſtirbt: ſo werden unter 36000 Einwohnern jährlich 1000 ſterben, und 1165, oder, zu 4 Kindern, gar 1332

geboren

geboren werden, folglich die Todten zu den Gebornen ſeyn, wie 10: 13, oder wenigſtens wie 10: 11. Und wenn auch die Sterblichkeit im Ganzen $\frac{1}{33}$ wäre: ſo würden doch nur 1090 von 36000 Einwohnern ſterben, und dagegen auf 10 Ehen 35 Kinder gerechnet, 1165, und bey 40 Kindern 1332 geboren werden, folglich im erſten Falle die Todten zu den Gebornen ſeyn, wie 100: 106, und im letzten wie 100: 122. Es würde alsdenn doch noch allezeit ein Ueberſchuß ſeyn. Sobald aber das Heyrathen erleichtert wird, und die Sterblichkeit bleibt einerley: ſo wird der Ueberſchuß größer. Z. B. wenn unter 90 Perſonen jährlich Ein neues Ehepaar entſtehet: ſo werden unter 36000 Einwohnern jährlich 400 Paare getraut werden. Wenn nun eine Ehe 4 Kinder giebt: ſo werden alsdenn 1600 Kinder geboren: und wenn Einer aus 36 ſtirbt: ſo werden nur 1000 Todte gegen 1440 Geborne kommen, folglich der Ueberſchuß merklich vergrößert werden.

Wenn nun aber in einem Lande, wenn in Europa, wenn in der ganzen Welt beſtändig oder doch die mehreſte Zeit, ſich ein Ueberſchuß der Gebornen über die Geſtorbenen findet: wird man wohl ſodann den Schluß machen können, daß ſich die Einwohner in einem ſolchen Lande, daß ſie ſich in Europa, und daß das ganze menſchliche Geſchlecht in der Welt ſich vermehre?

Ich ſehe nicht ein, wie man dieſen Schluß in Zweifel ziehen könne, wenn und ſo lange 1) dieſer Ueberſchuß der Gebornen und dieſer innerliche Trieb zum Fortgange in der Vermehrung, welcher von der Sterblichkeit und von der Fruchtbarkeit, ſowohl der allgemeinen als der ehelichen, abhänget, beſtehet. Die Vermehrung muß erfol-

gen, wenn und ſo lange nicht 2) derſelben ein gewaltſamer Einhalt geſchiehet, welches durch häufige und anhaltende Kriege und Peſten geſchehen kann. Sie iſt nothwendig, wenn 3) die in einem Lande Gebornen aus ſelbigem nicht hinweg ziehen oder ausgetrieben werden, und wenn nicht die Zahl der Auswandernden dem Ueberſchuß der Gebornen gleich iſt. Dieſer Fall iſt möglich. Es kann ein Land hinlänglich bevölkert ſeyn, und es können die Einwohner durch die Vortheile eines benachbarten Landes zum Ausziehen gereizet werden. Die unvernünftige Intoleranz in der Religion iſt auch ſogar noch in neuern Zeiten eine Urſache für viele Unglückliche geweſen, daß ſie ihr Vaterland zu verlaſſen ſind gezwungen worden. Wenn aber gleich eine Provinz oder ein Reich, welches ſeine Kinder ausſtößt, oder aus Mangel der Nahrung ausziehen laſſen muß, ſich nicht an Einwohnern vermehret: ſo bleiben doch die Auswandernden in der Welt, und dieſe wird wenigſtens reicher an Menſchen, ſo lange noch ein Ueberſchuß an Gebornen ſtatt hat. Die Vermehrung kann alſo nicht eher aufhören, als bis es dahin kommt, daß die Gebornen den Geſtorbenen gleich werden, und der Ueberſchuß aufhöret.

Wenn aus dem Ueberſchuß der Gebornen eine Vermehrung erfolgt und erfolgen muß, wofern nicht Krieg und Peſt oder große Auswanderungen ſolches hindern: ſo muß man ſolchen innerlichen, natürlichen und ungeſtörten Wachsthum einer Provinz nach 10, 20 und mehr Jahren deutlich wahrnehmen können. Es müſſen alſo auch die Mittelzahlen der Getrauten, Getauften und Sterbenden allmählig ſteigen, obwohl nicht alle in gleichem Verhältniß.

Hievon

Hieven geben uns die Liſten der meiſten preußiſchen Provinzen einen deutlichen und unwiderſprechlichen Beweis. Sowohl die Getrauten, als die Getauften und Geſtorbenen ſind in den geſunden und friedlichen Zeiten merklich geſtiegen. Nachſtehende Tabelle wird zeigen, wie groß der Wachsthum in 50 Jahren geweſen iſt. Süßmilch hat ſich in derſelben nur der Geſtorbenen zum Beweiſe bedienet, und dazu Mittelzahlen von guten Jahren gewählet.

Es ſind in 50 Jahren, nähmlich von 1700 bis 1750,

	die jährlich Sterbenden geſtiegen	Dieſe und alſo auch der Wachsthum der Einwohner, verhält ſich demnach, wie
in der Kurmark	von 7600 auf 18700	10 : 24
in der Neumark	— 3500 — 5400	10 : 15
in Pommern	— 4600 — 8900	10 : 19
im Herz. Magdeburg	— 4100 — 7000	10 : 17
im Fürſt. Halberſtadt	— 1500 — 2500	10 : 16
in der Grafſch. Hohenſtein	— 400 — 500	10 : 12
im Fürſtenth. Minden	— 3000 — 4000	10 : 13
im Herzogth. Cleve	— 4100 — 5800	10 : 14
in allen alten Provinzen, ohne Schleſien und Friesland	— 44700 — 76000	10 : 17

Dieſe Tabelle wird uns zu einigen beſondern und nöthigen Anmerkungen Gelegenheit geben.

1) Sie beweiſet zuerſt einen Wachsthum der Einwohner, welcher aus dem Ueberſchuſſe der

Gebornen nothwendig erhellen muß. Die allermeiſten Provinzen haben nach 50 Jahren noch halb einmal ſo viel und mehr Einwohner gehabt, als vorher, wie z. B. die Neumark, Magdeburg, Halberſtadt und Pommern. Wenn

2) dieſer Wachsthum ſo fortgehen ſollte, ſo würde die Verdoppelung in weniger als 100 Jahren erfolgen müſſen. Denn wie ſich z. B. 10 zu 16 nach 50 Jahren verhalten: ſo werden ſich nach dem Ablaufe anderer 50 Jahre 16 zu der vierten Zahl verhalten, und dieſe iſt 25. Folglich würden nach vollen 100 Jahren $2\frac{1}{2}$ mahl ſo viele leben. Die Verdoppelung würde folglich in weniger als 100 Jahren erfolgen. Wenn der Wachsthum im Ablauf der dritten 50 Jahre eben ſo fortginge, ſo würden nach 150 Jahren 36, nach 200 Jahren 54, nach 250 Jahren 81, nach 300 Jahren 121 leben. Oder, nach 150 Jahren würden $3\frac{1}{2}$, nach 200 Jahren $5\frac{2}{7}$, nach 250 Jahren $8\frac{1}{10}$ mahl ſo viele leben, als im Jahr 1700 gelebet haben. So langſam alſo auch anfänglich der Wachsthum ſcheinen möchte: ſo erſtaunend groß iſt er doch, wenn ein Land zwey bis dreyhundert Jahre in Frieden und ohne Peſt verbleiben kann, welches man aber in dieſer Welt wohl ſchwerlich wird erwarten können. Von dieſer Geſchwindigkeit und den verſchiedenen Zeiten der Verdoppelung werde ich nachher noch beſonders handeln.

3) Die Kurmark Brandenburg iſt allen Provinzen in dem Wachsthum vorgeſprungen, indem ihre Einwohner in 50 Jahren von 10 auf 24 hinangeſtiegen ſind. Dieſes iſt aber mehr durch Einwanderungen, durch Vermehrung des Militairs mit fremden Recruten ꝛc. als durch innere Vermehrung geſchehen.

4) Die

4) Die Wichtigkeit der Sache läſſet ſich aus dem Generalverhältniß unſerer Länder erkennen. Die Einwohner ſind ſo wie die Todten, von 44700 auf 76000, oder von 10 zu 17 geſtiegen, und um $\frac{7}{10}$ vermehret worden. Wenn man die Todten mit 36 multipliciret: ſo haben

im Jahr 1700 in allen alten Staaten gelebt — —	1,609200
im Jahr 1750 — —	2,736000
alſo nach 50 Jahren mehr	1,126800

Die alten Staaten ſind demnach in 50 Jahren mit mehr als einer Million Einwohner vermehret worden.

In volkreichen Städten iſt mehrentheils die Zahl der Todten größer, als der Gebornen. Wenn auch zuweilen außerordentlich geſunde Jahre vorfallen, da die Zahl der Gebornen etwas größer iſt: ſo verſchwindet doch der Ueberſchuß der Gebornen, wenn man die Liſten einiger Jahre in eine Summe bringet. Die Urſache hiervon lieget

1) in der bereits erwieſenen größern Sterblichkeit der Einwohner in Städten. Doch dieſes iſt noch nicht genug, ſondern es muß auch

2) die verringerte Fruchtbarkeit in Betrachtung gezogen werden. Es iſt erwieſen, daß die geſtiegene Menge der Bedürfniſſe, der vermehrte Aufwand und der vergrößerte Preis der Lebensmittel in Städten die Menſchen vom Entſchluß zu heyrathen zurück halte. Hierin liegt die Urſache, daß nicht ſo viele ſtehende Ehen gegen die Zahl der Einwohner als ſonſt ſind, daß die Zahl der jährlich Heyrathenden geringer, und daß folglich nicht ſo viele Kinder, wie ſonſt in Propor-

tion der Einwohner, können geboren werden. Daher

3) je größer, je reicher, je prächtiger eine Stadt; je größer die Handlung iſt oder wird, je größer auch die in Anſehung der Heyrathens eingeſchränkte Garniſon iſt: deſto mehr eheloſe Knechte, Mägde und andere Bedienten finden ſich daſelbſt.

4) Viele große und kleine Schulen vergrößſern auch die Zahl der eheloſen Perſonen. Endlich kommt auch

5) in katholiſchen Städten die große Zahl der Mönche und anderer eheloſen Geiſtlichen dazu.

Alle dieſe durch die Handlung, Pracht oder Zwang vom Eheſtande zurück gehaltenen Perſonen liefern zwar ihr Contingent zur Sterbeliſte, aber nichts zur Zahl der Getauften. Aus der verringerten Zahl der Ehen und Geburten läßt ſich alſo dieſes allein hinlänglich erklären. Da nun der Urſachen bald mehr, bald weniger ſeyn können: ſo kann man auch einſehen, woher es komme, daß der Ueberſchuß der Gebornen, der ſich ſonſt wohl gefunden hätte, wegfallen müſſe.

Man wird alſo auch hieraus erkennen, daß große Städte wegen ſolcher Veränderung nicht zur Beſtimmung der Regeln dieſer Art können gebraucht werden. Man kann auch von ſolchen Städten nicht auf ganze Provinzen ſchließen.

Von der Geſchwindigkeit der Vermehrung und von der Zeit der Verdoppelung.

Die Geſchwindigkeit der Vermehrung und beſonders die Verdoppelung verdienet eine beſondere und nähere Unterſuchung und Beſtimmung.

Es laſſen ſich dadurch einige Schwierigkeiten heben, die bey der Frage von der Bevölkerung der Welt, vor und nach der Sündfluth, entſtehen können.

Daß ſich ein Unterſchied in der Geſchwindigkeit der Vermehrung finde, erhellet ſchon zur Genüge aus der Erfahrung, da in einigen Provinzen die Einwohner in 50 Jahren ſich um $\frac{1}{5}$, in andern um $\frac{2}{5}$, in noch andern um $\frac{3}{5}$ vermehret haben, u. ſ. w.

Es muß ſich auch ein Unterſchied finden, wenn in einer Provinz mehr oder weniger Geborne gegen die Geſtorbenen kommen. Man ſetze z. B., daß die Sterblichkeit in allen Provinzen gleich und $\frac{1}{36}$ ſeyn ſoll: ſo werden überall von 36000 Lebenden 1000 ſterben. Wenn nun aber in A dagegen 1100, in B 1300, in C 1500 geboren werden: ſo werden in A nicht mehr als 100, in B 300, in C aber 500 Geborne überſchießen. Wo aber ein Capital jährlich mit 500 vergrößert wird, da muß die Verdoppelung nothwendig eher und geſchwinder erfolgen, als wo nur 100 hinzukommen. 500 iſt $\frac{1}{72}$ von 36000, 100 iſt aber nur $\frac{1}{360}$. Folglich iſt die Vergrößerung in C fünfmal ſo groß, als in A.

Man kann daher 1) blos aus dem Verhältniſſe der Todten zu den Gebornen und aus dem verſchiedenen Ueberſchuſſe der Gebornen, der ſich unter den brandenburgiſchen Provinzen befindet, urtheilen, daß die Vermehrung in ſelbigen mit verſchiedener Geſchwindigkeit geſchehen ſeyn müſſe. Man kann auch 2) daraus urtheilen, daß die Geſchwindigkeit in einer und eben derſelben Provinz zu verſchiedenen Zeiten unterſchieden ſeyn könne und müſſe, wenn ſich nähmlich das Verhältniß

der Todten zu den Gebornen ändert, und 12 Geborne gegen 10 Todte giebt; da es zu andrer Zeit 15 gegeben hat. Man darf daher 3) nur auf die Größe des zweyten Gliedes in dieſem Verhältniſſe ſehen: ſo kann man ſchon davon urtheilen. Aus den Tabellen iſt zu ſehen, daß gegen 10 Todte 11, 12, 13, 14, 15 und mehr Geborne kommen. In den letzten Fällen muß alſo die Geſchwindigkeit größer ſeyn, als in der erſten, wenn der Lauf der Natur nicht durch fremde Dinge geſtöret wird. Es läſſet ſich weiter 4) daraus urtheilen, ob ſich äußerliche und fremde Dinge in die Vermehrung eingemiſchet, oder ob ſie durch Auswanderungen und andere Hinderniſſe aufgehalten und geſtöret ſeyn. So ſind z. B. die Generalverhältniſſe von der Kurmark, Pommern, Neumark, Minden und Cleve meiſt gleich, nähmlich wie 10:13, gleichwohl haben ſich die Einwohner daſelbſt in 50 Jahren verſchiedentlich vermehret. Die Mark hatte in der Mitte des abgelaufenen Jahrhunderts faſt anderthalbmal ſo viel Einwohner, als 50 Jahre vorher, da die andern nur etwa ein halbmal ſo viel bekommen haben. Daraus läßt ſich alſo wahrſcheinlich ſchließen, daß die Vermehrung in der Mark nicht blos aus ſich ſelbſt und aus ihrem innerlichen Wachsthum herrühre, ſondern daß ſie durch äußerliche und fremde Urſachen, durch Coloniſten, gar ſehr müſſe beſchleuniget worden ſeyn, indem in allen andern Provinzen keine Auswanderung geſchehen iſt.

So wie die Vermehrung überhaupt, ſo rühret auch derſelben Verſchiedenheit aus zwey Quellen her. Die Sterblichkeit und die Fruchtbarkeit ſind es, worauf alles beruhet. Wenn die Sterblichkeit von gleicher Größe iſt und bleibt: ſo

entſtehet

entſtehet der Unterſchied in der Geſchwindigkeit von der Fruchtbarkeit, ſowohl der allgemeinen als der beſondern. Wenn aber die Sterblichkeit ſich verändert, und die Fruchtbarkeit bleibt einerley, daß einer von 50 ſtatt 36, oder daß einer von 25 ſtatt 36 ſtirbt: ſo muß dadurch das Verhältniß der Sterbenden zu den Gebornen auch gar ſehr verändert werden, und die Vermehrung kann dadurch viel langſamer oder geſchwinder gemacht werden. Ich will dieſes erläutern.

Man ſetze 36000 Lebende in einer Provinz, wovon, nach dem jetzigen gewöhnlichſten Geſetze der Sterblichkeit, jährlich $\frac{1}{36}$ oder ein Tauſend ſterben, und wogegen 1500 geboren werden. Das Verhältniß der Geſtorbenen zu den Gebornen iſt alſo wie 10:15, oder es werden halb einmal ſo viele geboren, und die Zahl der Lebenden wird mit $\frac{1}{72}$ vergrößert. Wenn die Fruchtbarkeit verringert wird, daß nur 1200 ſtatt 1500 geboren werden: ſo iſt der Ueberſchuß der Gebornen nur 200, und es wird die Zahl der Einwohner nur mit $\frac{1}{180}$ vergrößert. Wenn aber die Fruchtbarkeit einerley bliebe, daß nähmlich 1500 geboren würden, es würde aber die Sterblichkeit verringert, daß ſtatt 1000 nur 800 oder $\frac{1}{45}$ abginge: ſo würden die Geſtorbenen zu den Gebornen ſeyn wie 800 zu 1500. Der Ueberſchuß würde alſo 700 ſeyn, folglich würde die Zahl der Einwohner um $\frac{1}{51}$ größer werden. Wenn aber die Sterblichkeit verringert, und die Fruchtbarkeit zugleich vergrößert würde, ſo daß nur 700 oder $\frac{1}{45}$ ſtürbe, und dagegen 1800 geboren würden: ſo würde der Ueberſchuß der Gebornen 1100 ſeyn, folglich die Zahl der Einwohner mit $\frac{1}{32}$ vergrößert werden. Die Vermehrung würde alſo weit ſchneller ſeyn, und die Verdoppelung weit

eher

eher erfolgen als nach den vorigen Fällen, da die Vermehrung mit $\frac{1}{51}$, und noch mehr, als, da ſie nur mit $\frac{1}{180}$ geſchahe.

Dieſes ſind aber Fälle, die ſogar in den jetzigen Umſtänden der bevölkerten Welt möglich ſind, indem vorher erwieſen iſt, daß unter Bauersleuten oft nur $\frac{1}{45}$ ſtirbt, und in der preußiſchen Tabelle oft 18 Geborne gegen 10 Todte gekommen ſind.

Siehet man aber auf die Zeiten vor und auch einige Jahrhunderte nach der Sündfluth, da die Menſchen einige Jahrhunderte lebten: ſo läßt ſichs wohl einſehen, daß damals die Sterblichkeit weit geringer geweſen ſeyn müſſe, dergeſtalt, daß wohl kaum von 60, 80 und mehreren jährlich Einer mag geſtorben ſeyn. Es iſt auch kein Zweifel, daß nicht bey ſolchem längeren Leben, bey ſtärkeren Kräften, bey einer ſchlechteren Lebensart, die Fruchtbarkeit weit größer könne und müſſe geweſen ſeyn. Daraus läßt ſich ſchließen, daß man nichts unmögliches annehme, wenn man ſetzt, daß damals 2, ja 3 und mehrere Geborne gegen Einen Sterbenden gekommen ſind. Ich will nicht einmal die höchſten Fälle annehmen, ſondern nur ſetzen, daß 1) gleich nach der Sündfluth, ſo wie in den holländiſchen Dörfern noch jetzt geſchieht, unter 60 Lebenden jährlich Eine neue Ehe entſtanden ſey. Wenn wir alſo 100000 Lebende annehmen: ſo werden davon 1666 Ehen geworden ſeyn. Wir wollen 2) jeder Ehe nur 6 Kinder durch die Bank geben, da jetzt 4 kommen: ſo werden 9996 Kinder geboren worden ſeyn. Wir wollen nun 3) die Sterblichkeit nur auf $\frac{1}{72}$, ſtatt $\frac{1}{36}$ anſetzen, noch einmal ſo hoch wie ſie jetzt iſt: ſo werden von 100000 Lebenden ihrer 1388 verſtorben ſeyn.

Dieſe, von den Gebornen abgezogen, laſſen 8608 zum Ueberſchuß über die Geſtorbenen, und dieſer iſt etwas mehr als $\frac{1}{12}$ des Ganzen, womit die Zahl der Lebenden vergrößert wird. Die Geſtorbenen verhalten ſich zu den Gebornen wie 1 zu $7\frac{2}{10}$; es ſind ihrer alſo 7 mal mehr geboren, als geſtorben.

Dieſe jetzt angezeigten Fälle der verringerten Sterblichkeit und vergrößerten Fruchtbarkeit und der dadurch beſchleunigten Vermehrung haben nun zu der Zeit ſtatt gehabt, da 1) das Leben der Menſchen von längerer Dauer geweſen als jetzt, und da 2) die Zeugungskräfte länger gedauert, und 3) keine Hinderniſſe der Ehen bey einer noch nicht bevölkerten Erde gelegt worden. Nach dem Maße aber, daß ſich dieſe Umſtände geändert, daß das Alter abgenommen, auch die Bevölkerung das Heyrathen aufgehalten, hat auch die Geſchwindigkeit in der Vermehrung abnehmen, und die Zeiten der Verdoppelung haben größer werden müſſen.

Bey der Berechnung der Verdoppelung kommt es darauf an, daß man wiſſe, den wie vielſten Theil von der Anzahl der Einwohner in einer Provinz der Ueberſchuß der Gebornen über die Geſtorbenen ausmache? Wenn z. B. in einer Provinz 10000 ſterben, und es werden dagegen 15000 geboren: ſo beträgt der Ueberſchuß der Gebornen 5000. Der wie vielſte Theil ſind nun dieſe 5000 von der Zahl aller Einwohner? Wenn die Einwohner der Zahl nach bekannt ſind, ſo iſt das Verhältniß durch die Diviſion und durch das Verhältniß des Quotienten zu 1 leicht zu finden. Da aber deren Zahl mehrentheils unbe

unbekannt iſt: ſo kann man ſie finden, wenn man die Mittelzahl der Geſtorbenen von etlichen guten und gemeinen Jahren durch 36 multiplicirt; oder wenn man keine gute Mittelzahl der Todten haben kann: ſo darf man ebenfalls nur die Mittelzahl der Getauften mit 27 multipliciren. So genau kommt es hierbey nicht darauf an.

Wenn man nun ſetzt, daß der Ueberſchuß der Gebornen $\frac{1}{72}$ von der Summe der Lebenden betrage: ſo werden da, wo vor einem Jahre 72 gelebet, im folgenden zweyten Jahre leben 72 und noch $\frac{1}{72}$. Es iſt aber $\frac{1}{72} = 1$, folglich $72 + 1$ oder 73. Wenn nun die Summe der Lebenden 36000 geweſen: ſo wird die Regel der Proportion alſo gemacht: Wenn aus 72 im folgenden Jahre 73 geworden, wie viel werden aus 36000 werden? Das Product wird ſeyn $\frac{73}{72} \times 36000$. Im dritten Jahre wird es ſeyn $\frac{73}{72} (\frac{73}{72} \times 36000)$ u. ſ. w. Es entſtehet alſo hieraus eine Progreſſion, wodurch die Zeiten der Verdoppelung können beſtimmet werden.

Folgende Tabelle, die der berühmte Euler berechnet hat, wird uns die Zeiten der Verdoppelung bey jetziger Sterblichkeit vor Augen legen.

Wenn in einem Lande 100000 Menſchen leben, und es ſtirbt Einer von 36,

	und es verhalten ſich die Geſtorbenen zu den Gebornen wie	ſo wird der Ueberſchuß der Gebornen ſeyn:	Dieſer Ueberſchuß der Gebornen wird ſodann ſeyn von der Summe aller Leben:	und alſo wird die Verdoppelung erfolgen in:
	11	277	$\frac{1}{361}$	$250\frac{1}{2}$ Jahren
	12	555	$\frac{1}{180}$	125
	13	833	$\frac{1}{120}$	$83\frac{1}{2}$
	14	1110	$\frac{1}{90}$	$62\frac{3}{4}$
	15	1388	$\frac{1}{72}$	$50\frac{1}{4}$
	10	1666	$\frac{1}{60}$	42
10 :	17	1943	$\frac{1}{51}$	$35\frac{3}{4}$
	18	2221	$\frac{1}{45}$	$31\frac{2}{3}$
	19	2499	$\frac{1}{40}$	28
	20	2777	$\frac{1}{36}$	$25\frac{3}{10}$
	22	3332	$\frac{1}{30}$	$21\frac{1}{8}$
	25	4165	$\frac{1}{24}$	17
	30	5554	$\frac{1}{18}$	$12\frac{4}{5}$

Nach dieſer Tabelle kann man die Geſchwindigkeit in dem Fortgange der Vermehrung in den brandenburgiſchen Provinzen beurtheilen.

1) Es erhellet hieraus, daß bey der jetzigen Sterblichkeit und bey einem ganz mittelmäßigen Ueberſchuſſe der Gebornen, bey $\frac{1}{10}$, oder wenn die Todten zu den Gebornen ſind wie 10 : 13, die Verdoppelung in 83 bis 84 Jahren erfolgen könne. Da nun das Generalverhältniß von allen preußiſchen Landen iſt wie 10 : 13: ſo iſt hieraus klar, was man in ſelbigen in weniger als 100 Jahren erwarten könne, wenn keine Stö=

Störungen von Kriegen und dergleichen dazwiſchen kommen.

2) Man ſiehet ferner hieraus, wie ſehr die Verdoppelung beſchleuniget wird, wenn nur 1 Geborner mehr und wenn 14 Geborne gegen 10 Sterbende kommen, indem ſodann die Verdoppelung in 62 bis 63 Jahren geſchieht.

3) Wenn ihrer $1\frac{1}{2}$ mahl ſo viele geboren werden als ſterben, oder dieſe ſind zu jenen wie 10 : 15; ſo erfolgt ſie ſchon in 50 Jahren. Und in 42 Jahren, wenn gar 16 Geborne gegen 10 Sterbende kommen. Dies iſt nun aber gar kein unmöglicher Fall. Die preußiſche, von Süßmilch mitgetheilte Tabelle hat vor der Peſt 15, und in den 46 Jahren nach derſelben 16 Geborne gegen 10 Geſtorbene gehabt. Folglich darf man ſich über den ſchleunigen Fortgang der Vermehrung in ſolcher Provinz gar nicht wundern, um ſo weniger, da im Jahr 1732 die ſalzburgiſche Colonie von 20000 Seelen dazu gekommen. Es ſind ihrer nicht einmal ſo viele, als ſeyn können, welches wohl von der zuweilen durch epidemiſche Jahre veränderten Sterblichkeit herrühret.

Die Mark Brandenburg hatte auch von 1698 bis 1712, 16, ja ſogar 17 Geborne gegen 10 Geſtorbene. Wäre es dabey geblieben: ſo hätten ihre Einwohner ſchon um das Jahr 1740 verdoppelt ſeyn können, und zwar ohne Coloniſten, blos durch den innerlichen und natürlichen Wachsthum. Allein dieſer große Ueberſchuß der Gebornen fiel nachher von $\frac{7}{10}$ und $\frac{6}{10}$ auf $\frac{3}{10}$, ſo daß das Generalverhältniß aller in der Tabelle befindlichen 36 Jahre nur iſt, wie 10 : 13. Dadurch iſt die Geſchwindigkeit in der Vermehrung aufgehalten worden. Die Urſache von

von dieſem Abfall des Ueberſchuſſes liegt in der verringerten Zahl der Heyrathenden, welches ſchon oben erwieſen iſt, indem ſtatt etlicher 90 nachher 108 bis 110 nur Ein Ehepaar gegeben. Wegen dieſer verringerten allgemeinen Fruchtbarkeit haben auch nachher nicht mehr ſo viele geboren werden können.

Das Herzogthum Cleve hatte zwar anfänglich auch 15 Geborne gegen 10 Geſtorbene; es fiel aber dieſes gar bald, ſo daß nachher das Verhältniß mehrentheils nur geweſen iſt $\frac{10}{11}$ bis $\frac{10}{12}$. Der Ueberſchuß fiel alſo von $\frac{1}{2}$ bis auf $\frac{1}{5}$, ja bis $\frac{1}{10}$ herunter. Das Generalverhältniß von 59 Jahren iſt wie 10 : 11. Es gehören daſelbſt alſo 125 bis 200 Jahre zur Verdoppelung.

Nach dieſen Beyſpielen wird man die beſondere Geſchwindigkeit der Vermehrung der einzelnen Provinzen leicht beurtheilen können.

Da nun 1) aus dem Generalverhältniß der brandenburgiſchen Provinzen, welches 2) auf 50 60 und mehr Jahren einzelner Provinzen, und 3) auf vielen hundert Jahren aller Provinzen zuſammen, beruhet, in welcher langen Reihe von Jahren 4) die guten und epidemiſchen Jahre mit einander vermiſcht ſind, und auch 5) nicht alle Provinzen von gleicher Beſchaffenheit ſind, indem einige $\frac{6}{10}$, andere $\frac{3}{10}$, noch andere nur $\frac{2}{10}$ ja $\frac{1}{10}$ Ueberſchuß geben, und alſo 6) in dem Generalverhältniſſe faſt alle mögliche Fälle vorkommen, nur nicht langwierige Kriege und lang anhaltende Peſten; da aus dieſem Generalverhältniſſe der Geſtorbenen zu den Gebornen, welches iſt wie 10 : 13 oder 100 : 1331 erhellet, daß die Verdoppelung in 83 bis 84 Jahren erfolgen könne: ſo ſehe ich nicht ein, warum man dieſe Regel nicht für allgemein ſollte halten können.

 Und

Und dieſes um ſo mehr, da Schweden, Finnland und England damit übereinſtimmen.

Herr Wargentin *) hat die Zeiten der Verdoppelung auch berechnet, und ſtimmet mit dieſen Rechnungen meiſt überein. Nach dem Verhältniß $\frac{10}{14}$ ſetzt er die Zeit auf 74 Jahre. Nach dem epidemiſchen Jahre von 1749, da es $\frac{100}{126}$ geweſen, würde ſie in 100 Jahren, und nach dem geſunderen Jahre 1750, da das Verhältniß wie 100:137 war, in 77 Jahren erfolgen. In Finnland ſind im Jahr 1749, ungeachtet die Pocken und andere nicht gewöhnliche Seuchen über 5000 Kinder mehr als gewöhnlich weggenommen, dennoch 144 Geborne gegen 100 Todte geweſen; nach welchem Fuß die Verdoppelung in 69 Jahren geſchehen müßte. Er hat ſich einer andern Methode zur Berechnung bedienet, und dabey zum Grunde geſetzt, daß die Geburten ſich zur Zahl der Lebenden verhalten wie 1:30; wenn aber dieſes Verhältniß iſt wie 1:25; ſo erfolgt die Verdoppelung in 58 Jahren, welches dem Verhältniſſe in der eben mitgetheilten Euler'ſchen Tabelle näher kommt.

Es iſt alſo möglich, daß die Einwohner eines Landes ſich nicht nur in 100, ſondern ſogar in 50, ja 40 Jahren verdoppeln können **). Ja, es iſt dies nicht nur möglich, ſondern es geſchieht noch jetzt wirklich und muß geſchehen, wenn gegen 10 Sterbende 15 bis 16 Geborne kom-

*) Schwediſche Abhandlungen. Vol. 17. p. 6.
**) In den vereinigten nordamerikaniſchen Staaten haben die Einwohner ſich in 18 Jahren von 1782 — 1800 verdoppelt, welches außer der großen Fruchtbarkeit der Ehen auch durch die ſtarken Einwanderungen bewirkt worden iſt.

kommen, und der Ueberſchuß $\frac{1}{70}$ oder $\frac{1}{80}$ der Einwohner beträgt, wie ſolches in Preußen und anderswo ſich in der That findet. Jedoch wird bey dem allen zum Grunde geſetzt, daß dieſer Lauf der Natur nicht durch Peſten oder durch heftige, blutige und lange dauernde Kriege müſſe unterbrochen werden.

Um aber die Sache zum Gebrauch für alle faſt mögliche Fälle allgemeiner zu machen: ſo hat der Herr Profeſſor Euler annoch nachſtehende Tabelle verfertiget.

Tabelle,

um alle Zeiten der Verdoppelung nach ſelbiger zu berechnen.

Verhältniß des Ueberſchuſſes zur Zahl der Lebenden:	Zeiten der Verdoppelung. Jahre. Zehntauſendtheilchen:	Verhältniß des Ueberſchuſſes zur Zahl der Lebenden:	Zeiten der Verdoppelung. Jahre. Zehntauſendtheilchen:
1 : 10	7, 2722	1 : 23	16, 2864
1 : 11	7, 9659	1 : 24	16, 9797
1 : 12	8, 6595	1 : 25	17, 6729
1 : 13	9, 3530	1 : 26	18, 3662
1 : 14	10, 0465	1 : 27	19, 0594
1 : 15	10, 7400	1 : 28	19, 7527
1 : 16	11, 4333	1 : 29	20, 4458
1 : 17	12, 1266	1 : 30	21, 1391
1 : 18	12, 8200		
1 : 19	13, 5133	1 : 32	22, 5255
1 : 20	14, 2066	1 : 34	23, 9149
1 : 21	14, 9000	1 : 36	25, 2983
1 : 22	15, 5932	1 : 38	26, 6847

Verhältniß des Ueberſchuſſes zur Zahl der Lebenden.	Zeiten der Verdoppelung. Jahre. Zehntauſendtheilchen.
1 : 40	28, 0711
42	29, 4574
44	30, 8438
46	32, 2302
48	33, 6165
50	35, 0029
1 : 55	38, 4687
60	41, 9345
65	45, 4003
70	48, 8661
75	52, 3318
80	55, 7977
85	59, 2634
90	62, 7292
95	66, 1950
100	69, 6607
1 : 110	76, 5923
120	83, 5238
130	90, 4554
140	97, 3868
150	104, 3183
160	111, 2598
170	118, 1813
180	125, 1128
190	132, 0443
200	138, 9757
1 : 210	145, 9072
220	152, 8387
1 : 230	159, 7702
240	166, 7017
250	173, 6332
260	180, 5647
270	187, 4961
280	194, 4275
290	201, 3590
300	208, 2905
1 : 310	215, 2220
320	222, 1535
330	229, 0850
340	236, 0164
350	242, 9479
360	249, 8794
370	256, 8109
380	263, 7425
390	270, 6740
400	277, 6055
1 : 410	284, 5370
420	291, 4685
430	298, 4000
440	305, 3314
450	312, 2629
460	319, 1943
470	326, 1258
480	333, 0573
490	339, 9888
500	346, 9202
1 : 1000	693, 4937

Anwei-

Anweiſung zum Gebrauch vorſtehender Tabelle. Man ſetze

1) Den Fall, daß gegen 100 Sterbende nur 110 ſollen geboren werden, und daß die Sterblichkeit ſoll ſeyn $\frac{1}{32}$, oder daß jährlich von 32 Einer ſtirbt, welches nicht unmöglich iſt: ſo werden von 100000 Lebenden jährlich 3125 ſterben, und dagegen 3437 geboren werden, und alſo wird der Ueberſchuß ſeyn 312. Dieſer iſt von der Summe der Lebenden $\frac{1}{320}$, oder er verhält ſich zu ſelbigen wie 1:320. Dieſes Verhältniß iſt in der Tabelle befindlich, und giebt zur Verdoppelung 222$\frac{1}{7}$ Jahre. Wenn alſo die Sterblichkeit ſo groß, und die Fruchtbarkeit ſo klein iſt: ſo gehören über 200 Jahre dazu. 2) Wir wollen einen andern Fall ſetzen. Die Sterblichkeit ſoll ſeyn, wie ſie gemeiniglich unter den Landleuten zu ſeyn pflegt, $\frac{1}{43}$. Die Fruchtbarkeit ſoll bey einem angefüllten Lande, wo die Ehen Hinderniſſe finden, mittelmäßig ſeyn, daß daher nur 13 Geborne gegen 10 Todte kommen: ſo werden von 100000 ſterben 2325, dagegen werden geboren werden 3022. Der Unterſchied oder der Ueberſchuß wird ſeyn 697. Dieſer verhält ſich zur Zahl der Lebenden wie 1:143. Dieſem kommt in der Tabelle das Verhältniß wie 1:140 am nächſten, und giebt 97$\frac{3}{10}$ Jahre zur Verdoppelung. Und auf die Weiſe können alle andere Fälle berechnet werden.

Da ſowohl aus der Tabelle, oben, S. 815 als aus der Erfahrung erhellet, ſonderlich aus dem, was von Preußen angeführet worden, daß bey dem jetzigen Zuſtande der Welt und in bereits bevölkerten Ländern eine Verdoppelung in 50, 40 und noch weniger Jahren erfolgen könne, wenn Kriege und Peſten nicht dazwiſchen kommen

men: ſo werden wir nun wohl leicht einſehen und zugeſtehen, daß die Verdoppelungen im Anfange der Welt und nach des Noah Zeiten in noch viel kleineren Perioden haben geſchehen können und auch haben erfolgen müſſen, weil ſo wohl die Dauer des Lebens damals viel länger, folglich die Sterblichkeit viel kleiner, anbey auch die Fruchtbarkeit viel größer geweſen.

Wir wollen z. B. 100000 Menſchen ſetzen, unter denen 1) die Sterblichkeit $\frac{1}{60}$ geweſen, oder von 60 jährlich Einer hat ſterben ſollen: ſo werden ihrer 1666 in einem Jahre geſtorben ſeyn. In der kurmärkiſchen Liſte (Tab. C, oben, S. 745.) giebt es Fälle, da nur von 50 Einer abgegangen. Wir wollen ſetzen, 2) daß unter 60 Lebenden eine Ehe geſchloſſen worden, dergleichen ſich auf den holländiſchen Dörfern gefunden: ſo werden 1666 Ehepaare in einem Jahre entſtanden ſeyn. Es ſoll 3) die eheliche Fruchtbarkeit nur ganz mäßig geweſen ſeyn, und es ſollen auf jede Ehe durch die Bank nur 5 Kinder kommen, welches jetzt noch zuweilen geſchieht: ſo werden 4) von 1666 Ehen 8330 Kinder erzeuget worden ſeyn. Die Geſtorbenen verhielten ſich demnach zu den Gebornen wie 1666 zu 8330, oder wie 1:5. Es werden alſo 5mahl ſo viel geboren als geſtorben ſeyn. Nach Abzug der Geſtorbenen bleiben 6664 übrig. Dieſer Ueberſchuß der Gebornen iſt zur Summe aller Lebenden, wie 1:15, oder er iſt $\frac{1}{15}$. Nach der Tabelle giebt dieſes Verhältniß $10\frac{7}{10}$ Jahre zur Verdoppelung.

Es iſt alſo bey den angenommenen ganz mäßigen Sätzen möglich, daß eine Verdoppelung in 10 Jahren erfolgen könne. Die allgemeine und die eheliche Fruchtbarkeit iſt noch jetzt mög-

lich. Die angenommene Sterblichkeit zu $\frac{1}{80}$ würde auch noch jetzt, ohne die vorzügliche Dauer des patriarchaliſchen Lebens ſtatt finden, wenn bey den Kindern die convulſiviſchen Krankheiten und die Pocken auch nicht ganz weggenommen, ſondern nur gemindert würden, als woran bisher in Städten $\frac{3}{10}$, im Ganzen aber wenigſtens $\frac{2}{10}$ oder $\frac{1}{5}$ von allen Gebornen im erſten Jahre ihres Lebens hinweggeriſſen worden.

Da also erwieſen iſt, daß auch in 10 Jahren eine Verdoppelung möglich ſey: ſo hat Süßmilch die nachſtehende Tabelle darnach entworfen, damit man ſich einen richtigern Begriff von der großen Geſchwindigkeit der Vermehrung vor der Sündfluth machen, und den gemachten Einwendungen begegnen könne. Er hat nach der Col. B zuerſt 10 Jahre zur Verdoppelung angenommen, da noch gar keine Hinderniſſe weder den Heyrathen, noch der ehelichen Fruchtbarkeit im Wege ſtanden, ja da ein jeder Vater und Herr einer Familie viele Kinder, und zwar mit Recht, für einen Segen hielt. So wie die Menſchen etwas anwuchſen, hat er die Zeiten der Verdoppelung etwas vergrößert auf 15, 20, 25 Jahre u. ſ. w.

Tabelle, welche die geſchwinde Vermehrung der Menſchen nach der Schöpfung und vor der Sündfluth aus den erwieſenen möglichen Perioden der Verdoppelungen vor Augen ſtellet.

Zahl der Menſchen. A	Perioden der Verdoppelung. B		Jahre vom Anfang an. C		Zahl der Verdoppelungen. D
2	In 10	Jahren	1	—	— 0
4	—	—	10	—	— 1
8	—	—	20	—	— 2
16	—	—	30	—	— 3
32	—	—	40	—	— 4
64	—	—	50	—	— 5
128	—	—	60	—	— 6
256	—	—	70	—	— 7
512	—	—	80	—	— 8
1024	—	—	90	—	— 9
2048	—	—	100	—	— 10
4096	15	—	115	—	— 11
8192	—	—	130	—	— 12
16384	—	—	145	—	— 13
32768	—	—	160	—	— 14
65536	—	—	175	—	— 15
131072	—	—	190	—	— 16
262144	—	—	205	—	— 17
524288	—	—	220	—	— 18
1048576	20	—	240	—	— 19
2097152	—	—	260	—	— 20
4194304	—	—	280	—	— 21
8388608	—	—	300	—	— 22
16777216	25	—	325	—	— 23
33554432	—	—	350	—	— 24
67108864	—	—	375	—	— 25
134217728	—	—	400	—	— 26
268435456	—	—	425	—	— 27
536870912	—	—	450	—	— 28
1073741824	—	—	475	—	— 29
2147483648	—	—	500	—	— 30
4294976296	30	—	530	—	— 31
8589934592	—	—	560	—	— 32
17179869184	40	—	600	—	— 33
34359738368	50	—	650	—	— 34
68719476736	—	—	700	—	— 35
137438935472	—	—	750	—	— 36
274877906944	—	—	800	—	— 37
549755813888	—	—	850	—	— 38
1099511627776	—	—	900	—	— 39

Von den gröſseren und gewaltſamen Hinderniſſen der Vermehrung des menſchlichen Geſchlechts.

Wenn in der vorſtehenden Tabelle nun auch vieles willkührlich angenommen worden iſt: ſo ergiebt ſich doch aus allem, daſs ſich gegen die Möglichkeit ſolcher Verdoppelungen nichts einwenden laſſe, und daſs man alſo noch jetzt unter günſtigen Umſtänden eine ähnliche Vermehrung des Menſchengeſchlechts erwarten könne. Daſs aber unſer Geſchlecht ſich wenigſtens nach der Sündfluth nicht in ſo ſtarkem Verhältniſſe vermehrt habe, zeigt die jetzt auf dem Erdboden befindliche Anzahl von Menſchen, welche nur etwa 1000 Millionen beträgt, da ſie doch eigentlich ungleich gröſser ſeyn müſste. Hieran ſind verſchiedene groſse und gewaltſame Hinderniſſe Schuld, die ich der Kürze wegen, und weil von ihnen ohnehin in beſondern Artikeln dieſes Werkes gehandelt wird, nur blos nennen darf, als

1. Die Peſt, und ähnliche viele Menſchen wegraffende anſteckende Krankheiten.

2. Der Krieg mit ſeinem ganzen Gefolge von Unglück und Elend, welches er über ganze Nationen bringt.

3. Hungersnoth, und überhaupt theure und beſchränkte Zeiten, wo wenige Ehen geſchloſſen werden, und die Menſchen ſich dürftig durchhelfen müſſen.

4. Groſse Ueberſchwemmungen.

5. Die in vielen Ländern übliche Caſtration, welche ehedem auch aus religiöſen *) Vorurtheilen gebräuchlich war.

*) Hierher gehört die Gewohnheit in Italien, da man die Knaben, die dem geiſtlichen Stande gewidmet würden,

6. Der eheloſe Stand der geiſtlichen Perſonen in katholiſchen Ländern *).

7. Die Sklaverey, die Leibeigenſchaft, und ähnliche Einſchränkungen der natürlichen Freyheit des Menſchen, wodurch ſo viele vom Heyrathen abgehalten werden.

8. Das Ausſetzen der Kinder in China und andern Ländern.

9. Die Menſchenfreſſerey bey vielen barbariſchen Völkern, die deshalb Kriege anfangen, um Menſchenfleiſch zu bekommen.

10. Das Abtreiben der Leibesfrucht in einigen aſiatiſchen Ländern, wenn eine Frau vor dem 35ſten Lebensjahre ſchwanger wird.

Daß Krieg, Peſt, Hungersnoth und andere Geiſſeln des menſchlichen Geſchlechts nothwendig ſeyen, um der zu ſtarken Vermehrung der Menſchen vorzubeugen und alſo das Gleichgewicht zu erhalten, iſt zuerſt von einem Engländer Rudgard **), und hernach von Derham, Struyck und andern behauptet worden. Süßmilch giebt dieſes zwar nicht zu, doch meint er, den Grundſätzen ſeiner Zeit gemäß, man könne dieſe Uebel füglicher als Strafübel anſehen, welche die göttliche Vorſehung zuließe, um die Menſchen für ihre Sünden zu züchtigen.

Man darf ſich indeſſen über den Endzweck dieſer Uebel nicht ſtreiten. Wir ſehen überhaupt ſo viel, daß ſie faſt alle, einige, die aus großen Revolutionen der Natur herrühren, abgerechnet, im

zu caſtriren pflegte. Solche hießen Origenianer, weil Origenes dieſe Operation an ſich ausübte.

*) Deren Zahl ſchätzet Süßmilch überhaupt, im ganzen Umfange der römiſchen Kirche, ungefähr auf 3 Millionen.

**) Acta Erudit. Lipſ. 1686. p. 245.

im Verſtande oder im Herzen der Menſchen ihren Grund haben, indem ſie bey mehrerem Nachdenken, und bey beſſerer Bildung der Gemüther nicht ſtatt finden, und die ſchädlichen Einflüſſe der natürlichen Unglücksfälle ſehr vermindert werden würden, da man zum Beyſpiele der Gefahr einer Hungersnoth durch Kornmagazine, der Ausbreitung der Peſt durch Ziehung eines Cordons ꝛc. vorbeugen kann.

Da dieſe Uebel in ſo fern alſo unter der Leitung der Menſchen ſtehen, oder wohl ganz von ſeinem Willen abhängig ſind, und die Welt bisjetzt wenigſtens noch nicht mit Einwohnern überfüllet iſt, wie aus dem obigen zu erſehen: ſo ſollten die Regierungen und ſonſtige Machthaber ſich zur Entſchuldigung der mangelhaften Vorkehrungen oder der ſchädlichen Einrichtungen in ihren Staaten nicht der Ausflucht bedienen, daß dieſe oder jene Uebel doch einmahl nothwendig wären, um die Menſchen für ihre Sünden zu züchtigen, oder um der zu großen Vermehrung Einhalt zu thun; ſie ſollten im Gegentheile dieſen Uebeln vorzubeugen ſuchen, um ihre Länder volkreicher zu machen, und ſollten es den Einwohnern immer mehr erleichtern, durch Fleiß und erhöhete Thätigkeit ſich und die ihrigen zu ernähren und zum allgemeinen Beſten mitzuwirken.

Dieſes führt mich endlich noch auf

Die Sorge für größere Bevölkerung, als eine nothwendige Pflicht der Regenten.

Der erſte Beweggrund hierzu liegt in dem Glück des menſchlichen Geſchlechts, das in wohl eingerichteten Staaten durch die Vielheit der

Glieder

Glieder befördert wird. Je mehr Glieder, Kräfte, Köpfe und Hände in einer Geſellſchaft arbeiten, deſto beſſer kann ſowohl das allgemeine als beſondere Wohl bewirkt werden. Außer den allerersten und nothwendigſten Bedürfniſſen und Nahrungsmitteln ſind noch viele andere Dinge, die das Vergnügen, die Ruhe, die Bequemlichkeit und Ergötzung des Lebens verurſachen und befördern können. Dahin gehören z. B. die Dinge, die zur Geſundheit und Erhaltung unſeres Lebens, zur Erhaltung der innerlichen Ruhe und Beylegung der Streitigkeiten unter den Gliedern einer Geſellſchaft, zum Unterrichte der Unwiſſenden, zum bequemen Gebrauch der im verſchiedenen Maße von Gott ausgetheilten Kräfte der Seele und durch viele Erfahrungen zu einem höhern Grad der Vollkommenheit gebracht worden, und es erhält das Vergnügen und die Bequemlichkeit des menſchlichen Lebens noch immer einen Zuwachs nach dem andern. Man nehme nur die Medicin und Chirurgie zu einem Beweiſe; und ſo geht es in allen andern Dingen, die uns zum Nutzen und Vergnügen gereichen. Man iſt jetzt der Sachen gewohnt, und denket nicht daran, wie viele der gemeinſten Sachen allmählig und durch die Erfindungen vieler Menſchen zu der Vollkommenheit haben gebracht werden müſſen, die ſie jetzt haben, und die nicht geachtet wird. Ein Bauerhof und Wirthſchaft, wie viele Kunſt und Erfindungen haben die nicht gebraucht, um zu der jetzigen Beſchaffenheit zu kommen? ein Pflug, die Art, den Acker zuzubereiten, die Kunſt, ſich der Ochſen und Pferde dazu zu bedienen, der Kornbau zur leichten und bequemen Erhaltung der Menſchen; wie vieles Nachdenken, wie viele Geſchlechter und Jahrhunderte

hunderte haben die nicht erfordert, bis alles zu der jetzigen Vollkommenheit gediehen iſt? Und wer weiß, ob nicht nach tauſend Jahren alle dieſe Dinge noch weit vollkommener, leichter, einträglicher und bequemer ſeyn werden? Die Möglichkeit kann niemand leugnen. Und ſo iſt es mit allen andern Dingen.

Wären nun die Geſchlechter der Menſchen nur wenige geblieben, oder wäre nur hie oder da ein Fleck der Erde von Menſchen bewohnt geweſen; ſo würde die Communikation unter den Menſchen nicht ſtatt gehabt haben, oder doch ſehr ſchwer geweſen ſeyn. Durch die Anfüllung der Erde hängen die Völker wie Glieder an einer Kette zuſammen. Die nützlichen Erfindungen haben einander mitgetheilet werden können; und ſo iſt mit der Vielheit der Menſchen die Vollkommenheit der Dinge beſtändig gewachſen, die zur Erhaltung, zur Bequemlichkeit und zum Vergnügen des ganzen menſchlichen Geſchlechts dienlich ſind.

Eben das, was von der Folge der vielen Geſchlechter erwieſen iſt, gilt auch von der Vielheit zugleich lebender und zu einer Geſellſchaft und Volke vereinigter Menſchen. Je mehr dieſelben ihre Kräfte vereinigen, um ſich einander Unterhalt, Bequemlichkeit und Vergnügen zu verſchaffen, je mehr ſich einander Handreichung leiſten: deſto größer wird die Glückſeligkeit im Ganzen. Man nehme ein weit ausgedehntes aber wenig bevölkertes Land, dergleichen Rußland iſt, wo die großen Moräſte, Wälder und nicht cultivirte und bewohnte Gegenden viele Wüſteneyen machen, dadurch die Einwohner von einander abgeſondert ſind: wie vieler nöthigen Hülfsmittel, Bequemlichkeiten und Vergnügens müſſen da

nicht die in Dörfern und Hütten hier und da zerſtreuten Einwohner entbehren? Wie mancher muß nicht elendiglich ohne alle Hülfe umkommen, der noch hätte können gerettet werden? Die meiſten Arten des Vergnügens, ſo das geſellſchaftliche Leben und ein vernünftiger Umgang giebet, ſind den Einwohnern ſolcher Länder unbekannt. Sie leben mehrentheils noch in einer groben Unwiſſenheit und Barbarey. Schreiben und Leſen, ſelbſt die in der heiligen Schrift befindlichen troſtvollen Wahrheiten ſind ihnen fremde Dinge. Man kann daher faſt annehmen, daß der Grad des Verſtandes, der Sitten und anderer davon abhangenden Vollkommenheiten dem Grade der Bevölkerung eines Landes proportioniret ſey. Die Geſchichte des alten Egyptens und Aſiens, des jetzigen cultivirten Europa, wie auch von China und Japan, ſcheinen hievon den Beweis zu geben. Einer treibt gleichſam den andern und polirет ihn, einer reizt und ermuntert den andern zum weitern Nachdenken, zu nützlichen Erfindungen und zum nützlichen Betragen und Hülfeleiſtung. Je mehr ihrer werden und in einem gewiſſen Bezirk beyſammen wohnen; deſto näher wird das Band der menſchlichen Geſellſchaft zuſammen gezogen. Der göttliche Ausſpruch; Es iſt nicht gut, daß der Menſch allein ſey, kann daher allgemein gemacht werden. Die Urſache liegt in den Vortheilen und Dienſtleiſtungen, die aus der näheren Verbindung des geſellſchaftlichen Lebens entſtehen. Je mehrere alſo in eine geſellſchaftliche Verbindung treten, deſto beſſer iſt es aus eben dem Grunde. Soll das geſchehen: ſo müſſen ſie näher beyſammen wohnen, und hierzu iſt die Bevölkerung nothwendig, weil in einem leeren Lande

und

und bey einem abgeſonderten Zuſtande und entfernten Aufenthalt ſolches nicht ſtatt findet, oder doch viel ſchwerer hält. Es läſſet ſich daraus auch die Urſache erkennen, warum man mehrentheils mit mehrerem Vergnügen in einer Stadt als auf einem Dorfe, und in einer großen beſſer als in einer kleinen wohnet. Es iſt alſo unſtreitig, daß eine gehörig proportionirte Bevölkerung des Erdbodens und eines Landes zur Vermehrung des Vergnügens und der Glückſeligkeit der Menſchen gereichet.

Vornehmlich aber iſt zweytens die Nothwendigkeit der Bevölkerung in der ſo nöthigen Sicherheit und Vertheidigung eines Volkes gegen feindliche Anfälle gegründet. Die Sicherheit iſt ein weſentliches Stück der äußerlichen Glückſeligkeit. Was helfen alle Güter, wenn man bey deren Genuß in ſteter Angſt und Furcht ſeyn muß? Bey der Unſicherheit verliehrt der Menſch Muth und Luſt, etwas nützliches zu unternehmen. Wenn ein Regent mit der Krone auch die Vertheidigung ſeines Eigenthums und ſeiner Unterthanen übernimmt, dieſe aber der Menge ſeines Volkes nicht angemeſſen iſt: ſo folgt daraus nothwendig, daß er ſorgen müſſe, die Zahl ſeiner Unterthanen zu vermehren, und dadurch ihren Schutz und Sicherheit zu vergrößern. Je größer alſo die Menge des Volkes wird, deſto größer wird die Ruhe und die Sicherheit, und mit ihr wächſt zugleich das Glück des Staates. Salomo hat auch in dieſem Stück ſeine Klugheit gezeiget, wenn er in ſeinen Sprüchwörtern Cap. 14, v. 28. ſaget: „Wo ein König viel Volks hat, das iſt ſeine Herrlichkeit; wo aber wenig Volks iſt, das machet einen Herrn blöde." Es wird hier die Herrlichkeit

eines

eines Königs und die damit verbundene Glückſeligkeit eines Volkes nicht in der Größe des Landes, ſondern in der Menge des Volkes geſetzet. Die Geſchichte lehret es, daß Könige oft viel Land, aber wenig Einwohner haben. Ein großes Land ohne eine hinlängliche Anzahl Einwohner kann daher oft eher ſchädlich als vortheilhaft ſeyn, weil es wegen der mehreren Nachbarn eher Feinde und Kriege, als ein kleines, bekommen kann. Ein kleines, aber gut bevölkertes Reich kann dagegen ein viel größeres, aber leeres Königreich über den Haufen werfen, wovon wir in der Geſchichte viele Beyſpiele finden.

Zu dieſen beyden Gründen kommt noch drittens hinzu, daß mit jedem neuen Unterthan in einem gut regierten Staate der Reichthum eines Landes vermehret wird, welcher bey dem jetzigen Zuſtande der Welt nothwendig in Betrachtung gezogen werden muß. Ein Volk, das nicht nach Art der Calmucken und Tartarn nur blos von der Viehzucht und Jagd, oder gar nach Art der noch wildern Amerikaner, ſondern ſo lebet, wie cultivirte Völker von den älteſten Zeiten her im Orient und Occident gelebet haben, das auch nicht von allen andern Völkern ganz abgeſondert lebet, kann nicht gegen den Reichthum gleichgültig ſeyn. In dieſem Zuſtande der Welt ſind uns viele Bedürfniſſe nöthig, die wir von andern Völkern durch Handel oder Tauſch erhalten oder erkaufen müſſen. Ich will nur des unentbehrlichen Eiſens und Kupfers gedenken, deren auch der Ackermann nicht wohl entübrigt ſeyn kann. Ein cultivirter Staat ſtehet alſo mit andern Staaten in einer unzertrennlichen Verbindung. Soll mir der andere etwas von ſeinem Ueberfluß geben, ſo muß ich ihm von meinem Ueberfluß,

deſſen

deſſen er dagegen benöthigt iſt, wiederum etwas geben. Die Möglichkeit dieſes Umſatzes und Tauſches lehret die Erfahrung. Nach ſelbiger kann ein Menſch oder eine Familie mehr Früchte vom Acker in einem Jahre gewinnen, als ſie zur eignen Subſiſtenz nöthig hat. Mit den andern Handarbeiten, Künſten, Manufakturen und Fabriken hat es eben die Bewandniß. Je mehr alſo in einem Staate Hände und Fleiß vorhanden ſind, deſto größer kann das Vermögen und der Ueberfluß deſſelben, und deſto leichter kann die Umtauſchung werden, deſto eher kann man alle Arten der Bedürfniſſe von andern erhalten.

Zu den nothwendigen Bedürfniſſen gehöret heutiges Tages noch inſonderheit Gold und Silber oder Geld, welches faſt von allen Völkern als das bequemſte Entſcheidungsmittel des Werths der Dinge bey dem Umſatz und Handel angenommen worden iſt. Hierdurch kann man von den entfernteſten Völkern die Bedürfniſſe auf die leichteſte Art erhalten. Es iſt aber inſonderheit in den Kriegen nothwendig, die oft mit entfernten Nationen und in fremden Ländern geführet werden müſſen. Ohne Geld iſt es jetzt faſt unmöglich Krieg zu führen. Je größer alſo der Vorrath des Geldes iſt: deſto leichter ſind die Vertheidigungsmittel und deſto größer die Sicherheit eines Staats, wenn ſonſt alle übrige erforderliche Dinge ſo beſchaffen ſind, wie ſie ſeyn ſollen. Je mehr nun aber Menſchen in einem Staate vorhanden ſind, die durch ihren Fleiß nicht nur die unentbehrlichſten Lebensmittel, ſondern auch einen Ueberfluß verſchaffen können; deſto leichter kann derſelbe ſich nicht nur andere nöthige Bedürfniſſe, nicht nur Eiſen und Kupfer,

ſondern auch Gold und Silber von andern verſchaffen und ſeinen Reichthum vergrößern.

Hieraus erhellet demnach, daß ein jeder Menſch auch in dieſer Abſicht einen gewiſſen Werth erlangen und billig haben müſſe. Durch ſeinen Fleiß und Arbeit kann er nicht nur für ſich reich werden, und mehr als den Unterhalt erwerben, ſondern er bereichert zugleich den Staat, und vergrößert den allgemeinen Ueberfluß, der zum Tauſch unentbehrlich iſt. Mit einem jeden Unterthan verlieret alſo der Staat, ſo wie ein jeder neuer ein Gewinnſt für ihn iſt. So wie derſelbe entvölkert wird, ſo wird er in Proportion auch ärmer; dahingegen derſelbe beſtändig reicher wird, wenn die gegenwärtige Zahl der Menſchen ſich vermehret, und wenn der natürliche Abgang durch den Tod, durch den Ueberſchuß der Gebornen oder auch zugleich durch Coloniſten, nicht nur erſetzet, ſondern auch die vorhergehende Anzahl der Einwohner vergrößert wird. Ein Regent muß demnach dieſen Werth der Menſchen erkennen, er muß ſeine Unterthanen zu ſchätzen wiſſen, er muß ſeine Unterthanen, wie ein Vater ſeine Kinder, lieben, er muß nicht nur auf ihre Erhaltung, ſondern auch auf ihre Vermehrung bedacht ſeyn. So wie ein Vater den Verluſt eines Kindes blos aus Trieben einer natürlichen Liebe bedauert, ſo muß ein Vater des Landes ſich betrüben, wenn auch ein einziger verloren gehet, welcher hätte erhalten werden können, oder wenn ein einziger nicht zur Exiſtenz kommt, den er hätte gewinnen können. Ein jeder neuer Unterthan iſt eine neue Eroberung. Verhält ſich ein Regent nicht alſo um Gottes, um der allgemeinen Natur willen: ſo ſollte er doch wenigſtens um des Eigennutzes willen alſo denken,

und

und er ſollte hier einen erlaubten Geitz zeigen. Dieſer Geitz würde ſich wenigſtens entſchuldigen laſſen, wenn man blos mittelbar durch die Vermehrung der Menſchen reich zu werden ſuchte, und die vielen andern dadurch zugleich beförderten Vortheile eines Volkes würde das tadelhafte dieſes Begriffs zudecken. Wenn die Fürſten der Erde ihr Volk jederzeit aus dieſem Geſichtspunkte betrachteten, würden ſie ſich wohl ſo leicht durch ihre Leidenſchaften, durch Ehrſucht und Rache zu Kriegen verleiten laſſen, wobey der Verluſt allezeit gewiß, die Hoffnung des Gewinnſtes aber allezeit ſo ſehr ungewiß iſt? Würden ſie nicht den Frieden, der ihnen gewiß nach dem Lauf der Natur alljährlich durch den Fortgang der Vermehrung neue Eroberungen giebt, allen andern Dingen vorziehen? Würden ſie ſich wohl vom Geitz beherrſchen laſſen, und nicht vielmehr ihre Schätze anwenden, um ihre Unterthanen zu erhalten und deren Zahl zu vermehren?

In den Ländern der alten und neuern Zeiten, wo die Sklaverey üblich iſt, kennet man den Werth eines Menſchen faſt beſſer, als in Europa. Ein Sklave in Algier wird nach Beſchaffenheit ſeiner Stärke nnd Brauchbarkeit mit 3, 4 und mehr hundert Thalern bezahlet. Zur Erläuterung will ich noch die kleinen Republiken der Holländer in Surinam und anderswo anführen. Ein jeder Eigenthümer allda formirt ein kleines Königreich oder Souveränität, indem er Herr über ſeine Sklaven iſt. Sein Reichthum beſteht nicht in der Größe des Landes, weil daran kein Mangel iſt, ſondern in der Menge ſeiner Unterthanen und in dem Fleiß und Arbeit derſelben. Wer 50 Neger hat, iſt nur halb ſo reich als der, welcher 100 hat, wenn nähmlich die Ar-

heit gleich groß iſt. Wer durch die daſelbſt ſehr tödtlichen Pocken von 100 nur 50 übrig behält, der verlieret die Hälfte ſeiner Einkünfte. Die kleinen Kriege mit den Wegloopers oder Negern, die ſich in Freyheit geſetzet, ſind daſelbſt auch nicht unbekannt. Je mehr treue Sklaven alſo ein Eigenthümer hat; deſto größer iſt ſeine Sicherheit gegen feindliche Anfälle. Ob ſich ſchon in einigen andern Stücken eine Unähnlichkeit zwiſchen dieſen kleinen und den größern Staaten findet: ſo iſt doch in den weſentlichſten Stücken eine Aehnlichkeit, und es können ſelbige ein Bild der großen ſeyn. Man muß ſich daher billig wundern, daß dieſe kleinen Souveräns ſich ſo viele harte Dinge zu Schulden kommen laſſen, und ſich zugleich als kleine Tyrannen beweiſen. Die Laſter, denen ſich die Europäer in den Indien ergeben, ſind größtentheils Schuld daran. Die Abweſenheit der Herren ſelbſt trägt auch vieles bey, indem ihre Verwalter entweder nicht treu, oder nachläßig ſind, oder härter mit Sklaven, die nicht ihr Eigenthum ſind, umgehen.

Die Vorſorge für die Bevölkerung eines Staats iſt demnach überhaupt als eine nothwendige Pflicht aller Regenten anzuſehen. Sie iſt es, weil von der Menge der Unterthanen die Glückſeligkeit, die Sicherheit und der Reichthum abhängt. Man wird auch aus dem vorhergehenden einſehen, daß dieſe Sorge eine Hauptpflicht ſey, die, wo nicht alle, doch die meiſten übrigen in ſich enthält. Sie macht einen Regenten zum Vater, zum Hirten, zum Arzt, zu einem Gott der Erde.

Ein Regent muß demnach kein einziges Mittel ungebraucht laſſen, das zur Vermehrung der Bevölkerung dienlich ſeyn kann. Er muß alle

Hin-

Hinderniſſe derſelben aus dem Wege zu räumen ſuchen. Er muß ſeine Unterthanen in nützliche Thätigkeit zu ſetzen und zu erhalten ſuchen, damit ſie ſich ihren Unterhalt verſchaffen können, und der Armuth möglichſt helfen, damit alle die, ſo heyrathen können und wollen, daran nicht gehindert werden, und es den Eltern eine Luſt ſey, viele Kinder zu haben. Er muß das Land gehörig unter ſein Volk vertheilen, weil hiervon vor allen andern Dingen die möglichſte Menge der Menſchen abhänget, indem die wahre Quelle der Bevölkerung nicht in großen, ſondern in kleinen Städten, und vornehmlich auf dem Lande, geſucht werden muß. Sodann muß er auch den Fleiß auf andere Gegenſtände richten, hinlenken und ermuntern. Er muß die Tugend als ein Heiligthum unverletzlich aufbewahren, damit ſein Volk nicht durch die Ausſchweifungen des Hochmuths, der eiteln Pracht und Weichlichkeit in Armuth geſtürzet, und zur Liebe, zum Dienſt und Vertheidigung des Vaterlandes ungeſchickt gemacht werde. Er muß einer wollüſtigen Lebensart vorbeugen, als wodurch ſehr viele Menſchen umgebracht, und ſo viele andere zur Bevölkerung des Staats untüchtig werden. Alle Laſter, ſie haben Namen wie ſie wollen, ſind der Bevölkerung durchaus nachtheilig. Je beſſer hingegen die Sitten, deſto ſchneller ihr Fortgang. Ein Regent muß nicht nur den Krieg äußerſt zu vermeiden ſuchen, ſondern auch der Peſt und andern ſchädlichen Kranheiten widerſtehen. Die Bevölkerung kann endlich nicht recht befördert werden, wenn nicht Gerechtigkeit und die ſo nöthige Sicherheit eines jeden bey ſeinen Rechten und Eigenthum in einem Lande wohnet. Die Cultur der Wiſſenſchaften belohnet auch die darauf ge-

wandten Koſten reichlich und zwar mit Menſchen. Eine wohlgeordnete Freyheit und eine vernünftige Toleranz verſchiedener Religionspartheyen haben auch bey der Bevölkerung ihre großen Vortheile.

So wie es überhaupt wahr iſt, daß durch jeden neuen Unterthan eines Landes deſſen Reichthum und Ueberfluß vergrößert wird: ſo iſt es auch insbeſondere klar, daß die beſonderen Einkünfte eines Fürſten und die Zuflüſſe zur allgemeinen Schatzkammer dadurch vergrößert werden müſſen. Ohne Abgaben an den Staat kann kein Reich beſtehen. Bey den jetzigen Einrichtungen in den meiſten Staaten ſind ſelbige theils auf den Ackerbau, theils auf die Conſumtion und Viktualien in Städten gelegt. Bier und Branntwein pflegt auch auf dem Lande nicht ohne alle Auflage zu ſeyn. Die Bedürfniſſe ſind heutiges Tages ſo beſchaffen, daß auch der Bauer des Tuchs, der Schuhe, der Hüte und anderer Dinge nicht entbehren kann, welche in Städten verfertigt werden. Der Bauer muß alſo auch dadurch etwas zu der Auflage auf die Conſumtion in Städten beytragen. Folglich lebet kein Menſch weder in Städten noch auf dem Lande, wenn er auch gleich kein Eigenthum hat, der nicht, wo nicht unmittelbar, doch mittelbar, etwas zu den Einkünften des Staats müßte beytragen. Es mag jemand reich oder arm ſeyn, ſo muß er etwas nach Proportion ſeiner Bedürfniſſe dazu abgeben. Selbſt der Bettler iſt davon nicht ausgenommen. Wenn er von dem erbettelten Gelde auch nur zuweilen ein Quart Bier und Branntwein trinkt: ſo kann er leicht jährlich 2 und mehr Thaler beytragen. Das erbettelte Brod, ſo er verzehret, und das man täglich wohl auf 2 Pfund ſetzen kann, iſt nicht ohne Auflagen. Der Soldat muß von ſeinem wenigen Gehalt täglich wieder etwas abgeben. Nachdem die Auflagen groß oder gering, nachdem ſind die Abgaben und auch die Einkünfte des Fürſten beſchaffen. Es iſt daher von Financiers behauptet worden, daß nach Proportion der Auflagen ein jeder Unterthan im Durchſchnitt 3, 4 bis 5 Thaler jährlich beytrage. Die Sache läßt ſich leicht beſtimmen, wenn die Summe der Einkünfte

bekannt iſt, und von ſelbiger diejenigen abgezogen werden, die ein Fürſt von ſeinen Domainen und auf Zins ausgethanen Capitalien hebet. Je mehr Unterthanen alſo entſtehen: deſto reicher wird der Landesherr, deſto reicher kann er alſo die belohnen, welche das Beſte des Vaterlandes durch ihren Verſtand beſorgen, und ſonſt nichts verdienen können: deſto mehr Gutes kann er in aller Abſicht ſtiften, Arme, Kranke und Elende verſorgen, Künſte und Wiſſenſchaften befördern, deſto weniger hat er Urſache die Auflage zu vergrößern u. ſ. w.

In einem cultivirten und eingerichteten Staate hat eine jede Sache allmählig einen gewiſſen Preis am Gelde erhalten. Dieſer Preis iſt durch die Bedürfniſſe beſtimmt, und wird durch dieſelben erhalten, wenn der Gehalt der Münze einerley bleibt. Die Erfahrung lehret es, daß mit dem allgemeinen Wachsthum und der Vermehrung der Menſchen auch die Bedürfniſſe der zum Leben gehörigen Dinge, und mit ſelbigen auch die Preiſe der Lebensmittel zugenommen haben und geſtiegen ſind. Dieſe Preiſe ſind der Grund zu den Auflagen des Staats und zur Beſtimmung des Werths der Güter, die ein jeder Particulier beſitzet. Ein Gut wird höher verkauft und verpachtet, wenn der Scheffel Roggen 2 Rtlr., als wenn er nur 1 Rtl. gilt, und nach einer Mittelzahl von 10 bis 12 Jahren gegolten hat. Wenn nun durch Krieg oder durch eine Peſt ⅓ Menſchen plötzlich weggeraffet wird, wie im Jahr 1709 und 1710 in Preuſſen geſchehen iſt, und es wird eine gleiche Anzahl Morgen Ackers, wie vorher, gebauet: ſo muß mehr Korn und auch mehr Vieh vorhanden ſeyn, als im Lande gebraucht und verzehret wird. Dies Bedürfniß iſt alſo nicht mehr ſo groß und um ⅓ geringer als vorher. Was wird daraus erfolgen? Der wohlfeilere Preis iſt eine nothwendige Folge. Der Particulier verliehret alſo an ſeinen Einkünften. Da auch die Conſumtion nicht ſo groß iſt: ſo verliehret der Staat ⅓ an der Acciſe. Dieſer verliehret auch an den Einkünften von den liegenden Gründen der Bauern, indem dieſe nicht mehr ſo viele Abgaben davon entrichten können, weil ihre Einnahme vom verkauften Getreyde und Vieh geringer geworden iſt, zumahl wenn die Laſten dem Landmann ſchon vorher ſo zugemeſſen ſind, daß er

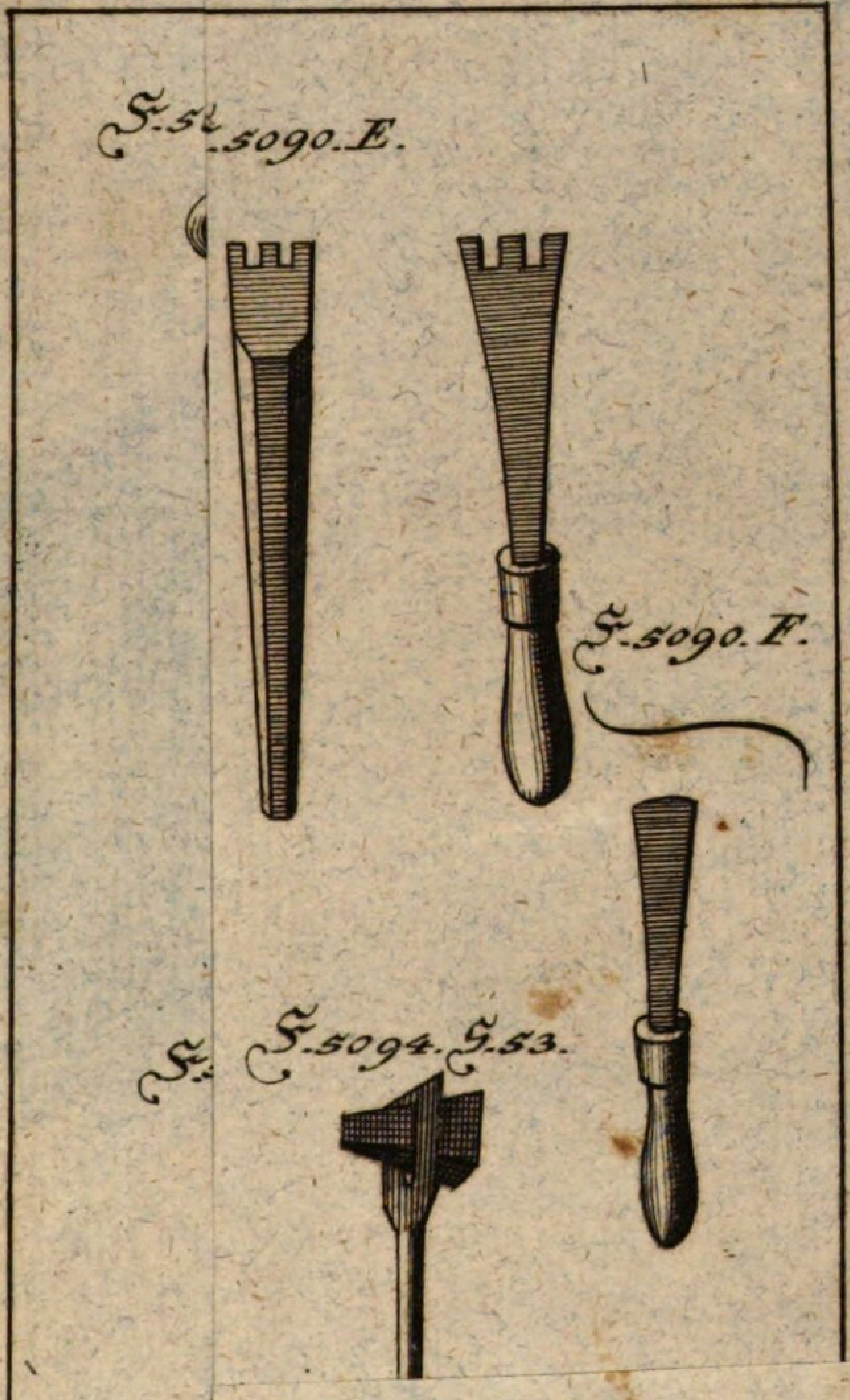
bey

bey den ſonſt gewöhnlichen Preiſen nicht eben viel hat erübrigen können. Hieraus iſt klar, wie die Einkünfte des Staats und der Unterthanen von dem Preiſe der Bedürfniſſe, und dieſe ſowohl als jene von der Menge der Menſchen abhangen.

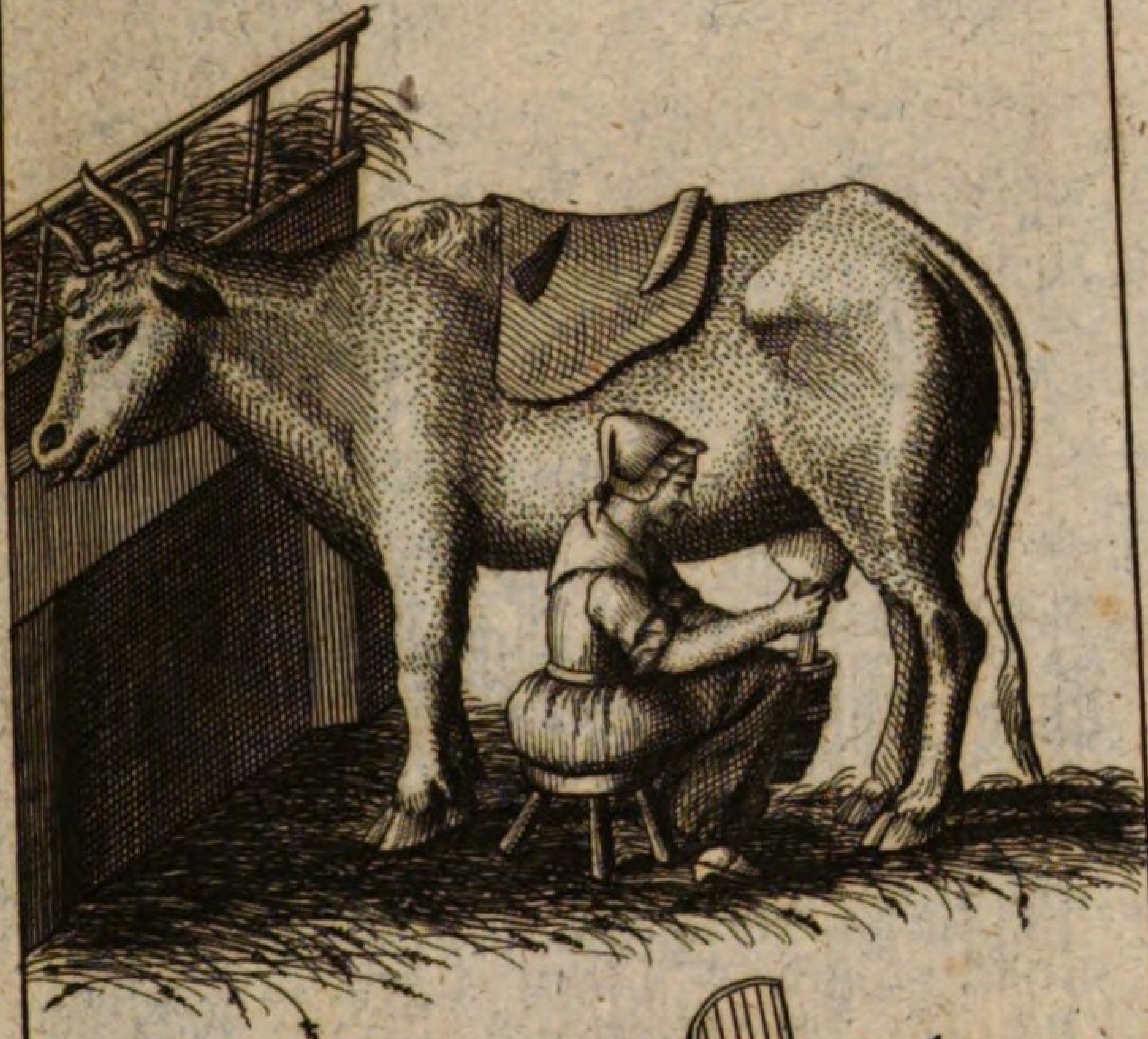
* * *

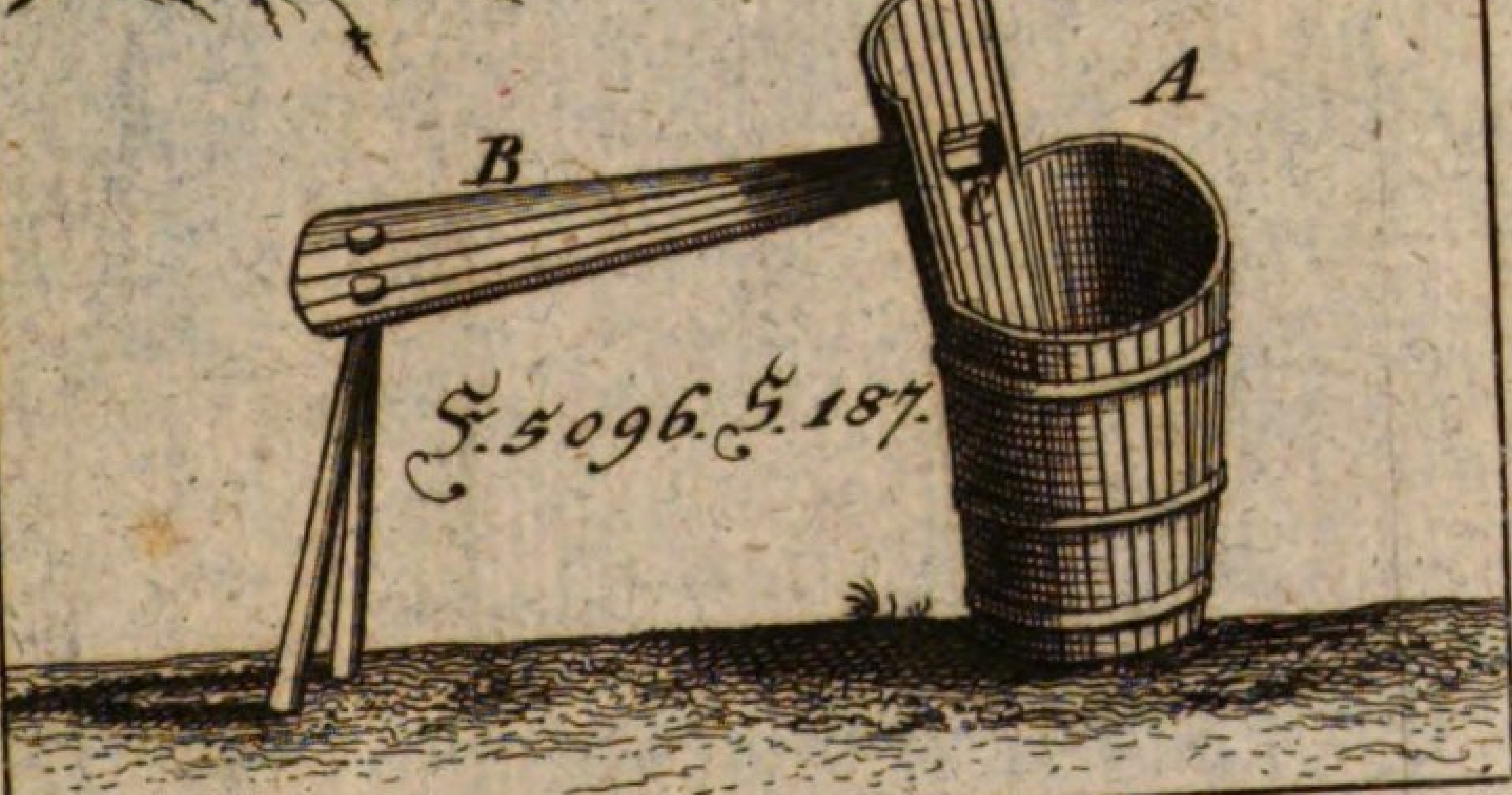
Von den Verhältniſſen des menſchlichen Körpers iſt im Art. Mahlerey, Th. 82, S. 539 fl. gehandelt worden. Die nähere Beſchreibung der beſonderen Theile des Körpers, ſo wohl der äußeren als inneren, iſt in den beſonderen Artikeln, als Hand, Fuß, Muſkel ꝛc. aufzuſuchen.

Ende des acht und achtzigſten Theiles.


F.5090.E.
F.5090.F.
F.5094. G.53.

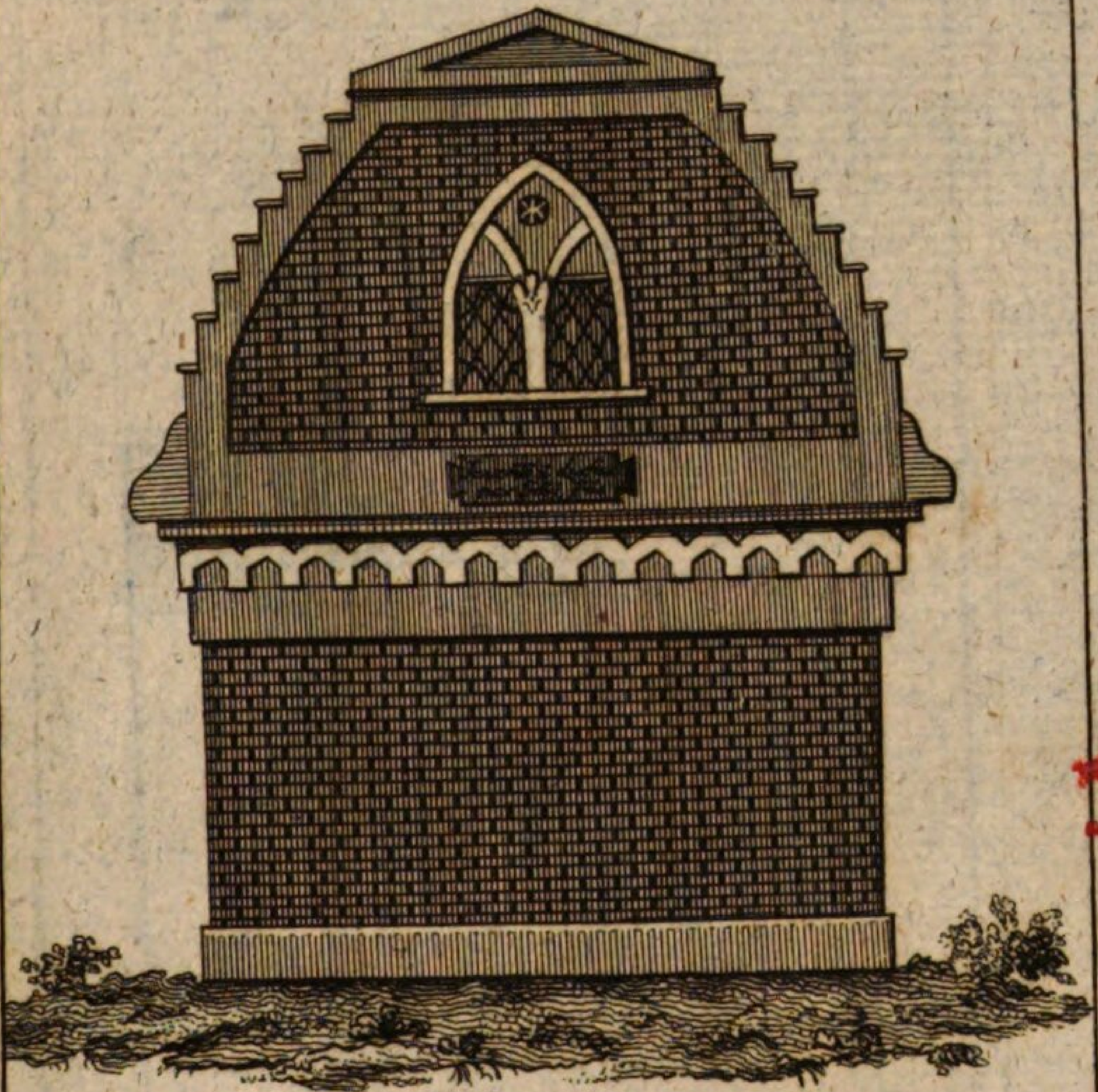
F.5095. S.185.

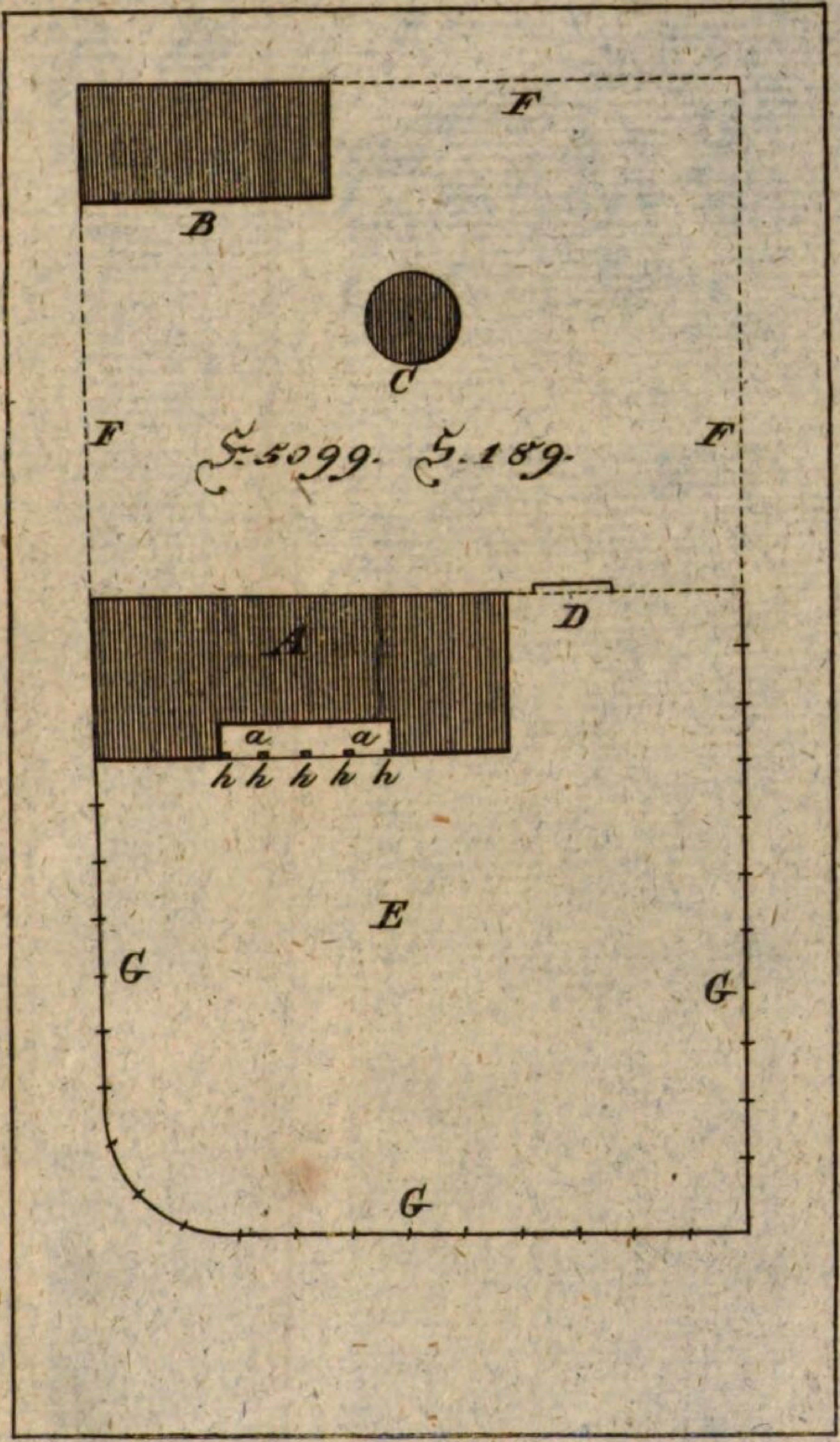




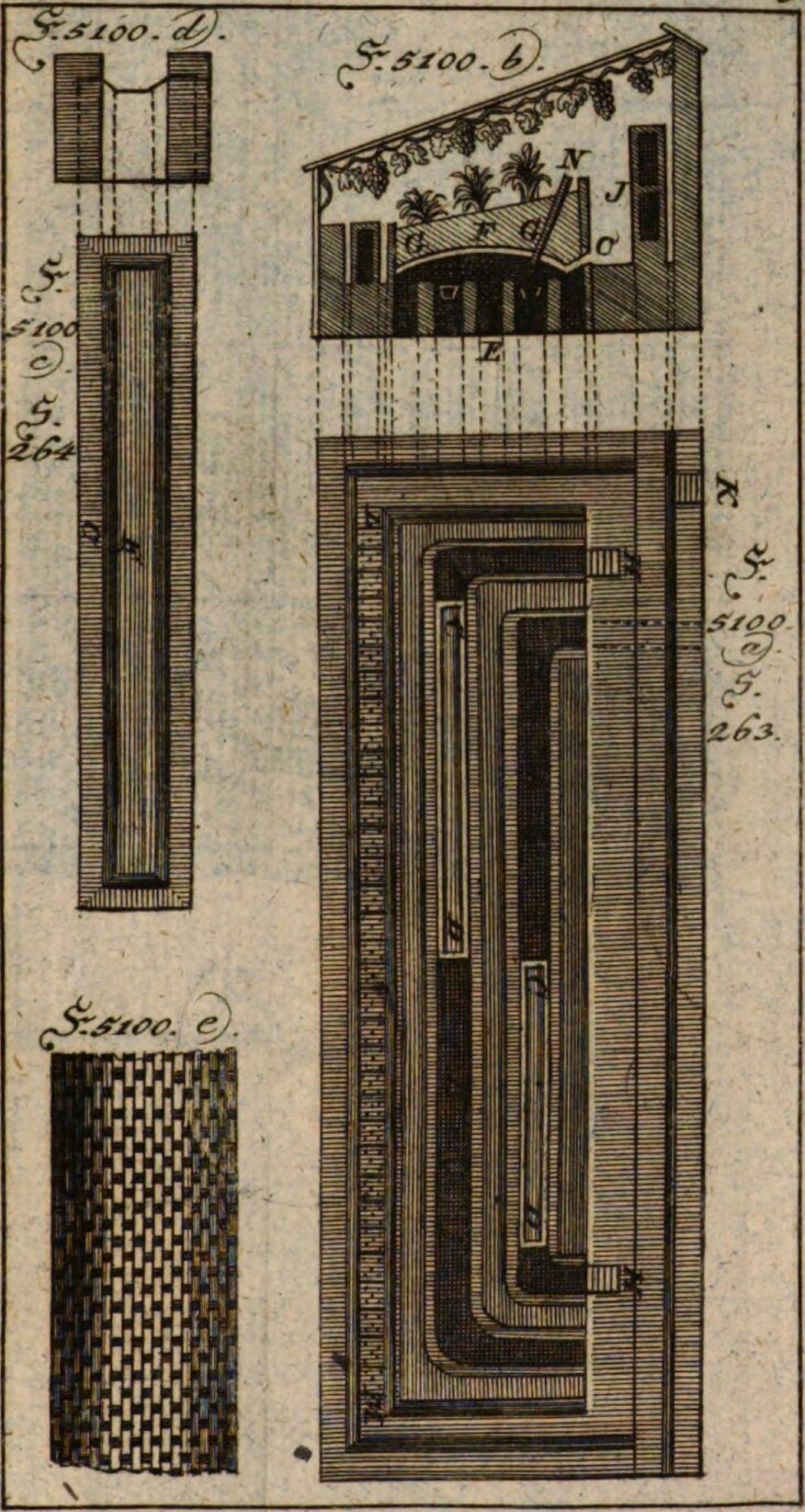
F.5096. S.187.

F. 5098. S. 189.

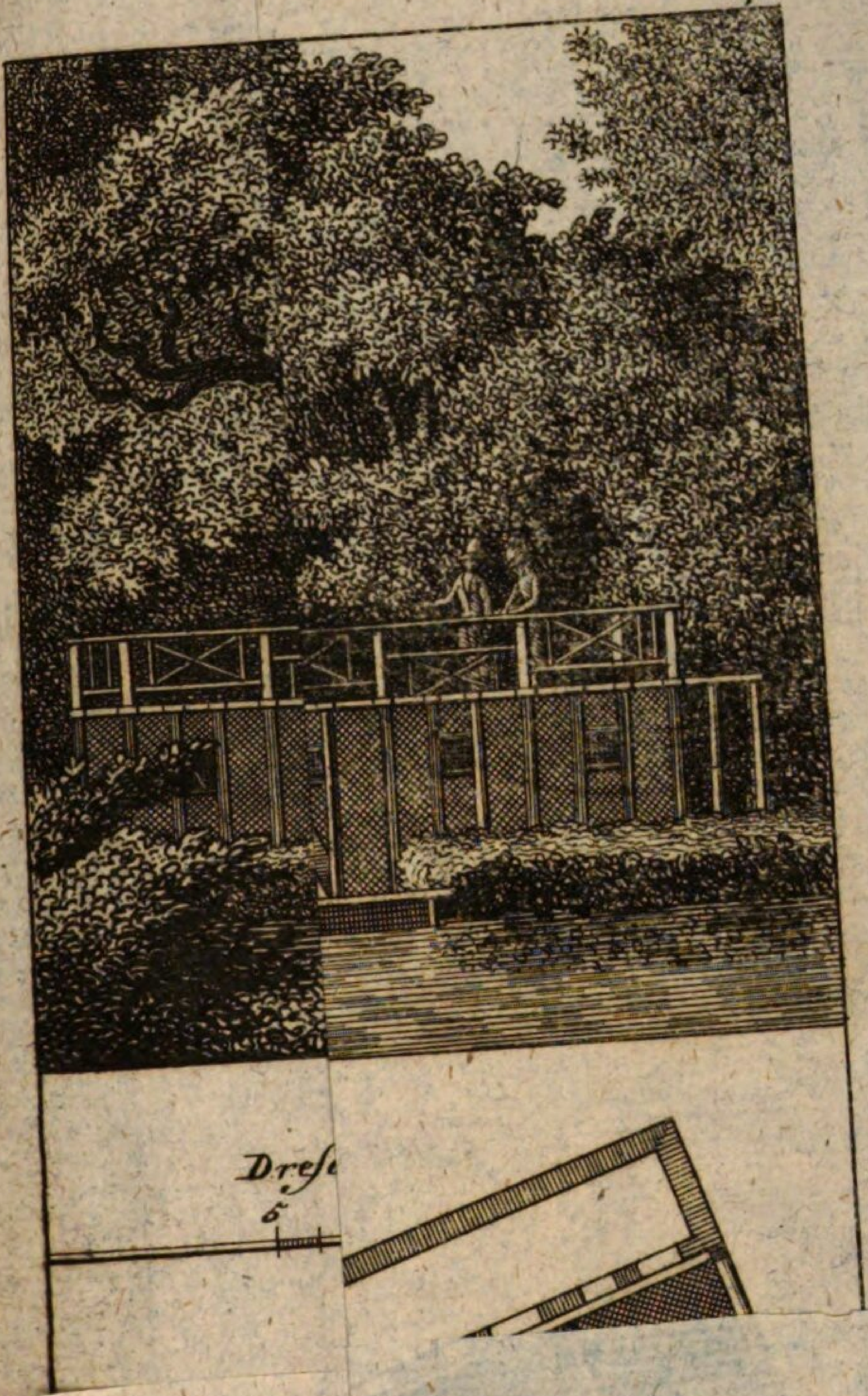




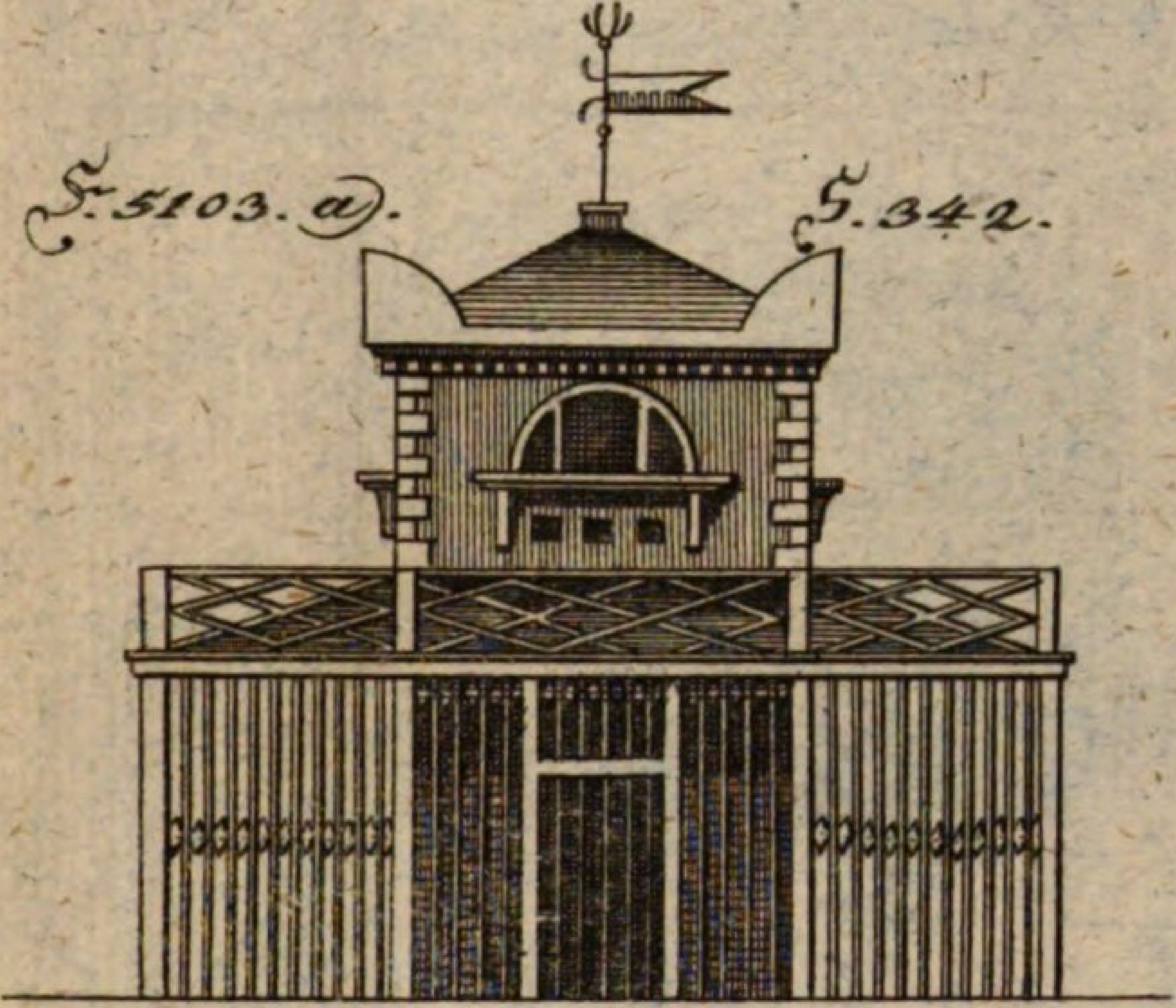
Oec. Enc. LXXXVIII Th.



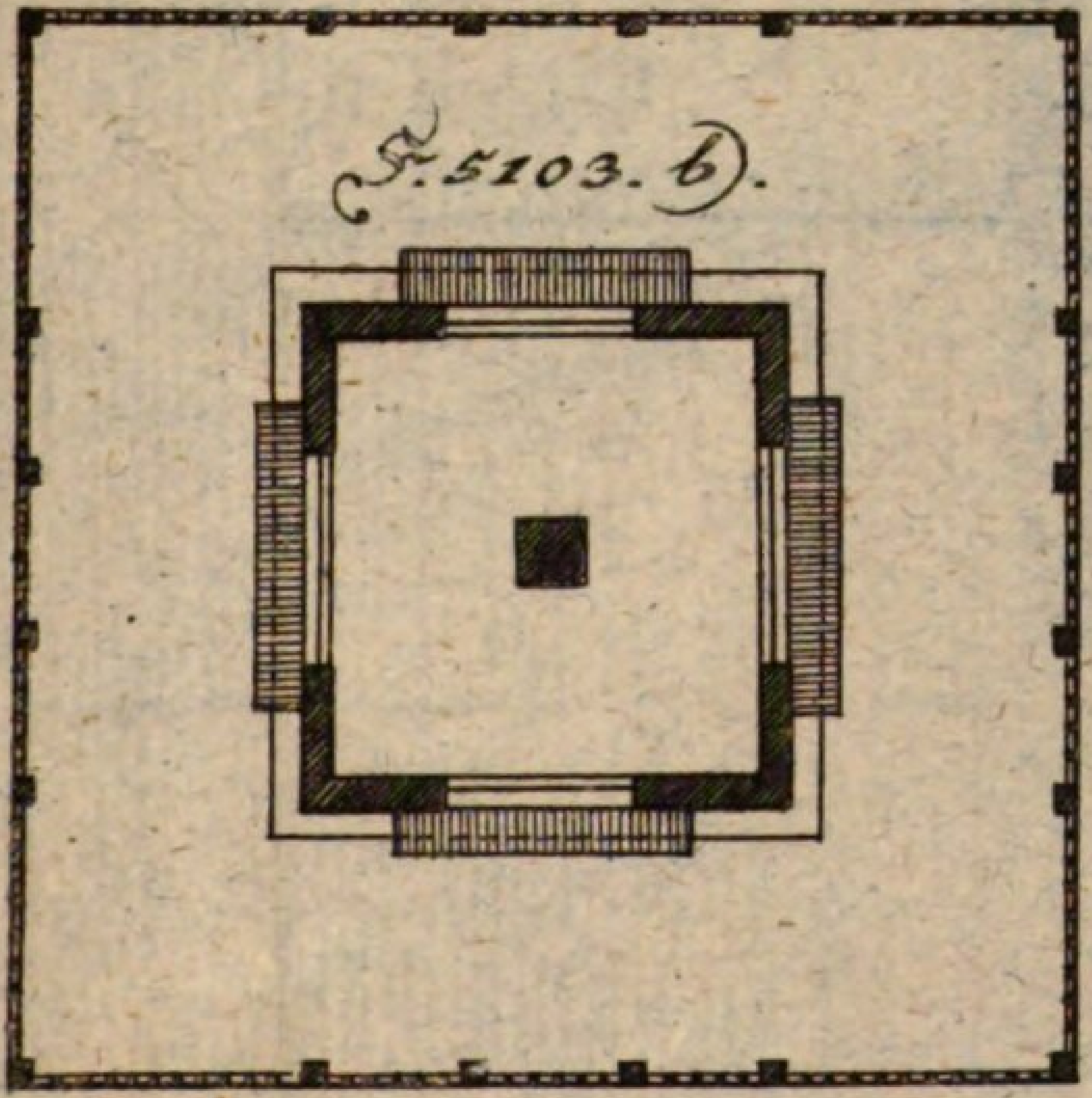
Oec. Enc. LXXXVIII Th.

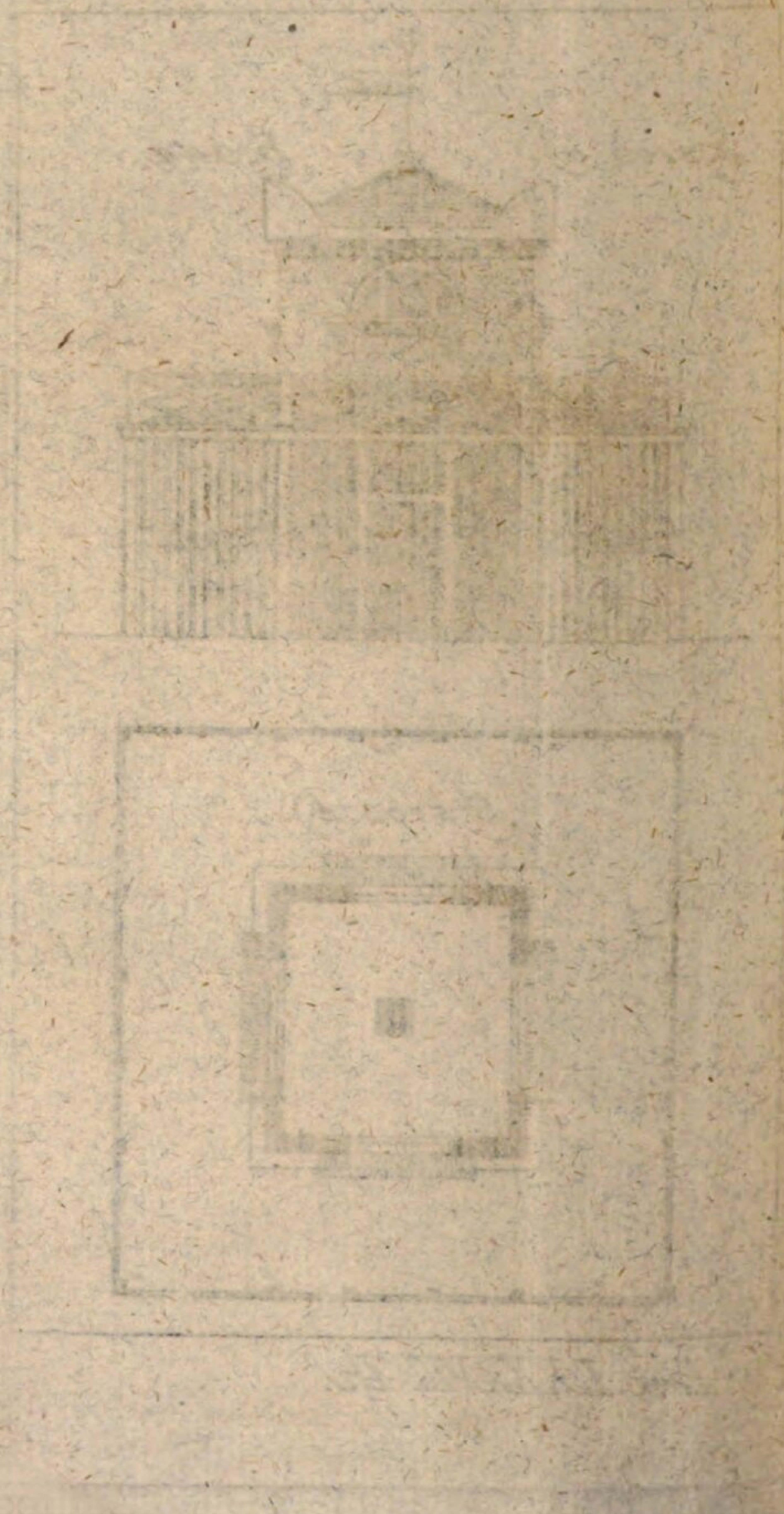


F. 5103. a). S. 342.

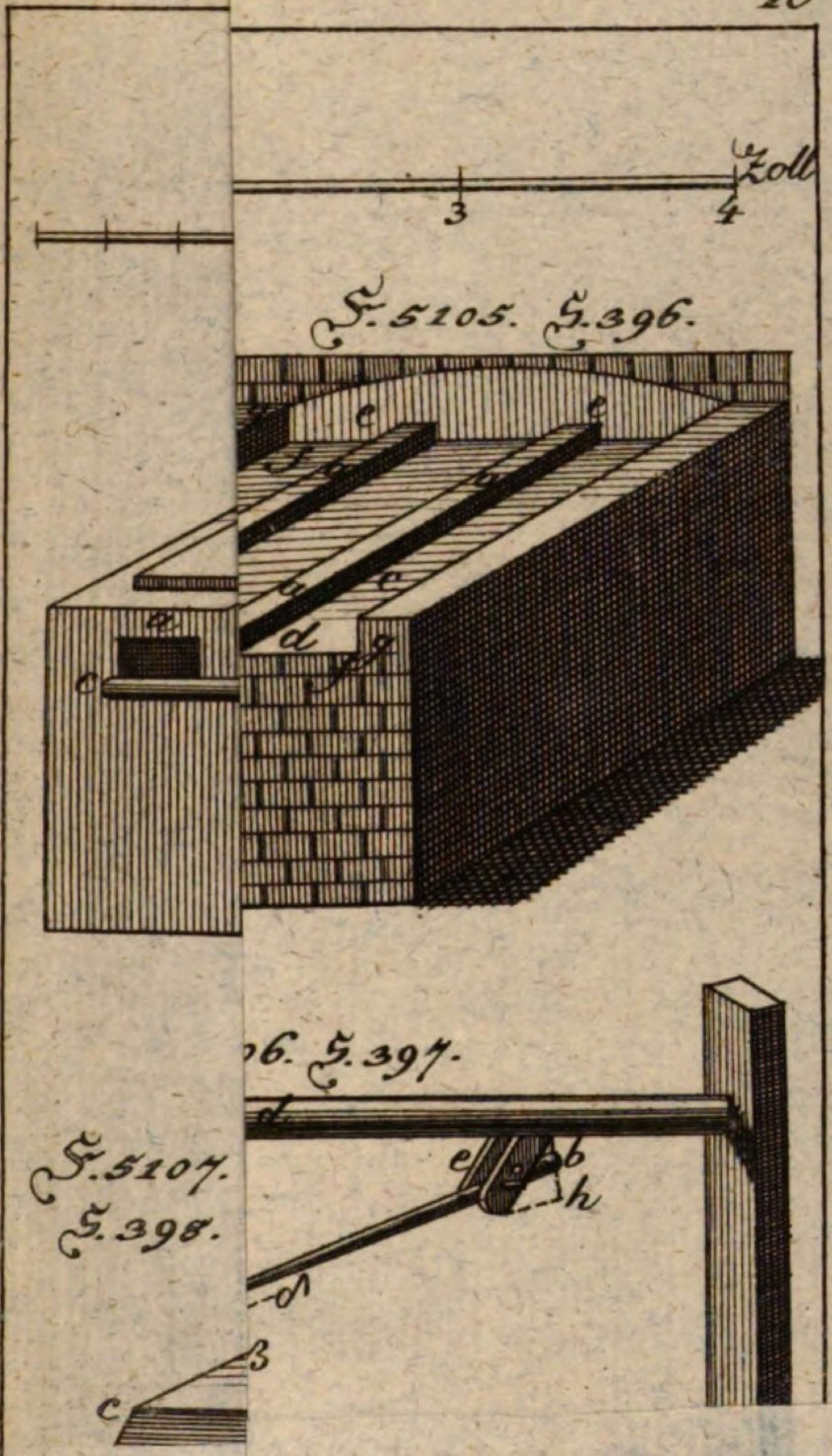


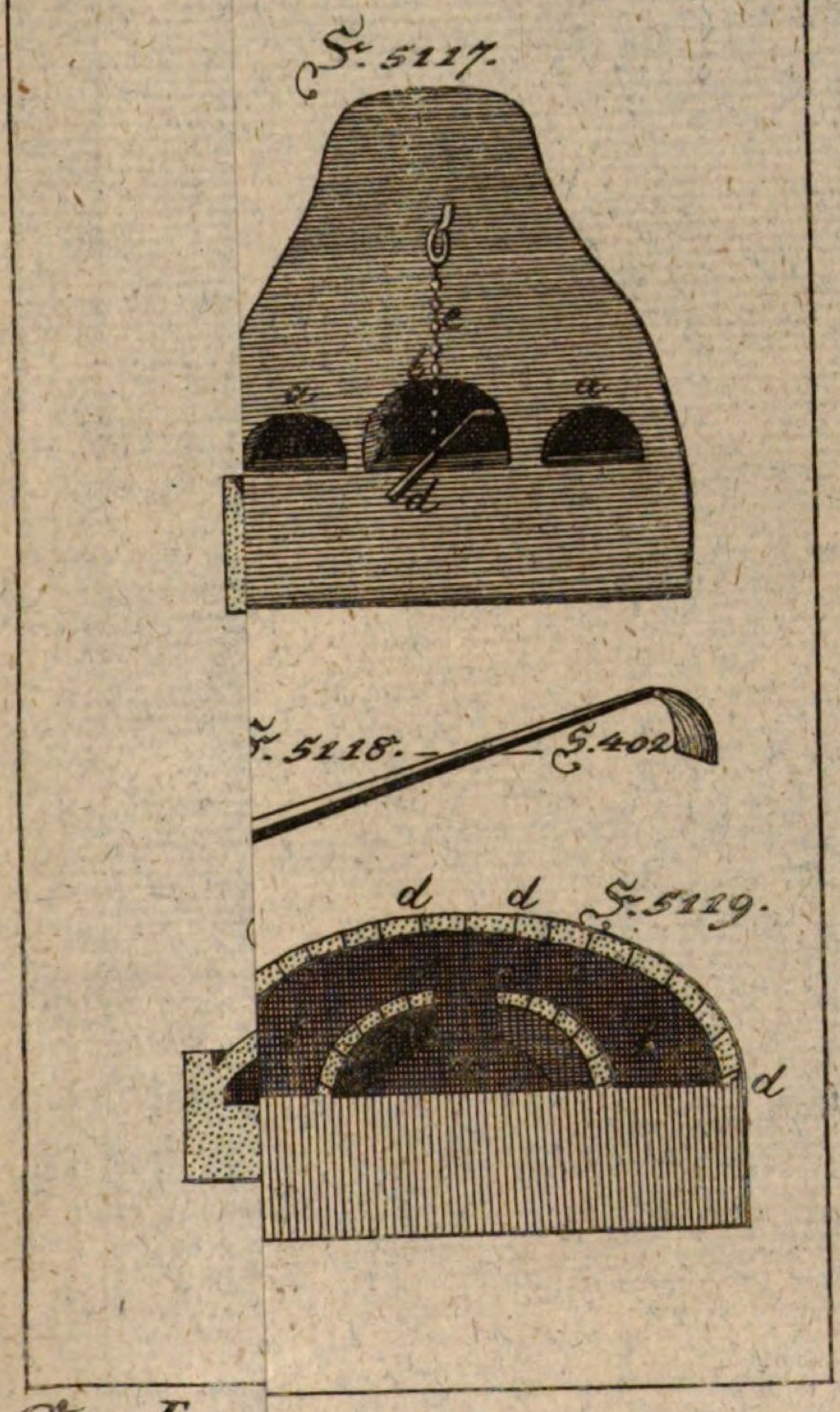
F. 5103. b).

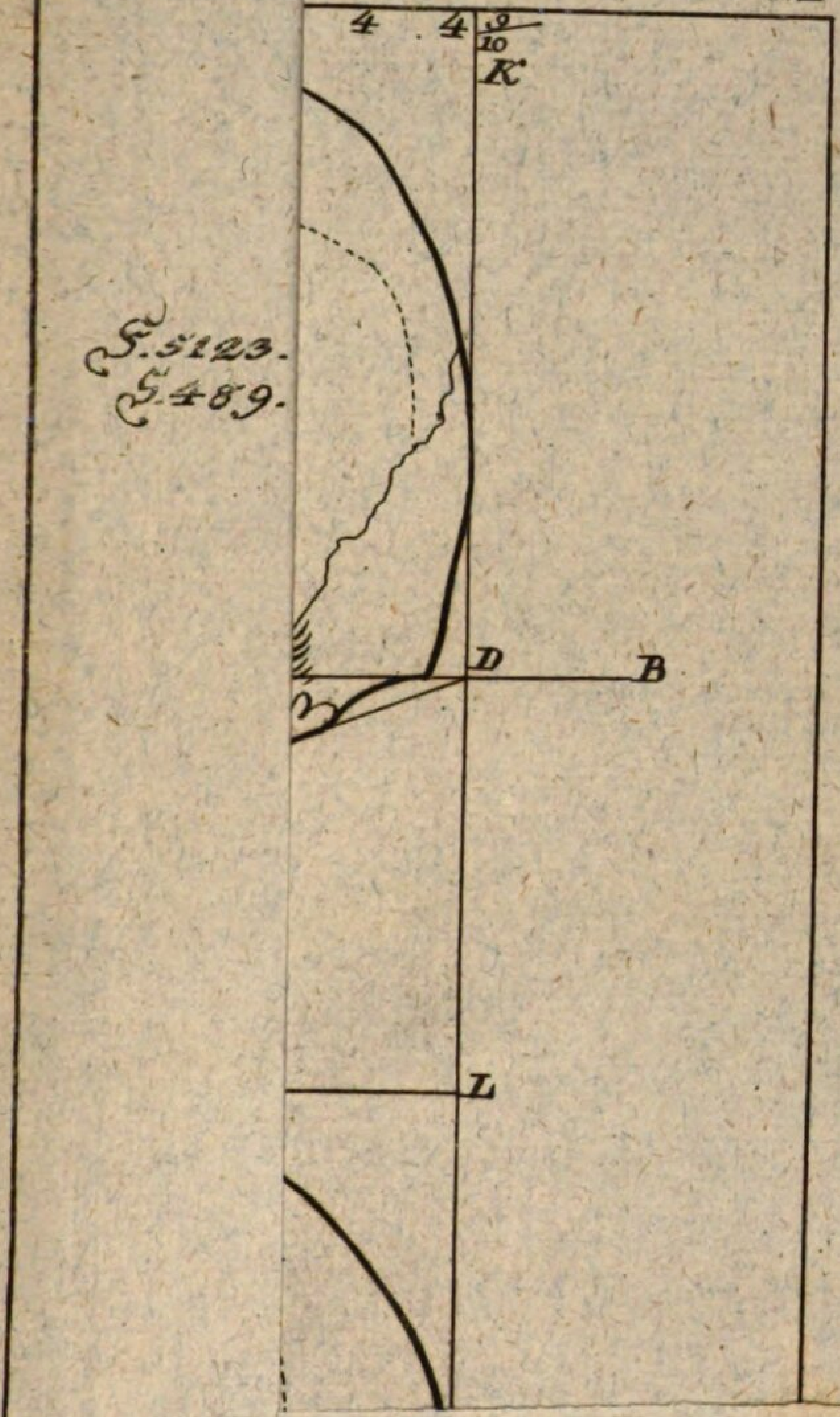




10

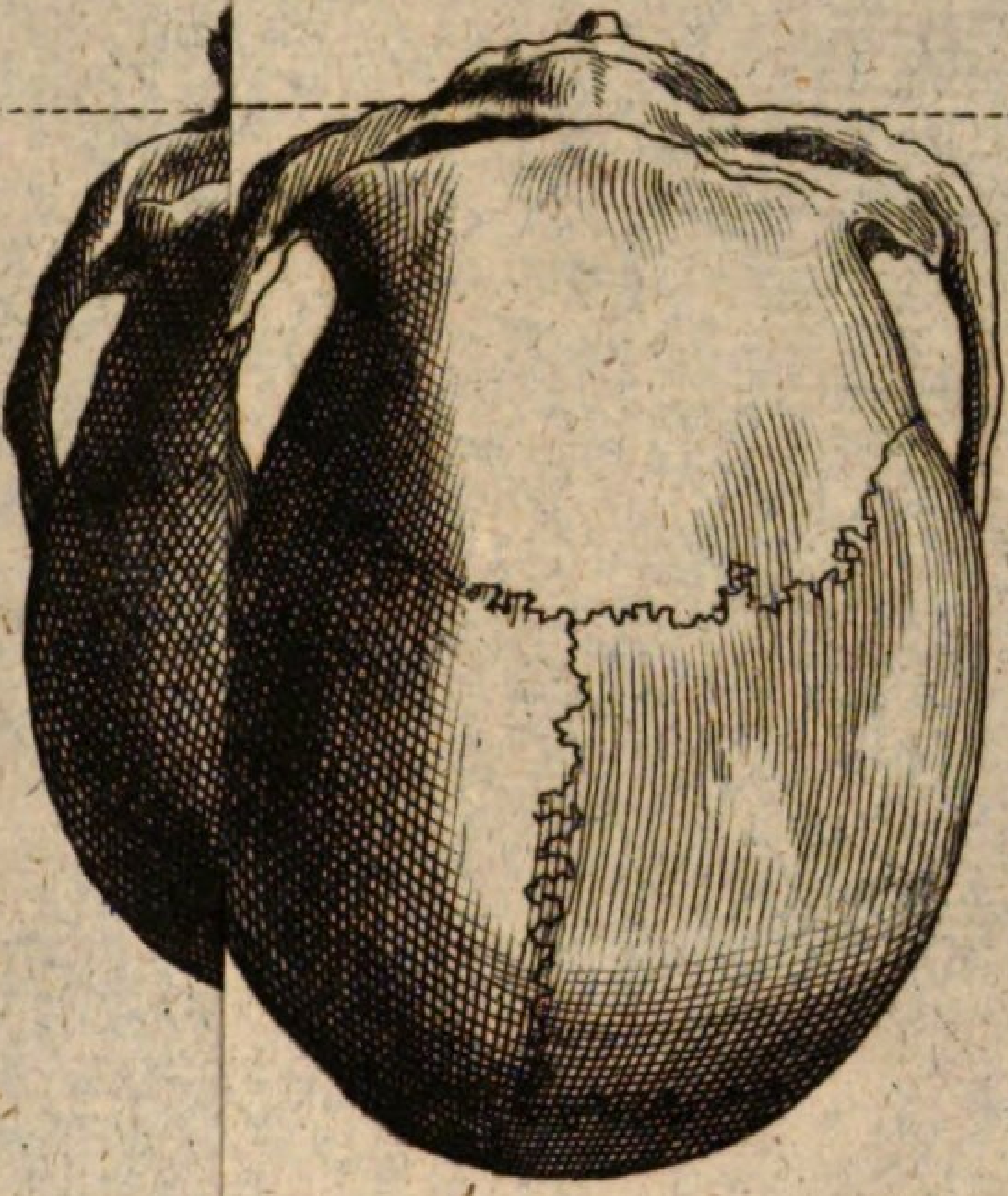



F. 5117.
e
b
a
a
d
F. 5118.
F. 402
d
d
F. 5119.
d


4 . 4 9/10
K
§.5123.
§.489.
D
B
L

F.5

F.5125.a). G.495.



T

Tunguse.

Dec. Enc.

Krünitz, Johann Georg, / Pauli, Joachim, / Floerke, Friedrich Jakob,

D. Johann Georg Krünitz ökonomisch-technologische Encyklopädie, oder allgemeines System der Staats-, Stadt-, Haus- und Landwirthschaft, und der Kunst-Geschichte in alphabetischer Ordnung
Bd.: 88

Berlin 1802

Oecon. 1032-88
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10296678-3
VD18 90038460